This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

[redacted]

# Die

# Litteraturen des Ostens

## in Einzeldarstellungen.

Bearbeitet

von

Dozent Dr. G. Alexici, Budapest; Prof. Dr. C. Brockelmann, Breslau; Prof. Dr. A. Brückner, Berlin; Prof. Dr. K. Budde, Marburg; Dr. K. Dieterich, München; Prof. Dr. K. Florenz, Tokyo; Prof. Dr. W. Grube, Berlin; Prof. Dr. G. Heinrich, Budapest; Prof. Dr. P. Horn, Strassburg; Dozent Dr. M. Murko, Wien; Dozent Dr. J. Vlček, Prag; Dozent Dr. M. Winternitz, Prag; Prof. Dr. W. Wollner, Leipzig.

---

**Erster Band:**

## Geschichte der polnischen Litteratur.

Von

Dr. A. Brückner,

o. Professor in Berlin.

---

Leipzig,
C. F. Amelangs Verlag.
1901.

[redacted]

# Geschichte

der

# polnischen Litteratur.

Von

Dr. A. Brückner,
o. Professor in Berlin.

Fallen kann auch ein grosses Volk;
zu Grunde gehen nur ein elendes.
*Staschic.*

Leipzig,
C. F. Amelangs Verlag.
1901.

PG 7012
B7

Obwohl die folgende Darstellung keinerlei Kenntnis polnischer Litteratur, Geschichte und Sprache voraussetzt, sucht sie das geistige und litterarische Leben der Nation zu schildern, wie sich dieses, aus geringen und späten Anfängen, trotz vorübergehender Rückfälle und dauernder Hemmungen, im Laufe der letzten vier Jahrhunderte immer kräftiger entwickelt und heute, lange nach dem politischen Falle der Nation, seinem Höhepunkte zustrebt.

Diese Darstellung ist das Ergebnis fremder und eigener Forschungen; letztere hatte seinerzeit die Liberalität der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin dem Verfasser ermöglicht, was mit besonderem Danke hervorgehoben sei.

Die Darstellung schlägt in Auswahl und Erklärung des Stoffes öfters eigene Wege ein; eine Hauptstütze für die gesamte ältere Zeit (1500—1800) war die grofse polnische Bibliographie von Direktor Karl von Estreicher, ein monumentales Werk, unerschöpflich an wohl dokumentierter Belehrung, leider noch unvollendet; der Verfasser konnte nur die Bände XII—XVIII (die Buchstaben A—H) benutzen. Er erfüllt eine weitere Dankespflicht, wenn er der Direktoren und Bibliothekare polnischer öffentlicher und Privatbibliotheken, die ihm in zuvorkommendster Weise seine Studien erleichterten und förderten, auch hier gedenkt; namentlich verpflichtet fühlt er sich dem Leiter des Ossolineums in Lemberg, Direktor W. von Kentrzynski, dem Direktor des Fürstlich Czartoryskischen Museums in Krakau, Prof. M. von Sokolowski, und dem Direktor der Gräflich Zamoyskischen Bibliothek in Kurnik bei Posen, Dr. Z. von Celichowski.

Zur Ausführung dieses Werkes sei noch bemerkt, dafs der kulturgeschichtliche Hintergrund breiter gezeichnet werden mufste, wenn der Zusammenhang zwischen litterarischem und nationalem

Leben deutlich werden sollte. Genauere bio- und bibliographische Angaben sind ausgeschlossen. Ebenso verzichtete der Verfasser meist auf jede Anführung von Textproben, obwohl er Züge und Ausdrücke der Quellen selbst in seine Darstellung öfters einflocht. Zur Bequemlichkeit des Lesers sind die polnischen Namen, soweit es anging, in deutscher Orthographie wiedergegeben. Doch mufsten, um die Namensformen nicht allzusehr zu entstellen, einige Ausnahmen gemacht werden; so sind die polnischen Z, aber nur zu Anfang, in Zaluski, Zamoyski u. a., behalten worden (auszusprechen Saluski, Samoyski); ebenso die polnischen cz (wie tsch auszusprechen, also Sienkiewicz = Sienkiewitsch, Mizkiewicz = Mizkiewitsch), rz (wie französisches j, Rzewuski wie französisch Jevouski, Skrzetuski wie Skschetuski); das ż ist sh (wie französisches j auszusprechen, Wenshyk wie französisches Vinjyk); die ie gelten immer als je, Sienkiewicz ist somit Sjenkjewitsch. Die Betonung der Namen ruht auf der vorletzten Silbe, also Sienkiéwicz, Nowakówski.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Erstes Kapitel. Die Anfänge | 1 |
| Zweites Kapitel. Reformation | 32 |
| Drittes Kapitel. Humanismus | 67 |
| Viertes Kapitel. Die Dilettanten des 17. Jahrhunderts | 115 |
| Fünftes Kapitel. Der Verfall 1700—1760 | 194 |
| Sechstes Kapitel. Wiedergeburt der Geister | 224 |
| Siebentes Kapitel. Pseudo-Klassik | 271 |
| Achtes Kapitel. Anfänge der Romantik 1820—1830 | 317 |
| Neuntes Kapitel. Die Romantik der Emigrationslitteratur. Adam Mizkiewicz | 358 |
| Zehntes Kapitel. Julius Slowazki | 393 |
| Elftes Kapitel. Zygmunt Krasinski | 418 |
| Zwölftes Kapitel. Die Romantik daheim | 445 |
| Dreizehntes Kapitel. Seit 1864. Poesie und Drama | 527 |
| Vierzehntes Kapitel. Der Roman. Sienkiewicz | 574 |
| Namenverzeichnis | 625 |

ERSTES KAPITEL.

# Die Anfänge.

In der »sarmatischen« Tiefebene, zwischen der Warthe und dem Bug, um die »weiſse« Weichsel von ihren Quellen bis zu ihrer letzten Wendung gegen Norden, sitzt seit Jahrtausenden das Volk der Polen, in drei Hauptstämme geteilt, die Polen im engeren Sinne oder »Groſspolen« an der Warthe, die das Reich gegründet und ihm ihren Namen gegeben haben; an der oberen Weichsel die »Weichselleute« oder späteren »Kleinpolen«, die eigentlichen Träger polnischer politischer und kultureller Macht; an der mittleren Weichsel die Masovier — Masuren, die fruchtbarsten Mehrer des Volkes und seines Bodens; vorgelagert dem Hauptstamme, erst später freigewordene Gebiete besetzend, sind die Schlesier und die Kaschuben, jene zu den einstigen lausitzer und märkischen Slaven, diese zu den Pommern hinüberleitend: alle ein Volk, eine Sprache, ein Temperament, in fünf verschiedenen Namen und Mischungen; »eine und dieselbe Sprache« — heiſst es in Zeugenaussagen vor Gericht im Jahre 1320 — »herrscht in Pommern und Polen, weil alle die (in Pommerellen) gemeiniglich wohnen, das Polnische sprechen«. Und ebenso verhält es sich mit den schlesischen »Wasserpolen«, welcher Name, schon dem 17. Jahrhundert geläufig, hergenommen ist von den Weichselflöſsern; trägt doch »Breslau« selbst den gewöhnlichsten altpolnischen Personennamen, denselben, welchen auch die pommerschen Landesfürsten, die Wartislawe (»Wenderuhm«) führten.

Ganz abgeschnitten vom Meere und das Gebirge meidend, echte »Feldleute«, wie es schon ihr Name besagt, unverdrossene

Ackerbauer, Hirten und Bienenzüchter, zumal seitdem der Ertrag von Jagd und Fischerei geringer geworden war, lebten die Polen, genügsam, mäfsig und froh, in slavischer Freiheit und Gleichheit, fernab von den Einfallsstrafsen der Ostvölker, wie von den Hauptadern alten Verkehrs, unbehelligt und niemanden behelligend, durch viele Jahrhunderte. Keine Kämpfe und Angriffe, nicht einmal erbitterte Grenzfehden, weckten die Energie des Volkes oder beeinflufsten seine Tradition, die ebenso wie in Böhmen, anders bei Russen und Südslaven, ohne epische Überlieferungen und Sagen blieb. Innig hängend am eigenen Boden, an allem Hergebrachten zäh festhaltend, gastfrei, tanz- und liedeslustig, sorglos und lässig, kräftig und gesund die Männer, zarter die Frauen, verbrachten diese Bier- und Mettrinker die vielen Jahrhunderte. Heiden, huldigten sie einem Naturdienst, ohne blutigere Opfer als das Rofsopfer, ohne reichere Mythen und Götterhierarchien oder Genealogien, ohne eine besondere Priesterkaste, ohne gröfsere Tempel, ohne Götzenbilder, ohne bedeutende nationale Kulte; begnügten sich mit Wahrsagern, mit Haus- und Dorfgöttern, mit Frühlings- und Herbstfesten im Freien. Besonders stark war der Familiensinn ausgeprägt, mäfsig die Polygamie, die Frau keine Sklavin, aber eine Gefährtin des Mannes, stark zur Selbständigkeit neigend; die Macht des Familienältesten, zumal wenn Familien sich nicht abteilten, sondern weiter zusammen hausten, war bedeutend. Holzhütten und Holzburgen, in und an Sümpfen, bedeckten das Land; die Bewaffnung war eine primitive, Münzen, bei dem Fehlen von Metall im Lande, unbekannt, durch bunte Tücher, Felle, Salzstückchen ersetzt, die noch lange Zeit Gerichtsstrafen blieben.

Sociale Verschiebungen bereiteten auch hier langsam sociale und in deren Gefolge politische Ungleichheit vor; reichere und angesehenere Stammesälteste, Stammfürsten und ihr Gefolge, traten auf, bis das energischere Geschlecht der Piasten aus ihrem »Neste« — denn das bedeutet »Gnesen« — die »Neste« anderer Stämme und Geschlechter sich unterwarf. Merkwürdigerweise vollzog sich fast um dieselbe Zeit, um 830 herum, derselbe Prozefs in Mähren: die beiden westslavischen Staaten, Polen und Mähren-Böhmen, sind zu derselben Stunde geboren, und wie in Polen der Schwerpunkt von dem Norden (Gnesen) nach dem Süden (Krakau) sich verschob, so schwang sich auch das west-

liche Prag über den östlichen Welehrad auf. Besonders bezeichnend für Charakter und Temperament der altslavischen Demokratie war, daſs, ganz im Gegensatze zu Germanen, die Herrschergeschlechter bei Böhmen und Polen, die Przemysliden wie die Piasten, nicht von Göttern oder Heroen, sondern von einfachen oder gar armen Bauern sich herleiteten; »Piast«, d. i. der Stöſsel, der Sohn des »Besens« und Mann des »Rübchens«, sieht seinen Sohn als Herrn in Gnesen einziehen; die Przemysle wie die Piasten mahnen in der Schatzkammer Bauernschuhe lange an ihre Herkunft; nie irrte auch die späteste Tradition in diesem Punkte. Jetzt freilich schlug die einstige ungebändigte slavische Freiheit in die gleichmäſsige, vollständige Abhängigkeit aller von dem Fürsten-Hausvater um, der über Kraft und Habe seiner Unterthanenkinder uneingeschränkt verfügte, sie höheren Zwecken dienstbar machte und dadurch ihre Selbständigkeit anbahnte. Ein starkes Geschlecht waren diese ersten Piasten, die Männer sowohl wie die Frauen: der erste »historische«, d. h. auch deutschen Quellen wohlbekannte Mieschka (»der Bär«, vielleicht nach seinen nordischen Vettern, den Björnen, so benannt) und sein ungleich gröſserer Sohn, Boleslaw, der nach dem wilden böhmischen Ohm seinen Namen erhalten hatte; ebenso die Schwester des »Bären«, die »Weiſse Fürstin«, die wie ein Mann trank und zu Pferde ritt und mit eigener Hand mordete, die Königin von Ungarn und Mutter Stephans des Heiligen, die allein über ganz Ungarn zu gebieten und zu schalten hatte; oder die Tochter des »Bären«, die »hochmutige« (Storrada) Mutter Knuts des Groſsen: denn übers Meer und übers Gebirge, nach Schweden und nach Ungarn, die so bezeichnend gleich an der Wiege polnischer Geschichte auftraten, reichten die Verbindungen des Heldengeschlechtes, und das goldene Prag im Westen, wie das goldthorige, russische Kiew im Südosten, beide fühlten gleichmäſsig die Schärfe des Piastenschwertes, des »Schartigen«, das zum Krönungsschwert dereinst werden sollte.

In den Kreis europäischer Gesittung war Polen nach der Annahme der Taufe durch Mieschka im Jahre 966, wozu ihn seine böhmische Gemahlin überredet hatte, eingetreten. Allerdings waren schon im neunten Jahrhunderte bei den »Weichselleuten« (Kleinpolen) die ersten Glaubensboten aufgetaucht, die frommen Schüler der Slavenapostel von Byzanz her, aber nicht sie waren

berufen, das Christentum vom Oberlaufe der Weichsel bis in ihre Niederungen zu führen. Es ward von fundamentaler Wichtigkeit für die Geschicke des Slaventums überhaupt, dafs die alte slavische Liturgie in Polen nur ein kümmerliches Dasein fristen konnte, bis sie ganz von dem lateinischen Ritus aufgesogen wurde. Denn nunmehr schufen zwischen Polen und Russen konfessionelle Gegensätze die Schranken, welche weder geographische noch nationale Unterschiede hätten auf die Dauer aufrecht erhalten können, Gegensätze, die aufserhalb der Slavenwelt erstanden, in sie hineingetragen wurden und in einem von Jahrhundert zu Jahrhundert steigenden Mafse die »Feldleute« an der Warthe und Weichsel von den »Feldleuten« am Dniepr, um Kiew entfremdeten, wo die griechischen Bischöfe den ganz unslavischen Hafs gegen die »Lateiner« künstlich weckten und eifrig nährten. Nur drei Jahrzehnte trennten die offizielle Annahme des Christentums in Gnesen-Posen von derjenigen in Cherson-Kiew, aber sie genügten, den folgenschweren Rifs, der für immer die Einheitlichkeit des slavischen Ostens gegenüber dem romanischen und germanischen Westen zertrümmert hat, zu erweitern. So wurden im Slaventum die konfessionellen, kulturellen und politischen Gegensätze geschaffen und dadurch aus denselben Anfängen heraus eine diametral entgegengesetzte Entwicklung bedingt, die hier zum aristokratischen Kulturstaat, dort zum Bauerndespotismus der Unkultur führen sollte; diese Gegensätze überwogen bei weitem das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Blutsverwandtschaft. Nur das Temperament und natürlich auch die Sprachen teilten nicht diese Entfremdung; wie bei den Böhmen, so ist auch bei den Polen sogar die christliche Terminologie die der Südslaven und Russen geblieben und weist auf jenes mährische Reich zurück, wo die Slavenapostel die Anfeindungen der Deutschen mit wechselndem Erfolge bestanden haben, bis die magyarische Invasion dem mährischen Reiche und der slavischen Liturgie das jähe Ende bereitete.

Über diese Anfänge des slavischen Ritus hinweg lieferte sich und sein Volk dem lateinischen Christentum aus der »Bär«, willig seiner böhmischen Gemahlin, der »Guten«, folgend. Diese Przemyslidin Dobrawa war übrigens den piastischen Frauen ganz ebenbürtig, und tief prägte sich die Gestalt der Fürstin, die gegen jede Sitte ihren Jungfrauenkranz nie ablegte, vor deren hoheits-

voller Erscheinung ganze Heere scheu zurückwichen, dem Gedächtnisse des Volkes ein, das von seiner »jungfräulichen« Fürstin Aufserordentliches zu erzählen wufste und damit, förmlich vorahnend, die grofse Rolle andeutete, welche Polens Frauen in der Geschichte seiner nationalen und geistigen Kultur zu spielen einst berufen waren und noch heute es sind.

Fremde Geistliche, Deutsche und besonders viel Romanen, wurden nun Träger des Glaubens, und erhielt auch frühzeitig die polnische Kirche ihre Selbständigkeit, ausscheidend aus jeglichem deutschen Metropolitanverband, so drückte desto länger fremde Sprache, fremdes Wissen und Denken jede eigene Regung nieder, besonders in den Klöstern, die für das Land ökonomisch, nicht geistig bedeutend und anregend wurden. War somit Polen unverhältnismäfsig spät dem Abendlande angegliedert, war schon dadurch die gröfsere Jugend, Unreife seiner Kultur bedingt, so verschärfte sich noch diese Ungunst durch den Mangel einer nationalen Geistlichkeit höheren Stiles. So kam es denn, dafs sich diese Geistlichkeit die nächsten und wichtigsten Aufgaben völlig entwinden liefs, dafs sie gar nicht daran dachte, wenn nicht die störrischen und stammfremden Preufsen, Jatwingen oder gar Litauer, so doch mindestens die dieselbe Sprache sprechenden Pommern zu bekehren und ihrem Einflusse zu sichern; sie verriet ihr eigenes Land, als sie Deutsche, mit dem Schwerte Preufsen und mit dem Worte Pommern bekehren liefs. Diesen Mangel jeglicher Wirksamkeit nach aufsen hoben auch nicht auf besondere Leistungen der inneren Mission: aus den beweglichen Gemütern der Polen liefs sich das alte Heidentum leicht ausrotten in seinen gröbsten Erscheinungen; eine Reaktion, ganz vorübergehend, richtete sich 1035 vielleicht mehr gegen Fremde, als gegen Christen; der Sinn der Geistlichen, blofser Beamter des Staates und nicht Gottes und seiner Kirche, blieb lange und entschieden auf die Welt allein gerichtet, der sie schon durch ihr Heiraten angehörten; nicht aus Glaubenseifer kam es denn auch zu dem ersten Konflikte zwischen König Boleslaw II. und Bischof Stanislaw von Krakau, der dem Lande seinen ersten Landesheiligen schuf und die beispiellose Verbreitung des Namens; pflegte ja noch im 16. Jahrhundert der alte König zu scherzen: Ein Stanislaw aus der Stube, ein anderer herein.

Die ersten Jahrhunderte verflossen in slavischer Lässigkeit

und Trägheit. Nach aufsen sank das Ansehen des jungen Staates; die folgenden Piasten hielten nicht, was Mieschka und Boleslaw versprachen, und als zahlreiche Nachkommenschaft eines Piasten im Jahre 1138 Teilungen des Staates, als eine Art Familienbesitzes, notwendig machte, schien das vielfach geteilte Polen seinem Untergange entgegengehen zu sollen. Damals wurde Schlesien seinem Mutterlande entfremdet und ging zum grofsen Teile dem Slaventum für immer verloren, wurde Breslau deutsch; dasselbe war mit Pommern der Fall; auch im Osten schrumpften die Grenzen gegen Russen ein, und im Norden mufste man den deutschen Orden gegen die Preufsen zu Hilfe rufen; die Schrecken der Tatareneinfälle, die sich über Kleinpolen mehrfach einherwälzten, des schwarzen Todes, machten das 13. Jahrhundert zu einer Zeit tiefsten Niederganges. Freilich brachte diese Zeit auch den Umschwung herbei.

Sie weckte vor allem den religiösen Sinn in Polen, der sich jetzt in weltfremdem, entsagendem Dahinleben auch auf Fürstensitzen, in mafsloser Ausstattung von Kirchen und Klöstern mit Grund und Boden, in Verleihung kostbarer Rechte an die Geistlichkeit, in Steigerung ihres Ansehens, ihrer Wirksamkeit zumal durch die neuen Predigerorden äufserte; religiöse Bewegungen ergriffen jetzt die Massen, die bisher vom Christentume eigentlich nur die äufsere bittere Schale der Arbeits-, Ehe- und Fleischverbote und der vielen Zahlungen kennen gelernt hatten; jetzt erst sickerte allmählich etwas auch von der Lehre des Christentums durch und begannen die Anfänge seelsorgerischer Thätigkeit und der Unterweisung der Pfarrkinder. Noch eine andere wichtigere Änderung ging gleichzeitig vor: in die bisher national homogene Masse von Adel und Bauer drangen als fremder Keil deutsche Elemente zumal in die Städte ein, welche erst jetzt aus slavischen Burgen und Vorburgen zu selbständigen, wohlhabenden, verkehrsreichen Gemeinwesen wurden.

Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts waren nämlich Deutsche von einem neuen Drang nach Osten ergriffen worden, wie dies schon einmal zu Anfang der christlichen Zeitrechnung mit ihnen der Fall gewesen war; waren sie aber damals nur als Eroberer und Zinsherren über Slaven, Litauer, Finnen erschienen, so kamen sie jetzt als friedliche Kolonisten, mit den wirksameren Waffen des Pfluges, Gewerbes und Handels; so gewannen sie

Mecklenburg und Pommern, so eroberten sie Preufsen, die Marken und Schlesien, so bedrohten sie Polen und Böhmen. Aber je weiter von den friesischen Marschen, sächsischen Heiden und fränkischen Abhängen, desto schwächer schwärmte die deutsche Kolonisation aus; nach Polen, aufser im schlesisch-märkischen Grenzstreifen, kamen Deutsche weniger aufs platte Land als in die Burgen und in die alten, primitiven Bergwerke; namentlich übte »Grofssalze«, d. i. Wieliczka, Kleinsalze (Bochnia) und die Bleigruben von Ilkusch Anziehung aus. Besonders waren es jedoch die Städte, das grofspolnische Posen und das kleinpolnische Krakau allen voran, welche von Deutschen nach heimischen Verhältnissen umgeschaffen wurden; Lübecker und Magdeburger, kulmisches und neumärktisches Recht, deutsche Stadtverfassung und Gerichtssatzungen kamen so nach Polen; Ratmannen und Schöffen, Bürgermeister und Vögte, Innungen und Gilden lenkten städtisches Handwerks- und Verkehrsleben ganz in deutsche Bahnen. Wo Deutsche selbst nicht hinkamen, richtete der augenfällige Vorteil der neuen Ordnung, die reichen und sicheren Gefälle, die Belebung von Handel und Wandel die alten Verhältnisse nach den neuen um; so wurden namentlich auf dem flachen Lande polnische Dörfer auf deutsches Recht ausgesetzt.

Die rasche ökonomische Hebung des Landes barg jedoch augenscheinlich grofse nationale Gefahr. Deutscher Gottesdienst, deutsche Schulen, deutsche Geschäftsführung breiteten sich ungemessen aus; aus Deutschland kamen Kleriker-Vaganten in die Pfarrschulen als Rektoren; Reimer-Gaukler verbreiteten deutsches Lied und Sage, z. B. die Walthersage; deutsche Ortsnamen, Landskrone, Landeshut (Lanzut) u. a. liehen dem Lande stellenweise neues Gepräge; die städtischen Verhandlungen und Bücher wurden ausschliefslich deutsch geführt. Wenn König Kasimir z. B. im Jahre 1336 Edikte des Krakauer Stadtrates gegen allzugrofsen Aufwand bei Hochzeiten bestätigte, führte er nur deutsche Bezeichnungen auf, sprach von »Reimern«, die singen und Hochzeitsreden halten, von den Verkäufern des »Unroth«, von dem Verlobungsmahl im Hause des Bräutigams, dem »Friwurt oder Genesche«. Ja, die deutschen Aspirationen griffen von Bürgern und Städten auf Adel und flaches Land hinüber und bedrohten den polnischen Charakter des Staates. Auf sie konnte der böhmische Przemyslide sich stützen, als er seit 1292 die

polnischen Teilfürstentümer eines nach dem anderen unterwarf und 1300 zum Könige von einem neuen, grofsen Polen sich krönen liefs, das nur Masovien noch nicht einschlofs, und als nach dem raschen Absterben der Przemysliden der eben noch landesflüchtige, kujavische Herzog, Wladyslaw der Ellenlange, vom Sandomirer Lande aus die Eroberung und neue Einigung Polens unternahm, waren es die deutschen Städte, Posen und Krakau, die ihm den schwersten Widerstand bereiteten. Posen, allerdings von rivalisierenden grofspolnischen Städten nicht unterstützt, hielt an den schlesischen Fürsten fest und mufste 1312 mit Gewalt unterworfen werden; Krakau verstieg sich zu offenkundigem Hochverrat, öffnete gegen den Landesfürsten dem schlesischen Boleslaw von Oppeln seine Thore; sein Bischof Muskat, dem es nach den Lorbeeren und dem Lose seines längst heiliggesprochenen Vorgängers, des Bischofs Stanislaw, zu gelüsten schien, und sein mächtiger Vogt Albert zogen jedoch, von anderen Städten, so von Soncz, nicht unterstützt, den kürzeren im Kampfe gegen den Ellenlangen, mufsten fliehen oder sich unterwerfen; Hinrichtungen und Konfiskationen straften die Hochverräter. In diesen Kämpfen erwachten in Europa zuerst und formulierten sich nationale Gegensätze, die bis dahin nur latent vorhanden waren, und »Ausrottung der Polen« wurde schon seit 1310 als Losung ausgegeben und ist somit keine moderne Erfindung. Den Söhnen Heinrichs von Glogau, die über Grofspolen herrschten, rieten ihre »Teutonici«, das ganze polnische Volk auszurotten, sowohl geistliche wie weltliche, zumal den Adel, und dem von den polnischen Fürsten selbst ins Land gerufenen und unterstützten deutschen Orden wurde das exterminare idioma polonicum zum Programm, obwohl sich der Orden vorläufig nur mit dem materiellen Ruin Polens begnügte, wie auf jener Heerfahrt von 1331, wo man systematisch jedes Dorf, jede Kirche, jedes Haus in den Städten durchsuchte, sogar die Opferstöcke sorgsam öffnete, ehe man alles verbrannte. Schon aus dieser Zeit stammte daher jene Entfremdung, welche später den Niedergang der polnischen Städte und ihrer Bürgerschaft beschleunigte, welche in dem bekannten Sprichworte, das schon im 16. Jahrhundert als ein altes galt (so lange Welt Welt bleibt, wird nie der Deutsche dem Polen ein Bruder werden), sich bethätigte und in der Geschichte des polnischen Geistes so oft zum genativen Ausdrucke gelangte.

Das Deutschtum der Städte und vieler Klöster in Polen — nur Masovien, das halbe Unabhängigkeit gegen Böhmen und Polen vorläufig behauptete, machte auch hierin eine Ausnahme — bedrohte somit im Ernste das nationale Leben. Jetzt erwachte die polnische Geistlichkeit. In den Jahrhunderten seit 966 war nämlich in ihr ein mächtiger Wandel eingetreten; trotz der eingesprengten fremden Elemente, trotz der »Gallier« und »Italiker« unter den Bischöfen, trotz der Deutschen in den Klöstern, namentlich der Cistercienser in Grofspolen, in Obra (ein Abt »von Jagow«), Paradies, Lekno, dann in Lubin, Trzemeschno u. a., die sich aus märkischen und schlesischen Deutschen ergänzten, war doch die Geistlichkeit, welcher das Cölibat lange fremd blieb, namentlich in den höheren Würden, durchaus national geworden, wie es die Selbständigkeit der polnischen Kirche mit sich hatte notwendig bringen müssen. Und so traf schon im Jahre 1257 die Synode von Lenczyza die Bestimmung, dafs die Pfarrer in ihre Schulen keine Deutschen als Lehrer aufnehmen sollten, falls sie nicht des Polnischen mächtig wären, um den Knaben das Latein und die Autoren polnisch zu exponieren. Besonders mafsgebend wurde das Auftreten des Erzbischofs von Gnesen, Jakob Swinka, der auf der Synode von 1285 bereits ausdrücklich als Zweck die »Erhaltung und Förderung der polnischen Sprache« betonte, und seine Nachfolger beriefen sich auf sein Vorbild und bedrohten mit Kirchenstrafen die Nichtbeachtung seiner Vorschriften. Swinka war ein Eiferer, liefs Fremde bewufst nicht aufkommen, meinte von dem Deutschen, der 1300 vor König Wenzel in Gnesen gepredigt hatte, er hätte es wohl verstanden, wäre er nur nicht ein Ausländer und ein »Hundskopf« gewesen, und ebenso wie er gegen die deutschen Lehrer auftrat, hätte er nicht geduldet, dafs Klöster in Polen sich weigerten, Polen aufzunehmen. So, seit dem Ende des 13. Jahrhunderts, begann die grofse nationale Rolle des polnischen Klerus, der über römische Rechtgläubigkeit strenge wachte, ohne sich jedoch zu einem blofsen römischen Werkzeug zu erniedrigen, seines Polentums sich zu entäufsern; sind doch später sogar die polnischen Jesuiten nicht ganz nach der Art ihrer deutschen oder spanischen Brüder geschlagen, sind mehr Polen geblieben.

Durch das rasche Aussterben einzelner Piastenlinien, der kleinpolnischen, grofspolnischen, kujavischen u. s. w., im Laufe

des 13. Jahrhunderts war das Zusammenschlagen der Teilstaaten und schliefslich deren Wiedervereinigung zu einem neuen polnischen Königreiche angebahnt; nach Abwehr böhmischer und schlesischer Ansprüche hatte das grofse Werk der kleine »ellenlange«, aber zähe Wladyslaw durchgesetzt. Sein bedeutender Sohn, Kasimir, liefs das erschöpfte Land die Segnungen einer längeren Friedensperiode durchkosten; erst unter ihm verschwand das archaistisch einfache, frühmittelalterliche Polen mit seinen dürftig gelichteten Wäldern und schwer gangbaren Wegen, mit seinen romanischen, einkastellierten Kirchen und ihren byzantinischen Malereien, mit den Holzhäusern und dem primitiven Leben darin, um Platz zu machen den gotischen Kirchen und den steinernen Bauten, dem regen materiellen, geistigen und künstlerischen Verkehr mit Prag und Nürnberg, dem lebhaften Handel, der den Städter bereicherte, wie jenen Wirsing in Krakau, dafs er im Namen der Stadt die stolzesten Fürsten der Christenheit bei sich mit Ehren bewirten konnte, wovon nicht nur die einheimischen Quellen, sondern auch der französische Trouvere (Machaut) mit Staunen berichtete. Freilich mufste diese Friedensperiode durch grofse Opfer erkauft werden; Kasimir liquidierte die unhaltbar gewordenen Stellungen, schlofs einen nachteiligen Frieden mit dem deutschen Orden, der auf Kosten Polens sich nicht nur in Preufsen (das Kulmerland z. B. war immer polnisch gewesen), sondern auch in Pommern (Pommerellen mit Danzig) ausgebreitet hatte; dafür wandte er seine Energie gegen den Osten, gegen die Russen, polnischer Politik und Kultur für Jahrhunderte neue Bahnen weisend, sie von westlichen Punkten und Zielen dauernd losreifsend.

Trotz der Glaubensspaltung — was Polen verschmäht hatte, den slavischen Ritus, hatten ja Russen angenommen, aus den Händen von Byzanz, das zu machtlos war, jemandem sein Griechisch aufzudrängen — waren seit Jahrhunderten Beziehungen, freundliche und feindliche, zwischen diesen slavischen Brüdern gepflegt; Polen hatte einst grofsrussischen Stämmen Älteste und Namen gegeben, einen Radim und einen Wjenzlaw (Wenzel); Piasten und Ruriken waren vielfach verschwägert; ganze Gebiete im sogenannten Rotrufsland gingen aus der einen Hand in die andere. Familienteilungen und Tatareneinfälle hatten die Russen ebenso geschwächt, und Kasimirs gefestetes Reich erhob

nun Erbansprüche auf russische Länder. Die Burgen des Przemysl und Leo (»Lemberg«), sowie Halitsch (darnach später Galizien benannt), wurden mit ihren Gebieten zu Polen geschlagen; die östlichen, die Moskauer oder Groſsrussen, von den Tataren immer noch abhängig, konnten dagegen nichts unternehmen, und nur in den Litauern, die noch unlängst den Russen mit Eichenlaub und Bast zinsten, und jetzt selbst auf deren Kosten ein groſses litauisch-russisches Reich begründeten, oder in Ungarn, die ebenfalls von den Arpaden her Erbansprüche erhoben, erstanden den Polen Rivalen um die sonst unverteidigte westrussische Beute.

Freilich starb schon mit demselben Kasimir die piastische Königslinie aus, obwohl masovische und schlesische Piasten sich bis zum 16. und 17. Jahrhunderte erhielten; groſses Wehklagen erhob sich im ganzen Lande, das seinen festesten Anker verloren hatte; man ahnte nicht, daſs in dem Aussterben der nationalen Dynastie der Keim zu Polens Gröſse gegeben war. Denn aus dem litauischen Rivalen wurde ein Bundesgenosse, als Jagello-Wladyslaw um die Hand des zarten Anjousprösslings und Kasimirs Enkelin, der polnischen Königin Hedwig, anhielt, und die kleinpolnischen Groſsen das für den Habsburger schlagende Herz ihrer jungen Königin brachen, um die Macht ihres Landes zu erweitern; die anfangs lose Personalunion Polens und Litauens mit seinen weiten russischen Gebieten führte schlieſslich zu einer politischen, parlamentarischen, kulturellen und religiösen, eröffnete dem Einflusse polnischer Sitte und Sprache Gebiete, die auſser jedem Verhältnis zu der schmalen, eigenen, ethnographischen Basis standen; zuvörderst jedoch rangen Polen und Litauer den gemeinsamen Erbfeind, den deutschen Orden, in heiſsem Kampfe nieder; ihr Bündnis erhielt seine Feuertaufe an dem denkwürdigen Julitage von Tannenberg oder Grunwald, und zum erstenmal genoſs die Welt das Schauspiel zweier Völker, die ihren gemeinsamen Bund »nicht durch Papier und Wachs, sondern durch ihr Herzblut festeten«.

Diesem äuſseren Machtzuwachs und Ansehen — bald wurden die Jagellonenprinzen auf den Thron von Ungarn und von Böhmen berufen — entsprach andererseits nicht gleiche Machterstarkung im Innern. In der Periode der Teilungen war auf Kosten der fürstlichen die Macht von Geistlichkeit und Adel

emporgekommen, und die folgende innere Entwicklung Polens ist im Grunde nur die Entwicklung der Adelsprivilegien auf Kosten der Krone und der übrigen Stände gewesen; der Wechsel der Dynastie, das Paktieren mit den Kronwerbern, die Zusicherung der Nachfolge für deren Leibeserben wurden mit immer neuen Adelsprivilegien erkauft, und langsam vollzog sich der Wandel vom monarchischen Erb- zum adligen Wahlreich. Die Bürgerschaft, auf welche die Krone sich hätte stützen können, war durch ihre fremde Zusammensetzung, durch ihr ängstlich-egoistisches Fernbleiben von den Schlachtfeldern der Nation, durch ihr Nichtmitthun bei den Tagungen der fürstlichen Beamtenschaft und des nationalen Adels, durch das bloſse Nachgehen ungestörtem Erwerbe und Genusse zu keinem politischen Einflusse gekommen; der Bauer begann allmählich in seiner persönlichen Freiheit beschränkt zu werden; vorläufig freilich erfreuten sich Bürger und Bauer gesicherten materiellen Wohlstandes, nicht ahnend, welchen Wechsel, durch ihre Lässigkeit und den Neid des Adels, die Zukunft mit sich bringen sollte. Diesem Wechsel der schlieſslichen Verarmung und Unterdrückung entgingen die preuſsisch-pommerschen Städte, die unter Polens Hoheit kamen, namentlich Danzig, Polens »Admiral«, das seine auſserordentliche Blüte dem Handel mit dem polnischen Hinterlande verdankte und daher, trotz vorübergehender Störungen des Einverständnisses, treu zu Polen, auch in den Zeiten der schlimmsten Not, hielt, das ihm seine Privilegien und Eigenart nie schmälerte oder beeinträchtigte.

Langsam begann sich nunmehr der natürliche Prozeſs einer Polonisierung der eingesprengten deutschen Elemente zu vollziehen; die Frauen des Landes, der Verkehr mit den Nachbarn, das Aufsteigen einzelner Patrizier in die Reihen des polnischen Adels förderten die Umwandlung, die im 14. Jahrhundert begann und im 15. bereits im wesentlichen abgeschlossen war, ohne jegliche Härte, Willkür und Gewalt. Und aus diesen Deutsch-polen erwuchsen die besten Söhne des Landes, gehörten doch zu ihnen die Leuchten der polnischen Kirche, Nikolaus Schwarz, der erste Primas von Polen, Stanislaw Hosius, der ermländische Bischof und Kardinal, die mächtigste Stütze des Katholizismus im ganzen 16. Jahrhundert, der gewandte und gelehrte Martin Kromer, sein Nachfolger. Wurde noch im 14. Jahrhundert in

den Hauptkirchen von Posen und Krakau, Przemysl und Lemberg deutsch gepredigt, so saſsen schon nach 1450 um den deutschen Prediger im Hauptschiff der Kirche einige alte Mütterchen, während die Menge der Gläubigen in die Seitenkapelle um den polnischen Prediger sich drängte; damals entstand denn auch das alte Sprichwort: er sitzt wie bei einer deutschen Predigt, d. h. ohne etwas davon zu verstehen.

Immer bunter hatte sich unterdessen Polens Völkerkarte gestaltet. Neben wenigen, aber durch ihre Reichtümer und Verbindungen desto einfluſsreicheren Genuesen und Venetianern; neben langsam an Zahl und Reichtum wachsenden Armeniern in Rotruſsland, die namentlich seit der Kirchenunion im 17. Jahrhundert sich ganz polonisieren sollten und der neuen Heimat die gastliche Aufnahme dankbar entgalten; neben den kriegsgefangenen oder hergeflohenen mohammedanischen Tataren Witolds und der litauischen Groſsfürsten, die die eigene Sprache bald aufgaben, aber desto zäher an Glauben und Sitten, noch im 17. Jahrhunderte, festhielten, und wie alle Fremden in Polen-Litauen, sich Vorrechte anmaſsten, die ihnen gutmütige oder sträfliche Schwäche einräumte; neben den rast- und ruhelosen Auswürflingen — Zigeunern, die überall grassierten und schon im 16. Jahrhundert gesetzliches Einschreiten nötig machten — siedelten sich endlich Juden an. Nach Posen, dessen jüdische Gemeinde eine führende Stellung erhielt, nach Krakau (Judenstadt Kasimiria) u. s. w. wären sie gekommen, vor den Verfolgungen des 13. Jahrhunderts in Deutschland fliehend, gastlich aufgenommen, geschützt von Fürsten, Wojewoden und Königen, um als »einheimische Fremde«, ohne Skrupeln, kraft ihrer Kapitalien und dank ihrer raschen Vermehrung schlieſslich zu zerstören den Wohlstand des Bürgers, Bauern, Adeligen, als Wucherer und Händler, Handwerker und Ärzte, Pächter zuerst der Zölle und Mauten, dann auch der Schenken und Güter. In Polen-Litauen, in Kiew, von wo die Sekte der Judaisierenden unter den Russen im 15. Jahrhundert ausgegangen war, in Lublin, Troki, Grodno u. s. w., wohin überall sie nicht nur aus dem Westen, aus dem der herrschende Jargon stammte, sondern auch aus dem Osten, aus der Krim u. s. w., gekommen sind, waren die Juden nicht, wie in Deutschland, »Kaiserliche Kameralsklaven«, sondern sie waren »gleichgestellt den Bürgern und mit denselben Freiheiten

ausgestattet«, ja, über eine Nacht sogar war Saul Wahl aus Brzesz König von Polen, wie sein Nachkomme, der reiche Denis Moses Samuel Esq., noch 1854 englisch und hebräisch der Welt künden liefs (The greatness of Saul etc.); diese ganze Nacht über hat Wahl nur den weitgehendsten Privilegien der Juden in Polen das Kronsiegel aufgedrückt. Das war zwar Märchen; doch kein Märchen, obwohl oft bestritten, war es, dafs jüdische Konvertiten eo ipso, wenigstens in Litauen, nobilitiert galten und dasselbe auch in der »Krone« (Polen) durchzusetzen versuchten; noch heute spöttelt der kundige Pole über ihre polnischen, mit den Monatsdaten der Taufannahme zusammenhängenden Familiennamen. Und doch verblieben diese fanatischen Deutschjuden, die Chassiden, gegen welche die toleranteren und humaneren Karäer, aus der Krim, in Litauen und Podolien angesiedelt, aber wenig gefördert, stetig zurückweichen mufsten, ein Fremdkörper, mit eigenem Leben, eigener Sprache, — ganz abgesehen von Brauch und Glauben; nur ausnahmsweise stiegen sie in die geistige, literarische Arena in Polen herab; sonst begegneten sie nicht einmal den Einwänden, welche eine antisemitische Litteratur seit dem Ausgange des 16. Jahrhunderts, als die schlimmen Folgen ihrer Invasion immer deutlicher hervortraten, gegen sie richtete; freuten sie sich doch der uralten Privilegien, mochten diese auch gefälscht sein, und der immer neuerkauften Gunst der Machthaber im Lande, die dafür gegen alle Vorstellungen der Geistlichkeit und Bürgerschaft taub blieben.

So war, schon seit dem 13. Jahrhunderte, die einstige nationale Einheit des piastischen Polen allerdings gestört, aber vorläufig erstarkte sie sogar durch diesen Zuwachs und die folgende Assimilation der meisten fremden Elemente; noch heute kann man ja in den Dörfern der »Vorberge« Nachkommen der einstigen deutschen Kolonisten an Wuchs und Haltung erkennen, während die letzten Reste ihres Deutsch im 18. Jahrhundert verklungen sein mögen. Desto langsamer, bei der noch immer über weite Gebiete dünn gesäeten Bevölkerung, bei dem Mangel nationaler Städte, bei der Zersplitterung der Hofhaltungen (noch während des ganzen 13. Jahrhunderts), breiteten sich die Anfänge einer europäischen Kultur aus. Einheimische Schulen, aufser der für die Bedürfnisse geistlichen Nachwuchses eingerichteten Dom- und Klosterschulen, gab es so

wenig, dafs der Deutsche, der herüberkam, um Unterricht zu erteilen, sofort Zulauf hatte, z. B. Otto von Bamberg; die Zahl der Laien, die Lateinisch kannten, war auch unter den Landesfürsten eine ganz geringe, und einer von ihnen (noch im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts) unterhielt sich mit Vorliebe mit seinem Kaplan lateinisch, mit anderen Personen ging dies eben nicht; ja, als man eine Landeschronik hatte besitzen wollen, hatte man mit deren Abfassung einen »Franzosen« betraut. Nur der Geistliche somit genofs eine Bildung und vervollständigte die heimischen Anfänge in Italien, denn an die Stätten des kanonischen und römischen Rechtes, zugleich nach der Kurie wegen ihrer Verleihung von Benefizien und Pfründen, zog es den polnischen Kurialen, nicht nach Paris und seinem theologischen Studium. Schon im 14. Jahrhundert wurden die Polen unter den »Ultramontanen« der italienischen Universitäten zu einer typischen Erscheinung. Daheim waren es die deutschen Munizipien, welche wenigstens für den elementaren Unterricht sorgten, so dafs die Zahl der »Litteraten« unter den Bürgern ungleich höher war als unter den Adeligen; aber in der fremden Umgebung sank förmlich auch die geistige Spannkraft der Deutschen, und sie erhoben sich nicht über die dürftigsten Anfänge.

Diese Anfänge genügten nicht mehr dem unter den Anjous aufgezogenen letzten Piasten; sie genügten ihm desto weniger, als die Arbeiten an der Kodifizierung des bisher nur traditionell fortgepflanzten Gewohnheitsrechtes, sowie die Eintragungen der Prozefsverhandlungen gebildetere Richter und zahlreichere Notare dringend verlangten. Es waren somit in erster Reihe praktische Bedürfnisse, welche den Piasten, im regen Wetteifer mit seinen Verwandten, den Anjous und den Luxemburgern, ein grofses Wagnis unternehmen liefsen. Polnische Juristen und Mediziner sollten künftig nicht mehr Padua und Bologna, Montpellier und Salerno aufzusuchen brauchen; 1364 bestätigte der Papst die Privilegien für ein »Generalstudium« in Krakau. Doch gelang diesmal das Wagnis noch nicht; das studium sollte nämlich nur Jura und Medizin umfassen (für die artes, d. i. die philosophische Fakultät, mufste die Domschule eintreten); die Geistlichkeit war somit, da den theologischen Studien in Prag und Paris kein Abbruch geschehen sollte, an dieser ganz weltlichen Krakauer Schule weniger interessiert, und doch stellte sie allein den Lehr-

körper und die Schülerzahl. An diesem Konstruktionsfehler scheiterte der luftige Bau; zudem traten widrige äufsere Umstände hinzu; die Ausstattung verkrümelte sich, des Königs Tod und folgende Wirren liefsen sie, wie die gleichzeitige Wiener Schule, fast völlig eingehen; das nahe, verwandte Prag, dann die italienischen Schulen zogen wie vorher die lerneifrige polnische Jugend an. Es war erst seine hochsinnige Enkelin, die auch hier mächtig fördernd eingriff, unter wesentlich veränderten Bedingungen.

Durch die Erwerbung russischen Bodens und die litauische Union, zur Bekämpfung des russischen Schisma und zur Festigung des neuen Christentumes unter den litauischen und semaitischen (samogitischen) Heiden, waren in Polen die Anforderungen an geistliche Kräfte aufserordentlich gestiegen, und eine neue hohe Schule, die an die alte kasimirsche Gründung nur äufserlich anknüpfte, sollte das grofse geistliche Seminar Polens werden. Die Absicht gelang vollkommen; schon zu Pfingsten 1400 wurde die neue Schule feierlich eröffnet, ausgestattet mit allen vier Fakultäten, dotiert von König und den Grofsen, besonders jedoch von Frauen (hatte doch Königin Hedwig ihr Geschmeide hierzu vermacht), sofort von vielen Schülern bezogen: es immatrikulierten sich König, Bischöfe und Magnaten, Männer und Frauen. Diese Neugründung lehnte sich jetzt nicht mehr an die italienischen Rechtsschulen, sondern an die theologisch-scholastischen Studien von Prag und Paris an, und bald sollte Krakau das Haupterbe des böhmisch-utraquistischen Prag antreten; bei dieser Neugründung unterstützte das Königspaar — die Initiative ging allerdings von der hochsinnigen Königin, der Wonne der Menschheit, aus — ein weit berühmter Krakauer, den man später mifsverständlich Polen absprechen wollte, Mathäus Stadtschreiber, zuerst Prager, dann Heidelberger Professor der Theologie, zuletzt Bischof von Worms; zu den Lehrern dieser Universität zählte der ebenso berühmte Cisterse Jakobus de Paradiso (in Grofspolen), der die Krakauer Professur mit einer Karthäuserzelle bei Erfurt vertauschte, einer der fruchtbarsten und gelesensten theologischen Schriftsteller des ganzen 15. Jahrhunderts; zu ihren Schülern gehörte endlich Nikolaus Kopernikus, der hier nicht fruchtlos mathematischen Unterricht genossen hat. Gerade die mathematischen und astronomischen Fächer zählten

tüchtige Vertreter, und genofs die Schule deshalb besten Ruf, berücksichtigte die neuesten Forschungen (Peuerbach) und führte sie durch Wojciech von Brudzewo selbständig weiter. Dagegen traten juristisches und medizinisches Studium völlig zurück, und nur des königlichen Arztes und Krakauer Domherrn Stanko lateinisch-polnisch-deutsches Wörterbuch der Heilpflanzen und Heilmittel (der Krakauer Antibolomenus von 1472) bewies einen erheblichen Fortschritt in der Beobachtung und Bestimmung der heimischen Pflanzen. Die Anziehungskraft der Schule war im ganzen 15. Jahrhundert eine aufserordentliche; es fanden sich aus Schweden, England und der Schweiz Scholaren ein; es überwogen Schlesier, Preufsen und Ungarn, für welche Krakau förmlich Landesschule wurde, da Breslau, Ofen und Thorn oder Kulm trotz aller Versuche zum dauernden Besitz einer Hochschule nicht gelangten; für Schlesien und Ungarn setzte sich dieses Verhältnis auch noch im 16. Jahrhundert fort, und nicht nur die bursa Hungarorum, sondern auch die schönen ungarischen Drucke Krakaus erwiesen die kulturelle Bedeutung der polnischen Königsstadt auch jenseits des Gebirges. Das bürgerliche Element überwog übrigens stark an der Hochschule, sowohl unter den Lehrern wie unter den Schülern, — den Adel zog Italien mächtiger an; ihre (Philosophen) Artisten wie Theologen (und Kanonisten) führten ein halb klösterliches Leben in ihren Kollegien und waren schon durch ihre Pfründen Geistliche.

Durch die neue Schule erstand in Polen rasch ein wissenschaftliches Leben, und bald vertrat sie die Nation erfolgreich nach aufsen, so auf den grofsen Konzilien in Konstanz und Basel, wo sie die litterarische und wissenschaftliche Seite des Kampfes mit dem deutschen Orden übernahm und Ruferin wurde in dem Streite um Konzils- oder Papstmacht. Mathäus Stadtschreiber, Jakobus de Paradiso und mit ihnen die ganze Universität befürworteten aufs eifrigste den Reform- und Konzilsgedanken und mit Wohlbehagen druckten Protestanten im 16. und 17. Jahrhundert die Schriften dieser »Wahrheitszeugen« ab; unter allen Universitäten Europas liefs Krakau zuletzt von der Nichtanerkennung der römischen Päpste (Eugen IV. und Nikolaus V.) ab, bekehrte sich die letzte vom Baseler zum römischen Standpunkt. Auch in die Hussitenkämpfe griff sie mit Wort und Schrift ein.

Uralt und innig waren die Beziehungen zwischen den beiden Bruderstämmen, die das Waldgebirge gar nicht recht trennte: Böhmen hatten in Krakau, Polen in Prag geherrscht, Przemysliden und Piasten waren vielfach verschwägert, im zurückgebliebeneren Polen ward böhmische vorgeschrittenere Art, in Einrichtungen und Münze, noch im 14. Jahrhundert nachgeahmt; ja, man fühlte, wenn auch nur in Zeiten der Not, die verwandtschaftlichen Bande und appellierte gegenseitig an dieselben. Der rege Besuch der Prager Schule durch die Polen festigte diesen Zusammenhang; polnische Magister aus Prag bildeten den Grundstock der Krakauer Lehrkräfte; Böhmen waren seit jeher in Polen thätig; nach der älteren böhmischen lenkte die junge polnische Litteratur ihre ersten Schritte, namentlich in der Fixierung des schriftlichen Ausdruckes; man verstand sich ohne weiteres, mochten auch einst, wie die Tradition berichtete, Polen über die Aussprache des heiligen Böhmen (Wojciech-Adalbert) gespottet haben; der Krakauer Dom war eine Wenzelskirche, und dem heiligen Adalbert wurde später die Autorschaft des angesehensten und ältesten Kirchenliedes, der Marienhymne, zugeschrieben.

Bei diesen engen Beziehungen war das Übergreifen der religiösen und nationalen Bewegung, des Hussitismus, nahegerückt. Mochte Breslau die böhmischen Ketzer aus tiefster Seele hassen, in Krakau und Posen, unbeirrt von den nationalen Gegensätzen, dachte man anders über den Kelch, die Forderung reinen Lebenswandels der Geistlichen, die Ausbreitung der nationalen Sprache in der Kirche, und allenthalben flackerten Versuche hussitischer Propaganda auf; nicht umsonst hatte der Pole in Prag studiert, und die hussitischen Streitgedichte liefsen sich nur allzu leicht polnisch wiederholen. Wie gegen die Gefahr der Germanisierung, nur mit noch viel gröfserem Nachdruck, trat die hohe Geistlichkeit gegen die Ketzerei auf, unterstützt von der Universität, an der sich kaum ein und das andere räudige Schaf finden liefs; wohl glimmte es noch lange, aber jeden Funken zertrat die Geistlichkeit und löschte sorglich jede Spur aus; die Sache des Gewissens, der freien Meinung war in Polen vorläufig verloren, hatte sie doch nicht in weiteren Kreisen, nur bei einzelnen Adeligen und Klerikern Wiederhall gefunden und fiel mit dem Tode ihrer Beschützer.

Wie in Polen alles, auch die römische Geistlichkeit, national

zu fühlen lernte, so hat auch die hohe Schule sich nicht gegen die Landessprache exklusiv verhalten können; sorgte sie doch für eine saubere Übersetzung eines kleinen Bibellexikons, mit dem sich Anfänger fortbehelfen sollten, gingen aus ihrer Mitte orthographische Vorschläge hervor mit der ausdrücklichen Motivierung, eine Litteratur in der Landessprache in die Wege zu leiten, und Befürchtungen vor den Folgen ihres Mifsbrauches — woran der Hussitismus gemahnen mochte — zurückweisend; ebenso berücksichtigte sie beim Exponieren der Schriftsteller polnischen Ausdruck. Dem gesamten geistigen Leben der Nation prägte nunmehr die neue Schule ihren Stempel auf, und so fiel denn auch erst in das 15. Jahrhundert die Hauptmasse der polnischen mittelalterlichen Litteratur, in lateinischer und einheimischer Sprache. Diese Litteratur war merkwürdig arm gewesen und hatte durchaus nicht dem ethnographischen oder gar politischen Machtbereich Polens und seinem raschen ökonomischen Gedeihen entsprochen. Ein Hauptgrund dafür ist in der slavischen Lässigkeit zu suchen, die sich das Gefundene gerne aneignet und genieſst, aber nicht selbst aufs Finden ausgeht, sich nicht anstrengt, am allerwenigsten nach möglichster Vollkommenheit ringt; ein anderer, in dem zeitlichen Zurückgebliebensein um ganze Jahrhunderte; auch bei Leuten von ansehnlichem Rang und Würde konnte man noch im 16. Jahrhundert die Kunst des Schreibens nicht ohne weiteres voraussetzen, und die Geheimnisse des Lateins blieben bis in das 16. Jahrhundert den meisten verschlossen; der Adel mied ja ängstlich die Stadt und Schule, jagte und tafelte, wenn er nicht prozessierte und kriegte, und warf sich immer ausschlieſslicher auf die immer lohnendere Landwirtschaft: statt des alten Kriegsdienstes wurde jetzt Landbesitz seine eigentliche Basis, und er setzte es später durch, daſs Bürgerlichen Landerwerb untersagt werden konnte, wie umgekehrt der Adlige seiner Geburtsprivilegien verlustig gehen sollte, falls er mit Elle oder Wage hantierte, und so mangelte ein Resonanzboden für Litteratur; das materielle Treiben erdrückte das geistige. Doch fehlte es an solchem nicht vollständig.

Die ersten Anfänge nationaler Litteratur fielen noch in das Ende des 13. Jahrhunderts, unverhältnismäſsig spät und dürftig. Sie entsprangen nicht den Bedürfnissen der derber organisierten Männerwelt, der starken Esser und Trinker mit ihrem gesunden

Schlaf und rüden Manieren, — denn was trieben nicht z. B. die Krakauer Scholaren? Bis nach Rom hallte die Klage des Klosterabtes bei Krakau (1230) über ihr zuchtloses Gebaren zur Weihnachtszeit, über ihr Überfallen der Kirchen, ihr Trinken und ihre Aufzüge und Lieder — natürlich die lateinischen der Vaganten, Deutsche waren ja unter ihnen. Es war die zarter organisierte Frauenwelt, die vom 13. bis zum 16. Jahrhundert den Anstofs zur nationalen Litteratur vielfach gegeben hat; wie in keinem anderen Lande sind in Polen mit den Namen seiner Fürstinnen und Königinnen seine ältesten litterarischen Denkmäler, bis tief in die Zeit der Drucke hinein, verknüpft geblieben.

Nicht in Krakau oder Posen mit ihrem lärmenden Treiben und ihrer deutschen Bürgerschaft stand die Wiege dieser Litteratur, sondern in Soncz (Sandez) ist sie geboren, einem heute unbedeutenden Orte, der einst jedoch in Kleinpolen gleich nach Krakau, zusammen mit dem ebenso benannten Sandomir, auftrat, die Stadt an der Hauptverkehrsader mit Ungarn, der ungarischen Prinzessin für ihre reiche Mitgift zugewiesen.

Am Eingange zur polnischen Nationallitteratur steht nämlich die wunderbar holde Arpadentochter, eine licht- und heiligkeitumflossene Gestalt, würdig, wenn je eine Frau auf Erden, des zartesten Pinsels eines Prärafaeliten. Die Sage erzählte: einst wäre ihr Beelzebub selbst in Gestalt eines Riesenweibes entgegengetreten, aber das Kreuzeszeichen verscheuchte die Erscheinung; wirklich flohen vor Kinga aus Polen: der Dämon der Verheerung, denn eine unsichtbare Macht trieb die Tataren von ihrem Schlosse weg, und ihre Mitgift bestritt den Kriegersold, als alle anderen Mittel erschöpft waren; der Dämon der Armut, denn sie erschlofs die unerschöpflichen Salzschätze des Landes; der Dämon der Finsternis endlich, denn sie eröffnete die Adern geistigen Salzes, von ihr her stammte ja der Anfang der nationalen Litteratur.

Sie war eine Heilige, Asketin wie ihre Schwestern, Schwägerinnen, Tanten und Nichten, in dem Jahrhundert der Bettlerorden und Geifslerzüge, der Mongolen und des schwarzen Todes, das mystisch-seraphisch abstach gegen das vorausgegangene, derber sinnliche, lebensfrohe; in Polen die Zeit der heiligen Hedwig und Salomea, der frommen Heinriche und Boleslawe. Als Kind in einer Kiste — um Nachstellungen zu entgehen —

nach Polen gesandt (!!), wuchs sie auf dem Fürstenhofe mit ihrem künftigen Gemahl auf, aber als die Holde das Brautgemach betrat, erflehte sie, wie einst der heilige Alexius von seiner Frau, die Wahrung ihrer Keuschheit für ein Jahr, dann für ein zweites, endlich für ein drittes. Und es murrte bereits der Fürst und sein Volk, und die junge Fürstin verzagte: sie hatte ja der Jungfrau ihre Keuschheit geopfert und Johannes den Täufer innigst angerufen. Da erschien er ihr im Traume und tröstete sie, es werde ihr selbst der Fürst an der Kirchenthür begegnen und sich mit ihr aussöhnen und selbst Hüter ihrer Keuschheit werden. Und so geschah es, und die Erinnerung an diesen 24. Juni 1242 ist noch heute lebendig, denn in der zweiten Strophe der polnischen Kirchenhymne wendet sich die heilige Kinga an den Gottsohn und bittet ihn, »um seines Täufers willen zu erhören die Stimmen und zu erfüllen den Sinn der Menschen«, wie es ihr selbst durch den Täufer zu teil geworden war. Als Keusche lebte sie nun auf dem Krakauer Schlosse mit ihrem keuschen Gemahl, und kaum hatte er die Augen geschlossen, wurde sie, trotz aller Beschwörungen und Bitten, Nonne, eine Klarissin, wie ihre Schwägerin Salomea, wie ihre Schwestern Jolant (Helena) und Konstanzia; schon als Nonne eingekleidet, gab sie ihrem Manne das letzte Geleit und schloſs sich dann in ihrem alten Soncz ein; in dem hier neu gebauten Kloster scharten sich um sie edle Frauen und Fürstinnen, deren schwärmerische Andacht sich nicht auf die Dauer mit dem Latein der Gebete und Gesänge begnügen konnte, mochten auch die Kleriker das Beginnen der Frauen in ihrer hochmütigen Ausschlieſslichkeit scheel betrachten. So entstand in dem Klarissinnenkloster zu Altsoncz die polnische Übersetzung des Psalters — je zehn Psalmen sagte ja Kinga täglich beim Verlassen der Kirche in der Landessprache her; so entstanden hier die ältesten frommen Lieder, das »Sant Marei, Muoter unde Maid« und »Maria, reine Jungfrau«.

Der Lais von der Gottesgebärerin, die Bogurodziza, mit ihren beiden Strophen an den »Herrn« und »Gottessohn«, durch Fürbitte seiner Mutter und seines Täufers, verbreitete sich rasch aus dem Kloster über ganz Polen. Hatte seine Ritterschaft noch 1249 mit dem bloſsen Klang des Kyrie eleison die Russen angegriffen, so wurde die Bogurodziza schon in der Völker-

schlacht von 1410 von allen Polen angestimmt, und als 1440 nach Krakau die Nachricht von der Wahl des jungen Königs zum König der Ungarn gelangt war, erbrauste sie wieder durch den Dom, sowie die Klänge des Tedeum verhallt waren, angestimmt durch den Bischof selbst: und nach vier Jahren sang sie der Heldenkönig auf dem Schlachtfelde, — nicht gab es einen gleichen in der Christenheit, sagte bewundernd ein deutscher Zeitgenosse — als er für diese Christenheit in der verhängnisvollsten Schlacht des 15. Jahrhunderts seinen kühnen Kopf opferte, schmählich verlassen von den feige fliehenden Ungarn, treu umgeben von seinen Polen, die alle um ihn niedergehauen wurden: so vernahmen die Wälle vor Warna das alte klagende Lied, dasselbe, das noch heute an Sonntagen den Dom zu Gnesen erfüllt. Der Prediger auf der Kanzel pflegte es statt des Mariengrufses anzustimmen, und ebenso liefsen die wenigen unbewaffneten Bauern, die 1431 den heerenden Schwertrittern sich siegreich entgegenwarfen, Wald und Feld von ihrer Bogurodziza wiederhallen. Die spätere Tradition suchte die historische Heiligkeit des Liedes noch zu vergröfsern, indem sie als Verfasser desselben den heiligen Wojciech-Adalbert, den Böhmen, aus dem 10. Jahrhundert, bezeichnete, und die erste gröfsere gedruckte Sammlung der Landesgesetze, des nachmaligen. Erzbischofs Laski, von 1506, stellte es unter diesem Namen an die Spitze des Werkes. Im 16. Jahrhundert, der Zeit der Ruhe, des Genusses, der Reformation, verklang die Hymne, um in den heroischen Kämpfen des 17. ihre Auferstehung zu feiern, ein Marienlied als Schlachtlied für die Ritter Mariens.

Auf die erste ungarische Prinzessin folgte nach einem Jahrhundert eine gleich hehre, die Anjoutochter Hedwig, die in wunderbarer Entsagung ihre Jugendliebe, den schönen habsburgischen Prinzen, dem Bunde mit dem ungeschlachten Litauer zum Opfer brachte. Sie, die in Händel dieser Welt sich mit raschem Wagemut einliefs, pflegte sonst inbrünstiger Andacht, und wieder genügten ihr ebensowenig wie einst der Kinga lateinische, auch ihr gewidmete Werke; allen Prunk verachtend, vertiefte sie sich in Gebete und Lesen »göttlicher Schriften, des Alten und Neuen Testaments, der Homilien der vier Kirchenlehrer (Gregorius u. s. w.), der Leben der Väter, der Predigten und Passionsgeschichten von Heiligen, der Meditationen und Ge-

bete des heil. Bernhard, des heil. Ambrosius, der Offenbarungen der heil. Brigitta und sehr vieler anderer, die sie aus dem Latein ins Polnische übersetzen liefs«. Von dieser Bibliothek der Königin — es ist zugleich die erste Nachricht über eine Privatbibliothek in Polen, vorher gab es nur Dom- und Stiftsbibliotheken — hat sich nichts erhalten, aufser einem dreisprachigen Psalter (lateinisch-deutsch-polnisch), der ins oberösterreichische S. Florian-Kloster seit dem 16. Jahrhundert verschlagen worden ist. Und als Hedwig, die Wonne der Welt, ins Grab gesunken war, ohne den ersehnten Sprofs zu hinterlassen, hat auch die jüngste, russische Gemahlin desselben Litauers, des Jagello-Wladyslaw, ihr Interesse für die polnische Litteratur bewahrt, und noch heute bezeugt dies die nach vielen Irrfahrten unter Protestanten bis Ungarn verschlagene Bibelübersetzung; Amos Comenius dürfte sie aus Lissa im Posenschen nach Saros Patak mitgeführt haben, wo sie sich befindet. Nicht anders hielten es ihre Enkelinnen und Urenkelinnen, die Schwester und die Töchter Sigismund des Alten; die Elisabeth von Liegnitz liefs sich die Übersetzung schaffen, die zu einem bis heute in vielen Auflagen verbreiteten Volksbuch geworden ist, das Leben Christi des Bonaventura in einer wesentlich geänderten, volkstümlicheren Fassung, zugleich das erste grofse gedruckte polnische Buch (1522), und für seine Töchter, Hedwig, die Frau Joachims von Brandenburg und letzte katholische Fürstin in Berlin — nach ihr ist die dortige Hedwigskirche von Krasizki genannt — und Sophie von Braunschweig, schrieb man die Andachtsbücher und Predigten in polnischer Sprache, die noch heute die Erlanger Bibliothek aus der Bayreuthschen Erbschaft bewahrt. Neben Fürstinnen waren es adlige Frauen, die Nawojka (Nathalia), Konstanzia u. a., von denen man nicht einmal die Familiennamen mehr kennt, oder die Odrowonsch, Tenczynska und andere Magnatinnen, für welche nach Gebetbüchern auch Lehr- und Lesebücher hergestellt wurden.

So beschäftigten einst polnische Frauen die Litteratur ihres Landes, wie sie heute in deren Vordergrund stehen, und sehnten sich schon damals nach dem eifersüchtig gewahrten Schatz des Wissens; eine von ihnen verbarg ja in Männerkleidern ihr Geschlecht, um nur an der hohen Schule in Krakau, die ja auch Doktor Faust besucht hat, studieren zu können, und büfste ihren Überschwang,

milde bestraft, im Kloster, noch heute einen dankbaren Vorwurf dem dramatischen Dichter (Nawojka des Rossowski, 1901) bietend. So ist nichts Zufälliges, Vorübergehendes, dieses Auftreten der »weisen« Polinnen, diese ihre Rolle in der Litteratur, die sie während des 19. Jahrhunderts mit dem gröfsten Erfolge behaupten werden.

Diese »Litteratur« des 13.—15. Jahrhunderts war allerdings keine Litteratur im eigentlichen Sinne des Wortes; sie konnte sich auch nur mit der nachbarlichen böhmischen nicht messen; es fehlten ihr deren weltliche Lyrik und die gröfseren epischen und didaktischen Werke; von keinem dramatischen (Mysterien-) Text ist eine Überlieferung vorhanden. Sie beschränkte sich auf den Ausdruck des nächsten, d. i. des religiösen Bedürfnisses und erhob sich auch in lateinischer Sprache, wo sie ausschliefslich von Männern für Männer geübt wurde, geraume Zeit hindurch nicht viel über das Niveau des Bescheidensten und Unentbehrlichsten, erst im 15. Jahrhundert einer regen, vielseitigen, tiefer eindringenden, wissenschaftlichen Litteratur Platz machend. Vorher gab es, z. B. im 12. Jahrhundert, nur die Schrift eines ungenannten Franzosen, der auf Drängen der Landesbischöfe eine Chronik der Polen verfafste, in der er den Landesherrn Boleslaw III. verherrlichte, und das prunkvollere, anmafslichere Werk eines Polen, Vinzenzius, späteren Bischofs von Krakau, der dieselbe Chronik umgofs und fortsetzte, als ihm der gebildete, wissensdurstige Landesfürst, Kasimir II., um 1190 den Auftrag erteilte, gleichsam ein Lesebuch vaterländischer Geschichte für die Jugend zu verfassen. Im 13. Jahrhundert, dem asketischen Zuge der Zeit folgend, entstanden Legenden der Landesheiligen (zumal beim Anlafs der Kanonisierung des heiligen Stanislaw) und annalistische Kompilationen; doch war gerade dieses Jahrhundert besonders arm an Denkmälern; das kulturhistorisch interessanteste, die Gründungsgeschichte des Heinrichauer Klosters in Schlesien, gehörte, wie Cistercienser überhaupt, Deutschen an. Im 14. war die Ausbeute bereits reicher: das Schul- und Lehrgedicht eines Krakauer Geistlichen, der Antigameratus des Frovinus erfreute sich in Deutschland einer grofsen Beliebtheit (erschien noch 1506 im Drucke); der Posener Bischof Johannes dichtete in seiner Freude an Musik und Gesang lateinische Kirchenprosen; Janko, der Bürgerssohn aus Czarnkau, schilderte

in anschaulicher, ja leidenschaftlich bewegter Sprache die Bedeutung Kasimirs III., die Parteilichkeit der ungarischen Herrschaft und die blutigen Fehden der einheimischen Geschlechter (1370—1384); ein Johannes von Bralin schrieb eine lange und launige Fabel in Leoninen auf das Thema ungleichen Umganges. Im 15. Jahrhundert kam zuerst hinzu eine reichere Predigtlitteratur, die in einzelnen Sammlungen, z. B. des Mikolay aus Blonie Viridarium, noch im 17. Jahrhundert in Köln gedruckt wurde, die dem Kulturhistoriker und Sprachforscher noch heute Ausbeute bietet, da der Prediger die allernächsten Verhältnisse im Auge behielt, den Aberglauben, die Praktiken des Bauers, Handwerkers und Kaufmanns, die Putzsucht der Frauen schilderte und schalt; Angriffe auf Geistlichkeit und Obrigkeit wufste der Bischof zu verbieten; im lateinischen Text, den er polnisch vortrug, notierte sich der Prediger oft den polnischen Ausdruck. Diese Predigt eroberte sich jetzt weiten Boden; sie feuerte die Heere am Grunwaldstage an, sie klagte an der Bahre des Königs, sie feierte den neuvermählten Herrscher; sie begleitete das Kirchenjahr, namentlich zur Fastenzeit und in der Osterwoche, ohne übrigens zur unförmlichen Länge deutscher Passionspredigten anzuschwellen; lateinisch blieb sie in der Niederschrift und auf der Universität, sowie vor der Synode, wo die Sündenregister der Geistlichkeit rücksichtslos aufgezogen wurden.

An die lateinische Homiletik reihten sich dogmatische und ethische Traktate und Sakramentbücher; das Sacramentale des Mikolay von Blonie wurde im Auslande viel gedruckt. In der weltlichen Litteratur ragte das grofse Geschichtswerk des Jan Dlugosch (Longinus) hervor, eine vieljährige, gewissenhafte Arbeit eines nüchternen, praktischen Sinnes, die alle erreichbaren, auch die fremden Quellen umfafste, lernte doch der Kanonikus zu diesem Zwecke noch als Greis die russische Schrift, suchte nach den verborgensten Schriften; alles im Lichte der eigenen Zeit dargestellt, zur Ehre Gottes und zum Ruhme Polens, sollte das unmittelbare Eingreifen der Vorsehung, die Rechtgläubigkeit der Vorfahren erweisen, mahnen, das Verlorene (Schlesien u. s. w.) wieder zu gewinnen, unterdrücken helfen alles, was Gott und seiner Kirche abträglich gewesen, die frommen Wege der Zukunft weisen. Das von grofsem Patriotismus und noch gröfserer Religiosität getragene Werk,

eine der ausführlichsten und bedeutendsten Leistungen der mittelalterlichen Geschichtschreibung, beherrschte durch volle drei Jahrhunderte die polnische Historiographie. Freilich nicht durchaus zu ihrem Vorteil; denn einerseits festigte es Fabeln, die, Polens Rufe abkömmlich, noch heute von den kritischsten Forschern gläubig wiederholt werden, z. B. dafs die Polen je Hussitenprediger verbrannt hätten, wobei nur der Wunsch des starren Orthodoxen Dlugosch Vater dieser Verleumdung wurde, oder dafs der Heldenkönig vor Warna 1444 einen den Türken eidlich gelobten Vertrag gebrochen hätte, wovon jedoch die Türken selbst nichts wufsten! Andererseits trug die Darstellung einen rhetorischen Charakter à la Livius, den Dlugosch der erste in Polen kannte und schätzte, und fälschte zugleich die Entwicklungsgeschichte, alles durch die Brille des adligen Wahlstaates des 15. Jahrhunderts betrachtend. In anderem, z. B. in der Hervorhebung des geographischen Hintergrundes, eilte sie ihrer Zeit voraus; trotz ihres Festhaltens an der Jahresfolge war es ein pragmatisches Geschichtswerk, das die Fakta nicht nur aufzählte, sondern auch erklärte. Neben diesem Monumentalwerke, das der Krakauer Kanonikus ganz im Geiste seines Anregers, des ehrgeizigen Hierarchen, des Bischofs und Kardinals Zbygniew Olesnizki, abfafste, war Dlugosch auf allen möglichen Gebieten thätig, schrieb Heiligenleben, verfafste Bischofskataloge, inventarisierte den Grundbesitz der kleinpolnischen Kirche und pflegte die Heraldik, wobei er nicht nur Wappen beschrieb, sondern sogar die Merkmale der einzelnen Adelssippen, z. B. Trotz, Jähzorn, Geiz u. dgl., hervorhob, ein interessanter Beitrag zur Theorie der Vererbungen; er beschrieb auch und liefs abmalen die gröfste Siegestrophäe seines Volkes, die am Grunwaldstage eroberten 51 »Banderien der Preufsen«, die in der Wawelkathedrale zum ewigen Andenken aufgehängt wurden, neben tatarischen »Rofsschweifen«, aus denen die nimmermüde Phantasie Bärte der Kreuzritter machte und bis in die Marken hinein wie nach Litauen das grause Märchen verbreitete. Diese patriotisch wissenschaftliche Thätigkeit des unermüdlichen Krakauer Kanonikus machte übrigens nur einen Teil seiner kulturellen und politischen Arbeiten aus.

Einen zweiten, gleich unermüdlichen, vielseitigen, selbständigen Schriftsteller, der auch der Universität nicht fern stand

und ihr sein grofses patriotisches Werk zum Fortsetzen vermachte, konnte Polen nicht aufweisen, mochte es auch bereits auf allen Gebieten eigene Leistungen nennen. In politischer und kirchenpolitischer Litteratur ragte besonders hervor das knappe, aber äufserst lebhaft und energisch gehaltene »Monumentum zur Verbesserung des Staates« des Posener Kastellans Jan Ostrorog von 1474, ein wunderliches Kompositum der schärfsten Ausfälle gegen die römische Kirche und ihre Stellung in Polen, oligarchischer Velleitäten (Erhebung der Wojewodschaften zu Fürstentümern), demokratischer Anwandlungen (Einführung des römischen Rechts, eines für alle Stände) und nationaler Antipathien (gegen die Deutschen in Städten und Klöstern), das noch den reformsüchtigen Neuerern des 16. Jahrhunderts wegen seiner antirömischen Spitzen besonders wohlgefiel; der polnische Magnatensohn hatte nicht umsonst in dem reformfreudigen Erfurt und in Bologna studiert; sein Programm umfafste alles, sogar eine Festlegung der Schonzeit für Wild. Schon im 15. Jahrhundert vernahm man die ersten Anklänge an die Themen, welche später immer wieder berührt wurden: Bedrückung der geistlichen Güter durch die sogenannten Stationen (Kontributionen); natürliche Gleichheit der Menschen und daher Forderung der Aufhebung der Hörigkeit (in der Rede des Krakauer Rektors an den König 1447). Besonders reich war die rhetorische Litteratur, vertreten in allen Gattungen: die akademische Beredsamkeit florierte mit ihrem sorglichen Ausmerzen alles Faktischen, mit ihren Floskeln und Phrasen; die politische, so die Gesandtenreden vor dem Papst, darunter auch eine hochtrabende desselben Ostrorog, und sonst. Poesie trat zurück, das antipoetische Jahrhundert offenbarte auch in Polen seine Wirkungen; doch gab es Ausnahmen; der nachmalige Posener Bischof Stanislaw Ciolek versuchte sich in blumigen Versen und Prosa (Episteln), nachdem er in einer unflätigen Satire sein Königspaar verunglimpft hatte; andere, Kanoniker und krakauische Magister, begleiteten mit ihren Versen die Zeitereignisse, von der magna clades von 1410 bis zu den grofspolnischen Fehden von 1490, die Todesfälle oder Hochzeiten am königlichen Hofe und unter den Magnaten, verstiegen sich bis zur Verherrlichung der Vergangenheit oder zu satirischen Schilderungen der Gegenwart, des Treibens der curiotae, der Höflinge; so die Gregor von Sanok, Adam

Swinka, Verfasser eines epischen Gedichtes über Kasimir d. Gr., Martin von Slupia u. s. w.; ebensowenig fehlten die handwerksmäfsigen Reimereien des Kalenderwissens, der Regeln von Prosodie und Metrik u. dgl.

Die Litteratur in der Landessprache, schwerfällig vom Ausdrucke, böhmischer Nachhilfe in der Terminologie oder Übersetzung nicht entratend, beschränkt in der Wahl der Stoffe, diente geistlicher und weltlicher Belehrung. Auf religiösem Gebiete erhob sie sich nicht über kurze, trockene, populäre Predigten (die kleinen Heiligenkreuzer und Gnesener Sammlungen gehörten noch dem 14. Jahrhundert an), über Übersetzungen theologischer Kompendien, Schriften des heiligen Bernhard, Ordensregeln (des heiligen Franciscus für seine Tertiarier), Passionen u. dgl. Noch geringfügiger war der Umfang der weltlichen Prosadenkmäler, fast nur Übersetzungen der heimischen, unter König Kasimir und den Jagiellonen lateinisch redigierter Rechtstexte (z. B. der sog. Wislizia, des Gesetzgebungswerkes Kasimirs), bestimmt namentlich für Masowien, in dessen Entlegenheit je zahlreicher der Kleinadel, desto seltener die Kunde des Latein war, und für die rotrussischen Lande, wo das polnische Recht eingeführt war und Latein rar blieb; oder der Denkmäler städtischen Rechtes.

Die Poesie zwang schon durch ihre Form zu gröfserer Selbständigkeit; vertreten blieben fromme und weltliche nicht in gleichem Mafse; das Meiste und Beste gehörte religiösem Lied und Didaktik an. An der Spitze der Lieder stand die Bogurodziza, noch aus der Zeit der Kinga, und anderes; jüngere Lieder wurden ausführlicher, epischer, aber nicht inniger. Unter den Legenden ragte die vom heiligen Alexius hervor, breiter erzählend als sonst, klar und einfach, ohne jeglichen poetischen Schmuck; viele kurze Legenden, vom heiligen Job u. s. w., gereimte Dekaloge u. dgl. trugen Bettler vor. Das didaktische Gedicht vom Meister Polykarp und dem Tode, den er zu sehen und anzusprechen bekam, ist das am lebhaftesten ausgeführte und illustrierte trefflich den Sinn des Poeten für derbe Komik; die eingestreuten Bilder, bis zum Mönch-Schelm, dem es die gröfste Freude macht, aufs Pferd zu steigen und sollte er den Hals dabei brechen, waren von der wünschenswertesten Anschaulichkeit; merkwürdigerweise lief auch dieses Gedicht in eine

besondere Verherrlichung der Jungfrauen und Märtyrerinnen aus; Frauen und kein Ende! Oder war es für sie bestimmt? es ist nämlich unvollständig überliefert. Dafür fehlten Liebeslieder, von oft übermütigen Studentenscherzen abgesehen; kurze, epische Lieder auf Zeitereignisse, die namentlich die Volksphantasie erregten, Greuelthaten und Räubergeschichten, Wunder und Schlachten (Grunwald), gab es seit jeher, doch blieb das wenigste erhalten, und schon klangen ständische Vorurteile (gegen den Bürger) stark an. Zu den ältesten Gedichten gehörte eine Tischzucht, die ebenfalls mit einer Verherrlichung der Frauen endigte, wobei nicht die Geliebte, sondern die Mutter, deren Ehrbarkeit die eigene zu verdanken ist, gefeiert wurde und der Schimmer der Muttergottes jede Frau verklärte. Frauenkult und Minnedienst sollten nicht aufkommen, trotzdem Krakauer Studenten den ältesten Briefsteller für Liebende, den Gualter des Kapellan Andreas, fleifsig abschrieben und der Prediger über die Bänder klagte, welche der Liebhaber als Zeichen seiner Fesselung trug; sentimentale Auswüchse blieben sarmatischer Sinnlichkeit lange fremd.

Es wäre verkehrt, aus dem Wenigen und nur durch Zufall Geretteten Schlüsse, z. B. auf die Sprache, ziehen zu wollen. Bei den oft dürftigen, meist lateinischen Quellen und Zeugnissen mutet dieses polnische Leben eintönig, arm, unförmlich, steif an; in Wirklichkeit war dies ein farbenprächtiges und bewegtes Treiben; die Tage der Ratsversammlungen und der immer häufiger einberufenen Adelstage, die Prozefstage, die Jagd- und Festgelegenheiten führten zu den lebhaftesten, sogar dramatischen Scenen, und das Polnische allein bestritt dabei die Kosten; mufste doch König Jagello dem versammelten Adel das giftige Pamphlet des Dominikaners Falkenberg, welches im Interesse des Deutschen Ordens zu Königsmord und Ausrottung der Polen die Christenheit aufforderte, ins Polnische übersetzt vorlesen lassen. Die Unbeholfenheit der schriftlichen Mittel täuscht über Reichtum, Lebhaftigkeit und Gewandtheit des mündlichen Ausdruckes; schon jetzt begannen sich die Gelegenheiten zu mehren, wo der Adlige als Redner auftrat. Man ersieht in der Poesie und in einigen prosaischen Schriften, wie modern bereits diese Sprache, wie wenig »altpolnisch« dieses Altpolnische war. Es fehlte nicht an Stoff und Sprache, es fehlte an dem Meister, der Lust

und Sinn, Auge und Ohr für das Treiben ringsum gehabt hätte. Vorläufig hinterliefs das Mittelalter der neuen Zeit eine Art poetischer Sprache und Form; namentlich beliebt waren die kurzen Reimpaare für jegliche Art erzählender und lehrhafter Dichtung geworden; alle diese Formen waren übrigens in Nachahmung der fremden entstanden. Dürftiger, unbeholfener war die Prosa. Geist und Auffassung waren natürlich die streng mittelalterlichen geblieben: Askese und Sinnlichkeit, Zurückhaltung und Derbheit, der heilige Respekt vor dem Buchstaben und vor jeglicher Autorität, die Scheu vor dem Sehen mit eigenen Augen, die Traditionsseligkeit, das sich gegenseitige Abschliefsen von Ständen und Zünften, der Egoismus und die Naivität des Genusses charakterisierten die Menschen. Eine neue Zeit kündigte sich an mit dem Sinn für den gewählten Ausdruck, das zierliche Latein, die Gröfse der antiken Welt, die vorbildliche Bedeutsamkeit ihrer litterarischen Hinterlassenschaft; mit der Geringschätzung scholastischen Wustes und Dialektik, des Aristoteles und des Dogmenstreites; mit der Betonung der ethischen, nicht der konfessionellen Seite des Christentums; mit der Kritik der historischen Überlieferungen; mit der Sorge sogar für Wohlbefinden und Ausbilden des Körpers, der Stimme und der Gesten; mit der Verachtung für mittelalterliche Unmäfsigkeit und Roheit. Es kündeten sich auch in Polen die ersten Humanisten an; persönliche Besuche und Reisen der italienischen Humanisten; der Verkehr mit Italien und Ungarn, wo sich ebenfalls frühe Boten dieser Bewegung eingestellt hatten; die Aufnahmefähigkeit und Nachahmungssucht der Polen bedingte den Erfolg des neuen geistigen Treibens, das sich aber noch immer in engen Grenzen hielt, in Krakau und an der Universität nur vorübergehend durchbrach. Der spätere Erzbischof von Lemberg, Gregor, ein Bürgerssohn von Sanok, der vor Warna nach Ungarn entkommen war, bot, der erste, das Bild eines humanistischen Kirchenfürsten und Mäcens, soweit es die knappen Mittel seiner arg verwüsteten Diöcese gestatteten; er selbst trat nur wenig litterarisch hervor, aufser in Jugendsünden, und nur sein von einem italienischen Humanisten, Philipp Kallimach, gezeichnetes, richtiger arg geschmeicheltes Lebensbild verrät sein humanistisches Streben. Jener Kallimach selbst, Flüchtling vor der päpstlichen Inquisition, der beim polnischen Könige ankam, nachdem er es vergeblich beim Sultan

versucht hatte, gehörte durch sein späteres Leben und seine Werke ganz Polen und dem Königshause an, mit dem er als Erzieher der Prinzen, neben dem so ganz anders gearteten Dlugosch, und Berater des Königs Johann Albrecht innig verwuchs, und in die Phantasie der späteren Zeit prägte sich nicht das Bild des Erotikers, Historikers und Prunkredners ein, sondern eine Art von Macchiavell, der in den kurzen, markanten Sätzen seiner (authentischen? erweiterten?) »Ratschläge« dem Könige die Wege zum Absolutismus wies. Neben Kallimach, dem typischen Wanderhumanisten, war vorübergehend ein Deutscher, der lorbeergekrönte Konrad Celtes, an den sich in Krakau vornehmlich die Schlesier Johann Sommerfeld und Lorenz Corvinus anschlossen, Herold des Humanismus, fand einzelne Gönner und Mitstrebende, doch kehrte er schliefslich enttäuscht dem noch unwirtlichen Sarmatien den Rücken; gerade der Deutsche fühlte sich in Krakau immer weniger heimisch, wäre weniger geachtet als ein Jude, besonders die polonicati Germani trieben es in ihrer Fremdenabneigung weit, klagte etwas später (1519) Rudolph Agricola der Jüngere dem Vadianus. Das hinderte nicht, dafs man gerade Deutsche berief oder mit ihnen sich umgab; schon Zbygniew Olesnizki als Kanzler der Universität verlangte, dafs die Magistri zur Hebung des Studiums Deutsche aufnähmen; dafs einzelne Deutsche günstig über Polen urteilten; so betonte sogar Bebel in seinen Facetien, trotz der Geschichtchen, die er von den Polen mitteilte, seine Achtung vor der honesta et proba natio; übrigens war Bebel, wie Thomas Murner, wie der bayrische Historiker Aventin u. a., Krakauer Scholar gewesen. Einzelne Italiener urteilten ungünstiger, namentlich der parteiische, alle Slaven gleich hassende Aeneas Sylvius.

Im ganzen war die Nation noch immer wenig im Westen bekannt; es gab zwar Stiefel à la poulaigne, die »Sukenie« (Rock) war ihrer Tracht und Sprache entlehnt, aber Volk und Land mufsten für das übrige Europa erst entdeckt werden, was auch durch Humanismus und Reformation geschah.

## ZWEITES KAPITEL.

# Reformation.

Nicht durch Eroberungen, sondern in Frieden und Eintracht war das grofse, polnisch-litauische Jagellonenreich erstanden und hatte einen Aufschwung gewonnen, dafs die gleichzeitigen Prophetien und Visionen in Deutschland von dem »Adler und seinen Kindern« (dem König von Polen und seinem Volke) die Wiedereroberung des türkischen Konstantinopel und des ketzerischen Prag, ja den ewigen Völkerfrieden auf Erden erwarten konnten.

Diese Erwartungen sollten zuerst durch die Polen selbst getäuscht werden; es erging ja ihnen, wie ihren (Krakauer) Magistern, die nach dem Zeugnis ihres Kollegen (Jakob de Paradiso) schön anzufangen, aber nicht zu endigen wufsten. Es gebrach an einer energischen Führung; die neue Dynastie war förmlich, wie einst die der Piasten, rasch erschlafft; auf die herrlichen Paare, Olgerd und Kenstut, Jagello und Witold, Wladislaw, den Heldenjüngling, und Kasimir, den zähen Litauer, waren ja Fürsten gefolgt, welche alle Grofsmachtspläne für immer aufgaben; schon Sigismund I. liquidierte endgültig Polens Stellung im Westen, vor den Habsburgern aus Ungarn und Böhmen weichend und das preufsische Ordensland gegen eine leere Huldigungspflicht freigebend; im Osten, indem er gegen Moskaus Ansprüche auf litauisch-russische Gebiete in träger Defensive verharrte; nicht umsonst galt er als der Friedensfürst im Areopag der europäischen Herrscher. Die Friedenseligkeit des Königs entsprach den Wünschen der adligen Nation, die, nichts von

Kriegszügen, neuen Lasten und Gefahren wissen wollte, die Gegenwart genofs, die Früchte ihres Wirtschaftens, des Holz- und Kornflöfsens nach Danzig, des Viehtriebes nach Brieg und Breslau. Ihre Stellung war gefestet: keine Kriege oder Steuern ohne ihre Bewilligung, Verdrängung der Bürger aus den geistlichen hohen Würden und dem Grundbesitz; Fesselung des Bauern an die Scholle und Auflegung immer härterer Fronen. Immer selbständiger, trotziger wurde nicht diese adlige Nation in ihrer Gesamtheit, sondern jeder einzelne Adlige, und mit berechtigtem Stolze konnte er von sich sagen, dafs er fast souveräne Rechte besäfse, dafs im Auslande der Adlige so viel bedeute, wie der Unterthan eines Adligen in Polen.

Diese Allmacht des polnischen Adels hatte sich langsam und stetig entwickelt. Ihre Anfänge reichten noch in das 12. und 13. Jahrhundert zurück, die Zeit der Teilungen und der siegreichen Kämpfe der Kirche um Privilegien, und war 1370 gefestet worden, als nach dem Aussterben der Piasten Ludwig von Anjou versprechen mufste, vom Adligen, der ja bereits den Kriegsdienst leistete, nichts mehr zu verlangen als zur Anerkennung der Herrschaft zwei Groschen von seiner Bauernhufe. Diese lächerlich geringe Steuer, mit den Regalien, Zöllen und Mauten, mit den Einkünften der Krongüter, bildete die Finanzmacht des Königs, und da diese nie ausreichte, war er zu Bitten an den Adel um freiwillige Auflagen genötigt; die Nachgiebigkeit des Adels mufste durch immer neue Privilegien erkauft werden, bis während des »langen Krieges« mit dem Orden, 1454—1466, die Freibriefe des polnischen Adels entstanden, welche die parlamentarische Ständeverfassung für immer garantierten; die Adelsboten, je zwei von jeder Wojewodschaft für den sejm walny, den Grofsen Reichstag, gewählt, die anfänglich nur neue Steuern zu bewilligen hatten, rissen mit der Zeit alle Agenden des Staates an sich oder unter ihre Kontrolle. Die Respublica bildeten drei »Stände«; der König, einst erblich, nachher wählbar aus der herrschenden neuen Dynastie, und als auch diese zum Verhängnis der Nation nach kaum zwei Jahrhunderten ausgestorben war (1572), einfach Wahlkönig; der Senat, d. i. die vom Könige ernannten geistlichen und weltlichen Würdenträger und Minister, die Wojewoden und Kastellane, die Hetmane, Marschälle und Kanzler; der Adel, vertreten durch

seine Deputierten. Damit eine Bestimmung Gesetzeskraft erlangte, war die Übereinstimmung aller drei Stände notwendig, aber der Grundsatz nil de nobis sine nobis fand solche Ausdehnung, dafs die Wähler die Freiheit ihrer Deputierten durch »Instruktionen« banden und auf den kleinen Provinztagen die Beschlüsse der grofsen Tagung abzulehnen wagten. Neben diesen drei »Ständen« bildete die Geistlichkeit, schon im Senate durch ihre Bischöfe vertreten, einen besonderen Stand, der auf seinen Synoden die Reichstagsbeschlüsse entgegennahm, gegen sie Protest einlegte oder sie exequierte; die Städte hatten keine gemeinsame Vertretung, figurierten nur mit einzelnen stummen Abgeordneten bei der Königswahl oder spielten »den Esel, der zur Hochzeit eingeladen wird, damit man mit ihm das Wasser zufahre«, und hatten nur die Steuerquoten innerhalb ihrer Kommunen zu repartieren; der Bauer trug den Hufenzins, während die »Vorwerks«-Hufen des Adligen auch davon frei blieben, und war der Gerichtsbarkeit und den Zins- und Robotforderungen (Fronen) seines Herrn schutzlos preisgegeben.

Der Adel war somit von allen Lasten befreit; er war dafür zum Kriegsdienste in dem »allgemeinen Aufgebot« verpflichtet; war das »Aufgebot« nach der dreimaligen Beschickung, die einen uralten, noch vorchristlichen Namen führte, endlich versammelt, so kehrte es sich wo möglich gegen König und Senat, statt gegen den Feind, so dafs der König zu dieser zweischneidigen Waffe lieber keine Zuflucht nahm; jede Angriffspolitik war somit von vornherein unterbunden; man mufste sich auf die Defensive einschränken und konnte nicht einmal gegen die Tataren die Grenzen bewahren. Der Adel war frei von Zöllen und Mauten für alles, was er ein- und ausführte; er richtete sich, immer von freiem Fufse aus, vor aus seiner Mitte gewählten Richtern und appellierte an den meist alle zwei Jahre, später nur sechs Wochen lang tagenden Reichstag, und bald schwebten unerledigt 12000 Mordprozesse; diese ungeheuerlichen Verhältnisse zwangen zu einer Reform; auch diese wurde, wie alles und immer in Polen, nur halb ausgeführt, denn das neue Krons- und das Litauische »Tribunal« bestanden nicht aus gelehrten, sondern aus jedesmal neu gewählten Richtern, die nach dem Gewissen, d. h. nach Gunst und Gutdünken, ihres Amtes walteten. Kein Wunder, dafs schon im 16. Jahrhundert, in der

Blütezeit des Jagellonenreiches, das Sprichwort sich festigte: »Polen steht durch seine Unordnung«, und Einsichtigere hinzufügten: »und wird durch diese Unordnung untergehen«. Die beiden letzten Jagellonen, die fast siebzig Jahre regierten, waren gar milde Herrscher, wirkliche »Hirten der Völker«, humanen Sinnes und urbaner Formen, die das »Nichtdrücken« eines modernen Herrschers längst anticipiert hatten, und mochten sie auch Mifsstände erkennen, nicht die zu ihrer offenen Bekämpfung nötige Energie besafsen; die späteren Wahlkönige beschworen selbst die bestehende »Unordnung«.

Die Verfassung war somit eine »gemischte«, eine Föderation von Wojewodschaften mit einem König an der Spitze; Doktrinäre, wie der sonst hochverdiente Kanzler und Hetman Jan Zamoyski, haben zur Ausgestaltung dieser idealsten, weil von der Antike empfohlenen Verfassung beigetragen; Zamoyski setzte die Königswahl »viritim« (statt im verstärkten Reichstage, was noch der Dichter und Landbote Rey angeraten hatte) durch; er pries das elende, kriegsuntaugliche allgemeine Aufgebot als die Vereinigung der Blüte der Ritterschaft; er trug zur Kräftigung der Provinztagungen bei. Mehr als bloſse Doktrin war die unbedingte Gleichheit des polnischen Adels, der weitere Standesunterschiede, Titel (Fürsten, Grafen, Barone) und Orden niemals gekannt und, wenn diese Titel oder Orden in Deutschland oder Italien erlangt waren, sie niemals anerkannt hat; polnische Fürsten oder Grafen sind erst nach dem Untergange Polens entstanden; nur in Litauen gab es einige Fürstentitel, die man nicht ohne Kampf und mit reichlichem Spott über diese Reste russischer Verhältnisse — der Name Knias (Fürst) käme vom Schweinegrunzen — gelten lieſs. Dieser grundsätzliche Unterschied des polnischen Adels von dem europäischen, nicht der einzige übrigens, führte schon im 16. Jahrhundert mehrfach zu Weiterungen und Mifsverständnissen im Auslande; im Inlande galt als Regel: der Adlige auf seinem Gehöfte ist dem Wojewoden (Palatin) gleich. Der Adel, obwohl manchmal ganze Generationen keinen Krieg gesehen hatten, war überzeugt, daſs er durch das auf den Schlachtfeldern vergossene Blut — ihm hieſs ja der Pole nach dem »Felde«, auf dem er sich dem Feinde stellte — seine Rechte erworben hatte; er fühlte sich als Glied einer blutsverwandten groſsen Brüderschaft — daher die ständige Wendung »Unsere

Brüder«, die »Herren Brüder«, »ältere Brüder« hiefsen Magnaten und Grofswürdenträger; er war seinem Könige zu nichts verpflichtet, als zu den zwei Groschen von der Bauernhufe, zum Kriegsdienste (nur im Lande selbst), zum Titel auf der gerichtlichen Vorladung.

So bildete sich eine ganz eigenartige Species eines demokratischen Adelsstaates aus, die von beiden Typen, von der Volksherrschaft und von der Oligarchie, nur deren Mängel zu vereinigen schien. Denn charakteristisch für Polen wurde das demokratische Mifstrauen und der Neid, die keine Erhebung des Einzelnen duldeten, in jedem unpopulären Schritt eines Königs oder eines Magnaten Angriffe auf die »Gleichheit« und »Freiheit« witterten. Aus der »Gleichheit« leitete jedermann auch das Recht ab, seine eigene Meinung durchzusetzen, und so wuchs nur die sprichwörtliche Uneinigkeit der Polen, die in entscheidenden Augenblicken alles lähmte, der Opposition wie dem Auslande stets die Handhabe zum Eingreifen bot. Diese »Gleichheit« förderte sogar den angeborenen, leichtsinnigen Hang zum Leben über den Stand, zu dem Schritthalten mit den Anderen, Reicheren, Angeseheneren — ein unausrottbares Übel, das im 16. wie im 20. Jahrhundert von der Litteratur mit demselben negativen Erfolge bekämpft wird. Freilich nährte sie auch ein starkes Unabhängigkeitsgefühl, das sich desto höher und stolzer erhob, je tiefer ringsum die alten Freiheiten der Stände vor dem modernen Absolutismus in Böhmen und Moskau, in Frankreich und Spanien sanken, und dieser Hang zu förmlicher Anarchie sollte gerade jetzt auf einem ganz neuen Felde sich bethätigen; denn wie der einzelne Adlige in letzter Instanz im Staate entschied, mafste er sich auch in Glaubenssachen das Selbstbestimmungsrecht mit vollstem Erfolge an.

Die Gefahr des Hussitismus war durch die Anstrengungen der Bischöfe, wie Olesnizki und Bninski, beseitigt worden; durch Rom selbst war das Reformwerk der Kirche zu Falle gebracht. Die Hoffnungen reformeifriger Polen waren getäuscht, und mancher der angeblichen Brotesser und Langschläfer flüchtete verzweifelnd aus der Welt in die Mönchszelle. Die Geistlichkeit verweltlichte jetzt zusehends; Simonie und Pfründenjägerei, Wohlleben, Unwissenheit, völliger Verfall der Klosterzucht stachen den Laien in die Augen; gerade unter König Sigismund überschritt

die Verderbtheit der Bischöfe durch Zuthun der italienischen Königin, die wie zum Spott Bona hiefs, jegliches Mafs. Der Adel, trotzdem ihm die fetteren Stellen in der Kirche reserviert waren, grollte; geriet er doch schon wegen des Zehnten nur allzuoft in Streit mit seinem Pfarrer und zeterte über Vorladungen vor ein ihm fremdes, geistliches Gericht. Der gebildetere Bürger hatte jeden Respekt vor seinem Hirten verloren; nur der Bauer hing an seinem Köhlerglauben — ist doch die Redensart selbst nicht weitab von Polen entstanden und auch durch Stanislaw Hosius, nicht nur durch Luther verbreitet worden.

Schon vor Luther wetterleuchtete es hie und da in Polen, ohne dafs die Reformation selbst lange Zeit Eingang gefunden hätte. Einzelne Städte, Danzig, Elbing und Thorn, dann Posen und Krakau, schlugen sich ganz oder teilweise zur neuen Lehre; Geistliche und Magister, Adlige und Schüler aus Wittenberg bekannten sich zu ihr, meist ohne sich zu offener Propaganda zu versteigen; Bücher fanden leicht Eingang. Im grofsen glaubte der Pole, wie sein König glaubte, sagte Luther mit Recht. In einer Art von stillschweigender Übereinkunft hielt man an sich, so lange dieser alte König noch lebte; sein später Tod (1548) gab das Zeichen einer völligen Änderung der Scenerie, und das katholische Polen, d. h. das adlige, erwachte eines schönen Tages als ein protestantisches.

Schon auf dem Reichstage von 1547 war als erster Artikel von den Landständen die Forderung der Verkündigung des lauteren Wortes Gottes aufgestellt worden; jetzt vernahm man schon Äufserungen: wenn es nur an uns läge, gäbe es schon in einem Jahre nur noch wenige »Papisten« in Polen, und als 1556 der polnisch-lateinische Dichter Andreas Trzecieski triumphierenden Rückblick hielt über das Wachstum des Evangeliums in Polen nach der Entlarvung des (römischen) Antichrists, konnte er die stattlichste Zahl von Wojewoden und Kastellanen, Hofleuten und Doktoren, die je in Polen in einem Atem genannt worden sind, als dem neuen Glauben gewonnen oder geneigt bezeichnen, und wenn der König in Wilno in die katholische Kirche ging, verliefsen ihn vor der Kirche scharenweise die Höflinge, ihren alten Glauben wie Dreck von ihren Stiefeln abwischend, klagte der gelehrte Stadtvogt Aug. Rotundus. Die alten scharfen Be-

stimmungen gegen die »Ketzer« durften nicht angewendet, die geistliche Jurisdiktion mufste suspendiert werden; den aufrührerischen, vor seinen Bischof vorgeladenen Pfarrer oder den den Zehnten nicht zahlenden Laien begleiteten ostentativ die ersten Würdenträger des Landes, und wehe, wenn ihnen ein Haar gekrümmt worden wäre! Der fanatische Paul IV. schäumte in machtloser Wut; der Reichstag, der Aufhebung der Zehnten, der geistlichen Güter, vieler Klöster forderte, schickte ja an ihn Gesandte mit der Bitte um ein polnisches, nationales Konzil. Sein Nuntius, der in einem Privatschreiben nach italienischer Art kurzweg zur Eindämmung der Bewegung die Köpfe von acht oder zehn der angesehensten Neuerer verlangt hatte, erreichte damit nur, dafs Mikolay Radziwil dieses Schreiben abdrucken, mit einem offenen protestantischen Glaubensbekenntnis beantworten liefs und dafs die Reichsboten dem eintretenden Nuntius »sei gegrüfst, Natterngezücht« entgegenschleuderten. Verhöhnungen des katholischen Gottesdienstes in den Kirchen selbst oder bei den Prozessionen mufsten ungeahndet bleiben; die offenkundigsten »Ketzer« wurden vom (Krakauer) Stadtrat als Prediger eingeladen, und trotz immer schärferer päpstlicher Schreiben waren sogar der König, die Tarnowski und Tenczynski, die zur »Lutherei« nur darum nicht abgefallen waren, weil sie die »Lotterei« fürchteten, die sie nachzöge, von der Notwendigkeit der Reformen, einer nationalen Kirche, der Priesterehe, des Kelches beim Abendmahl überzeugt. Ebenso vernehmlich krachte es in den Fugen der polnischen Kirche selbst.

Vorüber waren die Zeiten, wo Jan Laski, der ausersehene Bischof, Würden und Vaterland hatte verlassen, Polen gegen Friesland eintauschen müssen, als er in seinem Innern mit dem Papsttum endgültig gebrochen hatte. Jetzt heirateten Geistliche, wie Krowizki und Orzechowski, griffen die Kirche aufs schärfste öffentlich an in Rede und Schrift, wie Krowizki und Lutomirski; die Kirchenfürsten selbst waren lau, gleichgültig oder sympathisierten offen mit den Ketzern. Von dem Krakauer Bischof erzählte man, dafs er die Fasten breche, über die Evangelisten spotte, Christi Göttlichkeit leugne und es mit der berüchtigten Schrift »Von den drei Gauklern« (Moses u. s. w.) halte. Die Bischöfe von Kamieniez, Kiew, Leslau, Samogitien verkehrten mit Ketzern oder bekannten sich zu ihnen (Bischof Paz trat ganz

über), und noch 1559 beantwortete Bischof Uchanski, der nachmalige Primas von Polen, die Vorladung nach Rom mit einer polnischen Schrift gegen die (römischen) Diener des Mammon, für die Unabhängigkeit Polens und seiner Kirche von Rom, gegen jeglichen Gehorsam dem Papste; sein Eid, den er dem Papste geleistet, streite wider Gott und gelte daher nur so viel wie eine Alteweiberbeschwörung; der Papst verfolge die wahrhaft Frommen und wolle wieder in die Finsternis herabziehen die Christenheit, die jetzt durch Gottes Wort besser als vorher in dem mittleren Alter erleuchtet sei. Er (Uchanski) werde euren (Rom) Gottesdienst aufgeben, bedaure, dies nicht schon früher gethan zu haben, werde streiten mit dem Teufel und mit euch, die ihr jetzt nicht mehr so schrecklich seid wie früher, da Gott die Menschheit heimsuchte mit römischer Finsternis und Sklaverei, einer ärgeren als die Pharaos. Er schloſs mit einer scharfen Drohung: wenn sich hier in Polen etliche nicht eines Besseren besinnen und euch hartnäckig weiter werden gehorchen wollen, kann sie noch durch Gottes Willen das treffen, was solche vor Jahren in Polen getroffen hat — vielleicht anspielend auf das Märchen von der Hinrichtung aller einst »jenseits der Berge«, nach Ungarn schielenden polnischen Herren. Und Uchanski stand nicht vereinzelt da, noch vor dieser »Verteidigung« hatte ein anderer Geistlicher von gröſstem Ansehen im ganzen Lande, Orzechowski, sein »Repudium Romae« (Los von Rom) geschrieben — vorläufig allerdings blieben noch beide Schriften in der engsten Vertraulichkeit.

Im Jahre 1560 erfolgte der konzentrische Angriff auf den polnischen Katholizismus — wenigstens auf dem litterarischen Boden; es regnete von allenthalben Briefe und Pamphlete, Übersetzungen und Originale, knappe Broschüren und stattliche Bände, und alle frohlockten über den nahen, sicheren Fall Roms, mochten sie nun entstanden sein in Königsberg oder in Graubündten, in Württemberg oder in Genf, in dem groſspolnischen Schamotuly oder in dem kleinpolnischen Pinczow, dem polnischen »Wittenberg«, wie man den kleinen Flecken der einst urkatholischen, die Hussiten unerbittlich verfolgenden, jetzt kalvinischen Olesnizki stolz nannte.

Auf dem Kampfplatz erschien der unermüdliche Vergerius, der einstige katholische Bischof, mit seinen giftigsten Ausfällen

gegen den »apostatischen Stuhl« und den Pater satanissimus, wohl wissend, was für Waffen gegen Rom in den Landessprachen sich schmieden liefsen. Eben noch hatte er in seinen vier Dialogen den »Deutschpolen« Hosius und dessen Scheu gegen Bibel und Gottesdienst in der Landessprache scharf bekämpft; Hosius hatte argumentiert, wenn man auf Verständlichkeit dränge, — welcher Gelehrte sogar verstünde denn den Psalter und welcher Laie die Bitten auch nur des Vaterunser, auch nur in ihrem äufseren Sinne? Bei den Russen verstehe ja niemand, auch der Priester nicht, was er betet. Und die Dialekte der Slaven sind so verschieden — soll man für jeden besonders alles übersetzen? Wer übernimmt die Bürgschaft für Richtigkeit? Verger suchte diese triftigen Gründe abzuwehren und schlug die Wahl einer mehreren gemeinsamen Schriftsprache für alle vor — wie dies in Deutschland und Frankreich der Fall sei; er sorge eben für eine solche Übersetzung der Heiligen Schrift in einen Mischdialekt — aber bei dieser unausführbaren Sache dachte er wohl nur an seine Dalmatiner. Dafür warf er unter die Polen seine frisch in Königsberg übersetzten Pamphlete, namentlich die »Geschichte von der Päpstin Gilberta«, die bei der feierlichen Prozession eines Knäbleins genas — ein Märchen, das der »Pole« (eigentlich Schlesier, Troppauer) Martinus durch seine Chronik vor dreihundert Jahren geweiht hatte — und nannte dabei Paul IV. einen Mameluken und Teufelsanbeter; hinunter stürze das Papsttum wie ein morsches Haus. Aber wichtiger als dieses und viele andere Pamphlete war ihm, dafs der König junge Adlige nach Tübingen zu seinem Herrn, Herzog Christoph, geschickt hätte der reinen Lehre wegen.

Und wie Verger, meldeten sich andere Italiener, diese aus Graubündten, persönlich oder schriftlich in Polen. Es macht einen wunderbaren Eindruck, wie diese, den Fängen des Santo Uffizio oder des venetianischen Rates oder Genfer und Londoner Schergen entronnenen, müden, armen, abgehetzten Greise, diese Ochino, Martir, Alciato, Negri u. a., ihre Blicke hoffnungsvoll nach dem nordischen Horte der Gewissensfreiheit, dem einzigen in Europa, richteten. Negri hatte eben seine ins Lateinische übersetzte Tragödie von der Willensfreiheit dem Nikolay Radziwil gewidmet, da ihn sein Alter am persönlichen Erscheinen hindere, und in der Tragödie hatten sich neben giftigen Pasquillen und

Wortwitzen in Vergerios Manier (Karnales statt Kardinales u. s. w.) ein begeistertes Lob der polnischen Dichter und Protestanten, des Rey und des jungen Trzecieski, eingefunden. Von Ochino, der bald selbst nach Polen kommen sollte, waren seine Dialoge, wegen derer er Zürich verlassen mufste, auch dem jungen König und dem Radziwil zugeeignet worden, und seine beiden giftgeschwollenen »Tragödien«, vom Papsttum, das Lucifer zum Verderb der christlichen Kirche eingesetzt hätte, und von der Messe, des Papsttums heiligstem Werkzeug, waren bereits durch einen anderen Griechen-Italiener, Lismanin, in Schamotuly und Pinczow in polnischer Sprache herausgegeben worden. Nicht mehr brauchte der Pole von Lotthers Offizin in Magdeburg oder Daubmanns in Königsberg aus seine Katechismen, Konfessionen, Kantionale u. dgl. erscheinen und verbreiten zu lassen; jetzt arbeiteten unter dem Schutze der Herren, z. B. in Pinczow, die einheimischen Offizinen. Hier liefs Martin Krowizki, der römische Priester, den Orzechowski förmlich in einem unbewachten Augenblicke hatte heiraten lassen, seine schärfsten Schriften erscheinen. Er hatte noch 1554 bei Lotther einen Brief an König und Adel — wie in Nachahmung des Lutherschen Sendschreibens: An den christlichen Adel deutscher Nation — herausgegeben, welchen der Krakauer Bischof beantwortete; jetzt veröffentlichte er in Pinczow eine umfangreiche Schrift, 1560, die drei Auflagen erlebte und noch 1602 ins Deutsche übersetzt wurde: »Apologia«, d. i. Verantwortung und Verteidigung der wahrhaften Lehre und des uralten christlichen Glaubens u. s. w. der Stadt Riga gewidmet; der Übersetzer entschuldigte sich, dafs seine rasche Arbeit des Redeschmuckes ihres polnischen Vorbildes entbehrte. Die »Apologia« stellte immer christliche und papistische Demut, Lehre, Kreuz u. s. w. gegenüber und war so scharf gehalten, dafs der folgende Herausgeber ihre Schärfe entschuldigen mufste: römische Brennesseln bedürften solchen Frostes; sie endigte mit der Behauptung, dafs der Papst der wahre Antichrist wäre, und dieses erhärtete Krowizki sofort in einer neuen Schrift (1561): »Eigentliches Bild und Nachahmung des Antichrist« u. s. w., den alten, willkürlichen Einfall der Hussiten (Anatomia Antichristi) und Luthers, ein nachmaliges protestantisches Dogma, förmlich breit tretend. Nicht mehr genügten die Übersetzungen des Neuen Testamentes durch

Seklucyan in Königsberg; in Pinczow, durch die dortigen Lehrer (darunter der Franzose Peter Statorius, der bald darauf die erste ausführliche polnische Grammatik lateinisch schrieb und dessen Familie, nobilitiert, als Stoinski, ebenso wie die Alcyat u. a. in Polen fortlebte), wurde die ganze Bibel des Kalvinschen Textes übersetzt, was dann Radziwil auf seine Kosten vollenden und drucken liefs.

Dafs der Katholizismus in Polen von der protestantischen Hochflut nicht weggeschwemmt wurde, verdankte er einmal dem »jungen« Könige, der trotz alles Schwankens bei ihm verblieb, auch dann noch, anders als Heinrich VIII. von England, als die Kurie jeder Hoffnung ihn für immer beraubte, dafs sie den unfruchtbaren und unglücklichen Ehebund mit der verhafsten Habsburgerin je lösen würde. Als König Augustus aus den Händen des Kardinals Hosius die Beschlüsse des Tridentinums entgegennahm, war die Sache des Katholizismus bereits gewonnen.

Er verdankte dies weiter dem Eifer der niederen Geistlichkeit, der Kapitel, die ihre Bischöfe anspornten und warnten, dem Eifer, der Gelehrsamkeit und dem Talente des Hosius, des ermländischen Bischofs, Kardinals und eines der Präsiden des Tridentinums, der durch seine apologetischen und polemischen Schriften seit 1553 weit über die Grenzen Polens wirkte, so sehr, dafs der Herausgeber seiner »Glaubenskonfession« vom Jahre 1573 vor dieser Ausgabe schon 21 andere lateinische, aufserdem zwei deutsche und zwei französische Übersetzungen aufzählen konnte, und ähnlicher Verbreitung erfreuten sich auch andere seiner Schriften; von der Wiener Ausgabe der Konfession vom Jahre 1560 sollten in wenigen Tagen 1400 Exemplare abgesetzt worden sein, — die ersten litterarischen Erfolge eines Polen in Europa. Hosius, humanistischer Dichter in der Jugend, mit protestantischen Anwandlungen, wie mancher Studiengenosse, schrieb nur lateinisch; polnische Übersetzungen seiner Werke rührten von anderen her; als Uchanski, der sich auf sein eigenes Latein wenig einbildete, ihm polnisch schrieb, war der Kardinal ungehalten, dafs er nicht der »katholischen« Sprache (des Latein) sich bedient hätte; aber mit der königlichen Familie korrespondierte Hosius selbst polnisch. Ein ebenso erfolgreicher Apologet des Katholizismus war sein Nachfolger auf dem Bischofsstuhl, Martin Kromer, dessen Dialoge über den Glauben zwischen

Mönch und Ritter, zuerst (1551) polnisch abgefafst, in lateinischer erweiterter Übersetzung, sowie andere Schriften weit wirkten. Zu diesen Bischöfen gesellten sich die Jesuiten, zuerst Deutsche und Spanier — bei der »katholischen« Sprache kam es auf die Nationalität wenig an —, dann Polen, und zwar die begabtesten und edelsten Söhne der Nation, ein Stanislaw Warschewizki (Melanchthons Schüler und Ubersetzer des Heliodor), ein Piotr Skarga, der berühmteste Kanzelredner der Zeit, ein Jakub Wujek, dessen Bibelübersetzungen und Predigtwerke den protestantischen das Wasser abgruben, ein Martin Laterna, Märtyrer für seinen Glauben in Schweden, dessen Gesangbuch, »Harfe«, in vielen Auflagen ebenso die protestantischen verdrängen half u. a. Die Flucht zu den Jesuiten der besten ingenia nahm beängstigende Dimensionen an; ebenso wirkten sie von der Kanzel, im Beichtstuhl, auf Missionen; Hosius hatte sie einführen geholfen, in Braunsberg zuerst, dann in Masovien und Litauen, und der anfängliche geringe Zuspruch ihrer Schulen und Ordenshäuser stieg alsbald über alle Mafsen; wufsten sie doch durch alles zu wirken, das Gepränge ihres Gottesdienstes, die Gewinnung naiver Herzen in frommen Brüderschaften und Praktiken, die tüchtige Schulzucht, den Ernst ihrer Lebensführung.

Mit den Jesuiten kam neues Leben in den polnischen Katholizismus, speziell in das Mönchstum. Dieses hatte seit einem vollen Jahrhundert jeglichen neuen Impuls entbehrt, seitdem Johann Capistrano die Massen auf dem Krakauer »Ring« (Marktplatz) durch Dolmetscher haranguiert hatte (1453). Damals fand er und seine Ordensbrüder, die Observanten, einen gewaltigen Zulauf, die Jugend, vom königlichen Hofe und von der Universität, Adel und Bürgerliche (unter ihnen der sel. Wladislaw von Gielniow, Verfasser eines der volkstümlichsten polnischen Kirchenlieder), Männer und Frauen strömten ihm zu, es mehrten sich rasch Ordenshäuser dieser Observanten, die sich in Polen nach Bernhard von Siena »Bernardiner« nannten und schon 1467 von der böhmisch-österreichischen Provinz abgetrennt, 1530 in eine polnische und eine litauische Provinz geteilt wurden, der beliebteste, volkstümlichste aller Orden in Polen. Seitdem war auch ihre Zucht gelockert worden; Kirche und Kloster in Polen »schrieen nach einer Reform«, rief der päpstliche Legat selbst aus. Diese Reform brachten nun die Jesuiten, die lang-

samere, aber nachhaltigere und mit jedem Dezennium steigende Erfolge zu verzeichnen hatten. Bedingt waren dieselben durch die sorgfältige Wahl der Individuen — was sich nicht zuverlässig oder brauchbar erwies, wurde der Welt zurückgegeben, die »durch den Auswurf (der Jesuiten) verstänkert wurde«, schalt Opalinski 1650; dann durch die richtige Verwendung jeder individuellen Kraft, die der auf sie gelegten Aufgabe sich nicht entziehen durfte: als Skarga das Hofpredigeramt niederlegen wollte, weil der König die eigene Schwägerin geheiratet hatte, hielt ihn der Befehl der Vorgesetzten sofort zurück; so verkörperte der Orden die Zucht, den Gehorsam, deren man in Polen längst entwöhnt war, und trat daher auch durch Skarga u. a. für monarchischen Geist im Staate ein. Endlich wirkte der Orden durch die sorgfältigste Bildung seiner Brüder. So wurde er seiner Mission gerecht.

Diese Mission war unendlich vielseitig; der Jesuit barg sich ja nicht im Kloster, er ward Hofprediger, Militärkapellan und in Zbarasch, dessen Belagerung Sienkiewicz erzählt, richtete er die Kanonen; Missionär, nicht nur in China, Japan und Tonking, sondern auch bei Litauern und Letten; Lehrer der Jugend in den Akademien und Kollegien, die schliefslich ganz Polen und Litauen wie mit einem Netz bedeckten; er bekämpfte in den erfolgreichsten Disputationen die evangelischen »Minister«; er wehrte jeden protestantischen Angriff durch Schriften und Drucke ab, die von Ordensmitgliedern verfafst, oft unter fremden Namen (der Gönner und Freunde in der Weltgeistlichkeit) erschienen, voll Gelehrsamkeit, christlichen Geistes, beifsenden Spottes (Sawizki); er verteidigte den Gregorianischen Kalender gegen Protestanten und Astronomen (Grodzizki); er übersetzte die heiligen Schriften (Wujeks noch heute allein approbierte Übersetzung der Katholiken) und verfafste seine Postillen (Wujek, dessen Werk alsbald ins Böhmische, Deutsche und Litauische übersetzt wurde) in der polnischen Sprache und im Litauischen und Lettischen (Szyrwid, Egler); er bekehrte zum Katholizismus die abtrünnigen Radziwil, Sapieha, Chodkiewicz, Laski, bis hinunter zur Hökerin und zum Handwerker; er organisierte die daniederliegende öffentliche Mildthätigkeit, so Skarga, der 1584 die Erzbrüderschaft der Mildthätigkeit mit 7 Mitgliedern gründete, die schon 1607 1043 Brüder und 612 Schwestern zählte und,

verbunden mit einem Mons Pietatis, bis heute existiert und segensreich wirkt. Und rasch wuchs der Orden an Ansehen, Macht, Reichtum; schon 1608 mufste eine besondere litauische Jesuitenprovinz von der polnischen abgetrennt werden. Hier feierte er seine gröfsten Erfolge; hier wurde er auch zuerst und am giftigsten angegriffen in der berühmten »Actio« (Klagerede) eines »polnischen Adligen« (in Wahrheit eines protestantischen Schullehrers), die eine ganze Litteratur in Europa hervorgerufen hat (1590 u. ö., deutsche Übersetzung 1592 u. s. w.) und in dem ebenso berühmten, angeblich aus dem Polnischen übersetzten »Rat zur Wiederherstellung des Friedens in Polen« (nur durch Vertreibung der Jesuiten möglich) 1607 u. ö., auch an Oxenstjerna gewidmet, noch im 18. Jahrhundert öfters gedruckt (deutsche Übersetzung 1610), wo Wahres und Falsches phantastisch durcheinander geworfen wird, die Jesuiten (Suiten, d. i. Schweiner genannt) als die spanischen Spione zur Besitzergreifung Polens auf dem Seewege über Danzig (!!) bezeichnet wurden, für den spanischen König bauten sie ja ihre burgähnlichen Kollegien in den polnischen Städten, bezeichneten schon mit Blick und Schrift, wer in Polen hinzurichten wäre u. s. w. Neben derlei Wahnwitz gab es auch treffende Ausführungen und namentlich fällt auf, dafs der im »Rate« 1607 gemachte Vorschlag nach 170 Jahren wirklich ausgeführt worden ist, als ob die »Edukationskommission« von 1775 denselben gekannt und befolgt hätte. Die Angriffe des Pöbels und der Jugend gegen evangelische Gotteshäuser und Minister, wie sie in Krakau, Posen u. s. w. seit dem Ende des Jahrhunderts immer häufiger wurden, wurden immer dem jesuitischen Sündenbock, der schliefslich auch für den Untergang Polens verantwortlich (!) sein sollte, aufgeladen, doch ohne Grund, und mit ähnlichen Ausfällen der Danziger und Thorner gegen jesuitische Prozessionen geahndet. So erstarkte allmählich die Macht und der Einfluſs des Ordens, der, ohne je recht populär in Polen zu werden, durch zwei Jahrhunderte dem Katholizismus die wichtigsten Dienste erwiesen hat, durch seine exponierte Stellung, das Sicheinmengen, offenes und geheimes, in weltliche Händel, durch seinen Reichtum, seinen blinden Gehorsam gegen die italienischen und spanischen Oberen, sich Mifstrauen, Verdächtigungen, Hafs erworben hat, die sich erst im 18. Jahrhundert so weit verloren, dafs er auch nach seiner

Kassation, in Polozk in Weifsrufsland, allerdings unter russischer Ägide, fortbestehen und fortwirken konnte, betrauert im übrigen Polen.

Vor allem jedoch verdankte der Katholizismus in Polen seine Behauptung den Massen: des ungebildeten Adels in Masovien, das sich später seiner unerschütterten Rechtgläubigkeit rühmte, der kleineren und entfernteren Städte, der Bauernschaft. Diese hingen mit aller Zähigkeit an dem Glauben der Väter, an den äufsern Praktiken, an dem geheiligten Agathebrötchen, das die Feuersgefahr bannte, an der Dreikönigskreide, der Lichtmefskerze, dem Blasiuswachse, so segensreich für die Herden, am Nikolausopfer, das die Hühner vor der Weihe und die Schafe vor dem Wolfe schützte — wie konnte nur das Gebet des neuen Geistlichen, der da mit Weib und Kind sich breit machte, wirksam sein? Die Väter waren reicher, gescheiter gewesen, die hochragenden Kirchtürme, die Stadtbücher, die Schulzenurkunden bewiesen es ja, nicht obgleich, sondern weil sie am alten Glauben gehangen — und nun erst die Wunder der alten Heiligen; man erzählte sich, wie die neuen Lehrer wohl auch hätten Wunder wirken wollen und wie es ihnen dabei ergangen wäre. Ihr Mifstrauen gegenüber allen den Neuerungen; das aus eigener Praxis voll gewürdigte Argument, dafs man zu Gott durch Heilige gelange, wie zu einem Herrn durch Diener; der Hinweis auf die Völlerei (keine Fasten) und Fleischeslust der neuen »Minister«, der hergelaufenen Fremden, entschied; der Bauernglaube überstand die ganze Krisis ohne jegliches Wanken. Es fiel dies so sehr auf, dafs die evangelische Geistlichkeit selbst dazu Stellung nehmen mufste. Auf der Thorner Synode 1595 predigte auch darüber der Superintendent Turnowski, warum Bürger und Bauer in Deutschland den neuen Glauben eifrig annähmen, dagegen in Polen den römischen Aberglauben nicht verliefsen und auch in diesem selbst nicht besonders eifrig wären? Er läfst nun einen Bauern darauf antworten: können wir denn etwas in dieser unserer Sklaverei wollen? wir haben ja keine Zeit, an Gott zu denken, auch Sonntags finden unsere Herren Beschäftigung für uns; schon kann uns aus dieser schweren Sklaverei weder Gott noch Teufel retten — sind wir doch bei unserer Herrschaft geringer geachtet als Vieh; Hundeblut nennt man uns und achtet

noch mehr die eigenen Hunde als uns; so müssen wir schon auf dieser und jener Welt leiden.

Schlimmere Wunden als die Apathie der Massen und die Energie der Jesuiten schlug dem Protestantismus in Polen der Protestantismus selbst, durch die Zersplitterung der ganzen Bewegung und gegenseitige Anfeindung; durch die Bedeutungslosigkeit seiner Diener, denen der protestantische Adel jene Achtung grundsätzlich verweigerte, die dem katholischen Geistlichen schon durch seine Stellung im Staate unbedingt zukam; durch die Schlaffheit seines Auftretens, den Mangel an Opferwilligkeit, den Eigennutz seiner Bekenner. Jetzt rächte es sich, daſs man, aus Respekt vor dem alten König, aus eigener Indolenz, aus humanistischer Gleichgültigkeit gegen Glaubenssachen so lange mit der Kirchenreform gewartet hatte; jetzt war sie nämlich längst nicht mehr eine einheitliche: Lutheraner, Zwinglianer, Kalviner, böhmische Brüder (aus Böhmen in Polen Zuflucht findend), warben Anhänger um die Wette, und bald lockte die Sicherheit in Polen auch diejenigen Sektierer an, welche in Genf oder Wittenberg den Scheiterhaufen hätten fürchten müssen, die italienischen Zweifler an den wichtigsten Dogmen der Kirche, die Luther und Kalvin selbst noch unangetastet gelassen hatten. So zersplitterte sich die Bewegung völlig; triumphierend fragte der Katholik, wo denn der richtige »neue Glaube« wäre; das Argument, mit dem Hosius stets kämpfte (qu'une hérésie attire l'autre et que la fin de toutes n'est qu'un pure athéisme heiſst es auf dem Titel der französischen Übersetzung seiner Censura 1573), blieb zu Rechte bestehen; mit dem Hinweis auf Wiedertäufer bewies dann Hosius, daſs wer aufhöre »Papist« zu sein, auch aufhöre, »Regalist« zu bleiben und nach der geistlichen Autorität und Obrigkeit jede andere, auch die weltliche, abweisen werde. So muſste denn über alle die ungeeinten, einander befehdenden oder mindestens miſstrauisch betrachtenden Neuerer der uralte, stets einige Katholizismus schlieſslich triumphieren; es fehlte an einer Autorität in Polen, die dieser Bewegung ihre Schranken und Wege hätte weisen können. Jan Laski, der einzige Berufene dazu, kam nach Polen nur noch als todkranker Greis zurück, und die Zügel, die seiner müden Hand entfielen, nahm niemand wieder auf.

Der Pole, der sich von seinem Könige nichts bieten liefs, wie hätte er von irgend einem hergelaufenen Mönche unbesehen sich einen Glauben aufdringen lassen? Den Satz »so scheint es mir«, der dem spanischen Juristen in Polen als nationaler Rechtssatz so auffiel, das Gutdünken, wandte der Pole folgerichtig auch in Glaubenssachen an, und so wurden die Lutheraner von gestern heute zu Kalvinern, um als Antitrinitarier und Judaisanten, zuletzt gar als Athei, zu endigen. Schon 1571 bezeichnete es der Wilnoer Vogt Rotundus als einen allgemein bekannten Scherz, dafs Polen der Trödelmarkt (vendetta) wäre, nicht nur für alle fremden Kleidermoden, sondern auch für alle Religionsdogmen. Dadurch wurde die protestantische Bewegung in Polen so bunt, vielförmig, interessant, aber auch unfruchtbar. Wohl zeitigte sie Erscheinungen, die eben nur in dem humanen Polen möglich waren: was in Deutschland an der Engherzigkeit und Verbohrtheit lutherischer und kalvinischer Pfaffen und Zeloten stets scheitern mufste, gelang ohne weiteres in Polen, ein »consensus« der neuen Bekenntnisse, eine Glaubenseinigung (1570) der Lutheraner, Kalviner und böhmischen Brüder, beschämend für das übrige, sich gegenseitig nur verketzernde Europa, obwohl auch in Polen der schönen Blüte schliefslich die Frucht nicht entsprach, wofür schon die deutschen Eiferer sorgten.

Der Consensus von Sendomir wandte sich nur von den »Arianern«, von den Leugnern des heiligen Geistes und des eingeborenen Sohnes ab, und die Protestanten in Polen verlangten die Landesverweisung dieser »Sekte«; aber dem trat Hosius entgegen: die einen verweisen, hiefse ja die anderen autorisieren. Der polnische »Arianismus« bildet das interessanteste Blatt in der polnischen Religionsgeschichte; die »Arianer« kamen ja mit ihren radikalen Forderungen den demokratischen Tendenzen, die im Adel unbewufst als sein slavisches Erbe fortschlummerten, am meisten entgegen. Die Forderung wahren christlichen Lebens, des Sich-nicht-widersetzens dem Bösen, des Nichtkämpfens, des Nichtrichtens, des Nichthaltens von Sklaven-Bauern, des Meidens jeglicher Hoffart des Leibes, jedes lärmenden Treibens, des Tanzes u. s. w., wie sie von den konsequenten Bekennern des »Arianismus« verwirklicht wurde, liefs sich allerdings nicht immer und überall durchsetzen, aber Ehrfurcht und Bewunderung verdienen diese kleinen, leicht zusammenschmelzenden, verstreuten,

zuletzt bitter verfolgten Gemeinden. Der polnische Arianismus entstammte dem Rationalismus des von Kalvin verbrannten Servet und der Italiener Gribaldi, Socino, Blandrata, Gentile, Alciato u. a., die fast alle den Weg nach dem freien Polen fanden; »Italien wird den Polen verhängnisvoll,« klagte der Kalviner Beza. Schon zu Lebzeiten des Jan Laski meldeten sich die Vorboten dieser konsequentesten Entwicklung des Protestantismus, die die Fundamente des Katholizismus erschütterte, während Luther und Kalvin sich mit dem Einreifsen von Dach und Mauern begnügt hatten. Nach Laskis Tode stellte sich keine Autorität mehr diesen »Antitrinitariern« entgegen, welche Elemente des Wiedertäufertums, der Chiliasten und andere Überschwenglichkeiten aufnahmen; gerade die kalvinischen Minister verliefsen grofsenteils die Genfer Lehre und wandten sich diesen Neuerungen zu. Sie fanden freilich bei den Magnaten damit geringen Anklang, die vor den antisocialen Forderungen zurückscheuten; aber schliefslich trennte sich endgültig die »kleinere« (arianische) Versammlung von der »gröfseren« (kalvinischen). In der »kleineren« kochte und gärte es lange, und man glitt leicht extremen Richtungen zu (Nichtverehrung von Christus; Judaismus u. dgl.); erst zu Ende des Jahrhunderts festigte sich unter dem Einflusse des scharfsinnigen Italieners, des jüngeren Sozin, das Dogma, namentlich die Christologie und die Eschatologie. Die Zahl der Arianer konnte niemals eine gröfsere werden, den strengen moralischen Forderungen war ja nicht leicht zu entsprechen; desto mehr ragten diese Bekenner (etliche Adelige, die Niemojewski, Lubieniezki, von denen sich Leibniz fälschlich herleitete, Otwinowski, Taschyzki, Potozki u. a.; etliche Minister, darunter viele Deutsche, Krell, Völkel, Schmalz, Osterode, Baron von Wolzogen u. a.; Handwerker und Bürger, Apotheker Ronenberg aus Krakau u. s. w.) geistig hervor, und keine einzige Konfession in Polen hat ein gleich starkes Prozent von Schriftstellern aufzuweisen; nur Frauen traten auch hier zurück, welche überhaupt in dieser ganzen Bewegung keine hervorragende Rolle spielten, obwohl sich manche von ihnen durch zähes Festhalten an dem einmal Erkannten auszeichneten. Angegriffen wurden diese Antitrinitarier, Servetisten, oder wie man sie sonst nannte, sehr frühe, von Kalvinern zuerst, dann von Apostaten aus der eigenen Mitte, zuletzt von den Katholiken; so bekämpfte den Jan Niemo-

jewski der eigene Bruder Jakob, dessen polnischer Foliant gegen Jesuiten (Herbest) auch ins Deutsche (1583) übersetzt worden ist, was Niemojewski mit eigenen deutschen Versen begleitete, den ersten, die von einem Polen bekannt sind. Nichts ist jedoch interessanter als die Verhandlungen innerhalb der arianischen Gemeinden selbst: ob es dem Christen erlaubt sei, Sklaven-Hörige zu besitzen, ob er richten, ein Amt bekleiden oder gar töten dürfe, und im 16. Jahrhundert überwogen zur Ehre der Polen die gegenteiligen Ansichten: erst im 17. drang das gemäfsigter, egoistischer, weltlicher gesinnte Element auch unter den Arianern durch. Freilich haben auch die älteren Arianer das neue sociale Banner aus Furcht vor der Wiedertäuferei nicht offen aufgepflanzt und begnügten sich oft statt einer rührigen Propaganda mit theologischen Zänkereien. Jedenfalls belebte ihr Auftreten das konfessionelle Leben, und dieses blieb für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts charakteristisches Merkmal der polnischen Gesellschaft, wie niemals zuvor oder nachher wieder. Und doch, trotz aller Lebhaftigkeit konfessionellen Streitens, die oft den Frieden der Familie bedrohte, da sich Mann und Frau, Eltern und Kinder, die Geschwister scharf entgegenstanden und sogar die stets geheiligten Pflichten der Gastfreundschaft verletzt werden konnten, kam es in Polen zu keinen Glaubensverfolgungen oder Religionskämpfen, die die Geschichte des übrigen Europa so häfslich entstellten.

Vieles milderte von vornherein in Polen die Schärfe des Kampfes, schon das Nebeneinanderbestehen verschiedener Konfessionen im Lande seit Jahrhunderten, dann die Gutartigkeit des nationalen Charakters, die echt christliche Humanität seiner Könige, die Achtung vor der Freiheit und den Rechten des Mitbürgers. Wie konnte in Polen eine Politik der Verfolgung nach spanischen oder englischen Mustern eingeleitet werden, wo der alte König dem ihn scharf machen wollenden Doktor Eck antworten liefs, er wolle über Böcke und Schafe zugleich herrschen, und der junge König feierlich erklärte: »niemand möge von mir annehmen, dafs ich durch Grausamkeit und Strenge jemanden zum Glauben anhalten oder sein Gewissen bedrücken möchte; den Glauben zu bauen, ist nicht meine, sondern des heiligen Geistes Sache«! Diese Toleranz fiel den Fremden oft peinlich auf; so konnten sich italienische Geistliche nicht genug wundern,

da sie notorische »Ketzer« die Gastfreundschaft hoher Prälaten genieſsen sahen; auch der protestantische Adel blieb ja »Bruder« des katholischen. Wie bezeichnend waren die Worte des »Doktrinärs«, Zamoyski, zu einem Protestanten: »Könntet ihr alle Papisten werden, gäbe ich gern meine halbe Gesundheit hin, um mich mit euch heiliger Einheit zu erfreuen, — aber würde euch jemand Gewalt anthun wollen, opfere ich eher mein Leben mit euch, als daſs ich den Zwang billigen sollte.« Da war natürlich für Inquisition und Ketzerrichterei kein Boden, und trotz des Einspruches der Geistlichkeit und des masowischen Adels erlangte der protestantische Adel 1573 die Anerkennung der Gewissensfreiheit und des Grundsatzes cuius regio illius et religio, dem nun jeder polnische Adlige in seinem eigenen Grundbesitz folgen konnte. Diese Lässigkeit des Kampfes führte dann dazu, daſs der protestantische Hochadel selbst einen katholischen König verlangte, denn dieser werde wenigstens Papst und Eid respektieren, wogegen ein protestantischer Herrscher sich von allem entbunden fühlen würde. Die neue Lehre war auſserordentlich rasch verbreitet bei der Beweglichkeit, Neuerungssucht und dem Nachahmungseifer der Polen, aber es war dies nur ein jäh aufloderndes Strohfeuer gewesen, — der Politiker, der Adelige überwand den Glaubensstreiter, der den politischen Grundsatz nil de nobis sine nobis auch auf Glaubenssachen übertrug, der seinen »Minister«, bürgerlicher oder bäuerlicher Abkunft, für nichts achtete, der Habe und Einkünfte der katholischen Kirche seines Patronates einfach für sich einzog, ohne sich um die Notlage seiner protestantischen Kirche und Schule zu kümmern, der mit anderen Worten denselben Souverän in Sachen des Katechismus und Abendmahles spielte, als der er in weltlichen auftrat. Als nun der erste Eifer abgekühlt war, als niemand verfolgte und drohte, als der Protestantismus sich zersplitterte und selbst zerfleischte, besann sich der glaubenslaue Adlige bald eines Besseren, kehrte selbst (oder die nächste Generation that es) zum uralten, aristokratischen, angestammten Glauben der Väter zurück, und der fremde Diener- und Handwerkerglaube verlief sich wie das Hochwasser der Weichsel im Frühling. Die rasch einsetzende katholische »Reaktion« arbeitete nun in Polen, nicht wie anderswo, mit Konfiskationen, Ächtungen und Hinrichtungen, sondern mit Wort, Lehre und gutem Beispiel und erzielte mit jedem Jahre

gröfsere Erfolge; der in sich selbst zersplitterte Protestantismus verlor nach seinen beiden gröfsten Triumphen, dem Glaubenskonsens von 1570 und der Konstitution de pace inter dissidentes servanda von 1573, zusehends den Boden unter den Füfsen. Ja, die Fortschritte der Reaktion waren so augenfällige, dafs dieselbe eine ungleich schwierigere Aufgabe gleich mit in Angriff nehmen konnte.

Polen und Litauen, unlöslich durch den gemeinsamen König und Reichstag, seit dem Jahre 1569 und seiner Lubliner Union verbunden, waren zu einem bedeutenden Teile von sogenannten »Schismatikern«, Bekennern der orthodoxen, griechischen Kirche, bewohnt, die nur den Patriarchen von Konstantinopel, nicht den Papst anerkannten. Unionsgedanken und Verhandlungen mit Rom wurden, stellenweise noch im 13. Jahrhundert, während der politischen Unabhängigkeit Kleinrufslands angeknüpft; die katholischen Herrscher spannen im 15. Jahrhundert den Faden weiter, und die Saat der florentinischen Kirchenunion ging wenigstens hier weder auf einmal noch völlig ein. Hierzu gesellten sich noch andere Umstände. Die russischen und litauischen Grofsen waren schon durch die Beziehungen zum Hofe längst polonisiert; was hier Anspruch auf Bildung machte, wandte sich von russischer Unkultur ab, und schliefslich streifte man mit dem russischen Bart auch den russischen Glauben ab, wurde katholisch, nachdem man etwa vorher noch rasch Kalviner oder sonst was gewesen war; so war es mit den Ostrogski, Radziwil (von denen nur ein Zweig bis zum Aussterben kalvinisch verblieb), Sapieha, später auch mit den Czartoryski, Wisniowiezki u. s. w. der Fall; schliefslich sollte der gesamte russisch-litauische Adel polnisch werden, in Sprache, Gesittung und Glauben. Das russische Volk war somit seiner weltlichen Führer beraubt; seine geistlichen waren selbst vollkommen verwahrlost, roh und unwissend, ganz der Welt und ihren Sorgen lebend, gegen den katholischen Klerus weit zurückgesetzt. Die Aussicht auf Hebung ihrer socialen Stellung, des Unterrichtes, des moralischen Niveaus, lockte die griechischen Kirchenfürsten zur Union, zur Anerkennung Roms; für Rom selbst bot diese Union Aussichten auf weitere Erfolge im Orient; aber schliefslich blieb, wie jedes andere, auch dieses Werk ein halbes, auf Polen beschränkt und auch hier nicht konsequent, allseitig durchgeführt: es scheiterte teilweise

an dem zähen Widerstand der konservativen Volksmassen, der Bürger einzelner Städte, der Kosaken, nachdem von vornherein einzelne Bischöfe und der alte Fürst von Ostrog das Unionswerk wieder preisgegeben, ja im Verein mit Protestanten bekämpft hatten. Aber auch von dieser Seite wurde das ganz erschlaffte religiöse Leben neu geweckt und gestärkt.

Diese vielseitigen religiösen Kämpfe fanden nun ihren Niederschlag in einer reichen Litteratur: Hauptbedingung erfolgreicher protestantischer Propaganda waren ja die Verbreitung der Heiligen Schrift in der Landessprache, was Rom nur ungern litt; die Beleuchtung der Streitpunkte in leicht faſslicher Form, und wäre es auch in dramatischen Dialogen oder in satirischen Gedichten; die Darlegung der eigenen Lehre in knapper, populärer, dialogischer oder in wissenschaftlicher, polemischer Form. Die polnische Druckerpresse wurde die mächtigste Angriffswaffe. Sie hatte nur allzulange gefeiert. Nichts beleuchtet krasser die geistige Apathie, Trägheit, Bedürfnislosigkeit der Masse als der Umstand, daſs erst seit 1521 polnisch zu drucken begonnen worden ist; sogar Böhmen, von anderen Völkern zu schweigen, war längst mit besserem Beispiel vorausgegangen. Die Buchdruckerkunst war ja ursprünglich eine deutsche Kunst, und ihre Vertreter in Krakau dachten nur an die Bedürfnisse der Geistlichkeit, eines sicheren Abnehmers für die lateinischen Agenden, Viatiken, Missale u. dgl., sogar an die Bedürfnisse der russischen Geistlichkeit, für welche sie die Chorbücher u. a. zu drucken begannen (1490) —, sie berücksichtigten nur keinen polnischen Leserkreis, der erst geschaffen werden muſste.

Der Anstoſs ging natürlich wieder von edlen Frauen aus; sie verlangten, des Lateins unkundig, polnische erbauliche und ergötzliche Bücher, die Königstochter Handschriften, die Unbemittelteren Druckwerke; Bonaventuras Leben Christi, in populärer Umarbeitung mit legendarischen Ausschmückungen von der Hand des Pfarrers und Bürgers Opitz, wurde das erste groſse gedruckte (1522) polnische Buch; es schmeckte in seiner Umarbeitung noch stärker als das Original nach dem Mittelalter, und lauter mittelalterliche Produkte sind es denn auch, die in rascher Folge, als holte man lange Versäumtes nach, zumeist von bürgerlichen Skribenten in Krakau, für Bürger und namentlich für Frauen, herausgegeben wurden, Produkte mittelalterlicher

Pseudowissenschaft, wie Kräuterbücher, Philosophenleben, medizinische Sachen, oder mittelalterliche Schwänke und Anekdoten in frommer Sauce, der Römer Thaten, Salomon und Marchold, die Sieben Weisen u. s. w. Diese Drucke erhoben natürlich auf Originalität keinerlei Anspruch; trotzdem bedeuteten sie einen aufserordentlichen Fortschritt schon in ihrer äufseren Form, in der geregelten Orthographie, in der lesbaren, oft geradezu schönen Sprache, wogegen die frühere Übersetzungslitteratur meist furchtbar gesündigt hatte. Das interessanteste dieser Werke waren Äsops Leben und Fabeln, in dem bekannten Metrum, das nicht üble Werk eines jener Vorläufer Luthers, mit Ausfällen gegen Geistlichkeit, Leben und Lehre derselben, das sogar die Fabel von Maus (!) und Feile auf menschlichen Aberwitz deutete, der sich vergebens an göttlichen Geheimnissen abmühe und dann die Menschheit frech belüge; von Lämmchenmienen und Wolfszähnen ward nur zu oft gesprochen, ebenso von den in schwarze und graue Lammfelle (Mönchskutten, z. B. der Benediktiner und Cistercienser) gehüllten Wölfen; andere Fabeln warnten nachdrücklich vor den Ausländern-Verrätern; so schlofs die aus dem »Kalila« entlehnte vom Kampfe zwischen Raben und Eulen mit der Nutzanwendung: folge nicht dem Rate des Ausländers, eines Ungarn oder eines Deutschen; so (wie die Eulen) sind viele verraten, aus ihren Ländern vertrieben worden. Der Verfasser, ein Arzt, einer der ersten Laien unter polnischen Schriftstellern, verdient auch durch die erste gröfsere Kompilation eines medizinischen und Veterinärbuches in der Landessprache, Bernart aus Lublin, griff dann namentlich in der Vorrede die »höfisch« gewordene Kirche und ihre Diener an; in Briefen an Gleichgesinnte bestritt er überhaupt die Unfehlbarkeit Roms, welches verdamme, was Gott wohlgefällig wäre, und erkannte nur die Heilige Schrift allein, ohne die Traditionen, als einzige Richtschnur schon im Jahre 1516! Protestanten haben ihn dann auch unter den »Zeugen der Wahrheit« genannt.

Er und sein Werk blieben jedoch vereinzelt, und die Anfänge entwickelten sich so schwach und so langsam, dafs im Adel der Verdacht aufstieg, die Geistlichkeit hindere absichtlich den Druck polnischer »Historien, Chroniken, Rechte und anderer Sachen, zumal der Bibel: das scheint uns grofses Unrecht, jedes Volk hat ja Schriften in seiner Sprache, nur uns lassen unsere

Geistlichen dumm bleiben,« klagten vergebens grofspolnische Abgeordnete auf dem Reichstage von 1534. Eine gründliche Änderung dieses leidigen Zustandes erfolgte erst 1548 und ging von Königsberg aus, von wo aus Herzog Albrecht von Preufsen ganz Polen mit seinem jungen Könige dem neuen Glauben zu gewinnen gedachte und zugleich für die religiösen Bedürfnisse seiner eigenen polnischen, litauischen und preufsischen Unterthanen sorgen wollte; von hier aus wurde Polen überschwemmt mit Übersetzungen des Neuen Testamentes, mit Nachahmungen der Pamphlete eines Naogeorgus (z. B. des »Kaufmann«), mit Agenden und Liederbüchern. Übersetzer, Verleger und Drucker in einer Person war hier der Bromberger Jan Seklucyan, der einstige Posener Prediger, der namentlich zwischen 1546—1558, in Königsberg wirkend, in Prosa und (schlechten) Versen die katholische Schule und Kirche angriff; neben ihm ein Posener, Ostaphi Trepka, der Schriften des Verger und Brenz, die Postillen des Korvinus und Arsacius u. s. w. übersetzte, dann Adlige, wie der vielversprechende Murzynowski, der die klägliche Geschichte vom Glaubensleugner Franz Spiera übertrug (1551), Marcin Kwiatkowski, Lehrer des Polnischen bei Herzog Johann Albrecht, der seinem Schüler die Wichtigkeit der slavischen Sprachen und des Polnischen einschärfte, Übersetzer (und Fälscher?) der Augsburger Konfession, und noch andere mehr. Unter diesen ersten Kämpen des polnischen Protestantismus ist der unermüdlichste, vielseitigste, wirksamste Mikolay Rey gewesen, der erste polnische »Schriftsteller«, eine höchst eigenartige Persönlichkeit, von altpolnischem Schrot und Korn, mochte er auch oft seine Weisheit deutschen, italienischen und klassischen Quellen erborgt haben.

Gelernt hatte in seinem Leben der tüchtige Wirt, joviale Gesellschafter, rastlose Arbeiter nichts Zusammenhängendes oder gründlich; er hatte sich nur im Verkehr mit Gebildeten »poliert« und flickte dann mit Mühe und Not die Lücken seines Wissens; Versemachen und Erzählen hatten ihm stets Spafs gemacht, und der offene Kopf, der scharfe Blick, das bewegliche Gemüt, seine Mitteilsamkeit, sein Interesse an allen Tagesfragen, der Unwille, dafs andere, Berufenere schwiegen, lenkten seine Feder in reifen Jahren höheren Aufgaben zu. Persönlicher Erfolg war ihm gleichgültig, seine Werke kosteten ihm nur eigenes Geld und

trugen nie seinen Namen; dafür fühlte er sich als eine Art Missionar, einer jener Steine, die reden, wenn die Menschen schweigen, und mit rastloser Hand streute er den Samen neuer Lehren aus. An ihm allein könnte man die Entwicklung des polnischen Protestantismus demonstrieren: in seiner ersten Schrift (1543), wo er einen Gutsherrn, Geistlichen und Dorfschulzen sich gegenseitig schelten und belehren liefs (im alten Metrum), kündigte sich ganz schüchtern der Lutheraner an; in seinem »Kaufmann« (1549) beseitigte er zwar die anstöfsigsten Roheiten des lutheranischen Pamphletisten und flocht Ergüsse innigen religiösen Gefühls ein, aber alles Katholische gilt bereits als überwunden; in den fünfziger Jahren war er Kalviner, griff heftig katholische Praktiken an, kehrte aber niemals die Punkte hervor, welche die Protestanten untereinander trennten; in seinem letzten und reifsten Werke trat bereits der Protestant gegen den polnischen Edelmann völlig zurück, war ihm konfessionelles pedantisches Hadern im Grunde gleichgültig geworden.

Neben polemischen und lehrhaften Werken von aller möglichen Form, Inhalt und Umfang, von Einzelliedern an bis zur dickleibigsten Postille, fielen von seinen Nachtstunden — denn am Tage gönnten ihm die Herren Brüder, die jungen und die alten, keine Mufse — viele für allerhand dramatische, didaktische und epigrammatische Versuche in Vers und Prosa ab. Grundlage, Plan, Inhalt waren stets erborgt, die Ausführung blieb stets original; die Krücken, mit denen er sich fortbehalf, warf er schliefslich immer weg. So war es mit dem Zodiacus Vitae des Palingenius, der aus einem philosophischen Lehrgedicht des feingebildeten und sehr freigeistigen italienischen Humanisten unter seinen Händen zu einem oft sehr platten und derben, aber stellenweise amüsanten Buch des Lebens und der Lehren geworden ist; so hielt er sich in seinem Bibeldrama »Joseph« an kein Vorbild ausschliefslich und verweilte mit besonderem Behagen und nicht unfeinem Blick für Frauennatur bei der Potipharscene; so füllte er die erborgte Form von Aufschriften und Emblemen mit polnischem Inhalt aus. In einer Zeit der Gärung, wo Glaube und Herkommen erschüttert war, hielt er lehrhafte Auseinandersetzungen für das Wesentlichste; freies Spiel der Phantasie, poetische Fabeln z. B., schien ihm unnütz; das klassische Altertum war ihm anstöfsig, wo es nicht, wie bei

Seneca, direkt moralisierte, und des Valerius Maximus Anekdoten hätte er nicht gegen Homer und Horaz ausgetauscht. So war er im Grund stets und überall Didaktiker, auch in seinem »Drama« »Joseph« und am meisten in seinem reifsten und letzten Werke, im »Menschenspiegel« (1568), wo er, Seneca, Lorichius u. a. in Kontribution setzend, seinen Herren Brüdern vorhielt, wie sie erzogen werden sollten und wie sie sich in der Jugend und als Männer, im Auslande und im Felde, im Rate und zu Hause — und am meisten zu Hause selbst führen sollten. Denn aufserordentlich bezeichnend für diesen Polen war es, dafs sein Mustermensch zu nichts besondere Lust und Anlagen verriet, in nichts eine Vervollkommnung anstrebte: er weilte im Lager, am Hofe, in Adelsversammlungen, aber immer nur im Vorübergehen, ohne lästige Fesseln, mit dem einzigen Wunsche, möglichst bald und wo möglich für immer zu behaglichem und sorglosem Landleben zurückzukehren; sein eigentlicher Platz war somit nicht an der Seite des Königs, an der Grenze gegen den Feind, im Tribunal gegen das Unrecht, sondern am heimischen Herde, wo Jagdvergnügen, muntere Geselligkeit, ein gutes, d. i. moralisches Buch, die Frau, die Kindchen, die Wirtschaft endlich lockten. Bei solchen Idealen war allerdings Weltpolitik nicht zu treiben.

Gleichzeitig fast mit diesem »Menschenspiegel« erschien (1566) eine freie, gewandte Umarbeitung des Castiglioneschen »Hofmannes« durch Lukas Gornizki; nicht leicht wären gröfsere Gegensätze aufzuspüren als zwischen dem gemächlichen Sich-gehenlassen Reys und der Forderung vollendeter, harmonischer Ausbildung aller Talente und Kräfte eines Edelmenschen, Verehrers der Schönheit und Grazie, — aber Verständnis und Sympathieen der adligen Nation hatte nur Rey. Allerdings, trotz allem Quietismus vergafs Rey doch nicht, dafs auf den »Herren Brüdern« allein die Verantwortlichkeit für das Wohlergehen des Vaterlandes laste, und er wies auf die schreiendsten Mängel im Staatswesen kurz, aber treffend und beredt hin; der patriotisch-politische Zug haftete diesen Menschen und dieser Litteratur immer an. Mit jenem politischen Dialog in Versen, der bedeutendsten Erscheinung in der polnischen Litteratur seit dem Äsop, hatte er sich eingeführt, alle Stände darin schon durchgehechelt, den Richtern, Landboten, Geistlichen, Soldaten bittere

Wahrheiten gesagt, des gedrückten Bauern sich wärmstens angenommen, und nach einem vollen Vierteljahrhundert fortwährender litterarischer, ökonomischer und politischer Thätigkeit — nur den Säbel hat er nie zu ziehen brauchen, und obwohl fortwährend auf Reisen, hat er Polens Grenzen nie verlassen — verabschiedete sich der polnische »rimarius«, wie ihn der geneigte König in Schenkungsurkunden bezeichnen liefs, von seinen geliebten Herren Brüdern wieder mit politischen und patriotischen Vorschlägen, in der Schrift wie auf dem Lubliner Reichstag selbst (1569).

Es war nun das grofse Verdienst Reys, durch ein volles Vierteljahrhundert der unermüdliche Rufer im religiösen und politischen Streit, der unermüdliche Berater und Lehrer seines Volkes gewesen zu sein; den Zeitgenossen verdunkelte er alle seine Vorgänger und Mitarbeiter; ihnen schien es, als hätte er allein die polnische Litteratur geschaffen; die folgenden Generationen dagegen vergafsen seiner, undankbar, ganz; sein Konfessionalismus brachte nämlich bei Katholiken seinen Namen in Verruf. Heute schreckt er ab durch seine Weitläufigkeiten, Wiederholungen, Plattheiten und zieht an durch frische und klare Darstellung, durch eingestreute Genre- und Sittenbilder, durch scharfe Beobachtungen und launige Bemerkungen, durch die herrliche Sprache. Trotz der Unzahl von Versen, die er geschrieben, ist er nur für Prosa veranlagt gewesen: die poetische Form wählte er noch befangen von der mittelalterlichen Auffassung, dafs jeder Gegenstand in Versen fafslicher, zierlicher und interessanter sich behandeln liefse.

Die Not der Zeit hatte den biederen, lebensfrohen, wenig gebildeten Adligen zu einem Prediger gemacht, wie dieselbe Not damals in Polen viele tüchtige Philologen und Pädagogen, Juristen und Politiker schlechte Theologen werden liefs; aber unter Barett, Talar und Bäffchen steckte der Pole, dem jeder Zelotismus fremd blieb, dessen Grauen vor den Arianern sogar ein mehr erkünsteltes war, der Lehre und Leben auseinanderzuhalten wufste und unter offenkundigen Inkonsequenzen und Widersprüchen nicht im geringsten litt. Übrigens war die Bedeutung auch des Theologen Rey nicht gering zu schätzen. Zwar spotteten seiner die Jesuiten, des Theologen, der sein Leben in Scherzen, Kartenspiel und Reimereien verbracht, nicht Theologie

studiert hat, und die Protestanten haben ihn oft recht lau verteidigt, sogar der treffliche, bescheidene, grundgelehrte Gregor aus Zarnowiez, ein Hauptpfeiler des polnischen Kalvinismus, dessen gediegene Postille schon 1587 Freiherr Heinrich Kurtzbach der Ältere ins Deutsche übersetzte — das Original gab noch 1864 Pastor Theodor Haase neu heraus —, dessen andere Schriften (Erbauungsbücher, wie »Geistlicher Schild«, oder Schriften gegen Sozinianer) fleifsig ins Lateinische übersetzt wurden. Reys Kommentar zur Apokalypse (angelehnt an Bullinger) und Postille lassen ihn als einen der herzhaftesten, frischesten Bekämpfer des Papismus und der äufseren Praktiken erscheinen, und er hält darin jeden Vergleich aus mit den berühmtesten Polemisten der Zeit; namentlich imponiert aber die Postille sowohl durch den glänzenden äufseren Vortrag wie durch ihren moralischen Wert, und staunend fragt der moderne Leser, wie der arg verlästerte Vielfrafs und Lustigmacher dieses von wahrem Christentum, echter Zerknirschung, tiefster Innigkeit zeugende Denkmal hat aufrichten können.

Wie der Kalviner Rey eine ganz eigenartige, durch und durch polnische Erscheinung war, so fanden sich auch auf katholischer Seite Streiter, die nur in Polen möglich waren, zu denen das Ausland keine Parallele bieten konnte. Sie verblieben bei der alten Kirche, weil sie zu gut sich dünkten, von einem hergelaufenen Deutschen oder Italiener sich beschwatzen zu lassen, und haben diese Kirche aufs wirksamste verteidigt und ihr wieder die schwersten Wunden geschlagen. Jedenfalls war der eigenartigste und ungebärdigste Verteidiger, den je der Katholizismus gefunden hat, Stanislaw Orzechowski. Unstet, leidenschaftlich und hochmütig, aber begabt, beredt und gebildet, liefs er seine Lebensbahn an seinem Eigendünkel scheitern; der erste Publizist im grofsen Stile, mitunter auch Pamphletist, liefs er sich in die religiösen Kämpfe hineinzerren, heiratete als katholischer Priester und trat doch nicht aus der Kirche und warf sich zu ihrem oft geradezu rabulistischen Verteidiger auf. In diesen Kämpfen begrub er sein grofses Talent, reizte durch seine Paradoxen, statt zu überzeugen, verstieg sich zu den gehässigsten Ausfällen, als wollte er das mahnende eigene Gewissen betäuben; die Zeitgenossen hielt er durch seine Sprünge in Atem, um desto rascher vergessen zu werden; nur wo er seine fragwürdige

Theologie verliefs und als Realpolitiker das Wort ergriff, fesselte er und blendet noch heute durch seine »goldene Feder« und die Schärfe, das Zersetzende seines Urteils; er stiefs, der erste, jenen Warnungsruf aus: »Wir gehen zu Grunde, und würdest du mein Herz aufschneiden, du würdest nur finden, wir gehen zu Grunde«; die ganze folgende politische Litteratur variierte, ohne praktischen Erfolg, dasselbe Thema.

Neben seinen theologischen Reden, in denen er abwechselnd den Papst und den Cölibat, Stankar und Fricius angriff oder die Würde des Geistlichen feierte, waren die politischen seine eigentliche Domäne, von jenen ersten an, die der junge, hoffnungsvolle Mann auf dem »Hühnerkriege« (1537) gehört, bewundert und aufgezeichnet hatte, bis zu jener letzten, in welcher der früh Gealterte und Gebrochene im Namen der Landschaft die Würdenträger derselben haranguierte (1566), die er mit einem »Fuimus Poloni, fuit Polonia« einleitete, seine Gravamina aufzählte, Polen beklagte, »in dem es weder Gott noch Recht noch Zucht noch Eintracht gäbe« und dafür die Würdenträger mit verantwortlich machte, sie den stummen Heiligenbildern in der Kirche drastisch vergleichend. Auf diesem weiten Wege gab es (lateinische) Türkenreden von grofsem Schwung und Pathos (die sofort ins Polnische und Deutsche übersetzt und auch noch zu Ende des Jahrhunderts wieder herausgegeben wurden), die zum Angriffskriege, zum Zuvorkommen dem türkischen Vorhaben reizen sollten, als Ofens Fall die Möglichkeit einer türkischen Invasion näherzurücken schien; Reden an den jungen König über seine Pflichten, was das Land von ihm erwarte, ja verlange; Pamphlete gegen dessen unebenbürtige und unwürdige Heirat bis zu (polnischen) Dialogen und Ausführungen über die Natur des polnischen Staates, dem er einen ganz hierarchischen Charakter aufdisputieren wollte, vor Trugschlüssen und Trugbildern nicht zurückweichend, immer wieder auf die gelockerte Glaubenszucht, geschwächte Macht des Primas und der Geistlichkeit weisend.

Die Wiege von Rey und Orzechowski stand nicht mehr auf kernpolnischem Boden. In Altpolen war längst bei dem starken Familienzuwachs auch im Adel und den fortgesetzten Teilungen Bodenknappheit eingetreten, und mit Vorliebe zogen jüngere Vertreter der Adelssippen nach den rotrussischen und galizischen Gegenden und spielten eine wichtige Rolle in der Kolonisierung,

Polonisierung und Katholisierung des Landes. So kamen verschiedene Familien der altpolnischen Sippen und Wappen, Okscha, Leliwa, Boncza, Pilawa, Janina u. s. w., einzelne sogar aus Schlesien und Böhmen, wie die Prettwitz oder Baworowski, ins Przemysler, Chelmer, Belzer, Lemberger und Haliczer Land und weiter, liefsen sich dauernd nieder, heirateten ein und stellten bald aus ihrer Reihe die markantesten Erscheinungen des alten Polen, die Uchanski, Zamoyski, Zolkiewski, Sobieski u. s. w.; Orzechowski sprach von russischem Blute in seinen Adern, bezeichnete sich gern als gente Ruthenus, natione Polonus. Von seiner »ruthenischen« Umgebung lernte er den Cölibat geringer schätzen, daher sein eigenmächtiges Auftreten gegen denselben, welches die Protestanten zu der Hoffnung berechtigte, dafs der einstige Schüler Luthers und Melanchthons ganz der Ihrige werden würde. Sie täuschten sich; der verheiratete Priester, der von seiner Kirche nicht einmal die Anerkennung seiner Ehe erhielt, geschweige denn dafs ihm andere Aussichten winken konnten, machte nicht den entscheidenden Schritt, verblieb in seiner Kirche, versauerte in einer ganz unhaltbaren Position, die leibhafte Verkörperung des polnischen Mihi videtur. Wider Willen förmlich wurde er von dem religiös-polemischen Getriebe der Zeit ergriffen und vergeudete sein Talent auf Invektiven gegen alle möglichen »Ketzer«, er, der von Haus aus Humanist war, ein trefflicher Latinist und Grăcist, mit an der Antike ausgeprägtem Formensinn, der seine Feder nie durch die immer beliebter werdenden Reimereien entstellt hätte, wie der hausbackene, platte Rey. Sonst gehörte auch er zu den Doktrinären, wie Zamoyski, vergötterte die polnische Freiheit und suchte sie nur zu festigen, die Auswüchse zu beseitigen. Die Nachwelt verehrte, da sie des Theologen ganz vergafs, diese Seite seiner Thätigkeit, und noch ein volles Jahrhundert später bediente sie sich seiner Sophistereien und Paradoxe und schrieb ihm sogar fremde Werke, politische Allegorien, zu. Reys Ruhm verblafste rascher, weil man ihm seinen Protestantismus nicht verzieh, obwohl er Schule gemacht hatte und seine Werke Nachahmer fanden, sein »Tiergarten« z. B., von dem ein Buch der Verherrlichung und Charakteristik polnischer Adelsfamilien gewidmet war; wieder andere scheuten sich nicht, rechtschaffene Katholiken, wie Wereszczynski, ihn zu plündern; noch andere »dichteten« ganz

in seiner Stegreifmanier, so daſs man ihre Werke später ihm zuschreiben konnte. Am längsten lebte seine, wenn auch aus fremden Quellen zusammengestoppelte, aber wunderbar flieſsend und schön geschriebene Postille, die nach seiner ganzen Art nicht die dogmatische, sondern die moralische Seite betonte und daher noch im 19. Jahrhundert von schlesischen Protestanten neu herausgegeben werden konnte, mit Ausmerzung natürlich der nicht mehr zeitgemäſsen, oft scharfen Ausfälle gegen den Katholizismus.

Neben solchen Dilettanten in Theologie und Polemik, wie Rey und Orzechowski und viele andere es waren, zählten alle Konfessionen berufsmäſsige Arbeiter: Übersetzer — jede Konfession verfügte über eine besondere Bibelübersetzung; Disputatoren — öffentliche Colloquia und Disputationen regten zuerst Protestanten, auch untereinander, an, um schlieſslich den Katholiken gegenüber den Kürzeren zu ziehen; man disputierte sogar mit Juden, und das ward ihr erstes eigenes Auftreten in der polnischen Litteratur, fand jedoch keine Fortsetzung mehr; dann Prediger und Postillatoren, natürlich wieder für jede Konfession besonders; und wurde Luthers oder Korvins Postille ins Polnische übersetzt, so übersetzte man des Gregor von Zarnowiez polnische (kalvinische) Postille ins Deutsche. Über alle Prediger ragte der Jesuit Piotr Skarga weit hervor: eine Persönlichkeit von idealer Lauterkeit, ein Seelenbezwinger, wie ihn die durch seine Bekehrungserfolge aufgeschreckten Protestanten nannten, ein groſser Patriot, ein unerschrockener Künder der Wahrheit vor Thron und Adel. Gelehrtes Latein und theologische Traktate lagen ihm nicht recht, aber das Polnische beherrschte er wie kein anderer und feierte als Redner, obwohl er jeglicher Künstelei, jeglichem Schmucke absichtlich aus dem Wege ging, die gröſsten Erfolge. Er war es, der da den litterarischen Kampf um die Union der Schismatiker eröffnete, und diese parierten seine beredten Worte mit dem Aufkaufen und Vernichten seines Werkes; er bekämpfte Kalviner wie Arianer, die Konföderation von 1573 wie den protestantischen Fälscher seiner »blutdürstigen« Predigt; er erzählte den Hergang der Unionsverhandlungen und erklärte den Soldaten ihre Pflichten, was noch später in fremde Sprachen, z. B. ins Böhmische, übersetzt wurde; er sorgte für Kenntnis der Kirchengeschichte wie

für erbauliche Lektüre, indem er seine »Heiligenleben« verfaſste und mit »geistlichem Futter« jedes versah, — trotz seines Umfanges ist das Buch zu einem wahren Familien- und Volksbuch geworden, in starken Auflagen immer wieder erneuert; die vierundzwanzigste erschien 1882. Aber das alles waren nur Abfälle seiner eigentlichen Arbeit; war er doch nur Prediger. Wie war er nun auf der Kanzel? der schlichte Bürger, der in dreiſsigjährigem Hofdienst nur einmal den König um eine Gnade gebeten hatte, um eine Pension für seinen alten Fuhrmann, der ihn, auf polnischen Wegen, nie umgeworfen hatte. Vielleicht schmeichelte er da den ruhmbedeckten Kriegern und den ehrwürdigen Senatoren? Glänzende, ungeahnte Siege waren erfochten, aber seine Dankespredigt warf bittere Wahrheiten dem König und dem Adel ins Gesicht; versammelt war der Reichstag, aber eine zusammenhängende Reihe von Predigten für denselben beleuchtete grell den Abgrund, dem Polen zusteuerte, und es war bezeichnend für Menschen und Zeiten, daſs diese Reichstagspredigten in den folgenden Auflagen gekürzt werden muſsten: so offen und rückhaltlos warf der Jesuit dem Adel sein egoistisches Treiben, sein Miſstrauen gegen den König, seine Lieblosigkeit gegen das Vaterland, seine Bedrückung der Bauern vor und drohte ihm mit dem Zerreiſsen des Landes, wie Hunde Eingeweide zerreiſsen, mit der Verfolgung seiner Sprache sogar; auch als Jesuit verblieb ja Skarga der glühende Patriot, und den polnischen Prediger zeichnete wiederum die politische Einsicht aus, welche seinen Berufsgenossen drauſsen fehlen muſste. So sprach er von verschiedenen Drohungen, welche Gottes Propheten künden, von bedingten, von späten und von unabänderlichen. »Mit was für Drohungen schickt mich nun Gott zu euch, meine hochverehrten Herren? . . . Ich weiſs es nicht; das eine weiſs ich nur, daſs eine von diesen euch treffen muſs. Aber ich, euer unterthänigster Diener, würde euch Liebsten, meinen Brüdern und meinem Volke und meinem teuren Vaterlande, die ersten wünschen« . . . Und was birgt diesen glänzenden Herren die Zukunft? »Alle werden sie, mit ihren Familien und Leibern, in Feindeshand ächzen, denen unterthan, von welchen sie gehaſst werden. Die Provinzen und Groſsfürstentümer, die mit der Krone (Polen) sich einten und zu einem Körper zusammenwuchsen, sie müssen abfallen und abgerissen werden. Verlassen wird man euch, wie man die Obst-

hütte verläfst, wenn das Obst eingeheimst ist, die der erste beste Wind auseinanderweht; und ihr werdet wie die verwaiste Witwe, ihr, die ihr über fremde Völker geherrscht habt, und euren Feinden werdet ihr zum Spotte und Hohn. Eure Sprache, in der allein dieses Königreich unter jenen grofsen slavischen frei geblieben ist, und euer Volk werdet ihr verderben, und die Reste dieses so alten und über die Welt hin erblühten Volkes werdet ihr fortstofsen und euch verwandeln in das fremde Volk, das euch hafst. Ihr werdet bleiben nicht nur ohne einen Herrn eures Blutes und ohne seine Wahl, sondern auch ohne euer Vaterland und Königreich, als Verbannte, als elende, verachtete, arme Landstreicher, die man dort, wo man euch früher verehrte, mit den Füfsen wegstofsen wird! Wo werdet ihr euch ein solches zweites Vaterland erwerben, in welchem ihr zu solchem Ruhme, zu solchem Überfluſs, Geld, Schätzen und Schmuck und üppiger Lust gelangen könntet? Wird euch und euern Söhnen eine solche zweite Mutter geboren? — habt ihr diese verloren, denket nicht mehr an eine zweite.« Solches schleuderte 1600 der Jesuit Magnaten und Adel ins Gesicht — kein Wunder, dafs empörte Protestanten die Jesuiten anklagten, die in Weltliches sich einmischten und polnische »Ordnungen« tadelten (1606).

Mit ähnlichem Freimut äufserte er sich über die Lage der Bauern: »Wenn sie nicht gekauft noch gefangen sind, wenn es Polen sind unseren Blutes, keine Türken oder Tataren, wenn es Christen sind, warum ächzen sie in solcher Sklaverei? ... Und Blut und Schweifs der Unterthanen und Bauern, die da ohne Unterlafs und Grenze dahinfliefsen, welche Strafen bereiten sie dem ganzen Königreiche! Ihr saget doch selbst, dafs es kein Reich gäbe, das Unterthanen und Ackerbauer schlimmer bedrängen würde ... wie Korn unter dem Mahlstein, so sind diese Bauern unter ihren Herren ... Aber diese treuen und heiligen Christen, Polen derselben Nation, die nie Sklaven gewesen sind, unterdrücken wir ohne jegliches Recht mit Gewalt und müssen sie ihres Elendes willen fliehen, verlangen wir sie gerichtlich zurück wie erkauftes Vieh, und suchen die Armen und Abgehärmten anderswo ihre Notdurft, fordern wir ihnen Lösegeld ab wie Türken ihren Gefangenen, was in der ganzen Christenheit unerhört ist ... Wie sollten wir uns mit derlei Recht nicht vor der ganzen Christenheit schämen? Wie darf man bei solcher

tyrannischer Schuld vor Gottes Augen treten? Wie soll man nicht fürchten, dafs zu Gottes Strafe dafür Heiden solche Macht und absolutum dominium über uns erlangen werden? ... So hat dieses Königreich seine Unterthanen, die elenden Würmchen, von denen wir alle leben, versorgt.«

»Was soll ich mit dir anfangen,« rief der Prediger aus, »unglückliches Königreich? Wer hier auf euch sieht, die aus allen Gegenden des Landes Versammelten und die Häupter des Volkes, und wer euer Thun und Treiben betrachtet, der kann ermessen, was für Gottlosigkeiten und Sünden innerhalb der ganzen Krone herrschen. Wäre ich ein Jesaias, würde ich blofsfüfsig und halbnackt wandeln, rufend über euch Ausschweifer und Ausschweiferinnen, Übertreter und Übertreterinnen .... Fürchtet euch doch vor diesen Androhungen! Wohl habe ich keine besondere Offenbarung vom Herr Gott über euch und euren Untergang, aber eine Botschaft an euch habe ich vom Herr Gott und habe den Auftrag, auf dafs ich eure Bosheiten weise und die Strafen dafür künde. Alle Königreiche, die da fallen sollten, hatten derlei göttliche Boten und Prediger, die ihnen ihre Sünden vor Augen hielten und ihren Fall verkündeten.«

Ein bürgerlicher Masure war es, dieser beredteste und unerschrockenste Prediger des 16. Jahrhunderts, und bürgerlich waren auch die anderen Leuchten der polnischen Kanzel, namentlich Stanislaw Sokolowski, der Hofprediger des Königs Batory, dessen Werke in ganz Europa gedruckt wurden, dessen lateinische Predigten — Batory sprach kein Polnisch — übersetzt und umgearbeitet wurden noch im 17. Jahrhundert, das verwachsene Männchen, hoch verehrt von den Zeitgenossen, das auch die »Krone« gegen ihre bösen Söhne die Klagen ausstofsen liefs, das Andenken des verunglimpften Königs lebhaft verteidigte und die Protestanten durch Veröffentlichung der abweisenden Antwort des Patriarchen von Konstantinopel, an den sie sich gewandt hatten, vor Europa blofsstellte; zugleich der erste Verfasser einer Anleitung zur Homiletik. Wie jener Jesuit und dieser Weltgeistliche, so stellte auch der Dominikanerorden treffliche Kämpen, Lukas von Lemberg, der den Untergang Polens so anschaulich schilderte, dafs alle erschrocken zitterten, als stünde Gottes Gericht unmittelbar bevor; oder Melchior aus Mosciska, in welchem dem Orden ein neuer S. Hyazinthus gekommen schien, der Bistümer und Erz-

bistümer ausschlug, durch die Gewalt seiner Rede an Tausend bekehrte und Prediger war nicht blofs mit seiner Stimme, sondern auch mit Leben und Sitten.

Protestantische Prediger konnten es nicht wagen, ihre Stimmen so durchdringend erschallen zu lassen, waren sie doch allzu abhängig von ihren Patronen; aber auch unter ihnen fanden sich tüchtige Redner und fromme Männer, die sogar über die Bedrängung des Bauern ein kräftiges Wort zu sagen wufsten. Das religiöse Leben, das im Materialismus zu ersticken gedroht hatte und vom Humanismus noch rascher entwurzelt worden wäre, wurde auch in Polen von neuem mächtig geweckt und genährt; es entstand eine neue religiöse Lyrik, nicht immer streng konfessionell gefärbt; das religiös-didaktische Gedicht, religiöse Satire, Pamphlet, Spottlied — jede Disputation fast rief derartige Erzeugnisse hervor — trieb reiche Blüten, und die prosaische Litteratur im Gefolge dieser Gewissenskämpfe war kaum zu übersehen. Diese Erweckung des religiösen Gefühls und Belebung der Litteratur, der Wetteifer in der Erziehung der Jugend war die wohlthätigste und bleibendste Folge der polnischen Glaubensbewegung, die, vom Auslande genährt, eigene Bahnen in Polen einschlagen sollte.

DRITTES KAPITEL.

# Humanismus.

Die Oberflächen des polnischen Lebens hatte der religiöse Sturm gekräuselt und gepeitscht, ohne in die Tiefen, zu Bürger und Bauer zu dringen. Für das geistige Leben des 16. Jahrhunderts waren jedoch neben der Reformation noch andere Elemente charakteristisch, mochte auch keines an Bedeutung das religiöse erreichen.

Unscheinbar und lückenhaft waren die Anfänge des polnischen Humanismus; sie reichten ja in das 15. Jahrhundert zurück und gruppierten sich mitunter um die Hochschule, ohne sich je in ihr zu vereinigen. Diese Hochschule betrachtete sich und war ebenbürtig den deutschen; ihre Vertreter sprachen oft von »unserer Universität unter den deutschen«, und mit den deutschen sank sie jetzt langsam von ihrer einstigen Höhe herab. Sie hielt ja noch immer an dem mittelalterlichen Schulbetriebe fest; ihr philologisches Wissen lag darnieder, und nicht hier wurden die glänzenden Latinisten ausgebildet, mit dem Sinn für die Form, mit der Verehrung des Altertums, mit dem Widerwillen gegen scholastische Barbarei. Die neue Bewegung konnte desto leichter über sie hinweggehen, als der Exodus der polnischen Jugend nach dem Süden nicht nur andauerte, sondern sich erheblich steigerte; der Adel liefs sich in seiner Hochschätzung der Fremde nicht beirren; er vernachlässigte die Landesschule zu Gunsten der italienischen; die Universität blieb zudem im 16. Jahrhundert an dieselben Mittel gewiesen, welche im 15. knapp Gereicht hatten und jetzt bei der Entwertung des Geldes, beim Verfall

mancher Stiftungen ganz unzureichend waren; sie erfuhr keine weitere moralische und materielle Förderung und aus einer hohen Leuchte im ganzen Norden wurde sie schliefslich zu einer Provinzialanstalt, die, vom Adel gemieden — zumal als dieser protestantisch werden wollte und die Universität streng katholisch blieb —, hauptsächlich nur von Bürgerlichen aufgesucht wurde. Wohl klopfte der Humanismus immer wieder an ihre Thore, fand auch Eingang, aber schliefslich siegten der Stagirite und der Aquinate über die Musen; das Studium des Griechischen kam nicht recht auf; andere Disciplinen, zumal in Medizin und Jura, lagen brach; die Zucht der Scholaren liefs immer mehr zu wünschen übrig; zusehends vertrocknete und verknöcherte die alte Schule und verlor den Zusammenhang mit Nation und Zeit.

Desto mehr lockten Ausoniens Gefilde; über Padua, Bologna und Rom führte der sicherste und rascheste Weg, um in den geistlichen Kapiteln, in der königlichen Kanzlei, an den Höfen der Magnaten vorwärts zu kommen; das 16. Jahrhundert bedeutete die Hochflut polnischen Elementes an fremden Hochschulen. Man brachte von dort mit ausländische Tracht — die alte schlichte eigene ging völlig verloren, der Pole kleidete sich nach jeder neuen und bunten Mode, um schliefslich bei der ungarischen zu bleiben —; feine Umgangsformen, Verachtung der mittelalterlichen Distinktionen und Glossen, Geringschätzung des Einheimischen, Pracht- und Genufsliebe; italienische Baumeister, Bildhauer und Maler, Gärtner, Reit- und Tanzlehrer fanden lohnendste Beschäftigung; auch Sprache und Litteratur wurden immer bekannter und mafsgebender. Petrarca und Tasso begleiteten Polen bis in russische Haft; neben Italien winkte Spanien, tauchte bereits Frankreich lockend auf; der polnische Grofsfeldherr war Rektor in Padua gewesen, der litauische brach in stolze, spanische Worte aus, als in schwersten Kämpfen die erste Friedensbotschaft sich ankündigte; andere, vergafft in venetianische Staatsweisheit und mediceischen Glanz, verloren den Sinn für polnische Verhältnisse, hielten sich bei ihrer Heimkehr nach Polen für die Weisesten im Lande, um sich dann selbst für die Dümmsten zu erklären. So feierten Humanismus und Renaissance ihren Einzug; fast schien es, die neuen Fluten würden die altnationale Strömung völlig durchsetzen oder ablenken; im Grunde besehen steigerten sie nur polnischen

Individualismus und geistige Anarchie; sogar in der Litteratur siegte schliefslich das nationale Temperament; aber hier feierte die neue Richtung immerhin noch ihre gröfsten Erfolge.

Sie feierte sie zuerst in der lateinischen Prosa und Dichtung; die polnische trieb ja noch ganz im mittelalterlichen Fahrwasser, war naiv, ungeschlacht und abergläubisch, als die lateinische bereits Zierlichkeit der Form, neuen Gesichtspunkten, neuem Wissen und Denken zustrebte. Ihren Inhalt bot oft äufsere Gelegenheit: Siege an den Grenzen (z. B. Orscha oder Obertyn), Hochzeiten (z. B. der Bona oder Elisabeth), Geburten oder Todesfälle (z. B. Sigismund I.), eigene Erlebnisse; sie flocht scheinbar unverwelkliche Kränze um die auserwählten Häupter; sie behauptete, das Elixir der Unsterblichkeit zu besitzen; sie schmeichelte und pries in allen Tönen und Formen, im Epithalamion, im Päan, in der Prunkrede. Selten griff sie in die Vergangenheit zurück, feierte Grunwald oder dichtete eigene Sagen um; ihr panegyrischer Gehalt war doch nur für Lebende auszumünzen. Im Ausdrucke war sie äufserst wählerisch; was nicht klassischen Stempel trug, war nicht zu verwenden; klassische Bilder und Wendungen stellten sich fortwährend ein; Gedächtnis und Geschmack, nicht eigene Reflexion und Phantasie, schufen das meiste; dabei stiefs sich dieser Geschmack mit nichten an der bunten Zusammenwürfelung von Altem und Neuem, Christlichem und Heidnischem, Polnischem und Römischem; in sapphischen Strophen, Apoll und Jupiter anrufend, besang man Christum im Erebus und Tartarus, die von mittelalterlicher Teufelei nichts mehr enthielten; man fälschte, in naiver Freude an der klassischen Pracht und Gediegenheit, Anmut und Weisheit, Bürgertugend und Mannesmut, das eigene Treiben, vermummte die Zeitgenossen in die Toga, schlug ihr Denken in die Formeln der Stoa oder Epikurs, suchte ihre Ideale in Rom und Sparta.

Ein ungemein belebtes Bild, das von der mittelalterlichen Dürftigkeit und Starrheit sich grell abhob, gewährten diese polnischen Latinisten des 16. Jahrhunderts. Gemeinsam war ihnen das geistliche Kleid, das auch Juristen und Ärzte bedeckte; die klassische Faktur ihres Verses und seine panegyrischen Tendenzen, die sich bis zur geschmacklosesten und gewissenlosesten Lobhudelei verstiegen, auch notorischer Auswürflinge, wie des Primas Gamrat, der seinen Namen, nicht wie Bona, seine Gönnerin,

den ihrigen, mit vollstem Rechte führte (Gameratus — unzüchtiger Schlemmer). Sonst fand man unter diesen Latinisten alle möglichen Nationen, Stände, Temperamente vertreten, und ebenso variierten die Stoffe. Da gab es Engländer, Schotten, Dalmatiner, Spanier, Deutsche, besonders viele Schlesier, aber auch Schweizer — neben den Klein- und Groſspolen, Masoviern, Ruthenen und Litauern; Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe bis zum kleinsten Kleriker hinunter; Bürger, Bauern und Adelige; Soldaten, Gelehrte, Beamte (königliche Sekretäre oder die es werden wollten); Katholiken und Protestanten; solche, die nur lateinisch dichteten, oder solche, die es auch polnisch thaten, endlich solche, die beide Sprachen in einem Verse mischten. An Stoffen überwogen fast religiöse, die Feier der Passio, Heiligenlegenden, Marienhymnen, Versifikationen oder Paraphrasen der ganzen Bibel oder einzelner Bücher derselben; Invektiven gegen Katholiken, gegen Luther, gegen die »Servetisten«; neben dem Religiösen pflegte man das Didaktische, die Erziehungs- und Ehethemen. Interessanter waren die beschreibenden Gedichte, mochten sie nun die Auerochsenjagden in Litauen, die an spanische Stierkämpfe erinnerten, oder die Salzbergwerke von Wieliczka, oder Land und Leute Roxolaniens, d. i. Kleinruſslands, besingen. Das lyrische Gedicht pflegte in der Elegie Stimmungsmalerei oder behandelte Erotisches, das, nicht für den Druck bestimmt, zur tiefsten Obscönität sinken konnte, oder war der Geselligkeit gewidmet, dem Preis von Wein, Weib, Gesang. Das politische Lied wurde zur Anklage oder Satire; das erzählende erdrückte oft unter den humanistischen Floskeln die Einzelheiten des Festzuges, der Schlacht, der Reise. Besonders achtete man der Form, und schon regte sich ästhetische Kritik, man verglich und lernte schätzen. Man scheute nicht Entlehnungen; Krakau druckte bei Haller, Vietor und Ungler fremde Erzeugnisse ab, seltener erschienen polnische im Auslande, z. B. die des Jeremias Vojnovius in Frankfurt, des Simonides u. s. w.

Aus der schier endlosen Masse dieser Latinisten ragten durch Talent, Stellung, Eigenart hervor ein »Dantiskus«, Diplomat, zuletzt Bischof von Ermland, nicht der einzige Dichter auf diesem Bischofsstuhl, sondern der würdige Vorgänger eines Hosius und Kromer; seine Apostrophe an sein Danzig, dessen Übermut, Aufwand und Glaubensneuerungen im Tone eines

Propheten Jonas strafend, ward besonders berühmt und lateinisch und deutsch noch im 17. und 18. Jahrhundert gedruckt. Gewandter und glatter dichtete »Cricius«, der nachherige Primas von Polen, somit ein Vorgänger des Krasizki, an den er, ein ebensolches Glückskind, vielfach erinnert, der erste Pornograph im Lande, der unerbittlichste Schmäher in Versen seiner Gegner, der ebenso unerschöpfliche Schmeichler seiner Gönner, leichtfertig und frivol, nach eigenem Geständnis an den Teufel nicht glaubend, da er kaum recht an Gott glaube. Der Spanier »Roysius«, der, wie der ältere Humanist Callimach, mit seinem späteren Leben und Dichten Polen ausschliefslich angehörte, verteidigte die katholische Reputation Polens gegen den fulminanten Angriff des Protestanten »Tricesius« — was beide nicht hinderte, sich gegenseitig zu preisen und zu bewundern, und griff dafür den polnischen Trinkkomment in einer besonderen Baccheis und vielen Epigrammen an: dem nüchternen und kränklichen Südländer blieb das nationale Laster besonders verhafst, aber sonst schmeichelte er und verehrte die Nation, die ihm von Deutschen und Russen wie eine Rose von Dornen abzustechen schien. »Tricesius«, eifriger Kalviner, was ihn nicht hinderte, Sekretär beim katholischen Bathory zu werden, zersplitterte sein bedeutenderes Talent und seine grofsen Kenntnisse (im Latein, Griechischen und Hebräischen) in Epigrammen, Sylven, Einzelgedichten in lateinischer und polnischer Sprache, in letzterer nur Religiöses dichtend, in ersterer hauptsächlich Persönliches, Panegyrisches; der Katholik »Niegossevius«, den der venezianische Senat für sein poetisches Kunststückchen entlohnte, u. a. Besonders viele Neolatinisten gab es natürlich unter den Krakauer Magistern, unter denen eine Zeit lang die »artes« exiliert und Polyhymnia herrschen zu sollen schien, die ihre Hungerleiderdotierungen gegen einträglichere Stellen auf dem Wege von Dedikationsepisteln und Huldigungsversen auszutauschen hofften, von dem ältesten unter ihnen, Paulus von Krosno an, der sich zum Unterschiede vom schlesischen Krossen als Ruthenus bezeichnete, bis zu dem mittleren, Gregor von Sambor, und jüngsten, dem Schlesier Schonäus hinunter; hier gerade viele Fremden, der Engländer Coxus, die Deutschen Agrikola, Eck und andere; aufserdem Magister an den »Kolonien« der Krakauer Schule, in Posen (Hegendorf), Lemberg und sonst. Solche »Dichter« waren

in ihrer Jugend auch die ermländischen Bischöfe, der Lemberger Erzbischof Solicovius und viele andere gewesen; Dichter von Beruf und Talent waren die wenigsten.

Einer von ihnen, der Sohn eines grofspolnischen Bauern, Klemens Janicius, verdankte diesem seinen Talente Förderung durch geistliche und weltliche Grofse, durch »Cricius« und Kmita; in Italien mit dem Dichterlorbeer gekrönt, kehrte er nach seinem Norden zurück, wo ihn schwere Krankheit befiel und rascher Tod wegraffte, ihm vielleicht künftige herbe Enttäuschung ersparte. Kein Wunder, dafs schwermütige Stimmung auf den Erzeugnissen seiner Muse lastete, die nicht nur ihrer Form nach Elegien waren, von denen die anziehendsten seine eigenen Eindrücke und Erlebnisse schilderten; aber auch bei ihm fehlte nicht der patriotische und politische Zug. Die einseitige Pflege des Latein war ein Mangel, den er schwerlich je abgestreift hätte; auf der Höhe seines klassischen Parnasses übersah der »sarmatische Tibull« völlig die eigene Sprache, die bäuerische, in der sich doch nichts »zierlich«, nichts »weise« ausdrücken liefs, die ihn über seine niedrige Umgebung kaum hätte emporheben können. Anmut des Ausdruckes und Innigkeit des Tones stempelten ihn zuerst, im Gegensatz zu den Verseschmieden, zu einem wahren Dichter, und noch Dezennien lang nach seinem Tode sprach man von einem künftigen oder neuen Janicius, wenn sich ein »Dichter« hervorthat. Aus seiner knappen poetischen Hinterlassenschaft überdauerte nur das unpoetischste, die noch später nachgeahmten oder übersetzten »Aufschriften« auf polnische Könige und Gnesener Erzbischöfe.

Was er nicht gewagt, woran er gar nicht gedacht hatte, vollbrachte ein Gröfserer. Durch Rey liefsen Zeitgenossen polnische Sprache nicht nur zum erstenmal in Schrift und Druck, sondern sogar für immer am besten vertreten sein; mit ungleich mehr Recht war aber an die Spitze der polnischen Poesie Jan Kochanowski zu stellen. In Italien war er zum Dichter geworden, nicht, wie die Zeitgenossen, um Gönnern zu schmeicheln, sondern weil es ihm Herzensbedürfnis war, auszulösen die Eindrücke flüchtiger Liebschaften, angenehmer Geselligkeit, merkwürdiger Ereignisse in zuerst lateinischen, dann — nicht umsonst bewunderte er Petrarca in Padua und lernte Ronsard in Paris kennen — auch in polnischen Versen, und was in der Fremde er-

standen war, erstarkte daheim. Zwar liefs der Dichter bis an sein Lebensende von der Pflege des lateinischen Liedes nicht ab, des vollsten Beweises von seinem Wissen und Können, notwendig, wo er sich an den der Landessprache nicht mächtigen König wandte, oder wo er dem hochmütigen Franzosen den Angriff auf Polen heimzahlte, aber es sind dies nur Einzellieder, Elegien, politische Lyrika, philologische Arbeiten, Gelegenheitssachen; alles Gröfsere und Zusammenhängende, alles Innigere und Tiefere ist in heimischer Sprache geplant und ausgeführt worden. Jan Kochanowski ist der erste und lange Zeit hindurch der einzige bedeutende polnische Dichter; sein Einfluſs reichte über die Grenzen seines Vaterlandes; von seinem Reichtum zehrten ganze Generationen; seine polnischen Werke übersetzten Deutsche, z. B. der schlesische Dichter Scherffer, 1652, die »Lust- und Scherzreime«.

In seinem Dichterberufe erkannte er seinen Lebensberuf, der erste unter den Polen; den Musen zu dienen und von der Welt nur wenig zu verlangen, war bei ihm nicht humanistische Floskel, die Ehrgeiz und Genuſssucht verbrämte, sondern Überzeugung, der er alle Aussichten auf Carriere opferte. Als echter Pole zog er sich auf sein Landgut zurück, vor dem Treiben lärmender und enger Straſsen, vor dem Antichambrieren bei groſs und klein, dem Jagen und Haschen nach Würden und Einkünften; er quittierte den Sekretärdienst, weil er fühlte, daſs seine Feder nicht für Akten und Instruktionen berufen war. Aber den innigen Zusammenhang mit Nation und Leben bewahrte er sich voll; er trauerte und feierte mit seinem Volke und ergriff in wichtigen Anlässen nicht nur das poetische Wort, obwohl das Ansehen des Dichters dem politischen Redner zu gute kommen muſste; dabei leitete ihn keine Rücksicht auf populäre Strömungen. In Sachen der Religion merkte man den Humanisten: was er in Italien sah, liefs dem Jüngling die Galle überlaufen, liefs ihn das Papsttum scharf angreifen; aber von der protestantischen Bewegung selbst hielt er sich nicht nur fern, sondern miſsbilligte sie geradezu, weil sie die Gemüter beirre und trenne, weil sie neue Götter auf die menschlichen Altäre stelle; von konfessionellen Streitigkeiten hielt er sich gerade in der Zeit ihrer Hochflut so fern, daſs Protestanten glaubten, ihn den Ihrigen beizählen zu sollen. Desto inniger war sein eigenes religiöses Fühlen, das er

in früher Jugend, im Elternhause, eingesogen hatte und das ihn nie verliefs: das Hauptwerk seines Lebens war eine poetische Paraphrase der Psalmen, die schönste, welche die slavischen Litteraturen besitzen, und sein erstes polnisches Gedicht war vielleicht eine begeisterte Dankeshymne an den Schöpfer für die Gaben, die er über uns ausschüttet.

Dieses »Was willst du von uns, o Herr, für deine reichen Gaben« ist jedenfalls der Anfang polnischer Poesie. Es gab zahllose Reimereien, einzelne recht gelungene sogar, ein Gedicht z. B., in welchem der alte, verdiente Schriftsteller (Bielski) sein neues Buch durch Polens Gaue Freunde werben liefs u. a., aber hier einte sich zum erstenmal wahres Gefühl mit wahrer Kunst. Und gespannt horchten die Zeitgenossen auf, aber der Dichter eilte nicht mit dem Veröffentlichen; was Freunden oder Gönnern mitgeteilt wurde, machte lange die Runde in Abschriften, ehe es in Druck gelangte; erst in seinem Todesjahre legte er Hand an eine Sammlung seiner Schriften. Er war weder vielseitig noch fruchtbar, arbeitete gemächlich, harrend der Inspiration, feilte sorgfältig. Seine Lieblingsform war das kleine Gedicht; auch seine gröfseren Kompositionen zerflatterten in Einzellieder, um die er dann ein Band zu schlingen wufste; er war weder Epiker noch Dramatiker, obwohl er sich auf beiden Gebieten versucht hat; er war eigentlich Lyriker.

Doch nicht in erotischer Lyrik durchmafs er Höhen und Tiefen; sein italienischer Liebesrausch war ja bald verflogen, und polnische Mädchen und Frauen waren zu kühl, zurückhaltend und steif, um leidenschaftliche Glut entfachen zu können; schon der Wojewode H. Laski hatte deshalb Gott um mehr Hitze für die Polinnen angefleht. Und so blieben denn auch die Erotika des Kochanowski im Ausdrucke von Leid und Kummer, Enttäuschung und Resignation kühler und matter; die bewegtesten Töne entlockte ihm der Vaterschmerz, als ihm sein Liebling, sein vielversprechendes Blondköpfchen jäh entrissen war, obwohl auch nur die Berechtigung eines solchen Gefühles die damalige, ganz unsentimentale Zeit kaum fafste. Die Freude am Landleben, doch nicht die erkünstelte und unwahre der späteren Schäfereien, klang heiter durch seine Gedichte, wohlthuend und beruhigend zugleich. Und so war seine ganze Lebensauffassung, heiteres Spiel im Kreise der Familie und Freunde und ernstes

Schaffen verbindend, über alles schätzend Ruhe des Gewissens, des Namens Ehre, das bifschen Gesundheit. Sie sprach sich am freiesten und liebenswürdigsten aus in seinen »Scherzen«, die, von der Nachahmung Anakreons und der Anthologie an bis zu derben Fuhrmannszoten, alle Stadien der Geselligkeit, Laune und Reflexion durchmafsen, in eine Menge eigener Beobachtungen, harmlosen Spottes, wohlgemeinten Rates auslaufend.

Der Hang zur Reflexion sprach sich dann vollends aus in seinen didaktischen und satirischen Gedichten, mit denen er zugleich eine politische Rolle ausfüllte; der künftige königliche Sekretär paraphrasierte förmlich in Versen, was sein Vorgesetzter und Gönner vom Fufse des Thrones ablas, und er that es mit solchem Erfolg, dafs die von ihm gewählte Einkleidung für ein volles Jahrhundert vorbildlich geblieben ist, dafs sein »Satyr« immer neue nach sich gerufen hat. Aufs Grofse war der Zug der Zeit nicht gerichtet, und vergebens suchte sich der Dichter zu begeistern: die Vergangenheit blieb ihm stumm; die Sehnsucht des Humanisten nach einem Epos, nach einer polnischen Iliade oder Äneis blieb unerfüllt; mit weisem Takt liefs der Dichter von Sachen, die über seine Kräfte gingen. Diese bewies er in seinem Psalterz, in seinen Treny, in seinen Fraschki, die neben seinem Satyr die Jahrhunderte überdauert haben.

Sein »Psalterz« war von Buchanans humanistischer Paraphrase Davids angeregt worden und wählte dasselbe wechselnde Versmafs, dessen Reichtum Kochanowski der erste in Polen entwickelte, sich nicht mit den mittelalterlichen kurzen Reimpaaren und dem jüngeren Langvers begnügend. Aber sonst war die Paraphrase des Kochanowski eine eigene, freie, den Geist und die Stimmung des Originals ungleich inniger und tiefer wiedergebende: von der Höhe jubelnden Dankes und Siegesfreude bis zu den Tiefen zerknirschter Reue und Entsagung modulierte er immer anders seinen geschmeidigkräftigen Ausdruck, der althebräischer Herbe und Hoheit mit Erfolg nachstrebte. Zeitgenossen, Vorgänger wie den Rey und den Lubelczyk, die 1559 und früher den Psalter teilweise oder ganz in matte Verse gekleidet hatten, und Nachfolger, wie den Kalviner Rybinski, der für seine Glaubensgenossen den Psalter zierlich umdichtete und dabei Kochanowskis Text manchmal ohne weiteres behielt, hat er weit überflügelt, aber auch die Versuche folgender Jahrhunderte,

eines Gawinski im 17. oder Karpinski im 18. u. s. w., haben die ruhige Majestät und einfache Würde seines Verses auch nicht zu erreichen vermocht; die »Süfse« seines Ausdruckes schmeichelte sogar russischen Ohren und in Moskau rivalisierte vergebens Simeon Polozkij 1674 mit dem polnischen Dichter. Seine »Treny« boten, nach einem etwas konventionell angedichteten Vorspiel, eine äufserst kunstvoll gegliederte Steigerung und endliche Auslösung und Beruhigung des intensiven Schmerzgefühls: von der ersten Besinnung und Bewufstsein des harten Schlages, von dem Zurückrufen des lieblichen, für immer entschwundenen Bildes und dem Ausmalen seiner Einzelheiten, durch trostlosen, verzweifelnden Schmerz und Anklagen von Schicksal und Vorsehung bis zur männlich vernünftigen Wiedergewinnung der eigenen Fassung und ihrer förmlichen Belohnung, dem Erschauen im Traume der eigenen, klug bedächtigen Mutter mit der kleinen Enkelin auf den Armen und ihrem tröstlichen, versöhnenden Zuspruch. Die Zahl der Nachbildungen dieser Treny war durch volle zwei Jahrhunderte Legion; man entlehnte ihnen um die Wette Motive, Bilder, Ausdrücke, aber man verdarb meist ihre schlichte Gröfse, häufte unnütz klassische Reminiscenzen, gefiel sich in gespreizten, überladenen, unwahren Bildern und Wendungen. Seine »Fraschki« waren der Niederschlag von zwanzigjähriger Beobachtung und Erfahrung, die in einzelnen Reflexionen und Mahnungen, ja Scherzen und Witzen sogar, von harmonisch abgeklärter, vornehm ruhiger Lebensanschauung sprachen, im letzten Grunde auf die Kalokagathie der Alten zurückgriffen, die »Tugend« und Mäfsigung priesen. Hier mischte der Dichter absichtlich Altes und Neues durcheinander, Ernstes und Heiteres, Erlebtes und Gedachtes, Eigenes und Fremdes, Erotisches und Geselliges, würdigen Preis Lebender oder Abgeschiedener und harmlosen Spott über körperliche Gebrechen und geistige Fehler; ähnlich verfuhr er in seinen »Liedern«, doch überwogen hier ganz entschieden die ernsten Töne, merzte er persönliche Anspielungen aus, wählte paränetische und politische Themen. Seine Fraschki machten ebenso rasch Schule wie seine Treny; gleich im nächsten Jahre z. B. (1585) erschien eine solche Sammlung des Melchior Pudlowski, in der das Paränetische, Didaktische auf Kosten des Lyrischen und Erzählenden noch mehr zur Geltung kam, dieselbe vornehm zurückhaltende, ihres wahren Wertes bewufste, Eitel-

keiten aufgebende Lebensauffassung sich aussprach und nur zum Schlusse altpolnischer Humor (in der trefflichen Parodie eines über seinen Schatz von Plundern verfügenden Masuren) durchbrach. Pudlowski eröffnete die endlose Reihe der Dichter von Fraschki, die bis in die siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts, oft mit wenig Witz, aber mit viel Behagen, ähnliche Themen anschlugen und dem Wortspiel, der Anekdote, der Zote nur zu viel Platz einräumten. Der »Satyr« endlich wählte die durch den Namen nahegelegte und gerade Polen durch ihre Walddevastation einleuchtende Verkleidung: der Waldgeist, durch die Axtschläge aus seinem Dickicht verscheucht, trat unter Menschen und kündete bittere Wahrheiten, das Abweichen von der Väter Art, die das Land grofs gemacht hat, die Verweichlichung, den Luxus, den überhandnehmenden konfessionellen Hader, die Verwilderung von Zucht und Sitte, die Vernachlässigung des Eigenen zu Gunsten des Auslandes; am Schlusse fiel er einigermafsen aus seiner Rolle, antike Moralsprüche und Erziehungssätze wiederholend. Diesen Satyr nahm man noch 1770 auf, wiederholte ihn seit 1564 ständig, in Nachahmungen aller Art; in demselben Jahre noch erschien ein Proteus, der sich auf ihn berief u. s. w. Neben didaktischen (»Schachspiel«), moralisierenden und beschreibenden (»Die preufsische Huldigung« 1569) Gedichten versuchte sich Kochanowski auch im Drama und lieferte auch hier das gediegenste altpolnische Werk, doch ohne Nachahmer finden zu können.

»Slavische Unfruchtbarkeit« lastet noch heute über dem Drama, — wie sah es da erst im 16. Jahrhundert aus! Es gab einfach kein Drama, nicht einmal bei den Böhmen, trotz einzelner Ansätze; in Polen waren die Städte deutsch gewesen, der Hof wanderte von Krakau bis Wilno, der Adel war nicht von seinem Besitztum in die Stadt zu ziehen, — so verkümmerte das Drama im Mysterium und seit dem 16. Jahrhundert im Schuldrama. Aber auch diese Anfänge waren äufserst bescheiden; Verbote auf Diözesansynoden (z. B. 1456) wandten sich zwar gegen Aufführungen in den Kirchen, aber sonst sind Reste von Texten erst aus dem 16. Jahrhundert bekannt; der berühmte Wallfahrtsort Czenstochowa pflegte dann mit besonderem Erfolg Osterspiele, und das einzige gedruckte des 16. Jahrhunderts, das bis 1757 fortlebte, entstammte seinem Repertoire; sonst waren es nur die

Krippenspiele der Franziskaner, die von Krakau aus den Weg über das Land antraten und bis heute beim Volke fortleben. Neben diesem, im Vergleich zum Abendland so bescheidenen geistlichen Schauspiel gab es dann Schulaufführungen, in Krakau, vor dem König, Locherscher Dramen, und zu den Frühdrucken (um 1540) gehörten polnische Umarbeitungen des Acolastus (Verlorener Sohn), des Gnapheus, und des Urteils des Paris (des Locher, erheblich vergröbert gegen das Original). Es versuchten sich nun die verschiedensten Kräfte; Rey folgte fremdem Anstoſs genauer im »Merkator«, ungleich freier, selbständiger im »Joseph«; mit Vorliebe focht man konfessionelle Streitigkeiten auf dramatischem Boden aus, doch beschränkte man sich hierbei auf bloſse Dialogisierung (z. B. Gespräch des Pilgers mit dem Hauswirt über einige Kirchenceremonien 1549, Polnische Gespräche 1553, Komödie vom Fasching u. a., alles katholische Antworten auf »preuſsische« Anzapfungen). Eigenartiger war schon die »Bettlertragödie« 1552, ins Böhmische übersetzt, noch im 17. Jahrhundert nachgeahmt, das gottlose Treiben derselben enthüllend; sonst gab es Mysterien von Joachim und Anna, Abraham u. dgl. m. Humanistischer Einfluſs war hier kaum zu verspüren, es wucherten die mittelalterlichen Traditionen, so noch ganz besonders in der »Komödie von Justin und Konstancia« des greisen Marcin Bielski, 1557. Es war dies eine Moralität, die im ersten Akte den alten ehrbaren Vater ob seines lauteren Sinnes pries, im zweiten den Sohn nach einer Psychomachie, einem Rededuell zwischen Tugenden und Lastern, denselben guten Weg einschlagen lieſs und im dritten die Tochter: jegliche Selbständigkeitsgelüste des Weibes wurden scharf verpönt, aber auch die Klosterzelle nicht als Zuflucht empfohlen; die keusche Ehe galt als die einzige Bestimmung. Jeglicher dramatische Zug fehlte diesen »Komödien« und »Tragödien«, die dafür beschreibendes Detail in Massen enthielten und als Sittenspiegel der Zeit gelten konnten.

Auch der Humanismus, trotz Kochanowski und Gornizki, Zawizki, Simonides und Cieklinski, schuf dem Polen keine Bühne. Die bedeutsamste Leistung gehörte dem erstgenannten: es war kein geringes Wagnis, eine antike Tragödie mit ihrer Stichomythie und ihren Chören frei nachzuschaffen, was Kochanowski in seiner »Abweisung der Griechenboten« 1577 unternahm; der

vor ihm dramatisch nie behandelte Stoff war gewählt worden, um zu zeigen, wie leicht sich die Massen bethören lassen, wenn man ihren Instinkten schmeichelt; Paris und Antenor stellten den Gegensatz des eigensüchtigen Demagogen und des einsichtigen Patrioten dar; der Schluſs enthielt noch eine besondere Zuspitzung auf den kommenden russischen Krieg, empfahl das Losschlagen statt des ewigen Abwartens; aber die gediegene Schönheit der Sprache und die Trefflichkeit der Sentenzen täuscht nicht über den Mangel eigentlichen dramatischen Lebens dieses Gelegenheitsstückes, das zur Verherrlichung der Hochzeit des Zamoyski bestimmt war. Die übrigen Versuche waren Umarbeitungen lateinischer, der Troaden des Seneka durch L. Gornizki, des Jephtes des Buchanan durch Zawizki, des plautinischen Trinummus durch Cieklinski: während Bielski gerade die antiken Lascivitäten des Terenz und Plautus hatte bekämpfen wollen, behielt sie Cieklinski ohne Scheu in seiner trefflichen Anpassung des altrömischen Stückes an polnische (Lemberger) Verhältnisse, die es freilich mit moderner Glaubwürdigkeit des Stoffes selbst nicht strenge meinte. Jedenfalls war dies die beste polnische Komödie, mit der sich andere, z. B. des Paxillus »Heiratende Lysis« (1597), nicht im entferntesten messen konnten. Aber alle diese Versuche, auch des Simonides humanistische Dramen, vermochten keine polnische Bühne schaffen zu helfen.

Die Bedeutung des groſsen Lyrikers Kochanowski lag nun darin, daſs der ausgezeichnete Kenner griechischer und römischer Kunst seinen klassischen Vorbildern auch, und dies zum erstenmal, in der nationalen Sprache nachstrebte, wie ein Ronsard etwa, aber einfacher, natürlicher, moderner; auch er war zwar nicht immer freizusprechen von direkter und allzu weitgehender Nachahmung der Alten, in der sich damals so schwer Maſs halten lieſs; er verdarb hie und da den Eindruck durch allzu aufdringliche klassische Reminiscenzen in Stoff und Bild; er gab überflüssigerweise seine Selbständigkeit preis; hatte er doch keine heimischen Vorbilder, fand er sich doch, der erste, zurecht, und die Antike hatte es ihm angethan. Trotzdem wies er in seinen Werken Wege wahrer Kunst, und die Zeitgenossen haben dies rückhaltlos anerkannt: sein »Satyr«, seine »Threni«, sein »Psalter«, der, ohne einer bestimmten Konfession anzugehören, in 60 Jahren über 20 Auflagen erlebte, wurden Lieblingsbücher;

sein »majestätischer« Vers galt als unerreicht, und noch nach Decennien wies der bürgerliche Dichter auf den »Kochanowski«, der, abgenutzt, in neuem Einbande, auf dem Tische seinen Ehrenplatz behaupte. Es war dies die erste ästhetische Leistung eines Dichters, der sich seiner Kunst und seiner Mittel voll bewufst blieb, der dem Inhalte die Form streng anpafste, dem das Tasten und Hasten eines Dilettanten fremd war, der in seiner Kunst nicht etwa edlere Ausfüllung einiger Mufsestunden erkannte, sondern durch sie allein auf Dank und Überleben im Gedächtnis der Nachwelt, auf unvergänglichen Lorbeer gerechten Anspruch erhob.

Das Neue: der edle Gedanke, das anmutige Bild, der lose Scherz, alles in schöner Form, in der das gepriesene Altertum sich abspiegelte, erregte staunende Bewunderung und Nachahmung. Bald nach dem Bekanntwerden jenes Liedes von Gottes Gaben umschrieb es der erste Arianer Polens; den »Satyr« ahmte sofort ein Kalviner in Wilno in seinem »Proteus« nach und feierte in einem Epilog überschwänglich den »Liebling« der Musen und Menschen; der ältere Rey erkannte dankbar die »Tugend« des jungen Dichters an: alles in den Jahren 1562 bis 1564, wo der Dichter noch fast gar nicht in die grofse Öffentlichkeit herausgetreten war. Jetzt versuchte sich in Reys platter Weitschweifigkeit kaum noch ein und der andere Reimschmied, — so überarbeitete ein Krakauer Vielschreiber, Martin »Heuwrecher«, des Hans Sachs Erzählung vom Vater in »Lunda« und seinen undankbaren Kindern ganz in Reys Ton; buchhändlerische Spekulation, die liebe Eitelkeit, erzwungene Mufse warfen zwar auf den litterarischen Markt fragwürdige Gedichte in Menge. Umarbeitungen einzelner Novellen des Boccaccio, der Beritola, Griseldis, Barnabo, des Eurialus und Lucretia des Enea Silvio, antiker Stoffe, wie Lucretia, Pyramus und Thisbe u. dgl. m.; oder gereimte Zeitungen, die den Verlauf des grofsen Unionsreichstags (1569) oder die furchtbare Verwüstung der polnisch-russischen Länder durch die Tataren (1575) u. a. mit aller Ausführlichkeit schilderten; aber über diesen Mifsbrauch der poetischen Form, dessen sich sogar Kochanowski schuldig gemacht hatte, als er des jungen Radziwil kühnen Streifzug durch Rufsland detailliert schilderte, war man sich kaum im unklaren, und es regte sich bereits der Spott über diese Dichterlinge.

Abseits von ihnen stand ein Scharzynski, der zwar mit Liebesliedern debütierte, die, nüchtern und weitschweifig, auch nur einen Dichterling mehr anzukündigen schienen, der aber, bloſse Reimereien aufgebend, inniges religiöses Fühlen und mannhafte Gedanken in konzise, poetische Form brachte, ein vielverheiſsender Anfang, unterbrochen durch vorzeitigen Tod des auch in seinen Liebeshoffnungen geknickten Jünglings. Wie Kochanowski war auch er nicht gleich in die Öffentlichkeit herausgetreten, hatte nur »sich und den Musen« gesungen, und erst nach Decennien rettete sein Bruder die Reste seiner Lyrik vor gänzlichem Untergange. Demselben Verstecktspiel, während der Markt von Mittelmäſsigkeiten und Plattheiten überschwemmt wurde, huldigten leider auch andere, namentlich ein Alters- und Standesgenosse des Kochanowski, der zwar kein warmes, echtes Fühlen in seinen wässerigen Liebesgedichten, wohl aber in seinen ausführlichen und drastischen Schilderungen vom Adelstreiben der Zeit: von den Festen, die durch Tatareneinfälle jäh abgebrochen wurden, von unliebenswürdigen Patronen, unverläſslichen Dienern, prozeſswütigen Gegnern, bis zu bissigen Kötern herab, ein Erzählertalent und eine Beobachtungsgabe verriet, über die Kochanowski gar nicht verfügte: der erste uns bekannte Vertreter jener unverwüstlichen polnischen Facecionisten, die den unscheinbarsten Dingen durch die launige Gutmütigkeit des Vortrages, den derben Witz, die leichte satyrische Ader, die deutliche, greifbare Zeichnung, riesiges Interesse einzuflöſsen verstanden, einer jener Pasek in der Geschichte oder auch Zagloba in der Fiktion (Sienkiewicz), deren wir viele dem Namen nach, wenige ihren Werken nach aufzuzählen vermögen. Angefangen von einem abermals beinahe berüchtigten, heute nur legendarischen Koschyrski zu Anfang des 16. Jahrhunderts, durch die berühmten Hofnarren, die Stanczyk, Gonska und Krasowski (bei der Katharina von Medici) hinunter bis wieder hinauf zu den Groſsen des Landes, zu den Zamoyski und Chodkiewicz, Radziwil und Sapieha, in deren temperamentvollen Reden und Briefen derselbe derbe Humor, dieselbe Vorliebe für Dikterien und Sprichwörter, dieselbe Schlagfertigkeit sich äuſserten. Schon hier feierte der »altpolnische Stil« seine volle Entfaltung; aber er war vom Humanismus ganz unabhängig, lebte ihm zum Trotze noch aus der mittelalterlich-derben nationalen Überlieferung auf.

Des Kochanowski vornehme und milde, gemessene Art diente keinerlei speziellen, konfessionellen oder Standesinteressen; ihm lag das allgemeine Wohl am Herzen; er rief alle auf, die nicht träge faulen wollten, sondern Gedanken, wichtig im Himmel, wichtig auf Erden zu fassen bereit waren. Aber auch Sonderinteressen machten sich in der schönen Litteratur geltend, auch wenn man konfessionelle Polemik und Propaganda trotz poetischer Formen aus der schönen Litteratur ausschliefsen wollte, was desto leichter fiele, als hier die Zeit, die ungünstigen Verhältnisse, die grenzenlose Nachlässigkeit der Späteren furchtbar aufgeräumt und vieles für immer vernichtet haben. Konnte man doch in einem einzigen alten Einbande Reste von vier Schriften aus dem Jahre 1549 allein finden, die nicht einmal dem Namen nach bekannt waren, und in Königsberg, wo sie alle erschienen sind, ist auch nicht die geringste Spur von ihnen aufzutreiben. Von andern hat wenigstens die Titel der Freund oder der Gegner überliefert, z. B. von der ersten Autobiographie in Versen, eines Kalviners (Krowizki), der den Verfolgungen seines Bischofs entging, oder von dem »Streite zwischen Bäcker und Maler wegen ihrer Götzen« (in der Oblate des Sakramentes oder im Bilde; letztere siegen, weil sie dauerhafter wären), oder von den »Christlichen Heroen« (in Polen, voll der interessantesten Aufschlüsse über die Helden der Reformation, ihr Leben und ihren Wandel — bis auf einige Excerpte verloren gegangen) u. s. w. Leider sind auch auf anderen Gebieten die Bestände der alten Litteratur äufserst gelichtet, die Verluste unersetzlich; zu gar vielen Verfassernamen und Titeln fehlen die Werke vollständig.

Den Standpunkt des Kleinadels, der da einsieht, wie er von den Grofsen umworben und geschmeichelt wird, um ausgenützt und dann verachtet zu werden, der mifstrauisch geworden ist, der trotz seiner mifslichen Lage sein Adelskleinod hoch und rein erhält, vertrat der Masure Bartosch Paprozki, ein Vielschreiber, in der zweiten Hälfte seines Schaffens in der böhmischen Litteratur thätig, die jetzt schon anfing, Anleihen bei den Polen zu machen und die Wohlthaten, die sie einst erteilte, zurück zu bekommen. Am deutlichsten prägte seinen Standpunkt seine Fabelsammlung (unter einem bezeichnenden Titel, »Ritterkreis«, — es war aber nur der mittelalterliche Dialogus creaturarum, Gespräch der Geschöpfe, gemeint) aus, wo den Grofsen und ihrem Eigennutz,

der Ehre des schnöden Mammons, dem weltlichen Treiben der Geistlichkeit (obwohl dem rechtgläubigen Masuren die neuen »Tempel« ein Greuel waren) wacker die Zähne gewiesen werden. In Vers und Prosa hat dann der Kleinadlige die polnischen Wappen besungen und beschrieben und so den tüchtigen Grund zur polnischen Heraldik gelegt, Erkundigungen im ganzen Lande einziehend, Urkunden, Denkmäler, Schriften einsehend, dieselbe Arbeit dann auch für den böhmischen, mährischen und schlesischen Adel verrichtend. Es war dies im Grunde Verherrlichung der »tugendsamen« Vorfahren, die für ihre Heldenthaten die »Wappen« sich errungen hatten, obgleich diese Wappen verhältnismäfsig spät waren; uralt waren ja nur die Sippenrufe, die die Geschlechter zusammenhielten; so schmeichelte Paprozki dem Familienstolze, aber bald verdarb es der Masure mit seinen adligen Brüdern für immer, so dafs er sogar das Vaterland verlassen mufste, denn er hielt allzu eifrig zu den Habsburgern, d. i. zu der einzigen Familie in der ganzen Christenheit, welche der Pole von ganzer Seele hafste und fürchtete, so sehr schreckte ihn, was er in Böhmen und Ungarn geschehen sah. Seine Pamphlete gegen den König Bathory, gegen den Kanzler Zamoyski waren übrigens von derselben Roheit wie sein Ehebüchlein und seine zehn Frauengebote, in denen er seinem Frauengroll — er hatte trübe Erfahrungen gemacht — Luft machte. Ein derartiges Subjekt mafste sich nun an, einen Königs-, Feldherrn- und Senatorenspiegel zu verfassen, in dem naiven Glauben der Zeit, dafs das Zusammenheften einzelner Maximen, Sentenzen und Anekdoten aus Valerius Maximus und der Bibel genüge, um die Grofsen der Welt über ihre Pflichten und Aufgaben zu belehren. Trotz seiner Belesenheit in den Klassikern und Vorliebe für Cicero und Tacitus war Paprozki nichts weniger als ein Humanist; über mittelalterliches Zusammenstoppeln von Sentenzen kam der Dichter, von Urkunden kam der Historiker nicht heraus; rüde, wie der Mensch selbst, ist auch seine Schreibart geblieben.

Den bürgerlichen Standpunkt vertrat Sebastian Klonowic, Acernus. Bürger und Bauern hatten an dem Aufbau polnischer Kultur und Wissenschaft wacker mitgearbeitet, ein grofser Teil der mittelalterlichen Leistungen ist gerade von ihnen aufgebracht worden, die Krakauer hohe Schule rekrutierte sich fast nur aus

ihnen; die ersten, welche den Humanismus ankündigten (Gregor von Sanok, Johann von Ludzisko) und die ersten Neulateiner (Paulus von Krosno, Hussovianus u. a.) waren bürgerlicher Abkunft; ebenso arbeiteten sie ausschliefslich für die ersten polnischen Drucke, aber bald wurden sie von dem vielschreibenden Adel völlig überflügelt und verdunkelt. Sie trugen mit Schuld daran; sie einten sich in keinerlei Standesbewufstsein, vertraten keine eigenen Interessen. Klonowic war einer der wenigen, welcher in der Litteratur in beiden Landessprachen — Polnisch und Latein, denn immer tiefer, bis in die Handwerkerkreise, drang die Kenntnis desselben — bürgerliche Gesichtspunkte vertrat, in der Wahl seiner Themen sowohl wie in der Art, wie er sie behandelte. Aus Grofspolen war er, wie andere sein Glück suchend, nach Rotrufsland gezogen, hatte sich in Lublin und beim nahen Klosterabt eine gute Stellung errungen, sich auch die Flöfserei auf der Weichsel angesehen; so entstanden seine »Roxolania« (Humanisten bevorzugen natürlich klassische Vermummungen, gemeint war Rotrufsland), eine saftige, frische Schilderung aus dem Lande der Iwane, die an ihrer Kirche treu hangen und dafür beim Tode die Empfehlung an den heiligen Petrus mitbekommen; der Bären und des Honigs, der kreischenden Holzwagen, der Liebeszauber, dann sein »Flis«, eine ungleich trockenere Aufzählung der Städte und Flüsse, die man von der Warschauer Brücke an bis zu Danzigs grünem Thor passierte, und der Allotria, die man unterwegs trieb. Sein beschreibendes Talent und die Erfahrungen eines ergrauten Ratmannes und Schöffen stellte er dann in den Dienst der bürgerlichen Satire. Nach einer Sage war des Judas Ränzel aus viererlei Fell, Fuchs, Wolf, Luchs und Löwe; so sollte sein eigenes »Judasränzel« die viererlei unrechtmäfsigen Weisen brandmarken, mit denen man zu etwas kommt: Lug, Diebstahl, Trug und offene Gewalt. Es war sehr bezeichnend für den Bürgerlichen, dafs er nicht den Mut fand, das letzte Kapitel auszuarbeiten: so hing auch er die kleinen Diebe auf und liefs die grofsen laufen. In seinem form- und endlosen lateinischen Poem »Der Göttersieg« war er trotz allen mythologischen Mummenschanzes kühner gewesen, hatte von Judenwucher, Bauernaussaugung, Geburtsprivilegien u. dgl. offen, ja heftig gesprochen, aber wenig Leser gefunden, trotzdem einer von ihnen

der undankbarsten Aufgabe sich unterzog, die vielen Tausende von Hexametern in polnische Langverse zu bringen. An Talent und Bildung war es eigentlich ein Schulmeister und Humanist und Humorist dazu; schulmeisterliche Reimereien haben jene gröfseren und besseren Werke um viele Decennien überlebt; die Wahl kleinlicher Sujets charakterisierte den Bürgerlichen, der aber schon einen damals so ungewöhnlichen Sinn für das Landschaftliche verriet.

Die Satire, freilich keine so zahnlose wie die des Klonowic, lag in der Zeit und in der Befähigung der Nation; Verse einzukritzeln, sogar auf Wand und Thor, Wagen und Sänfte, zumal Schmähverse, Pamphlete zu dichten in allen möglichen Formen, als Gespräch (zwischen Pasquino und Marforio), Parodie der Heiligen Schrift (Credo, Messen, Passion u. dgl.), Inschriften u. s. w., dies grassierte seit jeher, und keine Verbote oder Proteste halfen. Satiriker waren sie im Grunde alle, Rey wie Kochanowski, Wolan und Bielski, Paprozki und Klonowic; sie unterschieden sich nur durch ihre Mittel und Ziele; der eine griff den Adel, der andere das Bürgertum an; der eine wurde stets persönlich, der andere stieg nie dazu herab; der eine sprach offen, der andere verblümt (so wenn ein Ungenannter unter der »Gigantomachie« die Kämpfe von 1587 parodierte); der eine schmähte die Habsburger, der andere Zamoyski und seine beiden Könige; der eine war boshaft oder witzig, der andere derb; der eine blieb beim Allgemeinen, andere malten Einzelheiten aus. Zu letzteren gehörte der alte Wolski oder Bielski (Namen konnten sich noch nach den verschiedenen Herrensitzen ändern), der noch die erste Übersetzungslitteratur seit 1530 hatte inaugurieren helfen und seitdem die Feder nicht aus der Hand gelegt hatte; auch er hatte, wie Rey oder Paprozki, nichts vom Humanisten an sich. Nachdem er die erste grofse Weltgeschichte für seine Landsleute kompiliert hatte, verfafste er noch auf seine alten Tage neben jener halb satirischen Komödie echte Satiren: so liefs er Krakauer Steine reden und über die Unsitten der Krakauer Handwerker und Kaufleute sich äufsern, doch brach auch er ab, als er eben über die Geistlichkeit losziehen sollte; in einer anderen Satire ahmte er Aristophanes und den Erasmus nach: die Männer treiben es in Polen so arg, dafs endlich die Frauen zum Rechten sehen müssen, wenn der Staat nicht untergehen

soll; der »Weiberrat« wird nicht nur den verfahrenen Staatswagen ins rechte Geleise bringen, sondern es werden auch die neuen Amazonen in den Krieg selbst ziehen; sie bekommen daher Unterricht im Kriegswesen: aber bei Frauen richtete der Dichter ebensowenig aus wie bei den Männern, denen er nicht müde wurde zu predigen, dafs sie das Hausen auf den Landgütern, das verwildernde und verdummende, aufgeben und in die Städte ziehen sollten — mit gleichem Erfolg hätte er Fischen Landaufenthalt empfehlen können. Aber der alte Herr sah scharf, dachte richtig und schrieb launig; für Sittenschilderungen der Zeit ist er eine Hauptquelle, freilich keine schmeichelhafte. Vieles von diesen Satiren, namentlich von den politischen, ist in Handschriften vergraben — der bürgerliche Rücken eines Druckers hätte für die famosi libelli empfindlich zu büfsen gehabt, denn merkwürdig, in dem Lande, wo man dem Könige ins Gesicht ungestraft Worte schleuderte, dafs er unwillkürlich nach dem Schwerte griff, war man krankhaft empfindlich gegen das gedruckte Wort; verlangten doch die Myschkowski die Todesstrafe gegen denselben Bielski, weil er in seiner Chronik den Räuber Myczkowski in ihrer Namensform gedruckt hatte; mit jedem Jahre wurde weltlicher und geistlicher Eigendünkel ausfallender. Namentlich empfindlich war man im Punkte der lieben Vorfahren; die Aureole ihres Ruhmes, dafs sie nur ihr Blut für ihre Rechte verspritzt hätten, durfte nicht angetastet werden; man sah in ihnen und konstruierte um sich selbst lauter antike Tugenden und Ideale.

Der Humanismus hat zu dieser sonderbaren Verquickung angeblicher altrömischer Bürgertugenden und spartanischer Gesittung mit wirklichem katilinarischen Treiben und egoistischen oder ehrgeizigen Wühlen die nötigen Dekorationen geschaffen. Aus Livius und Tacitus, aus Plutarch und Valerius Maximus, aus Vergil und Lucian schöpfte man Argumente und Sentenzen; die Schule hatte endlich die mittelalterliche Lektüre in den »artes« gegen die klassischen »auctores« eingetauscht, und den Kopf gepfropft mit der Antike, suchte man sich in wirklichem Leben zurechtzufinden; kein Wunder, dafs das skandalöse Treiben der adligen Opposition bei dem »Hühnerkriege« dem jugendlichen Orzechowski als die Verkörperung altrömischer Ideale erschien. Jetzt erst erhielten die Klassiker eine Bedeutung

wie vorher etwa die Heilige Schrift; jedes Argument genügte, wenn es nur aus Cicero oder Plato (Aristoteles mied man) stammte.

Man las die Klassiker im Original und in Übersetzungen: man übersetzte aus dem Griechischen (Lucianische Dialoge), aber meist nur aus dem Latein. Unter den Übersetzern waren alle Namen vertreten, von Kochanowski an und Gornizki (Seneca, De Beneficiis) bis zu einem Koschuzki, B. Budny u. a., die besonders Cicero vertierten; die Äneide wurde von einem andern Kochanowski (die Familie war reich an poetischen Ingenia) in Langverse gebracht; die Georgica ebenso, doch rettete ihr Übersetzer, Swirski, nur ein Buch derselben auf hastiger Flucht, die drei andern wurden von den Hufen tatarischer Rosse zertreten; auch die Fortsetzungen der Äneis, sowie Schriften des Roterodamus fanden ihre Bearbeiter; andere ahmten selbst nach, statt zu übersetzen; so dichtete z. B. der Vielschreiber Kmita nach dem »Froschmäusekrieg« einen »Krieg der Kraniche und Pygmäen«, eine launige, mit Anspielungen auf eigene Zeiten und Leute gespickte Dichtung, das beste, was er je geleistet. Gornizki verfaſste einen Dialog, der den Kriton parodierte u. a.

Das bedeutendste, an den Klassikern erstarkte Talent stellte ganz am Ausgange des Jahrhunderts Schymon Schymonowic, latinisiert Simonides, dar. Auch er war Bürgerlicher, wie Klonowic, aber als Philologe, als Pädagog des Kanzlersohnes (Zamoyski), als Berater des Kanzlers selbst, der in seinem Zamosc eine Akademie zu errichten sich anschickte, die eine modernere Bildung, ein Heranziehen von Weltbürgern, nicht von bloſsen Klerikern, ermöglichen sollte, hat Simonides in seiner den Welttrubel gern meidenden, beschaulichen Richtung nicht seinen Standesgenossen, sondern seinen geliebten Studien gelebt. Tüchtig in Krakau geschult, versuchte er sich frühzeitig in lateinischen Dramen, Poemen, Hymnen, Paraphrasen, die durch ihre formelle Vollendung im Auslande Aufsehen erregten, als »goldene« in Leyden und sonst gedruckt wurden. Ein Zufall fast brachte ihn auf polnische Dichtung. Zu feiern war 1593 die Vermählung eines jungen Herrn, und mit Rücksicht auf die Braut wählte Simonides zum Epithalamion die polnische Sprache, eine Idylle vom Adonis nachahmend. Sie gefiel, befriedigte den Dichter selbst, und im Laufe von Jahren sammelten sich andere »länd-

liche Gedichte« an, die schliefslich (1614) auf Drängen von Freunden — der Verfasser selbst kannte ja keinen litterarischen Ehrgeiz — gedruckt wurden und ebenso für ein ganzes Jahrhundert mafsgebendes Vorbild blieben, wie die »Threni« oder der »Satyr« des Kochanowski es waren. Die Idyllen des Simonides teilten zwar einige konventionelle Schwächen dieser Dichtungsart: die Vermummung von Personen und Ereignissen der Gegenwart in der Maske von Schäfern und Schäfertreiben, zum Raten und Deuten zwingend, sogar der Todestag des grofsen Kanzlers wurde als Jahresfeier für den Hirten Daphnis behandelt; dann die Übertragung antiker, sizilischer Verhältnisse, mit Namen und Vorstellungen, an die Ufer des Pur (in Rotrufsland), das Gesuchte, Gekünstelte, die allzu deutliche Nachahmung der Antike. Aber nicht umsonst schätzte Simonides den Theokrit höher als den Vergil; er streifte denn auch mitunter das konventionelle, klassische Gewand völlig ab und bot Menschen und Gesang von den Ufern des Pur, nicht aus den Hexametern des Vergil. In den »Schnittern« ist die Sonnenglut des Feldes zu spüren, zu sehen der strenge Verwalter, der die Leute bis zur Erschöpfung antreibt und die Peitsche niedersausen läfst; zu hören die Schnitterin, wie sie ihn verwünscht und bei seinem Nahen preist. Simonides war wenig produktiv; die Sorgen seiner Ämter — was er that, that er gewissenhaft — lasteten auf seiner Mufse, und er verglich selbst den eigenen Sang mit dem klaren Bächlein, aus dem das Bienchen trinkt, gegen die trüben Wellen anderer; aber wieder wie Kochanowski war er sich seiner Mittel und Ziele wohl bewufst. Sein ästhetisches Empfinden trügte ihn nicht; er unternahm nur, was seinem Talente wirklich lag; wenn er Fabeln dichtete, wählte er die Form des Epigrammes, der Grabschrift, in der das Opfer eigener oder fremder Schuld in einem Vierzeiler das Ereignis und die Lehre vorträgt (auch hier fand er Nachahmer), denn das Erzählen war nicht seine Sache, ebensowenig lange, weitschweifige Betrachtungen; er fafste sich stets kurz und liebte die Form der raschen Wechselrede. Seine Nachahmer haben nur seine Schwäche, die Abhängigkeit von den Alten, karrikiert, die Entfernung von der Wirklichkeit vergröfsert; den heimischen Weisen in den »Schnittern« u. a. vermochten sie keinen Geschmack abzugewinnen und gerieten ganz auf Abwege; vor

allem kannten sie nicht seine Kunst des Feilens, des sorglichen Abwägens jedes Wortes und Ausmalens jedes Bildes; wie viele von ihnen auch Epithalamien schmiedeten, keinem fiel dabei die Elster ein, die auf dem Zaun die nahenden Gäste anmeldet, oder der Kuchen, den die Kleinen plündern, wie dies Simonides in seinen »Hochzeitkuchen« gethan. Und mochte sein Werk erst 1614 erschienen sein, seiner Bildung und Anschauung nach wurzelte Simonides ganz im 16. Jahrhundert; schon 1597 pries diesen »Liebling der Musen«, dessen Kunst überall helle Spuren hinterlassen, der polnische Überarbeiter seines lateinischen Bibeldramas (»Joseph«, ein anderes, späteres, doch nicht reiferes, war die »Penthesilea«), und auch er hat bereits das Gefühl, welches Simonides später in der Widmung seiner Idyllen deutlich aussprach, dafs die Zeiten vorüber wären, welche solche Männer und solche Kunst hervorgebracht hätten, dafs dieser Dichter nur noch ein Nachzügler wäre; in einer Idylle liefs er selbst einen der Sänger klagen: alles neiget sich abwärts, verschwunden sind die guten alten Sänger, an ihrer Stelle giebt sich der erste beste für einen Künstler aus, und so sind auch ihre Lieder, nichtig, mit gespreizten Worten, ohne Inhalt, Schmähungen nur und Ausfälle, — aber wie die Zeiten, so die Lieder! Grund zu solchem Pessimismus war allerdings reichlich vorhanden. Simonides war wirklich der letzte polnische Humanist seinen Stoffen und Formen und Ideen nach.

Der Einfluſs der klassischen Litteraturen machte sich auch in der historischen und politischen geltend. Mühseliges Heranschaffen von Material, kritisches Sichten der Quellen war nicht nach Art der Humanisten, die ihre Aufgabe erfüllt zu haben glaubten, wenn sie in gediegenes Latein und zierliche Form die »unverdaute Masse« der mittelalterlichen Skribenten gebracht hatten. So erging es dem Hauptwerke altpolnischer Geschichtschreibung, dem »Dlugosch«. Zuerst kürzte und stückte ihn an ein hochverdienter Krakauer Gelehrter, Matthias von Miechow, doch genügte bald nicht mehr dessen mittelalterliche Schmucklosigkeit; den jetzt der König mit einer Abfassung polnischer Geschichte betraute, der als Diplomat und Bischof hochverdiente Martin Kromer dachte gar nicht aus den ihm ganz zu Gebote stehenden Schätzen des Kronarchivs seinen groſsen Vorgänger zu berichtigen oder zu erweitern; in Schriften, die im Auslande

sehr verbreitet und auch übersetzt wurden (Mitternächtlicher Völker Historien, Basel 1562 durch Pantaleon), schilderte er (und der versammelte Reichstag dankte ihm dies feierlichst) Land und Leute, Verfassung und Sitten in Polen; besonders jedoch die Geschichte (später auch ins Polnische übersetzt): der gefällige Auszug verdrängte auch hier das bedeutende Original, das das Tageslicht nicht mehr erblicken zu sollen schien. Nur nach einer Seite erweiterte der Humanist den mittelalterlichen Gesichtskreis: die ersten Anfänge, die stereotype Anküpfung an die Sintflut und den Turmbau, ersetzte er durch eine klare und verständige Ablehnung aller Fabeln von Roxolanen und Sarmaten, von Venetern und Vandalen, mit Recht das Zeugnis der Sprache, der überlieferten Namen gegen die angebliche Slavicität dieser Völker anrufend, — doch liefs sich nationale Eitelkeit diese Titel nicht entwinden.

Die polnische Geschichtsforschung ergriff mit mehr Recht Besitz von anderen Gebieten; nicht umsonst war Polen ein Ostreich geworden. Die Beziehungen zur Moldau und Wallachei erklärten ohne weiteres das Auftauchen einer moldauischen Chronik in polnischer Sprache; aber wichtiger und folgenreicher ward die Union mit Litauen. Wohl hatte Litauen seine einheimischen Annalisten gehabt, russische Mönche, die in Smolensk oder irgendwo an die alten russischen Annalen litauisch-russische anstückten; wohl waren nach Europa Nachrichten durch Aeneas Silvius, durch Dlugosch, durch Matthias von Miechow durchgesickert, und schon im 15. Jahrhundert war wegen scheinbarer besonderer Ähnlichkeit zwischen Litauisch und Lateinisch die Fabel von dem römischen Ursprung der Litauer, von den Lituani = L'italiani, entstanden; aber volles Licht brachte erst der Masure Matys Stryjkowski, der, in der Jugend an die Ostgrenze des Reiches verschlagen, sich für Land und Leute, sogar für archäologische Funde und Volksbräuche interessierte und keine Mühe scheute, um lateinische, russische, deutsche Quellen zusammenzubringen. Stryjkowski wollte jedoch auch Dichter sein, hatte er sich doch in der Litteratur mit gereimten Zeitungen, über des neuen Königs Krakauer Einritt, über die Türkenart — er war selbst in Konstantinopel gewesen — eingeführt; der türkischen Sklaverei stellte er die auf Tugend gegründete polnische Freiheit entgegen, verherrlichte die Könige Polens und

die Fürsten Litauens, und als er endlich seine grofse Chronik Litauens, »welche die Welt vorher nicht gesehen hat«, niederschrieb, brach er vor Schlachten oder bei anderen feierlicheren Anlässen in seitenlange Poeme aus, gutgemeinte, naive, lebhafte Dichtungen, an die freilich kein ästhetischer Mafsstab anzulegen war. Das Hauptwerk für die Kunde Litauens war jedenfalls geschaffen, und ein solches war nur noch in polnischer (oder lateinischer) Sprache möglich geworden.

Denn schon längst hatte die polnische Sprache im Gefolge abendländischer Kultur in Litauen-Rufsland ihre werbende Kraft zu üben begonnen. Das einheimische litauische Idiom spielte überhaupt keine Rolle; erst seit der Mitte des Jahrhunderts war es, wieder in Königsberg, zur Schrift herangezogen worden, um den Zwecken protestantischer Mission zu dienen, und Herzog Albrechts Vorgang ahmten katholische Geistliche, Daukscha, der Wujeks Postille übersetzte, Jesuiten und Kalviner nach; Schrift-, Hof- und Gerichtssprache war im litauischen Reiche stets nur das Weifsrussisch-Slavische gewesen. Als nun Gedimins Enkel das Krakauer Königsschlofs bezogen hatte, als seinem Hofe seine Grofsen nachzogen, der polnische Adel den litauischen katholischen in seine Sippen aufgenommen hatte, da mufste polnisch-lateinisch-katholische Kultur die russisch-byzantinische zurückdrängen: nicht überall zu gleicher Zeit noch in gleichem Mafse. Zuerst traf das neue Licht die Spitzen der litauisch-russischen Gesellschaft, die Knäsen bis zu den Bojaren herunter, von den Korybutowiczen an, den Verwandten der Krone, bis zu den Gastowt, Gedrojt, Radziwil; mochten sie ihre politische Sonderstellung oder auch, wie der alte Konstantin von Ostrog, ihre griechische Orthodoxie noch so eifersüchtig wahren, sind sie alle doch schon längst zu Polen geworden: ihre Korrespondenz aus der Mitte des Jahrhunderts, ihre Reden auf den Reichstagen erinnerten etwa nur durch die Einflechtung eines russischen Sprichwortes an ihre östliche Herkunft. Schon wurden Erzeugnisse polnischen Schrifttums in Litauen eingebürgert; zuerst übersetzte man ins Kirchenslavische, ohne sich an konfessionellen Unterschieden zu stofsen, polnische Texte der Dreikönigslegende, der Marter des Herrn, des Tundalus (einer Höllenvision) u. dgl. m., aber immer mehr rifs der Brauch ein, auch die polnischen Worte zu behalten, sie förmlich nur ins andere Alphabet umzuschreiben, und die

russisch-litauische Schriftsprache wurde vollkommen polonisiert; man ahmte in ihr sogar die polnischen Verse getreulichst nach, obwohl die grundverschiedene Betonung beider Sprachen dies verbot; waren schon die polnischen Verse meist gar nicht rhythmisch, so beleidigten die russischen »syllabischen« Verse gröblichst das Ohr. Aber die katholische Kirche, Franziskaner und Bernhardiner, bedienten sich ausschliefslich des Polnischen; die meisten litauischen Herren konnten oft ihr altes Russisch gar nicht mehr lesen; trotz aller politischen Absperrungen gegen Polen in litauischen Würden, Ämtern, Grundbesitz ist die Kultur schon eine gemeinsame geworden. Polnische Protestanten verlegten hierher ihre Thätigkeit; Radziwil gewährte für die erste polnische kalvinische Bibel die Druckmittel, welche die Lauheit der kleinpolnischen Herren nicht hatte auftreiben können, für das erste grofse lateinisch-polnische Wörterbuch u. s. w.; die Druckereien in Wilno, Nieswiesch u. s. w. brachten nur polnische (und lateinische) Sachen heraus; ja, schon nahmen Litauer uud Weifsrussen an der polnischen Litteratur thätigen Anteil, z. B. die beiden Budny, der eine Verfasser trefflicher arianischer Schriften, der andere Übersetzer des Cicero und Sammler äufserst beliebter »Apophtegmen« (Anekdoten des Altertums), die viele Auflagen und Übersetzungen (ins Russische) erfuhren. Die erste grofse Chronik Litauens in polnischer Sprache bezeichnete somit nur den Abschlufs dieser Entwicklung.

Viel rascher war dieselbe in den polnisch-russischen Gebieten (Rotrufsland, Podolien, Wolhynien) vor sich gegangen; schon die Einführung des polnischen »Statuts« brach hier jede kulturelle und sprachliche Sonderstellung des Adels; die Bürgerschaft in den Städten, einst auch zum grofsen Teile deutsch, polonisierte sich ebenso rasch wie die in Krakau; während in Wilno noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts auch deutsch (»zu der Wilda«) gedruckt und gepredigt wurde, führten die Lemberger Buchhändler schon im 16. Jahrhundert fast keine deutschen Bücher mehr. Was nicht orthodox geblieben war, fühlte sich rein polnisch; nur Bauern und Klerus hielten an der alten Sprache und Kirche fest, obwohl auch der russische Klerus sein Wissen aus polnischen Quellen schöpfte, z. B. aus der Postille des »heiligen« Rey.

Neben Kromer und Stryjkowski verdiente Stanislaw Sarnizki

schon darum Erwähnung, weil seine Entwicklung den Weg, den andere einschlugen, umkehrte, der einstige Königsberger Schüler, kalvinische Minister und theologische Polemist auf seine späteren Tage Landmann, Historiker und Legist wurde. Der Historiker fertigte allerdings die historische Zeit kurz ab, um vorhistorischen Gespinsten, vom Assarmoth bis zum Lech, nachzujagen, aber schon bei ihm trat jener Gesichtspunkt auf, an dem im 19. Jahrhundert polnische und deutsche Historiker und Publizisten, mitunter sogar in deutlich erkennbarer Absicht, um einen uralten Antagonismus zwischen Adel und Bauer in Polen zu konstruieren, festgehalten haben: daſs der Adel und der Bauer verschiedenen ethnischen Ursprungs wären. Verdienstlicher war seine mit anderen zusammen unternommene Topographie Polens, und weil er kein Soldat war, schrieb er, in polnischer Sprache übrigens, sein Feldherrnbuch mit seinen Schlachtenplänen. Wichtiger und zahlreicher als diese aufs Ganze gehenden Werke oder eher meist Kompilationen waren die Einzeldarstellungen und Memoiren der Zeit. Freilich wählten auch deren Verfasser statt der Landessprache das Latein. Noch immer nämlich war in den Köpfen nicht entwurzelt die mittelalterliche Auffassung vom Dualismus der Sprachen, von der Bestimmung des Latein für Gebildete und Wissenschaft, der »Vulgärsprache« für die Menge und loses Zeug oder Unterhaltung. Wer Staatsaktionen schilderte, wählte von vornherein Latein, mochte nun ein Orzechowski die Wirren lebhaft schildern, welche des jungen Königs und seine eigene Ehe hervorriefen, oder Bischof Padniewski Lebensbilder berühmter Zeitgenossen schildern oder Stanislaw Gorski, der Redakteur der vielbändigen Sammlungen »Tomiciana« (meist Aktenstücke und politische Korrespondenz aus der Zeit Sigismunds I. und des Unterkanzlers Tomicki, doch auch Gedichte des Cricius u. a.), im Leben des Petrus Kmita das typische Bild eines polnischen Oligarchen und der Verderbnis der Zeiten entwerfen oder der Protestant Orzelski die Interregna und die Machinationen der Parteien breit behandeln oder der Deutschpole Heidenstein die russisch-polnischen Kriege authentisch darstellen. Nur Gornizki, an Talent hinter jedem von ihnen zurückstehend, übertraf sie alle an Einsicht: des Lateinischen ebenso mächtig wie sie, Humanist durch und durch, hielt er es doch für die erste Pflicht eines Polen, nicht das lateinische Meer

zu vergröſsern, sondern die Landessprache zu pflegen, und so schrieb er denn auch seine Memoiren polnisch, doch behandelte er nur eine kurze Spanne Zeit und nur Sachen, deren Zeuge er selbst gewesen, d. h. meist nur Unwesentlicheres, trotz der Reden im livianischen Stile, die er dabei einzuflechten verstand; die Zeit wählte er so knapp, um nichts von seiner bürgerlichen Jugend — seine Nobilitation war ja noch ganz frisch — erwähnen zu brauchen; vergessen hat man sie ihm doch nicht und noch im 17. Jahrhundert sie vorgehalten.

Des Gornizki »Geschichte in Polen 1538—1572«, die übrigens erst sein Sohn 1637 herausgab, war nicht das erste historische oder eher Memoirenwerk in polnischer Sprache. Vorausgegangen waren längst andere, interessantere, verdienstlichere. An ihrer Spitze stand der um 1500 geschriebene Bericht eines Raizen (d. i. Serben) Konstantin, wie ihn die europäische Litteratur damals noch gar nicht aufweisen konnte. Der Serbe hatte an allen wichtigeren Transaktionen auf der Balkanhalbinsel teil genommen, zuerst in christlichen Heeren, dann als Janitschare; er war vor Konstantinopel 1453 gewesen, bei dem Fall des bosnischen Königreiches u. s. w., und kannte türkische Sprache und Sitten, Geschichte und Kriegsweise. Von den Ungarn gefangen, kam er schlieſslich nach Polen und schrieb hier ein Büchlein in 49 Kapiteln über alle diese die Öffentlichkeit unendlich beschäftigenden Sachen, denn 1490 und die folgenden Jahre hatten Türkengefahr, Angriffspläne, Christenliga in die Diskussion gestellt ebenso in Rom und Venedig wie in Krakau und Ofen. Die »Türkische Chronik« des Raizen handelte nun über Glauben der Türken, ihre Andachtsübungen und Überlieferungen über Christus', der für Menschen unberührbar war, die Juden hätten ja statt des »Propheten« einen anderen getötet; über die Geschichte der Othmanssöhne mit manchem wichtigen Detail über die Katastrophen am Amselfelde oder vor Warna, zuletzt über Heer, Bewaffnung, Kriegsordnung; alles klar, einfach, aber anschaulich und wahrheitsgemäſs. Die polnische Text ist nur handschriftlich oft vorhanden, die böhmische Übersetzung ist schon im 16. Jahrhundert mehrfach veröffentlicht worden; die Leistung, abgesehen von ihrem ehrwürdigen Alter, war doppelt verdienstlich schon wegen der Armut der Türkenlitteratur bei den Polen, die sonst um Russen und Türken, trotz der fort-

währenden Reibungen und engen Beziehungen, sich litterarisch gar nicht kümmerten, Ausländern, Deutschen wie dem Baron Herberstein, Engländern wie Chancelor oder Fletcher, Schweden wie Olaus, den Vorrang überliefsen; allerdings war der Krakauer Arzt und Professor Mathias von Miechow (1456—1523) mit seinem sehr verdienstlichen, leider etwas knappen »Traktat von baiden Sarmatien« (lateinisch 1517, deutsch 1518, polnisch 1535, italienisch 1561 u. s. w.) allen ihnen zuvorgekommen und hatte mit einer Reihe geographischer, antiker und mittelalterlicher Fabeln, von den Hyperboreerbergen u. dgl. für immer aufgeräumt und namentlich genau über die verschiedenen Tatarenhorden, Ulans (davon der Name der Ulanen) u. dgl., gehandelt; desselben Mathias polnische Chronik, ein Auszug und Fortsetzung des »Dlugosch«, wurde ins Polnische übersetzt, doch blieb auch diese Übersetzung ungedruckt, so dafs der grofspolnische Adel mit Recht den Mangel polnischer Chroniken beklagen durfte. Diesem grofsen Übelstande half erst der »polnische Karion«, Martin Bielski, ab.

Ein sehr sympathischer Vertreter des altpolnischen Typus war dieser grofspolnische Edelmann, so frei von jeder Bigotterie, dafs er das Mästen faulenzender Mönche in den Klöstern beklagte; so frei von jedem Standesvorurteil, dafs er den polnischen Adel in Städten ansiedeln wollte; vom Gelehrtendünkel, dafs er es zu seiner Lieblingsaufgabe machte, nur für seine Landsleute und ihre Sprache zu arbeiten, einer der ersten. Er hatte noch 1535 als Wolski mit Übersetzungen begonnen; sein Hauptwerk, die »Weltchronik«, die rasch hintereinander drei Auflagen erlebte (1551—1564), brachte nach Kosmographie, Weltmonarchien, nach der Geschichte Böhmens und Ungarns, der Entdeckung neuer Länder, dem Stande des Christentums u. dgl. die polnische Chronik, welche auf der lateinischen Kompilation (aus Dlugosch u. a.) des Krakauer Kanonikus B. Wapowski beruhte. Diese polnische Chronik hat dann der Sohn, Joachim Bielski, erheblich erweitert, fortgeführt (bis 1586) und modernisiert (1597), und mochte auch der Vorwurf, der Vater (und Sohn) wären in der Darlegung des Zusammenhanges steril, beschränkten sich auf Notierungen, wann die Weichsel über ihre Ufer getreten, eine Krakauer Strafse oder die Malcherin verbrannt wären, nicht unbegründet sein, so haben doch beide für die Popularisierung der Landes-

geschichte sehr viel gethan: die schmucklose, naive Darstellung in körniger Sprache heimelte förmlich an, wie es die Neudrucke (im 18. und 19. Jahrhundert) bewiesen.

Allerdings überwog die lateinische Geschichtsschreibung, schon deshalb, weil sie Europa mit Polen und polnischen Verhältnissen bekannt machen mufste, z. B. Frankreich, als sein Anjou auf den polnischen Königsthron erhoben worden war. Damals wurde Polen zum drittenmal für Europa entdeckt oder erschlossen. Das Interesse der Protestanten für Polen begann nämlich zu erschlaffen, als es sich gezeigt hatte, dafs sein König — und dieser entschied schliefslich — sich nicht werde für die neue Lehre gewinnen lassen; das Interesse der Humanisten, der Bonamico, Sigonio, Muret u. s. w. war durch den Eifer und die glänzenden Anlagen der polnischen studierenden Jugend wohl erregt worden, des Nidecius tüchtige Ausgabe der Ciceronianischen Fragmente, des Jan Zamoyski Paduaner Arbeit über den römischen Senat, eine antiquarische, nicht historische Untersuchung, 1563, u. a. waren beredte Zeugnisse dieser Studien und ebenso die Briefe der italienischen Humanisten an oder über ihre polnischen Freunde, wie vorher die des Erasmus von Rotterdam u. a., Zeugnisse der gespannten Erwartungen; man erwartete im Norden und Osten Schätze antiker Litteratur aufzufinden, wie sie Deutschlands Klöster im 15. Jahrhundert gespendet hatten; man sprach von einer Übersiedlung der Musen nach dem Norden, — bemühten sich doch Polen, wie einst (1534) einen Melanchthon, so später einen Muret u. a. für Krakau zu gewinnen. Aber bald zeigte sich, dafs die angehenden Philologen und Antiquare ausschliefslich Geistliche und Staatsmänner werden sollten, dafs die Berufungen nicht mit dem gehörigen Nachdruck betrieben wurden, dafs der nordische Boden unfruchtbar bleiben sollte. Nach 1572 wurde Polen zum drittenmal in den Vordergrund des europäischen Interesses gestellt. Seine einheimische Dynastie war ausgestorben, wer sollte in dem mächtigen Staate herrschen, ein schlesischer Piast, für den Hans von Schweinichen Werbereisen unternahm, ein böhmischer Magnat, ein Habsburger, ein »gallischer Hahn«, wofür der polnische Hofnarr der Katharina von Medici eintrat, oder der Moskauer Iwan oder sonst wer? Das bis dahin fast unbekannte Land — oder war es eine Stadt, fragte man Orzechowski, mit eigener Sprache, fragten andere —

mufste gezeichnet und beschrieben werden. Dies hatten schon regelmäfsig venetianische Agenten und päpstliche Nuntien oder deren Sekretäre gethan, und ihre meist handschriftlich in den Archiven niedergelegten Relationen werfen heute noch interessante Streiflichter auf das damalige Land und Leute (Ruggieri u. s. w.); andere Schilderungen an Ort und Stelle entwarfen Franzosen und Italiener, z. B. 1574 Herzog Ludwig Gonzaga, der Grofsvater der nachmaligen polnischen Königin, der sich über die Nachahmungsucht, Redelust, Trinklaster, Unwissenheit, Einfachheit der Häuser, die ja periodisch doch abbrennen, und darüber beklagte, dafs der erste günstige Eindruck, den polnische Höflichkeit mache, sich dann verlöre. Es regnete nun Übersetzungen und Ausgaben aller Art, z. B. des Kastellans Herburt lateinische Chronik Polens, ein dürftiger Auszug aus Kromer, wurde 1573 zweimal ins Französische übersetzt (durch Fr. Balduin und durch Blaise de Vigenère, mit Zuthaten aller Art); daneben gab es grofse Sammelwerke, z. B. des Pistorius »Corpus historiae polonicae« in drei Bänden, Basel 1582, und Feyerabends drei Bände »Rerum polonicarum«, 1584; so erschien zur Information der Italiener des jungen, im Auslande eben studierenden späteren Bischofs Jan Krasinski »Polonia« (an Heinrich von Valois, Bologna 1574). Einzelnheiten brachten Beschreibungen der Danziger Kämpfe, des L. Gorezki »Walachische Kriegsbeschreibung« (deutsche Übersetzung 1578, gleichzeitig fast mit der lateinischen Ausgabe), besonders jedoch des polnischen Rottmeisters Alexander Guagnin aus Verona »Europäisches Sarmatien«, 1578, woraus Stücke auch deutsch gedruckt wurden, welches Polen, Litauen, Rufsland, Preufsen u. s. w. nach Lage und Geschichte beschrieb und das der Verfasser selbst, erheblich erweitert, ins Polnische (1611) übersetzen liefs: Stryjkowski allerdings behauptete, dafs der Italiener sich nur sein eigenes, des Polen, Material widerrechtlich angemafst hätte; jedenfalls bot das Werk eine Fülle von Belehrung. Das Latein nahm nun die hervorragendste Stellung noch immer ein, nicht nur in der Historik, wie früher, und jetzt noch in der Theologie, wo einem Skarga wirklich Protestanten vorwarfen, dafs er Latein und die Wissenschaft fürchtend, sich nur unter Ungebildeten sicher fühlend, polnisch schreibe. Ebenso verstand sich diese Stellung des Latein bei Legisten und bei den politischen Schriftstellern. Die

Hauptsammlungen polnischer Statute in chronologischer oder alphabetischer Aufeinanderfolge brachten nur den lateinischen Text, die Sammelwerke des Jan Laski, des Jakob Przyluski, des Kastellan Herburt (1570 ins Polnische übersetzt, polnisch war auch die grofse Sammlung des Januschowski u. s. w.); ebenso die Sammlungen des Municipalrechts, des »Saxon« (Übersetzungen des Groizki seit 1557 u. ö., auch anderer); alle Versuche einer besseren Kodifizierung u. dgl., die schliefslich immer abgelehnt wurden; die Reformprojekte eines Taschyzki u. s. w. waren ebenfalls lateinisch, während in Russischlitauen die alte russische Fassung des »litauischen Statuts«, das übrigens weniger altrussisches Gewohnheitsrecht als polnische Rechtsnormen enthielt, schliefslich ganz der polnischen wich. Und so kam es, dafs in Polen die Gerichtssprache lateinisch blieb, während sie in Litauen polnisch wurde. Nur die »Konstitutionen« jedes einzelnen Reichstages kamen in polnischer Sprache heraus. Ebenso mufsten polnisch sein, wenn sie wirken sollten, kleine politische Pamphlete, zur Wahlzeit etwa, um die verschiedenen Kandidaten den »Piasten«, den Habsburger, den Russen, dem kleinen Adel zu empfehlen oder zu vergällen, zahllose Verse, Reden, Dialoge (auch zwischen dem heiligen Petrus und dem Narr Gonska), wie hätte sie sonst verstehen können der brave Masure oder »die Schweine, die kein Latein verstanden«, wie Rey sie schalt. Lateinisch war das Hauptwerk der polnischen politischen Litteratur, des Andreas Fricius »Über die Staatsreform«, im Auslande vollständig erschienen 1554 und 1559, weil es in Krakau durch die geistliche Censur beanstandet war, und ins Deutsche, Spanische (einzelne Kapitel) viel eher übersetzt als ins Polnische (1577). Fricius hatte vorher bereits die Bufse des Mordes mit Geldstrafen und Gefängnis und den Ausschlufs des Bürgers vom Bodenbesitz in Form von Reden bekämpft; hier behandelte er in fünf Büchern von ungleicher Ausführung und Wert Sitten, Gesetze, Finanzen, Heer, Kirche und Schule, sich oft bis ins kleinste Detail (z. B. Fleischverkauf) verlierend, von antiken Definitionen ausgehend, aber grofse, fruchtbare Gesichtspunkte aufstellend; am kürzesten fertigte er die Schule ab, weil er auf ein gleichzeitig erschienenes besonderes Werk des Humanisten Maricius verweisen konnte; überflüssigerweise behandelte der mit jedem Jahr tiefer in die theologische Polemik herein-

gezogene Reformprediger religiöse Fragen. An Fricius und seinen einstigen Freund, dann Gegner, den erzkatholischen adligen Demagogen Orzechowski, reihte sich eine Anzahl anderer: Wolan, das Haupt der litauischen Kalviner; der Erzkatholike und Söldner der Habsburger, Christoph Warschewizki, ein Vielschreiber, Historiker, Redner, natürlich auch Theologe, der trotz unleugbarer Befähigung, Fleifs und Mühe weder als Geistlicher noch als Schriftsteller einen gröfseren Erfolg erringen konnte; Warschewizki verfafste sogar ein langes polnisches Poem, in welchem er die Republik Venedig den Polen die Leviten lesen liefs, doch besonders die Türkengefahr ausführlicher besprach; die Polen in einen Türkenkrieg zu verwickeln, war heifsestes, aber vergebliches Mühen der Habsburger; auf seine »Turcica«, nach Art der »Philippica«, war auch Warschewizki nicht wenig stolz, obwohl solche lange vor ihm und ungleich glänzender Orzechowski gehalten hatte. Unter den polnischen Schriftstellern trat Gornizki natürlich mit polnischen Schriften auf: sein Gespräch zwischen einem Italiener und einem Polen am Wahltage (1587) zeugte von scharfer und treffender Beobachtungsgabe, bezeichnete die Schäden des Staates offen und wagte sich, was noch bezeichnender war, gar nicht ans Tageslicht; einflufsreiche Männer hatten die Publikation abgeraten, obwohl sie in der Sache zustimmten; dieses Behandeln der öffentlichen Meinung wie eines bösartigen Geschwüres, das keinerlei Berührung, geschweige denn einen kräftigen, heilenden Einschnitt duldete, ist in dem der Anarchie bald zusteuernden Staate ungemein folgenschwer geworden.

Besonders beliebt waren allgemein gehaltene Erörterungen über Eigenschaften und Pflichten von König und Beamten, z. B. des Laurentius Goslizki, nachmaligen Posener Bischofs, Buch »De optimo senatore«, Venedig 1568, sehr beliebt in England, wo es noch 1737 (The accomplished senator etc.) übersetzt worden ist; man hielt es sogar einmal für ein Plagiat aus Cicero »De republica«, dessen Kodex Goslizki dann vernichtet hätte! Oder des Warschewizki »Vom Gesandten und Gesandtschaften«, sein bestes Werk, voll von wirklicher Belehrung, treffenden Aussprüchen und interessanten Zügen und Anekdoten (von dem bornierten Eigendünkel russischer Gesandten u. s. w.), in Einzelheiten sich vor direkten Entlehnungen aus Vorgängern, z. B.

Przyluski, nicht scheuend, gerade wie von ihm Fricius geplündert war in seinem Werke »Von der besten Freiheit«, dessen dialogische Einkleidung (zwischen dem reformeifrigen Kanzler Ocieski und dem die Adelsanarchie verteidigenden Orzechowski) dem »Paruta« wieder nachgeahmt war. Oder Heidensteins »Cancellarius« u. s. w., Werke, die das Ausland viel eifriger las und nachdruckte als Polen, Werke, in denen Polen mit den berühmtesten Zeitgenossen, Ceriola u. a., erfolgreich konkurrierten. An die Bedeutung dieser lateinischen Werke reichten die in der Landessprache des Vielschreibers Paprozki über König, Hetman u. s. w., des Wereszczynski über Könige, erbaulicher, nicht politischer Art u. a. gar nicht heran.

Eine höchst eigenartige Leistung war die Jugendschrift des nachmaligen Politikers, Diplomaten und Erzbischofs von Lemberg, Jan Dymitr Solikowski, der sich in Vers und Prosa, lateinisch und polnisch, als Jurist, Historiker, Redner, frommer Dichter u. s. w. versuchte. Als angehender königlicher Sekretär verfaſste er 1564 und überreichte dem König zu dessen Geburtstag ein »Bild des verwirrten und betrübten Staates und die Art seiner Wiederherstellung, enthüllt durch eine Vision auf der Insel Pathmos« (daher später kurzweg »Apokalypse« genannt), wovon sofort auch in das Danziger Stadtarchiv eine Kopie gelangte. Bezeichnend war schon das Widmungsgedicht: es reiche nicht aus, »wir sind verloren« zu rufen; der Grund des Unterganges sind die »proceres«, die Magnaten: was man somit schon 1564 wuſste und doch bis 1794 nichts dagegen unternahm! Solikowski war allerdings noch Optimist, den dem Untergange entgegenrollenden Staatswagen hielt ihm ja noch der König auf. Die Allegorie führte in eine durch innere Streitigkeiten zerrissene, von äuſseren Feinden umlagerte, sorglose Besatzung ein; Staat, Gerechtigkeit, Religion sind unterdrückt, Frevel macht sich breit u. s. w. Doch gelingt es noch dem Kanzler »Gottesfurcht«, trotz der Hindernisse der »Rhetorik« — Polen brauchten ja 500 Worte, wo andere mit vier auskämen, hieſs es damals nicht ohne Grund — mit Hilfe der »Vernunft, Besinnung, Liebe« die Sache der Guten aufzurichten, worauf die Fremden (die Litauer) die Union mit Polen selbst erflehen und die Feinde zurückweichen; der Verfasser brach sogar eine Lanze für die vernachlässigten Studien, die arme Jugend, die unbelohnten Mühen

der Lehrer gegen die Parasiten-Äbte, die, ohne zu arbeiten, genieſsen.

Es hat nun keine einzige politische Schrift in Polen solche Verbreitung (unter den verschiedensten Namen, »Der Staatswagen« u. s. w.) gefunden, wie diese; sie wurde jedoch bald einem Gröſseren, Orzechowski, zugeschrieben und mit seinem Namen im 17. Jahrhundert vielfach, sogar von seinem eigenen Neffen, gedruckt; eine Ausgabe bewirkte auch der Doktrinär und »Republikaner« A. Fredro, der an ihr seine helle Freude haben muſste. Ein anderer Republikaner und Rebell gab deren polnische Bearbeitung in Versen heraus, die wiederum mehrere Auflagen erlebte, trotz ihrer stümperhaften Verse; sie soll noch um 1589 in Hinblick auf die Erfahrungen beim Interregnum geschrieben worden sein, wich in Einzelheiten völlig ab, angepaſst den neuen, veränderten Erscheinungen, aber endigte ebenfalls optimistisch, trotzdem der Verfasser sogar die Steine am Wege Polens nahenden Untergang künden lieſs; die »Privata« (Eigennutz), der »Privat«, eine schon seit Rey in der Litteratur ständige Erscheinung, die in ihrer Verblendung nicht beachtet, daſs sie unter den Ruinen des Staates schlieſslich selbst begraben werden wird, ist hier der Hauptfeind. Andere Allegorien, die z. B. den Staat als einen Patienten behandelten und für jedes erkrankte Organ besondere Mittel verschrieben, haben die Berühmtheit und Verbreitung der »Apokalypse« nicht erreichen können.

Dem Ausgange des Jahrhunderts und seiner politischen Litteratur drückte dann die Türkennot den Stempel auf; denn was zur Erhöhung der Steuer- und Wehrkraft ersonnen wurde, von Wereszczynski, dem streitlustigen Bischof von Kiew, der als litterarischer Raubritter den alten Rey ungestraft plünderte, von andern Geistlichen, Grabowski, Damineus, bezweckte nur, die Mittel für den Türkenkrieg zu beschaffen; die gewöhnlichen Steuern hätten ja gerade nur für die »Feldscherer« ausgereicht, die für eine solche Armee nötig gewesen wären, meinte Grabowski. Denn die Geistlichkeit exponierte sich besonders für diese von Rom betriebene Sache, suchte Polen in die »Liga«, aber vergebens, einzufangen, denn der Widerwille gegen die Habsburger, der sarmatische Quietismus und ein richtiger politischer Instinkt der Nation, der Feinde und Gefahren überall, nur nicht in der Türkei witterte, hielten sie stets davon ab. Sie

liefsen sich auch nicht locken durch den Hinweis auf die Blutsverwandtschaft mit den Südslaven, die auf das Erscheinen eines polnischen Heeres zum Abfall bereit wären, noch durch das Bündnis mit Rufsland — mit einem »Hol' der Teufel Smolensk« waren die ewigen Differenzen nicht wegzuschaffen —, noch durch die Prophezeiung des Astrologen unter Sultan Soliman im Garten des Gritti, dafs den Türken nur vom Norden Gefahr drohe, die natürlich auf Polen deute, noch durch die Aussichten auf eine persische Diversion. Namentlich um 1595 liefsen Poesie und Prosa den Kriegsruf gegen die Türken mächtig erschallen; Klonowic übersetzte sogar den entsprechenden Passus aus seiner »Victoria Deorum« im »Brand« (beim Nachbar, er wird jetzt uns ergreifen), Paprozki druckte polnisch und böhmisch seinen »Aufruf gegen die Heiden an alle Christenherren« u. s. w. und zählte dabei die Wohlthaten und Gunstbezeugungen der Habsburger polnischen Herren auf, wofür jetzt der Dank zu erstatten wäre. Natürlich war dies alles tauben Ohren gepredigt. Die interessanteste Erscheinung unter diesen modernen Kreuzrittern bot Wereszczynski, auch einer jener gente Ruthenus, natione Polonus, wie Orzechowski; die Geschichte seines Vaters, des scharfen Gegensatzes zwischen Orthodoxen und Katholiken im Adel selbst, wie die eigenen Eltern den katholisch Getauften als einen teuflischen »Lach« (Polen) zurücksetzten und erst nach vielen Jahren sich freuten, dafs es dem »Lachen« gut ginge; die Oheime, der eine ein Bischof, der andere mit grauen Haaren erst das Lesen erlernend und katholisch geworden, das war alles aufserordentlich charakteristisch; die Stadien der zuerst kulturellen, dann nationalen und zuletzt auch religiösen Assimilation waren deutlich wahrzunehmen. Als Bischof im ruinierten Kiew, dessen einstige Gröfse und jetzigen Trümmer die Polen oft an das alte Rom erinnerten, an der äufsersten Vormauer der christlichen Welt, phantasierte er von einem Ritterorden, von einer Pflanzschule für christlich-heroische Ingenia, und in diesen Phantasien schrieb er an Monarchen und Päpste, selbst an den Sultan, der durch Annahme des Christentums der mächtigste Herrscher würde. Neben allen diesen verschiedenen »Alarmrufen«, »Weckrufen« u. s. w. hatte er offenes Auge und gewandte Feder für die Aufweisung der Mängel bei den polnischen Tribunalen, für die Mittel, Kiew zu neuem Glanze erstehen zu lassen, Zeit und

Lust für moralisierende, lehrhafte, satirische Schriften, und hat auch an der homiletischen Litteratur der Zeit erheblich mitgewirkt: ein echtes Mitglied der polnischen Hierarchie vergafs über den Geistlichen nie den Patrioten, blieb sich immer seines Berufes als Senator des Reiches, als sein geistlicher Rat bewufst. Grabowski wiederum suchte durch exakte Berechnungen seinen finanziellen Plänen eine feste Grundlage zu schaffen; trotzdem ging auch seine Phantasie öfters durch, zumal wenn er mit andern das Fell des nicht erlegten türkischen Bären zerteilte.

In diesen allen Schriften stak eine beträchtliche Summe politischer Einsicht; trotz mancher Inkonsequenzen und Widersprüche läfst sich zwischen ihnen ein Zusammenhang, eine Parentel ihrer Ideen und Vorschläge nachweisen; sie verlangen Trennung von Legislative und Judikatur, eine kräftigere Exekutive, Abschaffung von Mifsbräuchen, einen Staatsschatz, eine geordnetere Heranziehung des Adels zum Kriegsdienste; freilich verquickten sie öfters Moral und Politik, bauten auf die Stimme des Gewissens und der Ehre, schwiegen sich aus über die Lage des Bauern, sponnen sich in Kastenprivilegien und Kastenanschauungen allzusehr ein; die Prediger der Zeit sahen tiefer und riefen vernehmlicher. Die Vorschläge dieser politischen Litteratur wurden nur wenig gehört; nach alter slavischer Weise billigte man sie zwar, aber es blieb alles beim alten — schon Rey hatte geklagt über die vielen, die vormittags in der Kirche bittere Thränen der Reue weinen und abends wieder betrunken unter den Bänken liegen. Schliefslich half man sich mit Palliativmitteln: man schuf zwar keinen Staatsschatz, aber machte die königlichen Güter wieder frei und legte dann dem König die Kosten eines aus seiner Quarta zu erhaltenden und zu geringen Heeres auf; oder man verdarb die trefflichste Reform in der Ausführung, als man z. B. die Mitglieder des Reichstribunals nur aus immer neuen Wahlen hervorgehen liefs und hiedurch auf einen rechtskundigen und unabhängigen Richterstand für immer verzichtete.

Wichtiger, interessanter, als die meist lateinische politische Litteratur, die in der Regel tauben Ohren predigte, war die politische polnische Rede. Aufzeichnungen derselben begannen spät, die älteste überlieferte war diejenige, mit welcher der Krakauer Bischof Konarski die junge Königin beim Einzuge 1512 feierte; regelmäfsig begannen Aufzeichnungen erst 1598 und

seitdem ergofs sich eine Flut politischer Beredsamkeit über das Land. In den Verhandlungen der Reichstage konzentrierten sich ja die inneren Vorgänge, stiefsen aufeinander Geistlichkeit und die deren Prärogativen angreifenden Weltlichen; Polen und Litauer im Kampfe um die Union; Adel und König im Kampfe um die »Exekution« oder um Ordnung der Justiz oder um Steuerbewilligungen und Heeresaushebungen. Im damaligen Europa hätte nicht leicht ein Land oder eine Körperschaft gefunden werden können, die so zahlreiche, tüchtige und freimütige, ja rücksichtslose Redner aufwiesen, wie der polnische Reichstag. Da sagte man sich ungescheut die bittersten Wahrheiten, so pries z. B. der Unterkanzler Myschkowski in der »Proposition« vom Könige zum Adel 1563 (und diese Rede hat Kochanowski in seinem Satyr variiert) die alten Zeiten und Tugenden, da die Vorfahren nicht mit der Wirtschaft, diese Meiern und Bauern überlassend, nicht mit Gesetzen, tugendhaft wandelnd, sich abgaben, und so Polen grofs gemacht haben, und fuhr fort: »nachdem wir jetzt das (Kriegs-)Feld preisgegeben und statt Schild und Lanze Pflug und anderes ergriffen haben, hat zwar jeder von uns für sich mehr Gold, mehr Schüsseln, mehr Vermögen, aber der Staat ist fast ruiniert. Unsere Grenzen stehen offen, und für den Kriegsfall fehlt es nicht nur an einem Hetman, nicht nur an einem Rottmeister oder an einem »Gefährten«, sondern sogar an tüchtigen Knappen. Die Jugend ist verweichlicht und durch Ausschweifungen so geschwächt, dafs kaum ein ganz gesunder unter zehn zu finden ist. Die Bauern und Handwerker drückt Knechtschaft; die Städter sind verarmt und ganz vernichtet, und alle anderen Glieder des Staates, die, mögen sie auch dem Ritterstande weit nachstehen, aber so nötig sind, dafs ohne sie der Staat auf keinen Fall bestehen kann, sind vollständig entkräftet und gefallen. Es giebt keinerlei Ordnung, keinerlei Zucht, keinerlei Disciplin, ja das Schamgefühl, der Hüter aller Tugenden, und die Gottesfurcht, der Anfang der Weisheit und alles Guten, durch die wir bis jetzt durch Gottes Gnade vor anderen Völkern glänzten und öffentliche Rechte und Freiheiten erlangt haben — auch diese erlöscht in uns und an ihre Stelle tritt Eigenwille, Frevel, Überfälle, Gewalt, Mord, Verachtung des Gesetzes und jeglicher Obrigkeit.«

Die Paraphrase des Dichters hat diese Rede nur abgeschwächt. Aus den Reden eines Tarnowski, des edlen Ritters mit dem

kleinen Körper (wie Eugen von Savoyen, an den er auch sonst erinnert), eines Zamoyski, Zolkiewski, Leo Sapieha sprach staatsmännischer Blick, hohe Bildung, edle Gesinnung und die Deklamationen in der Schillerschen Reichstagsscene werden diesen Intelligenzen und Herzen gar nicht gerecht; aus den Reden der Zborowski oder Radziwil sprachen ebenso Verdächtigungen, Mifstrauen, Ehrsucht und Eigennutz. Die Debatten waren lang und scharf; die Redner gefielen sich in Sentenzen, Citaten, auch Sprichwörtern und Anekdoten, und flochten mit Vorliebe lateinische Phrasen und Satzteile ein, obwohl manchmal schon gegen ein einziges lateinisches Wort protestiert wurde: wir sind ja hier lauter Polen; auch Entgleisungen kamen vor, wenn z. B. Radziwil mehrfach auf das Zusammenkämpfen der Polen und Litauer vor Grunwald 1410 erinnerte, und man ihm einwarf — die Litauer wären ja dort geflohen, worauf er dies Argument nicht mehr verwertete. Gegen die politische Beredsamkeit trat die forensische vollkommen zurück, trotz der Musterstücke, die Gornizki im Prozefs der Halschka von Ostrog sich leistete; vergebens würde man in Handschriften alter Zeit, die von politischen Reden wimmeln, auch nur nach einer forensischen suchen, wie denn die ganze »Prokuratur« (Advokatur) geringer Achtung sich erfreute, Tarnowski nannte unter »unehrlichen Leuten« nur Henker, Dirnen und Advokaten, die ja Gewissen und Zunge feilhalten; dagegen blühten Gelegenheitsreden und Prunkreden. Sammlungen wurden früh angelegt, besonders beliebt waren die Reichstagsdiarien, wo über die Verhandlungen kürzer oder länger referiert, Hauptreden auch in extenso mitgeteilt wurden; sie beginnen in ununterbrochener Reihe seit 1548, einen besonderen Platz nimmt unter ihnen der Unionsreichstag von Lublin 1569 schon durch die Dauer und Wichtigkeit seiner Verhandlungen ein; auch die Reden des »Dichters« Rey finden wir unter ihnen, und sie sind oft besser als seine Verse.

Neben der politischen Rede spielte der politische Brief eine wichtige Rolle: bei der Teilnahme der ganzen Nation am politischen Leben; bei den Parteiungen, konfessionellen und politischen; bei den Intriguen und Wahlmachinationen, die in die weitesten Kreise reichten, mufste auch private Korrespondenz unwillkürlich öffentliche Interessen streifen. In den Briefen kam der altpolnische Stil ungleich besser zur Geltung: die Reden

waren ja weitschweifig, der Ausdruck ein gesuchter — die Rede eines Protestanten troff immer von christlichster Gesinnung auch beim trotzigsten Vorhaben; die Briefe, meist kürzer, derber, offener, voll Humor und Laune, auch wenn es um den Schreiber schlecht stand, gespickt mit Sprichwörtern, Ausfällen, Anspielungen, charakteristisch für jeden Schreiber, für die Frömmigkeit der Frauen, für die Bildung der Männer, deren humanistischer Schliff die polnischen Konturen nicht zerstörte, und die ein Latein schrieben, über welches der Ausländer bereits die Nase rümpfte. Hier ragen wieder die Briefe aller Radziwil hervor, von der Barbara, der Königin, die trotz aller Zaghaftigkeit gegenüber dem Könige für ihre Familie stets eintritt, bis zu den Januschy, den geborenen Rebellen, besonders auch die des Jerusalemfahrers, der z. B. als »alter Straſsburger Student«, befragt vom Vetter, wohin der Sohn Studien halber zu schicken wäre, vor Straſsburg (Sturm!) warnte, das sich angesehenen ausländischen Herren nicht lohne. . . . diese ganze Gegend wäre gemein, die Leute dort ohne Anstand, in Straſsburg wäre nur die Ordnung und Wehrhaftigkeit der Stadt hervorzuheben, aber das Studium daselbst unbedeutend, und was Sitten und Politesse anlange, omnia redde ioco (Brief vom 11. April 1596). Oder die süſssaure Korrespondenz zwischen den beiden Schwägern, Radziwil und Zamoyski; die giftige zwischen Radziwil und Leo Sapieha, als dieser »Bakalar« noch auf seine alten Tage Groſshetman wurde, weil der erzkatholische Sigismund III. dem Protestanten den Feldherrnstab nicht gönnen wollte. Oder die Briefe des Litauers Chodkiewicz, des groſsen Kriegsmannes, an seine Frau, ob er nun auf eine Schlacht wartet, wie der liebe Gott auf eine gute Seele, und dann unverrichteter Sache wie ein Affe abzieht oder sich vorsieht, damit er nicht allein, nur quiekend wie ein Schwein falle, sondern zusammen mit seinem Feinde wo möglich auf demselben Rain. So riecht jeder Brief nach Pulverdampf, Wein oder Weihrauch; und jeder hat seine Eigenheiten, russische Sprichwörter bei den Radziwil und Chodkiewicz, deutsche bei den Zborowski, italienische bei Piotrowski: seine Briefe vom Jahre 1581 sind die allerinteressantesten, denn für den Posener Magnaten und Stubenhocker Opalinski, schrieb der unlängst aus Padua Angelangte vollständige Berichte z. B. über die groſse Campagne gegen das Ruſsland

Iwan des Gestrengen, in der die Nation nach der langen Verweichlichung unter den Sigismunden sich bei der Belagerung von Pskow wieder auf ihre Wehrkraft besann, über die Entbehrungen des Marsches, wie für den König zusammengerafftes Birkenlaub Matratzen vertrat, wie die Malkontenten über die Ernennung des »Paduaner Scholaren« (Zamoyski) zum Hetman spotteten, und der Hetman mit Spottgedichten zu antworten befahl, als gäbe es Dichter auf Kommando, oder über die Ziererei der Litauer mit ihren langen Reden und steifem Zeremoniell. Wie charakteristisch für den drohenden Verfall der polnischen Städte war das Geständnis von dem Eindrucke des zerstörten Dorpat: es wäre kleiner als Thorn, ohne Holzbauten . . . man merke, dafs hier vordem reiche und disciplinierte Leute geweilt haben . . . man brauche hier jene auserlesenen deutschen Kaufleute; »ich zweifle, ob wir Polen werden etwas damit anfangen können.« Ebenso genau war z. B. seine Beschreibung der Zamoyskischen Hochzeit in Knyschyn, die Aufzählung aller Gänge, des gesalzenen Wildpretes, mit Mandeln und Zucker bestreut, der überzuckerten Kapaune in grüner Sauce, englische Lämmer in schwarzer Sauce, gekochte Würste mit brauner Sauce u. s. w.

Am fröhlichen, geselligen Leben gefiel sich die expansive Natur des Polen. Zu seiner »Kurzweil« gehörten Lieder, deren Melodien bis nach Böhmen drangen, mochte auch der gemischte Chorus der bezechten Sänger die schlimmsten Disharmonien bringen — denn so besonders musikalisch war die Nation nicht; gehörten die Gedichte, die für »gute Gesellen« geschrieben wurden, auch von Kochanowski, und keusche Ohren nicht treffen durften, oft witzig, satirisch, aber immer zotig — schon im 16. Jahrhundert liebte der Pole Zoten, ganz wie im 20., schon Gornizki klagte darüber 1589 und Rey wie Kochanowski bewiesen es selbst; die Verselust grassierte allgemein. Aber Gesang und Musik verschönten auch die »Sitzungen«, wo die Jünglinge sich Kränze aufsetzten und zu den neuen deutschen und italienischen Tänzen, zum Zeuner, wo die einen die Figuren der anderen nachmachten, zum Hascher oder zum Kerzentanz die Damen führten. Freilich, beliebter waren schon Karten, Würfel und namentlich das Zechen, und vergeblich war jedes Wehren gegen den feuchtfröhlichen Comment, gegen die Toaste auf König und Familie, die reihenweise gingen, das Aufstehen dabei und Leeren

der Becher zur Nagelprobe, das Zutrinken mit vollen Humpen, das bei schwerer Beleidigung ebenso gedankt werden mufste; alle diese Unsitten verleideten dem nüchternen Spanier (Roysius) den Aufenthalt in dem schönen Krakau. Die weinselige Stimmung freuten auch Satiren und Karikaturen; so schärfte sich der Blick für alles Taktlose und Ungereimte und schliefslich gefiel man sich in Vereinigungen mit satirisch-humoristischer Tendenz. Die berühmteste derselben, mochte sie nun dem Auslande nachgeahmt oder frei entstanden sein, war »der Staat von Babin« (bei Lublin in Kleinpolen), wo die Herren Pschonka und Kaschowski auf kaiserliche und päpstliche (!) Privilegien sich berufend, Ämter und Würden dieses Staates verteilten, den Prahler zum Hetman, den Fanatiker zum Inquisitor, den Glaubenseifrigen zum Erzbischof, den Faselhans zum Kanzler ernannten, Diplome mit Schnüren und Ingesiegel ausfertigten und feierlichst sie überreichten; bald gab es niemanden Angeseheneren in Polen, der nicht auch eine Babiner Würde bekleidet hätte, Zamoyski war das Totumfac der Republik, andere ihre Historiker oder Dichter, ihre Stall- und Jägermeister, Chirurgen und Nachtwächter sogar. Und als König Augustus fragte, wer denn in diesem berühmten Staate König wäre, soll ihm Pschonka geantwortet haben: »so lange du lebst, o König, wen anderen sollten wir da wählen, herrsche du hier und in Babin.« Die Protokolle dieser Gesellschaft mit dem Eintragen der Titel und des jedesmaligen Anlasses sind erhalten, umfassen jedoch nur die spätere Zeit, 1600—1677, als die Narrengesellschaft ihr Programm bereits eingeschränkt hatte, Staatssachen unberücksichtigt liefs, mit blofsen Münchhausiaden und Aufschneidereien jeglicher Art sich begnügte. Sie zehrte nur noch von ihrem alten Ruhme, liefs Kirche und Grofswürdenträger schon unbehelligt, ergötzte sich dafür an Scherzen (ich merke sofort, wann es Morgen werden soll, da fallen mir nämlich die Augen zu, sagt einer und wird zum Generalwachtmeister von Babin ernannt) und Erzählungen der allerunmöglichsten Abenteuer, Wunder, Jagden (von trächtiger Hündin und Häsin, und wie die geworfenen Jungen gleich mitjagten und dgl.), vielfach novellistische und volkstümliche Stoffe parodierend. Karl Radziwil im 18. Jahrhundert, der Rebell und Wojewode von Wilno, nahm dann auf eigene Faust die Traditionen der Babiner Helden auf, und log das Blaue vom Himmel herunter,

wobei er sich, im Gegensatze zu seinem berühmteren Zeitgenossen, dem Herrn Baron Münchhausen, immer auf die glaubwürdigsten Zeugen berufen durfte; mit ihm hatte er gemein auch die (allerdings erzwungene) Auslandreise, die denn allein nicht erlogen war.

Ganz auffällig bleibt eine grofse Lücke in dieser Litteratur; niemand reiste soviel wie Polen — die ganze vornehme Jugend studierte ja in Italien, wurde am Hofe z. B. des Königs Ferdinand erzogen, kam nach Schweden wie jener Tenczynski, der die Werbung um die schwedische Prinzessin mit seinem Leben bezahlte, und England; aber niemand hat weniger darüber geschrieben. Man nehme die berühmte Familie der Laski, die allerdings mit den Lacy nichts gemein hatte, trotzdem sie und die Geister es behaupteten; wie oft waren ihre Glieder in den weitesten Ländern, der eine starb auf Cypern, der andre war in St. Patricks Höhle, der Erzbischof von Gnesen Jan Laski war in Jerusalem; seine Neffen, der berühmte Hieronymus, Wojewode von Siradz, der Parteigänger des König Zapolya und des König Ferdinand, der christliche Ulysses, der Polyphems Höhle (Stambul) auskundschaften sollte, den schleichendes Gift der Türken wegraffte; der noch berühmtere Jan, der auf polnische Bistümer verzichtend, den Wanderstab als Akatholik ergriff, und, einem Melanchthon Bewunderung abringend, über Friesland, London und Dänemark, zu Tode gehetzt, sein müdes Haupt endlich in der Heimat barg; der dritte Bruder, Stanislaw, auch Siradzer Wojewode, Soldat des Königs Franz I., bei ihm in der Schlacht wie in der Gefangenschaft treu ausharrend, Pilger zum heiligen Grabe, um der christlichen Ritterschaft die Wege dahin wieder zu öffnen, Kriegsdienst gegen Christen ausschlagend und auf einen besseren Krieg sich rüstend, — so versicherte der kaiserliche Fähnrich Valentin in einer aus Brüssel 1545 datierten ungemein fesselnden, den Soldaten mit jedem Worte verratenden, die Christen zur Einigung gegen die Türken mahnenden Schrift (Polnische Ermahnung zur Eintracht an alle Christen u. s. w.). Und gar der abenteuerlichste von ihnen allen, Olbrycht Laski, der Moldauer Hospodaren einsetzte, am Hofe der Elisabeth durch seinen Geist und seinen Aufwand imponierte — man glaubt in einer Shakespeareschen Gestalt (Polonius?) ihn wieder erkennen zu sollen — mit Alchemie und Geisterseherei sich abgab; wie sein Vater, Hieronym, Riesenvermögen vergeudete und eine

Million Dukaten schuldete — nur grämte er sich nicht mehr über seine Schulden, wie dies noch sein sehr skrupulöser Vater that; der die abenteuerlichsten Pläne ausheckte (einen Handstreich auf Solowki im Eismeere, wo Iwans IV. Schätze geborgen waren), der seine Frauen wie seinen Glauben wechselte. Aber diese Personen, jede dankbaren Stoff für einen Epiker oder Dramatiker abgebend, blieben stumm und doch führte Stanislaw Laski nicht nur das Schwert, sondern auch die Feder mit grofser Gewandtheit; ist er doch, nicht der berühmtere Tarnowski, Verfasser eines polnischen Hetmanbuches in vier Teilen, Aphorismen über Kriegführung, Bewaffnung, Lagerleben und Zugordnung in kerniger Sprache; trotzdem dachte er gar nicht daran, seine Reisen selbst zu beschreiben, sondern überliefs dies einem Deutschen in Königsberg (Bernh. Holtorp, 1548; es erschien jedoch nur das erste Buch, die Reisen in Europa, ohne die in Afrika und Asien, in lateinischen Versen). Übersetzungen, z. B. des Busbequius, Breidenbach u. a. traten in diese Lücke. Eigenes, in lateinischer und polnischer Sprache, gab es herzlich wenig, z. B. des Observanten Anselmus Jerusalemer Reise aus dem Anfange des Jahrhunderts, der ganz nach mittelalterlicher Weise alle die Wunderorte und Wunderdinge aufzählte, dabei die Entfernungen z. B. nach Krakauer Verhältnissen angab. Polnische Gesandten, die nach Konstantinopel zogen, hatten in ihrem Gefolge Sekretäre, die dann die Reise beschrieben, Kriegswesen, Bewaffnung und dgl., z. B. ein Otwinowski in den 70er Jahren; in seiner Familie vererbten sich förmlich der Zug nach dem Orient, denn ein anderer Otwinowski lebte zu Anfang des 17. Jahrhunderts jahrelang in der Türkei der Sprache halber und war der erste Europäer, der den Rosengarten (Giulistan), die bekannte Sammlung von Erzählungen und Gnomen in acht Büchern, in Vers und Prosa, vortrefflich übersetzte; die deutsche Übersetzung des Olearius reichte entfernt nicht heran. Der diplomatische und der Grenzverkehr mit dem Oriente wurde noch im ganzen 17. Jahrhundert durch einheimische Kräfte gedeckt; im 18., unter König Stanislaw, errichtete man sogar eine orientalische Schule in Konstantinopel selbst; schliefslich verhinderte Indolenz und Apathie reichere Ausbeute; zum Aufschlufs des Orientes und seiner Geschichte haben Polen und Russen, trotzdem sie die daran interessiertesten waren, nicht beigetragen. Kürzere Reise-

eindrücke fand man z. B. im Wappenbuch des Paprozki, so die spanische Reise des Tenczynski mit ihren Post- und Wirtshausabenteuern. Die bekannteste, auch ins Deutsche übersetzte Reisebeschreibung rührte von dem Jerusalempilger Mikolay Christof Radziwil her. Der Fürst mit Brüdern, dem nachmaligen Krakauer Bischof und Kardinal Georg, der auch eigene Aufzeichnungen hinterliefs, war vom Glauben seines erzkalvinischen Vaters zum Katholizismus zurückgekehrt; er unternahm 1582—84 mit grofsem Gefolge die Pilgerschaft und aus seinen polnischen Briefen an Freunde wurde diese Reise zuerst lateinisch durch den ermländischen Kanonikus Treter, dann auch polnisch, deutsch und russisch herausgegeben. Fürst Mikolay war übrigens dieselbe »Waise«, für welche einst der protestantische Kampfhahn Verger das Kinderheilsbuch, das Lac spiritude des Spaniers Valdez, ins Polnische hatte übersetzen lassen (1556); ebenso betete einst für Jan Zamoyski die kalvinische Gemeinde, als er nach Paris Studien halber reiste, und dafs dem nicht nüchternen Leo Sapieha sein kalvinischer Minister das Abendmahl gereicht hatte, machte ihn zuerst stutzig und bereitete seinen Abfall zum Katholizismus vor — nicht anders stand es mit der Bekehrung der Chodkiewicz, Laski u. s. w.; wie gewonnen, so zerronnen, konnte der Protestantismus in Polen von sich sagen.

Ganz in alter Unfruchtbarkeit verharrte man nur auf dem Gebiete der Kunst, folgte ausländischer Führung, liefs nach den alten romanischen Bauten die Gotik walten, sperrte sich nicht vor byzantinischen Einflüssen in der Malerei; dann kamen italienische Architekten, Bildhauer, Maler und walteten ihrer Aufträge aufserhalb der einheimischen Zünfte; nur in den Holzbauten prägte sich seit jeher ein eigener polnischer Typus aus; auch in der Musik herrschten fremde Richtungen und Namen vor, aufser Somolka etwa, der die Psalmen des Kochanowski in Musik setzte. Ebenso blieben Frauen auf dem mittelalterlichen Standpunkte: da Gornizki den »Hofmann« des Italieners in polnische Sitten transponierte, mufste er folgerichtig die dort das Gespräch führende Dame durch einen Ritter ersetzen, weil polnischen Ohren ein derartiges Auftreten einer Frau anstöfsig wäre, und sehr derbe sagte Rey, was die polnischen Frauen allein verstünden. Trotz Bona und der Italienerinnen ihres Hofes, die sie an einheimische Grofse verheiratete, blieb es bei der alten Zurück-

gezogenheit der Frau; sie wurden zwar von der religiösen Bewegung ergriffen und machten sogar alle ihre Extravaganzen, bis zum Judaismus, mit, aber sonst begnügten sie sich, »als Mädchen über Kleid und Tracht« zu sinnen und sich huldigen zu lassen, »als Frauen über Kinder sich zu unterhalten« und das Hauswesen zu beaufsichtigen; vergebens würden wir Frauen suchen, die sich an der Litteratur beteiligt hätten. Und doch nahm diese Litteratur immer mehr Rücksicht auf sie; die polnische war ja überhaupt für sie entstanden; auf sie rechnete im ganzen 16. Jahrhundert die populäre Belletristik, deren gesamter Bestand für fast drei Jahrhunderte bereits damals aufgebaut worden ist; später kam fast nichts mehr hinzu, und man begnügte sich, die alten Sachen mit neuen Fehlern, was man »Verbesserung der Texte« nannte, abzudrucken. Diese Belletristik wies denselben Typus auf, wie die böhmische; mit geringen Ausnahmen waren es dieselben Stoffe, denselben Vorlagen entnommen, nur ist diese populäre Litteratur noch lückenhafter als bei den Böhmen überliefert; die Exemplare sind so zerlesen und zu Grunde gegangen, dafs heute fast kein einziges mehr aufzutreiben ist, und statt der schönen und klaren alten Texte man sich mit den verhunzten späten, schlechten Drucken aushelfen mufs.

An französischen Ritter- und Liebesbüchern, immer durch deutsche Vermittlung, waren vorhanden die phantastische »Melusine«, die sentimentale »Magellone« und der derbe »Otton« (so hiefs hier der »Kaiser Oktavian«); der »Fortunat« mit seinem Säckel und Hut, »Salomon und Marcholt«, die »Sieben Weisen« (hier »Pontian« genannt), »Der Römer Thaten«, »Apollonius von Tyrus«, »Äsop« gehörten noch der Frühperiode der Übersetzungen (1520—1530) an; einen polnischen »Alexander d. Gr.« (den mittelalterlichen phantastischen Roman) besafs König Sigismund bereits handschriftlich (1510), aber seine Unterthanen beglückte Alexander erst 1550, um ungezählte Male später gedruckt zu werden; dagegen fiel die Historie von Trojas Zerstörung ab; sie war viel zu rationalistisch geraten, allen Wunderwerkes entkleidet. Aufserordentlich populär wurde, und das zeugte vom Fortleben mittelalterlicher Derbheit, »Eulenspiegel«, der in Polen eine neue Heimat fand und zu einer ganzen, originalen Eulenspiegellitteratur geführt hat. Antike Romane, z. B. die »Aethiopika«, welche gerade von einem Polen und späteren Jesuiten,

Stanislaw, dem Bruder des Christoph Warschewizki, aus dem Griechischen zuerst ins Lateinische übersetzt worden waren, fanden noch keinen Eingang; übrigens rivalisierten mit prosaischen Übersetzungen poetische Bearbeitungen vieler Novellen. Von vielen sind blofs Titel erhalten, ohne dafs man wüfste, ob es Prosa oder Verse wären, und manchmal ist auch der Inhalt nicht zu erraten. Trotzdem ist es ersichtlich, dafs gerade auf diesem Gebiete Polen weit zurückstand, sich mit verhältnismäfsig wenigen und wenig umfangreichen »Volksbüchern« begnügte, während Deutsche, Franzosen, Italiener, Spanier längst zu ganzen Sammlungen (Buch der Liebe, italienische Novellen u. a.), zu den grofsen Amadisbüchern, zu »Don Quixote«, zu den Schelmen- und Schäferromanen vorgeschritten waren. Freilich waren den Polen die Begriffe und Sitten, deren Niederschlag in jener Romanlitteratur zu erkennen ist, das Ritterwesen mit Minnedienst und Abenteuern, unbekannt; woher sollte also Interesse für die Ritterbücher entstehen? Und doch haben diese kleinen und dünnen Volksbücher eine tiefe Furche auf der Geistesflur gezogen: nicht nur sind Trümmer und Splitter derselben bis heute in der Volksüberlieferung lebend erhalten, die von einem polnischen König behauptet, was sie vom Macedonier vernommen hatte, oder Eulenspiegeleien getreulich wiederholt; nicht nur sind die »Magellone« oder die »Sieben Weisen« noch heute die gelesensten Volksbücher, sondern es haben diese polnischen Volksbücher in russischen Übersetzungen bis nach Sibirien hin Eingang gefunden: während des ganzen 17. Jahrhunderts zehrte Rufsland fast nur von diesen Brocken polnischer Tische. —

So hatte im 16. Jahrhundert der Humanismus mittelalterliches, unselbständiges Denken und formloses Können entwurzelt, die Reformation den alten Köhlerglauben erschüttert oder beseitigt; die Bildung hatte aus den geistlichen über weltliche Kreise sich erstreckt, die Forderungen modernen Staatswesens waren unabweisbar geworden.

Schon am Ausgange des Jahrhunderts offenbarte sich jedoch dem Beobachter, der durch äufseres Treiben und Glänzen sich nicht beirren liefs, dafs alles beim alten bleiben sollte: das Reformationswerk war völlig gescheitert; die Adelsrepublik, mit einem Wahlkönig an der Spitze, blieb ohne stehendes Heer, geordnete Finanzen, gelehrte Richter, und nur die Gutartigkeit

des nationalen Temperamentes, die Willfährigkeit gegen den Appell an Ehre und Gewissen, ein noch reges Pflichtgefühl halfen die gefährlichsten Klippen umschiffen: während langer königsloser Zeit, trotz der heftigsten Agitationen konnten ja Recht und Gesetz im Innern, das Ansehen nach aufsen zum gröfsten Staunen des Auslandes bewahrt bleiben; die noch zu Lebzeiten des letzten Jagellonen umlaufenden Prophezeiungen, dafs mit seinem Tode auch das Land untergehen würde, waren glänzend widerlegt; aber wie erfreulich auch diese Zucht war, konnte sie allein keine Gewähr gedeihlicher Entwicklung der Zukunft bieten.

Ebenso war im geistigen Leben und in der Wissenschaft das Mittelalter nur scheinbar überwunden. Man hatte sich zwar mit der Scholastik ebenso rasch und gründlich überworfen wie seinerzeit mit dem Katholizismus, aber beide kehrten auf allerlei Wegen zu ihrem alten Besitztum zurück; wohl warf die Scholastik die äufsere Schale ab und verpönt blieb ihr barbarisches Latein; auch lehnte sich der einzelne gegen den Autoritätsglauben auf und drang auf Änderung des Schulbetriebes; aber schliefslich blieb die Landesschule starr katholisch, hielt Aristoteles in Ehren und verdammte alle Neuerungen. Am augenfälligsten waren die Fortschritte in der Litteratur, und diese konnten allerdings nicht mehr zurückgenommen werden: endlich hatte sich die Landessprache ihre Rechte errungen, war das polnische Buch zum Bedürfnis geworden, hörte man auf, den Schriftsteller minder ernst zu nehmen, der polnisch schrieb; aber auch hier erschlafften bald Wetteifer und Anstrengung, begnügte man sich mit dem nächst Erreichbaren und dachte gar nicht an Vollkommenheit, an Anspannung aller Kräfte; der slavische Quietismus feierte auch hier seine allmähliche und allmächtige Invasion.

[redacted]

## VIERTES KAPITEL.

# Die Dilettanten des 17. Jahrhunderts.

Das neue Jahrhundert bedeutete für den Staat seine gröfste Ausdehnung, für seine Kultur weitreichendste Ausstrahlung, zumal nach Rufsland, für seine Litteratur innigste Verquickung mit nationalem Geiste. Leider war die Machtfülle nach aufsen hin, die imposante Ausdehnung vom Schwarzen bis zum Baltischen Meere und von der Warthe bis zur Desna, nicht geschützt durch natürliche Grenzen, ein starkes Heer, zahlreiche Festungen, und lockte nur Polens begehrliche Nachbarn; der Strom der Kultur, immer weniger von europäischem Zufluſs gespeist, versandete und trocknete aus; die nationale Litteratur hat den Verfall nationalen geistigen Lebens nicht aufgehalten. Langsam neigte sich Polens Sonne ihrem Untergange zu, länger wurden ihre Schatten und immer seltener blitzte ihr Licht, zuletzt 1683 vor Wien, aus dem drohenden Gewölke hervor.

Die adlige Interessenwirtschaft und Anarchie machte bedenkliche Fortschritte; war im 16. Jahrhundert die Drohung der Reichsboten, vom König an die »Brüder« zu appellieren, immer unausgeführt geblieben, so begann das 17. mit einer dumpfen Gärung im Adel gegen den unpopulärsten aller Könige, die je auf dem Throne der Piasten gesessen, dem die überzeugtesten Verehrer des Monarchismus nur mit Widerwillen dienten, und die Klausel »de non praestanda oboedientia« trat zum erstenmal 1606 ins Leben, als die Insurrektion, der Rokosch, unpolnisch nach Begriff und Namen, sich das Richteramt über den König anmafste und seinen bürgerlichen Tod aussprach. Zwar wurde

der Rokosch leicht überwunden, aber der strafenden Gerechtigkeit fielen die Monarchisten selbst in die Arme, und der erste Rokosch wurde Vorläufer anderer, schlimmerer. Die Anarchie ergriff dann das einzige, bisher intakte Organ des Staates, den sejm walny. Den Landboten, die im 15. und 16. Jahrhundert nur Steuern zu bewilligen hatten, wurde schon damals vorgeworfen, dafs sie mit Nichtachtung von König und Senat alles an sich rissen; jetzt entschied der sejm über alles, mit Einstimmigkeit, die das anarchische slavische Element schon vor Jahrhunderten erfordert hatte; das früher nur theoretische Recht des Einspruches des Einzelnen, das liberum veto, trat ebenso wie der Rokosch jetzt zum erstenmal in die Erscheinung: 1652 scheiterte der Reichstag an dem Veto des erkauften, trotzigen Litauers, und dasselbe Jahrhundert sollte noch das Zerreifsen des Reichstages durch einen grofspolnischen Senator erleben. Von nun an scheiterte jedes gesundere Projekt an der Gewissenslosigkeit, den Machinationen oder der Bethörung Beliebiger. Der Adel, im Vollbesitz seiner »goldenen Freiheit«, wachte nunmehr ängstlich über der Unversehrtheit seiner Vorrechte; in jeglichem Unternehmen der Krone witterte er Anschläge und absolutistische Anwandlungen und legte sie von vornherein lahm, wie die grofsen Türkenpläne Wladislaw IV., oder verweigerte ihnen die nötige Unterstützung; so scheiterten die Schweden- und Russenkriege seines Vaters Sigismund III.

In der Theorie schien das Wahlrecht alle möglichen Vorteile zu verbürgen, in Wirklichkeit hätte auch die schlimmste Erbfolge niemals der Krone diese Wunden geschlagen, wie die »freie« Wahl des Würdigsten. Die verhängnisvollste war noch 1587 auf den ersten Wasa, Sigismund III., gefallen; denn statt dafs Polens und Schwedens Macht vereint gegen Moskau, das vom Baltikum fern zu halten war, und Westen sich gerichtet hätten, zerfleischten sich beide Reiche gegenseitig, seitdem der katholische Sigismund von seinem protestantischen Volke und seinem intriganten Oheim aus Schweden herausgedrängt worden war, und so gewann Polen nur einen neuen, gefährlichen Feind mehr zu den alten, und fortan wetteiferten beide in der Aufrichtung der künftigen Gröfse von Rufsland und Preufsen. War auch die Wahl des Wisniowiezki 1668 eine noch schlimmere, so bewahrte der rasche Tod des Auserwählten die Nation vor den

fatalsten Folgen ihres unbedachten Dankbarkeitsaktes. Desto länger dafür hatte Sigismund III. regiert, dessen Unpopularität, Engherzigkeit und Verstocktheit die konsequente Ausnutzung der unverhofften Schicksalsgunst, welche die Moskauer Verhältnisse boten (Aussterben der einheimischen Dynastie, Wirren, Wahl des polnischen Königssohnes zum Zaren), unmöglich machten. Aber auch die ökonomischen, nicht nur die politischen Grundlagen verschoben sich: das Jahrhundert begann zwar unter den Auspizien eines aufserordentlichen Vordringens des polnischen Pfluges, für die Latifundienwirtschaft öffneten sich die fruchtbarsten und weitesten Striche Podoliens und der Ukraine, aber der Kosakenaufstand, der eine Million Menschen tötete und schliefslich auch noch die russische und türkische Invasion brachte, drängte den polnischen Pflug aus Podolien und der Ukraine wieder heraus. Die Städte zehrten langsam die einst aufgesammelten Schätze an Macht, Ansehen und Wohlstand auf; Pest und Kriegskontributionen beschleunigten nur den durch die Judenwirtschaft und die verkehrte, dem Vorteile des Adels allein dienende Zollpolitik, die Prämien für das Ausland bot, angebahnten Verfall; dies büfsten schwer die Steuer- und Wehrkraft des Landes und seine geistige Kultur. Der Bauer versank in immer tiefere und härtere Hörigkeit; der langsam vorbereitete Prozefs fand jetzt seinen Abschlufs. Der Herr hatte unbedingte Gewalt über Arbeit und Habe, Leben und Tod seines Bauern, und die Folgen der Leuteschinderei zeigten sich in der Abnahme der Bevölkerungsziffer, in dem Rückgang der Anbaufläche. So begann das ungestützte Staatsgebäude laut vernehmlich zu krachen. Die Weiterblickenden nahmen die Risse deutlich wahr, aber es wäre vergeblich gewesen, zur Umkehr zu mahnen; oberflächliches Wesen und sträflichster Optimismus slavischen Leichtsinns verblendeten die adlige Menge, die trotz des Bewufstseins ihrer Bedeutung sich von dem ersten besten Magnaten gängeln liefs; man redete sich ein, das Palladium der polnischen Freiheit wären die Wehrlosigkeit, die electio viritim, das liberum veto; man berauschte sich in den Phrasen von der Väter Tugenden und der eigenen Tapferkeit, hinter der Polen sicherer wären als andere hinter ihren Mauern; man duldete Straflosigkeit der Verbrechen; man hatte nichts dagegen, dafs die Starosteien, der »panis bene merentium«, zum Tauschobjekt zwischen Krone und

Magnaten wurden, daſs die Minister unabsetzbar und unverantwortlich waren, daſs die Güter der toten Hand ins unendliche wuchsen; nur eines wurde unerbittlich geahndet: die leiseste Kritik, der gelindeste Tadel. Daher konnten Sachen, die der Wahrheit Ehre geben würden, gar nicht erscheinen, sogar Werke, welche entfernte Vergangenheit darstellten, wie die Chronik des Dlugosch.

So begann denn, trotz der auſserordentlichen Siege, die von Polens Adler unzertrennlich schienen, der unaufhaltsame Abbröckelungsprozeſs. Wohl hatten Zamoyski und Chodkiewicz (Kirchholm) die Schweden niedergerungen, wohl flatterten polnische Fahnen vom Kreml in Moskau, und vergebens hatte die furchtbarste Türkenmacht, die Europa je gesehen, das Lager von Chozim berannt; schon nach dreiſsig Jahren stand Polen am Rande des Abgrundes, schon hofften sich in dasselbe zu teilen Schweden und Siebenbürgen, Brandenburg und Ruſsland. Eine gewaltige Anstrengung der adligen Nation hatte zwar die ungarischen »Knoblauchsesser« und die schwedischen »Heringe« über alle Berge und Meere zurückgetrieben; schon bedrohte der unwiderstehliche Elan der polnischen Husaren (Panzerreiter) die russischen Haufen auf ihrem eigenen Boden, Hunderte erbeuteter feindlicher Standarten warfen die Boten der Hetmane dem Könige 1661 vor die Füſse; aber kaum waren die Schrecken der »Sintflut« beschworen, als auch die Energie nachlieſs und statt gegen den Feind gegen den eigenen König sich wandte. Seitdem waren nur noch Einbuſsen zu verzeichnen; der Türke bezwang das uneinnehmbare Kamieniez, und sogar Sobieskis glorreiche Thaten trieben ihn nicht mehr heraus; der Russe behielt Smolensk und Kiew und damit die Anwartschaft auch auf Wilno und Lemberg; Preuſsen hatte den alten Lehnsverband mit Polen bereits zerrissen. Unterdessen drang polnische Kultur und Sprache von Königsberg und Danzig bis in die Moldau, deren bedeutendster Schriftsteller sich ohne weiteres in einem polnischen Epos versuchte, und nach Moskau: polnische Werke im Original und Übersetzungen überschwemmten Ruſsland, polnische Tracht und Sitte fanden Eingang am zarischen Hofe selbst, und die erbittertsten Feinde Polens lasen, sprachen, ja dachten polnisch. Aber mit dieser gewaltigen räumlichen Ausdehnung deckte sich nicht mehr der innere Gehalt. Zwar setzten sich Moldauer und Russen,

Miron Costa und Zar Fedor, sowie Fürst Golizin, über die konfessionellen Schranken hinweg, zwar appellierte man oft an christliches und slavisches Verwandtschaftsgefühl und an Interessengemeinschaft: der kulturelle Einfluſs Polens war doch hauptsächlich durch die geographische Lage bedingt, und bald sollte ein energischer Wille über jegliche slavische Verwandtschaft und unmittelbare Nachbarschaft hinweg unmittelbar bei den viel vorgeschritteneren Völkern des Abendlandes die groſse Kulturanleihe aufnehmen, und muſste Polen auch auf diesem Gebiete gegen seinen furchtbaren Rivalen zurücktreten. Die Basis polnischer Kultur war nämlich unterdessen erheblich geschmälert worden, noch viel mehr als seine politische.

Einerseits vernichtete die immer stärker einsetzende katholische Reaktion die reiche Saat des Protestantismus, andererseits schieden allmählich die Städter — von den Bauern nicht mehr zu reden — aus dem geistigen Wettbewerb durch ihre Verarmung und Verrohung vollständig aus. Zwar verblieb noch der protestantische Adlige, als Adliger, nicht als Protestant, im Vollgenuſs seiner Rechte, aber immer zahlreicher und rascher vollzog sich die Rückkehr zum urväterlichen Glauben, und als die protestantischen Radziwil — geistig ungleich hervorragender als die katholischen — ausgestorben waren, gab es im ganzen Groſsadel keinen einzigen »Dissidenten« mehr, und auch im Kleinadel verloren sich ihre Vertreter bis auf einzelne Gegenden in Litauen und Kleinpolen; die geistig fortgeschrittensten, gebildetsten und talentvollsten aller polnischen Dissidenten, die sog. »Arianer«, wegen ihres Rationalismus den Kalvinern und den Katholiken gleich verhaſst, ohne jeglichen Rückhalt im Groſsadel, erlagen zuerst; hatten die Dissidenten überhaupt die Fortschritte der schwedischen Waffen begünstigt oder erhofft, so muſsten es die Arianer durch Landesverweisung büſsen, und bald nahmen Preuſsen, Siebenbürgen, die Niederlande die Flüchtlinge auf; andere, die ihr Polen, ihre Familie, ihre Habe nicht missen wollten, muſsten katholisch werden. Im Auslande errichteten sie ihre letzten Denkmäler; ihr theologisches Wissen nahm die vielbändige Bibliothek der »Polnischen Brüder« auf, die Werke des Italieners Sozin, der Polen Przypkowski, Moskorzewski, Schlichting, Lubieniezki, der Deutschen Schmalz, Wolzogen u. a., und der »Rakower« Katechismus ward in vielen Sprachen verbreitet,

angegriffen und verteidigt. Aber eine beredtere Sprache als diese schwerfälligen lateinischen Bände führt ein dünnes Heft, in welchem die versprengte Siebenbürger Gemeinde noch im 18. Jahrhundert, stets von Abfall bedroht, ihre Jugend nur noch des Magyarischen mächtig, in der Sprache der alten Heimat die Verhandlungen über Kirchenzucht führte, aus denen gerade jener echte christliche Geist sprach, der ihren unerbittlichen, katholischen wie protestantischen Verfolgern, die sie nicht einmal ruhig sterben lassen wollten, völlig fremd war: Arianer könnten ja auch in der Luft sterben, meinte der dänische Erzbischof. Und mag schliefslich dieser »graue« Glauben fruchtlos abgestorben sein — es lassen sich aber Beziehungen von ihm zum späteren Deismus nachweisen —, so hat doch der Arianer Leben und Lehren in polnischer Kultur- und Litteraturgeschichte einen bleibenden Eindruck hinterlassen.

Es schien freilich zu Anfang des Jahrhunderts, als hätten sich die Verhältnisse noch nicht geändert; Protestanten erwiderten scharf die Ausfälle der Katholiken, doch waren jetzt letztere schon zu Angreifern geworden; es erhob sich gegen die Jesuiten ein Sturm im Lande, der nicht nur in über ganz Europa berühmten Pamphleten ausgefochten wurde, sondern in legislatorische Mafsregeln auslaufen zu sollen schien; andererseits drängten besonders die Dissidenten in den offenen Kampf gegen die Krone. Aber bald verstummten die litterarischen Kämpfe, die letzten Schüsse wurden gewechselt, und die Protestanten verliefsen den Kampfplatz, froh, bei ihrer Religionsübung, bei ihren Rechten bewahrt zu sein, auf jegliche Propaganda verzichtend, fortwährend neue Einbufsen beklagend; es wehte ein scharfer Wind; Sachen, die im vorigen Jahrhundert ungesühnt geblieben wären, wurden jetzt mit unmenschlicher Grausamkeit geahndet, ein angeblicher Atheist mufste 1685 den Scheiterhaufen besteigen, und die slavische Gutmütigkeit wich in der fanatisierten Menge einem dumpfen Grolle. Noch einmal gab zwar polnische Duldsamkeit der Welt ein schönes Beispiel in dem Colloquium charitativum, das zu Thorn 1645 zusammenkam, um Unvereinbares zu einigen; aber der Erfolg war noch ungleich geringer als er es einst bei der Sendomirer Glaubenseinigung gewesen war.

Unterdessen hatten die Versuche, die »Union« von der schismatischen Geistlichkeit, Adel und Bürgern auch auf das

Volk selbst auszudehnen, die sociale Gärung unter den Kosaken um ein neues Element bereichert. Noch vor jeder Union war es ja zu schweren Zusammenstöfsen zwischen ihnen und der Adelsrepublik gekommen; die Kosaken, die Grenzwächter, alle unruhigen und abenteuernden Köpfe umfassend, wollten sich nicht verbauern lassen, ihre halb militärische Organisation, ihre Raubfahrten gegen Tataren und Türken, ihre Ländereien behalten, während der friedensfrohe Adel Ruhe mit dem Türken und immer gröfseren Latifundienbesitz, immer reicheren Ertrag dieses fruchtbarsten Bodens anstrebte. So stiefsen die Gegensätze aufeinander, aber es verschärfte unendlich den Kampf, dafs Chmielnizki, der Kosakenhetman, der ja selbst aus Masowien stammte, unter die Massen auch die religiöse Losung werfen konnte, dafs die Hunderttausende von Bauern, die er vor seinen Kosaken auf die polnischen Kanonen und Wälle trieb, mit deren Leibern er das Tatarenbündnis bezahlte, überzeugt blieben, für die geliebte Kirche zu streiten und der Aufnahme ins Paradies sicher zu sein. Schliefslich verlor denn Polen einen grofsen Teil seiner Orthodoxen, mochten sie nun allerdings zu schweren Enttäuschungen unter Rufsland kommen oder in halber Unabhängigkeit zwischen Polen und der Türkei schwanken.

Nachdem somit die Arianer vertrieben, die Orthodoxen grofsenteils abgefallen, die Dissidenten kleinlaut geworden waren, schien Polen, zumal die »Union« noch einige Errungenschaften machte, wieder ein ganz katholisches Land geworden zu sein oder fühlte sich wenigstens als solches; aber einmal war der dafür gezahlte Preis ein viel zu hoher gewesen und schliefslich hatte slavische Lässigkeit mit den Resten der Andersgläubigen doch nicht ganz aufgeräumt, im folgenden Jahrhundert sollten diese Reste, diese jetzt nur noch destruktiven Elemente, die schwierigsten Verwicklungen heraufbeschwören helfen, die Intoleranz sich selbst am schärfsten verwunden. Das Jahrhundert endigte damit, dafs das katholische Polen das Haupt der deutschen Lutheraner um den Preis des Übertritts sich zum Könige wählte. So verarmte polnisches Kulturleben: hatten die Protestanten durch ihre Schulen, Bildung, Werke wesentlichen Anteil an seiner Förderung genommen, so verliefsen sie jetzt die Öffentlichkeit und zogen sich scheu zurück; die Glaubensschranken beseitigten sogar die alte Brüderlichkeit.

Die Etappen dieser verhängnisvollen Entwicklung waren rasch aufeinander gefolgt. Schon nach 1610 machte sie sich bemerkbar, und der alte Arianer Lubieniezki verfaſste damals sein »Polenglück«, eine Art Zeitmemoiren, die den Niedergang Polens nach aufsen und innen mit der Intoleranz in Zusammenhang brachten. Die Zeiten, da der polnische Adlige ungestraft auf der Straſse dem katholischen Geistlichen das Ciborium entreifsen, die geheiligten Hostien mit den Füfsen treten konnte und die klagende Geistlichkeit vor Gericht, z. B. aus Reys Mund, noch Hohn und Spott erntete, waren für immer dahin, und da die einstige Herrlichkeit vorüber war, machte man sich wenigstens an deren schriftliche Fixierung; so entstanden die im Auslande gedruckten polnischen Reformationsgeschichten eines Wengierski (Regenwolski) und die besonders interessante des Lubieniezki, eines Enkels jenes Verfassers der Poloneutichia; die Verzeichnisse ihrer Anhänger und Werke eines Wischowaty und Sandius. 1660 fand die letzte grofse theologische Disputation statt in Chronow bei Wielopolski, autorisiert vom Krakauer Bischof, eine ganze Woche während, zwischen Arianern (Wischowaty, Moskorzewski) und ihrem heftigsten und erfolgreichsten Gegner, dem sie unermüdlich in Wort und Schrift bekämpfenden Jesuiten Cichocius, und anderen Mönchen; noch ist darüber das arianische Protokoll erhalten. Bücherverfolgungen waren bereits auf der Tagesordnung; das Arianeralbum des alten Lubieniezki konnte nur dadurch bis heute gerettet bleiben, dafs alle Bezeichnungen des Arianismus sorgfältig verschmiert wurden; welch eine Fülle von Personen und Wissen birgt dieses Album von 1620: noch imponieren die Sprachkenntnisse, die vielen französischen, russischen, litauischen, hebräischen, arabischen u. s. w. Eintragungen. Noch schlimmer wurden die Menschen verfolgt; falls Nietzsche recht hatte mit seiner Behauptung, dafs er von Flüchtlingen aus Polen stammte, ist unter den fliehenden Arianern ein Magister (kein Adliger! gegen Nietzsches Familientradition) Nicecius als solcher wohl nachzuweisen; die böhmischen Brüder, welche vor Ferdinands II. Häschern bei den grofspolnischen Leszczynski in deren Leschno (Lissa) Zuflucht gefunden und die alte Zahl namhaft vergröfsert hatten — hier arbeitete jahrelang ungestört Comenius, waren reiche Schulen, ausgedehnter litterarischer Betrieb, auch in polnischer Sprache, z. B. die Übersetzung einer

Islandsreise, die dann ins Böhmische zurückübersetzt wurde u. dgl. —, mufsten ihre liebe Stadt verlassen und verloren sich ganz aus Grofspolen, wo sie ein Jahrhundert lang durch ihre Turnowski u. a. eine namhafte kulturelle Stellung hatten einnehmen können.

Auch die Juden blieben von der Ungunst der Zeiten nicht ganz verschont. Ihre Lage hatte sich bedeutend geändert; auf die ersten drei Jahrhunderte völliger geistiger Unfruchtbarkeit in Polen war im 16. und 17. ein mächtiges Aufblühen erfolgt, talmudisches Wissen, nicht mehr auf die Anfangsgründe im Cheder beschränkt, fand seine Pflege in den verschiedenen Jeschibots (Hochschulen) in Krakau und anderswo, die Schüler aus Deutschland und Italien sogar vereinigten, in denen die durch den Rabbiner Jakob Pollak (der Pole) eingeführte Scholastik mafsgebend war; aus den Buchdruckerpressen in Krakau und Lublin stammten die schönsten Hebraika; die Gutachten polnischer Rabbiner entschieden Fragen aus Deutschland und der Türkei und billigten Bücher aus Amsterdam; aus den Schriften des litauischen Juden Isaak von Troki holten schliefslich die Encyklopädisten ihre giftigsten Pfeile gegen das Christentum. Neben dieser geistigen Blüte gedieh die autonomische Organisation der Judenschaft, die an den Vierländertagen in Polen (in Lublin und Jaroslaw) und in dem litauischen Tag ihren Ausdruck auch nach aufsen fand; freilich offenbarten sich bald die schlimmen Folgen dieser Begünstigung der Juden, und seit dem Ende des 16. Jahrhunderts datierte die antisemitische Litteratur des Kmita, der Bürger, Ärzte, Geistlichen, in Vers und Prosa; es mehrten sich die Anklagen wegen Hostienschändung (die schon im 15. Jahrhundert Anlafs zu einem grofsen Judenkrawall in Posen gegeben hatten), wegen Ritualmorden an Kindern und Jünglingen, obwohl schon König Batory die Juden ausdrücklich gegen diesen Vorwurf in Schutz genommen hatte. Die Kosakenaufstände wandten sich denn auch gegen die verhafsten Bedrücker und Blutsauger, und Tausende von Juden flohen vor ihnen aus der Ukraine nach Litauen und Polen; das Ende des Jahrhunderts fand auch die polnischen Juden im moralischen und materiellen Niedergang.

Am schlimmsten erging es jedoch den Städten selbst. Zwar gilt es als ausgemacht, dafs Rassenkreuzungen besonders günstige Resultate sichern, aber das Gegenteil gilt wenigstens von der

deutschen Bürgerschaft in den polnischen Städten. Sie hatten sich der neuen Umgebung assimiliert und waren schliefslich völlig zerschmolzen; nur in den städtischen Ordnungen und Rechten, in den alten gotischen Bauten, in den Eigennamen erinnerte alles an den fremden Ursprung. Aber die einst Deutschen, die sich im 16. Jahrhundert nur noch als Polen fühlten, hatten die Vorzüge ihrer Rasse bei ihrer Häutung verloren, und von den Polen nur deren Schwächen übernommen; der Fleifs, die Ausdauer, die Ordnungsliebe, durch welche diese Städte einst grofs, schön, reich geworden waren, gingen ganz verloren, und von den Polen erwarb man nicht ihren Unabhängigkeitstrieb, ihre Beweglichkeit und Gewandtheit, sondern nur ihre Sorglosigkeit, Gemächlichkeit, Genufssucht. Die Folge war, dafs die Städte in neue, ungünstigere Verhältnisse sich nicht zu fügen wufsten, dafs sie sanken und verarmten, und statt ihre letzten Kräfte zu Widerstand und Rettung zu vereinigen, alle getrennt ihren erschrecklichen Niedergang nur zu bejammern, nicht aufzuhalten wufsten.

Nicht nur in den ökonomischen, sondern auch in den litterarischen Verhältnissen machte sich dies fühlbar. Wohl waren die Städter einst fremd gewesen und diese Fremdheit hatte die Standeskollisionen (mit dem Adel) verschärft, aber seitdem sie polonisiert waren, hatten sie an der Litteratur, zumal der populären, redlich mitgearbeitet. Ja, während die adligen Vertreter derselben, Verehrer der Klassiker, Italiens, der Fremde, nationalen Gehalt öfters vermissen liefsen, haben diese einfacheren, am Boden haftenden Meister und Krämer, Lehrer und Händler bei ihrem bifschen Latein die einfache, derbe, altpolnische Art nie verleugnet. Eine besondere bürgerliche Litteratur belehrte über die Menschen und ihr Treiben in den Zünften (»Zechen«), in der Herberge, auf dem Markte, in den Städtchen, wo die Uhr auch sechzig schlägt, aber Mittag ist, wenn das Vieh brüllend heimzieht: beim Bäcker und Brauer, auf der Landstrafse, in der Dorfschule, wo ein Lehrer »Tityre tu patule«, »Tityre du Hündchen« (catule) exponiert, ein anderer den Bakel an die Wand hängt, um Soldatendienst oder das Amt des Mundschenken, der Kühen Wasser eingiefst und mittrinken darf, zu versuchen, um dann doch, reich an Erfahrungen, Hunger und Prügel, zur alma mater seines Dörfchens zurückzukehren. Diese bunte und äufserst lehrreiche Litteratur zog sich namentlich durch die Dezennien

1590—1630; einige ihrer Werke überlebten sogar den Fall der Städte, z. B. die verschiedenen »Albertus«, die Bakelträger mit ihren militärischen Erlebnissen gegen Tataren in Podolien, anderes, besseres, dauerte kurz: eine anonyme Broschürenlitteratur im Gemenge von Vers und Prosa, Anekdoten und Münchhausiaden, Dialogen und Dramen, Liedern und Lügenmärchen, oft im Volksdialekte, die Bauern verhöhnend, die Herren kaum streifend, heilige Sachen mit Vorliebe parodierend in komischen Gebeten und dgl. Im Mittelpunkte dieser Litteratur standen Eulenspiegel und Marcholt, Eulenspiegel besonders beliebt, zu neuen Eulenspiegeleien immer geneigt, die aber nicht mehr so unflätig sein durften, wie die ihres Vorbildes, komische Zunftregeln, Meisterlehren, Gesundheitsmittel und dgl. Die Verfasser, von denen Namen und Lebensverhältnisse meist unbekannt sind, plünderten einander, ihre Bilder und Lieder, polemisierten miteinander, spielten Versteckens mit ihrem Publikum, aber hatten ein offenes Ohr für Klagen und Leiden im Lande, trauerten mit beim Tode des Zamoyski, hinter dem wir sicher wie hinter einer Mauer saſsen, bewunderten Kochanowski und haſsten die Ketzer. Diese ganze Litteratur muſste naturgemäſs in Satiren und Komödie auslaufen, und ihr bester Vertreter, Jurkowski, war in beiden thätig: sein »polnischer Scilurus« (Vater, Söhne, die verschiedene Lebenswege einschlagen, und wie es jedem ergeht) zerflatterte zwar in Einzelscenen, die noch durch komische Intermedien gesprengt werden; in einem derselben unterhielten sich Diebe in der Gaunersprache, die wohl zum erstenmal auf die Bühne gebracht worden ist, im anderen wurde der Gutsherr persifliert, der für den Unterricht seiner Söhne geizte, für seine Hunde das Geld wegwarf. Bedeutsamer war seine Satire, mit grotesken Momenten, die sonst der polnischen Satire fehlen, die einen Rabelais oder Fischart nicht kennt: Eulenspiegel und Marcholt führen aus dem Lande die Verräter, die Juden, die Ketzer, die lustigen Kumpane in die »Wilden Felder« fort, um von dem guten Polen das böse abzutrennen; die Satire war auſserordentlich scharf, ja bissig.

Diese bürgerliche Litteratur diente dann der adligen zum Vorbild, die aus anderen Sphären Ähnliches brachte, oder bis an das Ende des Jahrhunderts diese Anonymen ausplünderte. Sie entsprach ganz auſserordentlich dem nationalen Temperament; sie war, mochte auch ein und die andere Anekdote oder Stoff uralt

und entlehnt sein, bis in ihr Mark hinein national, volkstümlich, echt; sie mufste natürlich mit dem Einschrumpfen städtischen Wesens selbst verkümmern, aber noch vorher wurde sie durch die altjüngferliche Zimperlichkeit der bischöflichen Censur schwer geschädigt und in ihrer Entwicklung unterbrochen. Sie war ja derb, urwüchsig, arbeitete mit groben Mitteln, griff auch mit Vorliebe die »Weifsköpfe« (Frauen) an, und schimpfte weidlich auf das heilige Sakrament der Ehe, doch dies war kein Grund, gegen diese ganze Litteratur vorzugehen, die gerade in Krakau Fufs gefafst hatte, von hier gingen ja die meisten »Bakkalare« über Land, und die der Krakauer Bischof verfolgte. Vereinzelte Leistungen tauchten noch später auf. Das Unbedeutendste brachte die erotische Lyrik, die nur dann interessanter ward, wenn sie volkstümliche Motive verwertete; sonst verwässerte sie nur die adlige Lyrik, wortreich und schal. Dem fanatischeren Zug der Zeit entsprachen ihre Teufelsbücher, z. B. der in vielen Auflagen anderthalb Jahrhunderte lang verbreitete »Teufelsreichstag«, wo vor Lucifer alle Einzelteufel (Studenten — Ketzer — Russen — Weiberteufel u. s. w.) Rechnung ihres Thuns ablegten, ihrer Erfolge sich brüsteten, mit Humor gemacht und voll Angaben über Aberglauben, Zauber und dgl.; dann die Verhöhnungen der »Ketzer«, ihres »Patriarchen«, ihrer Geistlichkeit, wie der »Minister Ferbi Dei« ein Huhn am Fasttag holte und sich dabei den Hals brach; sogar jener Albertus aus Podolien wurde jetzt zum Sohne eines evangelischen Ministers. Ihre Anekdotensammlungen (Polnische Facetien, in vielen Auflagen) gerieten bis nach Rufsland, wo sie mit Vorliebe übersetzt und gelesen wurden.

Wie der protestantische Einschlag in der polnischen Litteratur, so verlor sich dieser bürgerliche, und die Litteratur wurde um ein neues Element ärmer. Der letzte bedeutende Schriftsteller aus der Reihe der Bürger, den Klonowicz und Simonides ebenbürtig, war der verdiente Lemberger, Bartlomiej Zimorowicz; er begann wie seine Kumpane mit Ketzergerichten und dgl., aber er endigte nicht wie sie in der Schule oder Schenke, sondern arbeitete sich bis in das Lemberger Patriziat hinauf, und leistete seiner Vaterstadt wichtige, aufopferungsvolle Dienste in den schwersten Tagen der Kosaken- und Türkengefahren. Neben lateinischen Werken, in denen er in krauser Latinität die Ge-

schichte des »dreifachen« (russischen, deutschen, endlich polnischen) Lemberg behandelte, neben lateinischen Gedichten und Reden, polnischen Marienhymnen ist dann dieser gebildete Mann die Spuren seines vielbewunderten Landsmannes Simonides mit grofsem Erfolge gewandelt. Er wurde Idyllendichter wie jener, und hat sämtliche adlige Idyllisten übertroffen.

Seine Idyllen reichen über eine lange Spanne Zeit und umfassen verschiedene Themen. Sie unterschieden sich von denen des Simonides schon durch das Vorwiegen erotischen Elementes; auch Simonides, der ehelose und keusche, hatte dasselbe nach den Forderungen der ganzen Art berücksichtigen müssen, aber er that es mit grofser Zurückhaltung, eher warnend und mahnend, als Liebesbilder und Liebeslust schildernd. Zimorowicz hingegen malte Lust und Leid der Liebe in zahlreich abgetönten Wechselgesängen mit zartem Pinsel, alles Derbe und Anstöfsige meidend, nicht ohne süfsliche Manieriertheit, aber stellenweise nicht ohne wahres, tiefes Empfinden. In späteren Idyllen schilderte er auch, was Simonides nie direkt that, die Zeitläufte: seine Lemberger Weinbauer, die der Schrecken von 1648 auseinandergejagt hat, kommen wieder zusammen und erzählen, was jeder in den furchtbaren Kosakengreueln ausgestanden oder gesehen, und klagen, dafs man um den Glauben kämpfe, und wo blieb das Volk dieses Glaubens? den Spatzen, nicht mehr den Menschen wird diese Kirche frommen; sie wagen schüchtern die Bemerkung, dafs allzugrofse Freiheit und Habgier (des Adels) uns in dieses Elend gestürzt haben. Neben solchen historischen Idyllen gab er Elegien auf den Tod der Frau, auf das frühe Hinscheiden des innig geliebten Bruders, bewegte, wehmütige Klagen voll innigen Gefühles; andere behandelten die obligaten Themen, Sängerwettstreit, Lehren des Weinbaues, Pilgerfahrten u. s. w.; allen gemeinsam war starkes Lokalkolorit, das gegen die diskrete Farbengebung des Simonides grell abstach, aber, trotz aller Vermummung, künstlicher Namen, antiker Motive und Bilder, seinen Idyllen frische Farben und Leben verlieh.

Langsam verschob sich nun das Bildungsverhältnis im Lande. Äufserlich gestaltete es sich sogar immer besser; immer gröfser wurde ja die Zahl der Schulen und gleichmäfsiger über die weiten Länder ihre Verteilung, aber die Richtung wurde stets einseitiger. Zu den alten Schulen in den Städten und

Dörfern, die geistig von der Krakauer Hochschule abhingen, von deren Bakkalaren und Magistern geleitet wurden, kamen seit 1560 einzelne protestantische Schulen hinzu, von denen manche durch Zahl und Tüchtigkeit ihrer Lehrer hervorragten, namentlich die Arianerschule zu Rakow, die an tausend Schüler zugleich vereinigte, denn diese Schulen wurden ohne Rücksicht auf Konfession besucht. Als Gegengewicht wirkten die Jesuitenkollegien, in Braunsberg zuerst durch Kardinal Hosius, dann unter den Masuren in Pultusk, in Litauen in Wilno u. s. w.; das Wilnoer Kollegium wurde durch König Stephan zu einer Jesuitenuniversität erhoben, doch pflegte sie fast nur philosophische und theologische Studien; auch die Jesuitenkollegien mit ihrem unentgeltlichen Unterricht, mit ihrer strengeren Zucht, die sie von anderen Schulen vorteilhaft unterschied, mit ihren Deklamationen, dramatischen Aufführungen, frommen Bruderschaften, mit ihren besseren Lehrbüchern und Lehrkräften, waren ursprünglich allen Konfessionen offen, und die Warnung des Jenenser Mylius an protestantische Eltern, damit sie ihre Kinder nicht diesen Seelenfängern ausliefern, mufste auch ins Polnische (1597) übersetzt werden. Die vom Kanzler Zamoyski gegründete »Akademie« in Zamosz, für die er sich so sehr interessierte, dafs ihn sogar ihre Schülerarbeiten auf seinem schwedischen Feldzuge begleiteten, geriet frühzeitig, da ihre Begründer und Förderer bald abberufen wurden, ganz in das Fahrwasser der alten Krakauer Schule, und stellte sich förmlich nur als eine erweiterte Kolonie derselben im Osten dar. Zu diesen Anstalten kamen auch noch unierte und orthodoxe Schulen hinzu, unter den orthodoxen Schulen in Lemberg, Wilno und sonst erhob sich dann die Kiewer Schule zumal durch die Fürsorge des Metropoliten Mohila zum Range eines Kollegium, stellte in Kiew vor, was die Jesuitenuniversität in Wilno war, und hat auf das ganze geistige Leben Rufslands aufserordentlich eingewirkt; ihre Schüler waren es ja, derer sich Peter der Grofse bei seinem Reformwerke bediente, aber sie selbst war ganz nach dem polnischlateinischen Betrieb eingerichtet. Der Wetteifer aller dieser Anstalten belebte aufserordentlich das Unterrichtswesen, aber bald erlahmte auch dieser; alle öffentlichen Arianerschulen wurden ja für immer geschlossen (seit 1638), das collegium Mohilanum fiel faktisch bereits seit 1649 aufserhalb Polens

Grenzen, die kalvinischen Schulen gingen mit wenigen Ausnahmen (z. B. die der Radziwil in Kiejdany) stark zurück; — nur die preußischen Schulen in Thorn, Danzig u. s. w. erhielten sich auf der alten Höhe. So rissen allmählich die Jesuitenkollegien die höhere öffentliche Erziehung (Anfangsunterricht erteilten Jesuiten nicht) an sich; konnten sie auch in Posen keine »Universität« und in Krakau kein eigenes Kolleg errichten, wegen des erbitterten Widerstandes der Universität, die auf ihren alten Monopolen und Privilegien bestand, und im Kampfe um dieselben ihre besten Kräfte und Mittel vergeudete; erwuchsen ihnen auch die ersten Konkurrenten in den Piaristenkollegien, so war doch für ganz Polen die Jesuitenschule maßgebend geworden.

Aus diesen Schulen, nur des Lateins nach dem weitläufigen und schwerfälligen »Alvar« kundig, redegewandt, von streng katholischer Gesinnung, wurde der Adel, der sie fast ausschließlich besuchte, ins Leben entlassen. Es mehrte sich ganz außerordentlich die Zahl der Gebildeten, und immer einheitlicher wurde diese Bildung, denn ob im Norden in Riga oder an der Steppengrenze in Bar oder am Fuße der Karpathen in Krosno, überall war Schulplan, Sprache u. s. w. dieselbe; nur in den komischen Intermedien der Schuldramen wechselten nach der Gegend die agierenden komischen Personen aus dem Volke. So erklärte sich die Menge von Gebildeten, von Zöglingen der protestantischen und Jesuitenschulen, die sich auch später noch für Kunst und Wissen interessierten; und so stellte der polnische Adel des 17. Jahrhunderts ein außerordentlich starkes Kontingent zur Litteratur; schon in den Schulen zum Versemachen angehalten, setzte er in späteren Jahren dieses fort.

So schrieb nun alles, vom Könige und seinen Ministern angefangen, nicht etwa politische Traktate, diplomatische Memoriale, Angriffspläne, Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens, Maximen, wie anderswo die Laroche Foucauld, S. Simon u. s. w., sondern fromme und Liebesverse, Komödien, Satiren, Epigramme, Briefe; Lubomirski, der Polen vom Untergange retten half, nur um es einer gleich schweren Katastrophe selbst entgegenzutreiben, übersetzte dabei den Pastor fido, der nachherige Schatzkanzler (Morstin) den Corneille und Marino, Wladyslaw IV. und Sobieski versuchten sich in Versen u. s. w.

Es ist ein eigenartiges Schauspiel, diese Vertreter der ersten Familien und höchsten Würden im Lande in der Litteratur, die Radziwil, Ossolinski, Leszczynski, Lubomirski, Morstin, Krasinski u. a., und die hohe Aristokratie keines anderen Landes dürfte in gleichem Maſse litterarisch thätig gewesen sein. Allerdings gab es unter diesen hohen Herren verschieden geartete Litteraten: einige von ihnen pflegten Zeit ihres Lebens die Musen, andere nur in der Jugend, nur vorübergehend. Und noch einen eigentümlicheren Eindruck machten die Ergrauten, welche einst Schweden, Russen und Tataren die Schärfe ihres Schwertes hatten fühlen lassen und nun als Veteranen mit der Feder nützen wollten; ein Christoph Piekarski z. B., der auf seine alten Tage neben frommen und moralpolitischen Sachen eines Antimacchiavell die barocken Einfälle eines Loredano (Leben Adams) und die noch barockeren Rodomontaden oder »Bravuren« des Capitan Spavento und seines Dieners Trappola in seinem »Schrecklichen Helden« und im »Supplement« dazu, in den Gesprächen zwischen dem »Helden« und seinem »Totumfak« mit brillanter Verve parodierte (1664). So hörten Rang- und Altersunterschiede auf; das Talent entschied, und willig erkannte der hohe Kastellan den Vorzug eines ganz Unbeamteten an; so bahnte sich zu der adeligen noch eine besondere litterarische Konfraternität an.

Leider führte diese Art litterarischer Thätigkeit Nachteile mit sich. Die groſsen Herren sowohl wie die alten Haudegen waren und wurden nie Litteraten: viele von ihnen dachten nie daran, in die Öffentlichkeit herauszutreten, als gäbe es keine Druckerpresse; es lockten sie keine litterarischen Lorbeeren. Ihre Werke behielten sie für sich und den engsten Bekanntenkreis, wo sie in einigen wenigen Abschriften kursierten. Keiner von den vielen genannten, — auſser Piekarski, — hat etwas gedruckt; als Andreas Morstin auf die Bitten seines Cousins und ebenfalls Dichters, des Obersten, dann Palatins Stanislaus Morstin mit einigen seiner Werke herausrücken sollte, muſste er sie erst in Schutt und Moder aussuchen; der Pastor fido des Groſsmarschalls und Rebellen ist erst Dezennien nach seinem Tode im Drucke erschienen, und der »Artaxes« seines Sohnes und ebenfalls Groſsmarschalls, das interessanteste Werk polnischer Prosa des 17. Jahrhunderts, erschien auch nach Jahren erst auf Drängen

von Bekannten; andere haben überhaupt keine Zeile zu drucken gestattet. Dadurch ist nun wieder vieles für immer verloren gegangen; die wenigen Abschriften, bei der Sorglosigkeit, mit welcher der Pole seine Bücher behandelte, sind in Moder oder Flammen aufgegangen. Für manches Erhaltene ist oft der Autor nicht mehr oder nicht sicher anzugeben, denn von einem Sichnennen war nie die Rede; die Tradition behielt manchmal den richtigen Namen, manchmal einen falschen, wies z. B. den Pastor fido dem Kronkanzler Ossolinski zu. Ungleich schlimmer wirkte jedoch, dafs ein derartiges Schaffen ganz dilettantisch werden mufste: man schrieb ja nur für sich, dachte an keine Öffentlichkeit, an keine unbefangene Kritik, man nahm die Sache nie recht ernst, man vertrieb damit die Zeit sich und andern; was sollte da erst ein sorgfältiges Feilen und Wägen? Man strebte nie nach dem Höchsten, und leistete darum noch weniger, als das angeborene Talent hätte erwarten lassen; blutiger Dilettantismus wurde der Erbmakel dieser ganzen Litteratur, die keinerlei Kritik angespornt, belehrt, gewarnt hat.

So geschah es denn, dafs die geschmackvolleren, moderneren, interessanteren Werke der Zeit den Zeitgenossen selbst vorenthalten blieben, dafs die Druckerpressen von fadem, seichten Geschwätz der Lobhudler in Vers und Prosa, in Latein und Polnisch, und von frommen Traktätchen, Predigten, Gebetbüchern allein in Anspruch genommen wurden; die Hauptwerke des 17. Jahrhunderts, diejenigen, welche neben den feilen oder frommen Skribenten und Skripturen, neben der ödesten Prosa und noch öderen Versen, Geist und Gefühl, Phantasie und Humor, Geschmack und Wahrheit bewiesen, sind erst im 19. Jahrhundert zum erstenmal an die Öffentlichkeit gelangt; niemals ist so systematisch das Licht unter den Scheffel gestellt worden. Die Litteratur zerfiel förmlich in die offene, gedruckte, wo panegyrisches Lügen und asketisches Winseln überwog, und in die unzugänglichere handschriftliche, die allein Zeugnis ablegte für Menschen und Zeiten. Es spreizte sich breit alles Überflüssige, Gedankenleere, Formlose; verborgen blieb, was belehren, anregen, läutern sollte. Der Hofmarschall Lukas Opalinski schrieb z. B. einen »Poeta«, die erste polnische Poetik in Versen, vor Boileau, mit treffenden Bemerkungen, satirischen Ausfällen, die manchen hätte zum Nachdenken bringen können; sie ist in einer einzigen Abschrift

erhalten und daraus 1782, nach anderthalb Jahrhunderten, gedruckt worden; seine sehr interessante und sehr scharfe Satire auf die Ereignisse von 1648 in gemischter Form blieb so gut wie unbekannt. Dafür druckte man, was Eitelkeit beim Hunger bestellt hatte, Leichenpredigten, wo jedes Wort erlogen war, und Gedichte, die nur Sinn und Form verspotteten. So mufsten spätere Zeiten völlig falsche Begriffe von dieser Litteratur gewinnen, man hielt sich naturgemäfs nur an das Gedruckte und urteilte nach seiner Panegyrik und Asketik über die ganze Zeit ab; die Reputation derselben wurde die kläglichste. Erst als im Verlaufe weniger Jahre (1834—1850) einige Hauptwerke aus Handschriften bekannt wurden, wobei man das erst veröffentlichte längere Zeit für eine moderne Fälschung hielt, so wenig entsprach es den landläufigen Vorstellungen von dieser Zeit, — wurde man in diesem Urteil unsicher und erkannte die Notwendigkeit einer Nachprüfung; immer neue Schätze, manchmal Sachen von aufserordentlichem Umfange, förderte man dabei zu Tage, und ganz zu Unrecht war diese Zeit als eine blofs panegyrisch-asketische gebrandmarkt worden. Freilich konnten alle diese Funde den dilettantenhaften Charakter dieser Produktion nicht wegwischen; aber an das wenige Gute, was schon damals gedruckt worden ist, reihte sich jetzt vieles Bessere an und gewährte die Einsicht in ein frisches, sympathisches, bedeutendes Treiben, wie man es nach früherer Erfahrung nie von dieser Zeit erwartet hätte; in dieser Richtung sind die Funde noch lange nicht abgeschlossen, und bleibt von der Zukunft noch manches zu erwarten.

Dafs diese Litteratur Züge aufweist, die sie scharf von der vorausgegangenen und nachfolgenden scheiden, darf nicht wundernehmen. Hatte das 16. Jahrhundert sich meist nur in kleineren Sachen versucht, hatte es vergebens nach einem heroischen Gedicht, nach einem nationalen Epos sich gesehnt, fehlte ihm die Lust am Fabulieren, das 17. brachte den Mangel ein; war die vorige Litteratur in ihren besten Erzeugnissen von griechischem und römischem Geist, Stoff und Form beherrscht oder beeinflufst, trat jetzt der italienische Einfluſs durch Tasso, Ariosto, Marino, in den Vordergrund, und im Hintergrunde erhoben sich bereits Corneille, Racine, Lafontaine; war dort nur religiöse Lyrik von innigem Gefühl eingegeben, wurde jetzt auch

die erotische sinnlicher und frischer, obwohl die ganze altpolnische Art erotische Lyrik ausschloſs, mehr aus bloſser Nachahmung als aus sich heraus sie gestaltete. Aber als wesentlichstes verblieb, daſs die Litteratur, wie das Leben der Nation überhaupt, gegen fremde Vorbilder und Einflüsse sich langsam abzuschlieſsen begann, aus dem eigenen Boden schöpfte, ungleich nationaler, charakteristischer, auch einseitiger wurde als zuvor: das Leben spiegelte sich in dieser Litteratur vielseitiger, wahrhaftiger, nachhaltiger ab, als je zuvor oder nachher.

Dieses Lebens Bahnen waren nun folgende. Der Adlige wuchs in strenger Hauszucht auf; die Gewalt der Eltern war eine despotische, kannte kein Selbstbestimmungsrecht der Kinder, die Töchter wurden verheiratet oder ins Kloster gesteckt, die Söhne zur Geistlichkeit, zum Hofdienst, zur »Palästra« bestimmt, nachdem die Schule, oft nur kurz, war besucht worden. Die Reisen ins Ausland zu Bildungszwecken hörten auf; studierte im 16. Jahrhundert die ganze Jugend in Padua, galt italienischer Schliff für unerläſslich, so verloren sich jetzt die Polen, nur die Söhne des Hochadels schlossen auf Reisen ihre Erziehung ab; immer selbstverständlicher wird es, daſs der Pole, wie einst der alte Rey, keinen Fuſs über die Grenzen des Landes gesetzt hat; so minderte sich der geistige Zusammenhang mit dem Abendlande. Von der Schule trat man auf ein paar Jahre ins Heer ein, wenn man es nicht vorzog, in den »Hof« eines Herren sich aufnehmen zu lassen, wo man den eigentlichen Schliff fürs Leben erhielt; dieser unbezahlte Hofdienst, als Sekretär, zur Assistenz und dgl., eröffnete Aussichten auf die Zukunft und führte ins gesellschaftliche und politische Leben ein. Verschiedene Berufe gab es im Grunde nicht, der Pole war eben nur Landedelmann und sein Streben, rasch in den Hafen der Ehe einzulaufen, seine Güter zu bewirtschaften und mit den »Brüdern« vergnügt zusammenzuleben. Dieses Leben gewann somit wieder die patriarchalischen Züge, welche das 16. Jahrhundert verwischen wollte, und Reys Ideale verwirklichten sich erst jetzt. Die Tradition, der Väter Brauch, wurde allmächtig, duldete keine Auflehnung und war, bei der Ohnmacht der Gesetze und Gerichte, bei dem erregbaren Temperament, bei dem Hang zur Willkür, oft die einzige, wirksame Schranke für diese Kraft- und Gewaltnaturen; ein lebhaft entwickeltes Ehrgefühl, das dem

Polen z. B. russische Zustände unfaſsbar machte, lieſs ihn vor allem den guten Ruf, die Ehre des Wappens und des »Geschlechtes« unbefleckt erhalten. Der Adel verpflichtete, wehrte gewisse Beschäftigungen (Handel, Gewerbe) als unstandesgemäſs ab, die ständige Niederlassung in der Stadt würde Verlust der Adelsprivilegien nach sich ziehen; er war eine Art heiligen Bundes, mit gewisser mystischer Kraft, ein Sakrament. Und mit Eifersucht wachte der Pole über seinem Adel, seiner Gleichheit; er murrte über freigebiges Schalten mit dem Indigenat und Nobilitierungen; er verfolgte den Bürgerlichen, der, auf Reichtum, Verbindungen oder die Vergeſslichkeit der Menge trauend, aus einem genere sus zu einem generosus werden, seine Namensendung -wicz in ein -ski verwandeln wollte: der Liber Plebeanorum, in welchem der alte Trepka unerbittlich alle Eindringlinge im kleinpolnischen Adel entlarvte und bloſsstellte, ist ein interessantes (natürlich ungedrucktes) Denkmal dieser Richtung; jedes Blatt dieser Handschrift enthält dankbaren Stoff für eine Novelle oder für den Pitaval. Daher kannte denn jeder Adlige seine »Antenaten« und alle seine »Kolligationen« und pochte auf die Verdienste seiner Ahnen, auf das mit ihrem Blute erworbene »Kleinod«; daher sein Interesse für Heraldik; das 17. Jahrhundert war reich an erschöpfenden Darstellungen derselben: des Dominikaners Okolski für die »Krone«, des Jesuiten Kojalowicz für Litauen, daneben viele kleinere Arbeiten eines Jagodynski, Giermanski, Grodzienski, Gorczyn u. a.; groſse poetische Werke wurden den Wappen ganz (Potozki) oder zum Teil (Kuligowski in seinem Demokrit) gewidmet, und jede Leichenpredigt, jede Dedikation begann mit einer Anpreisung der Wappen, Erklärung ihrer Symbolik, Aufzählung der Vorfahren, ihrer Würden und Thaten; die Hochzeitskarmina wie die Predigten gingen dann unter den Wappentiteln in die Welt, daher alle die Ungeheuerlichkeiten, an denen sich die Zeit so gefiel, der Scharfsinn und die Geschmacklosigkeiten, die sie dabei entwickelte in diesen ungezählten »die auf der Sreniawa (Wappennàme) schwimmende Argo«, »der in den Himmel eingeführte Familien-Pfeil«, »der für seine anmutige und Gott genehme Stimme mit dem Ringe goldenglücklicher Ewigkeit gesättigte Korvin in der Person des Herrn Jan Krasinski« (das Wappen war Rabe mit Ring im Schnabel), »die Oborskische

Lilie mit dem Quell der Lubomirski bewässert« u. s. w. Gegen diese gedankenlose Verlogenheit protestierte niemand; weil vom Menschen nichts zu rühmen war, pries man sein Wappen; an die Erneuerung der »Verdienste« der Ahnen dachte niemand.

Zwar wurde der Kriegsdienst theoretisch hoch geschätzt, als Vorrecht und Pflicht des Adels, aber praktisch trat er ganz zurück; vor allem wollte die adlige Nation nicht im Lebensgenusse gestört werden. Die Umstände waren freilich stärker; als die Nation sich am sichersten fühlte, weil sie die Kriegspläne des Hofes glücklich vereitelt hätte, wurde sie in einen zwanzigjährigen Krieg verwickelt, der sie mehrfach hart an den Rand des Unterganges brachte; aus dieser Zeit eben schöpfte Sienkiewicz den Stoff zu seiner Trilogie. Doch hat er nicht alle Seiten dieses Kriegslebens erfaſst, die zeitgenössische Litteratur gewährt reichere Ausbeute; sie schilderte die Kehrseiten, die Seuchen, die das Lager decimieren (einer solchen gemeinen Seuche erlag ja auch der Held des Sienkiewicz, »Fürst Jarema«, doch nicht im Roman); den Hunger und Durst, welcher (nicht nur in Zbarasch) den Tapfern knickte (hunderttausend Türken hätte eine Handvoll vergebens belagert, wenn sie nicht der »Bauch« schnöde ausgeliefert hätte), welcher den Gefährten zwang, seinen ermatteten Kameraden totzuschieſsen, damit er nicht in die Hände des Feindes falle und auf der Tortur etwas verrate; die blinde Anhänglichkeit an die »Mutter Fahne«, um welche sich der Adelshaufen eher niederhauen lieſs, als daſs er sie preisgegeben hätte; die zähe Beharrlichkeit, welche das todmüde Häuflein, mit den Lanzenstummeln in der Hand, zum zehnten- oder zwölftenmal die Feindesheere anreiten lieſs, wie bei Kluschino, der gewagtesten aller Schlachten, die je gewonnen worden sind, wo der polnische Feldherr nur die Hände gegen den Himmel hob, wie er seine Fähnlein in der Russenflut verschwinden sah, und die doch mit der Kapitulation des zehnmal stärkeren Gegners endigte.

Auch aus dem Lager führte der Weg ins öffentliche Leben. Hier trat nun die Rhetorik in ihre Rechte, statt Einsicht und Wissen. Der weitläufige parlamentarische Mechanismus verbrauchte entsetzlich viel Reden, und die üble Gewohnheit verpflanzte sich in das Privatleben, wo die Leichenbegängnisse, namentlich jedoch die Hochzeitsfeiern mit ihren traditionellen

Episoden (Überreichung der Braut, der Geschenke u. s. w.) die Redewut entfesselten; der rhetorische, amplifikatorische und panegyrische Stil wurde zu einem Krebsschaden der Beratungen, wo Vaterland und Freiheit zu Tode geredet worden sind. In allen diesen Reden machte sich dann das Latein auf Kosten des Polnischen, die Schmeichelei auf Kosten der Wahrheit, die Popularitätshascherei auf Kosten der Staatsinteressen breit. Die litterarische Form war eine äufserst unglückliche, verderbliche: schon seit dem 16. Jahrhundert war man gewöhnt, trotz vereinzelter Proteste, lateinische nicht nur Sentenzen, sondern Satzbrocken und einzelne Wörter einzumischen; es war dies zum Teil Bequemlichkeit, Gedankenfaulheit, die nach dem fertigen, stereotypen Ausdruck griff, zum Teil Eitelkeit, Prahlerei mit der angelernten Bildung; geschmackvollere Leute haben dies im öffentlichen Auftreten zwar gemieden, aber im Brief hat auch ein Kochanowski ebenso gesündigt. Dieser Mifsbrauch, der auch einen mifsbräuchlichen Namen erhielt — denn man nannte ihn fälschlich »Makaronisieren« —, pflanzte sich ins 17. Jahrhundert fort, und bei der Ausschliefslichkeit des Lateinstudiums war er nicht mehr auszurotten; Leute, die ihn theoretisch bekämpften, z. B. Christoph Opalinski, trieben es in der Praxis ebenso. Dieses Einmengen des Latein ins Polnische änderte schliefslich die Wortfolge der polnischen Prosa, die noch heute lateinischen, nicht slavischen Tonfall hat, beraubte die Sprache ihrer Gelenkigkeit, Ausdrucksfähigkeit, liefs sie verarmen und verknöchern, während die poetische Sprache ihre alte Fülle und Freiheit behielt; der Schriftsteller, der den geschmeidigsten polnischen Vers beherrschte, war unbehilflich in der Prosa mit ihren lateinischen Krücken; von dieser pedantischen Manier hielten sich nur noch die Kanzelredner fern, die Rücksicht auf Frauen und Volk nehmen mufsten; sonst sind nur wenige Prosawerke, z. B. der Artaxes des St. Lubomirski, frei von dieser Pest.

Immer mehr verlor sich der Sinn für Symmetrie, Eleganz, Geschmack und feinere Bildung; man liefs sich immer freier gehen, das gesunde, robuste Lachen, das Behagen an Derbheit und Zote, die Verachtung feinerer Umgangsformen, das Geräuschvolle, Lärmende, Kordiale nahmen überhand, erstickten die frühere Kultur der Sinne. Die alten Sitten oder Unsitten — die Küsserei der Männer bei Begegnungen, was »in Polen bereits

aufgehört hatte und nur bei den gemeinen Russen im Schwange war« (1608), oder die Unmasse von Dienerschaft, die nur sich selbst bediente, oder das Zerschlagen der Gläser am eigenen Kopf, vergebens wehrte dies der König dem alten Hetman, an dessen Kopf dem Vaterlande soviel gelegen wäre —, die Zechgelage mit ihrem Ceremoniell, dem »Wilkum« und der »vollen«, die überlangen Mahlzeiten, die rohen Genüsse, Jagd und Spiel, der Duellunfug (mit unblutigem Ausgange und Anlafs zu neuem Pokulieren), die Verschwendung und leichtsinnige Wirtschaft, die öfters in den Gegensatz schmutzigen Geizes umschlug, nisteten sich immer tiefer ein; der gesittetere, vornehmere Teil gab dann die Bekämpfung dieser Laster und Roheiten auf, man mufste »mit den Krähen krächzen«, wenn man nicht als Verächter der Gleichheit und Kordialität, der Brüderlichkeit und des Patriotismus gelten wollte.

Immer gleichmäfsiger dehnte sich dann dieses adlige Treiben über das ganze weite Reich aus; von den Karpathen bis über den Dniepr und von der baltischen Küste bis an die Donau trug man dieselbe ungarische Tracht, die Delja, den Zupan, den krummen Säbel, trank man die ungarischen Weine, welche die trefflichen alten Mete und Biere für immer verdrängten; denn in Ungarn wurde der Wein geboren, um in Polen zu sterben, obwohl diese fremden Getränke und Stoffe das Geld dem Lande entzogen, das sichtlich verarmte; man sprach überall dieselbe »makaronische« Sprache, fastete ebenso, betete und beichtete.

Diese Gleich- und Einförmigkeit der ökonomischen Verhältnisse, des politischen Treibens und geistigen Lebens prägte sich denn auch in der Litteratur aus, in der statt des Individuellen das Massige, Heerdenartige überwog. Bot das 16. Jahrhundert eine Fülle streng geschiedener Typen, auf der einen Seite einen Kochanowski, Gornizki, die Humanisten, auf der anderen Bielski, Rey, die Sarmaten, auf beiden Seiten eine reiche Abstufung aller möglichen Nuancen, so verwischten sich in der Litteratur des 17. Jahrhunderts die Unterschiede; die Töne von jung und alt, Protestanten und Katholiken, Soldaten und Juristen u. s. w. flossen ineinander, und die gleichzeitigen Handschriften stellten diese Unterschiedslosigkeit greifbar dar, durcheinanderwirrend die Gedichte z. B. aller möglichen Verfasser, auf das Lied eines kleinpolnischen Katholiken H. Morstin folgen lassend das eines

litauischen Kalviners, Naborowski, oder eines Arianers, Karmanowski, oder ein und dasselbe Lied vielen Verfassern zuschreibend. Die Litteratur des 17. Jahrhunderts, trotz der verschiedenartigsten Stoffe, Formen, Autoren, ist von einer so einheitlichen Schicht überzogen, dafs ein scharfes Auseinanderhalten der Schriftsteller förmlich zwecklos würde, dem uniformierenden Geist der Zeit wenigstens nicht entspräche. Sie trug auch noch andere eigenartige Züge.

Eine mächtige epische und nicht minder mächtige satirische Ader durchzogen sie stets. Jäher Wechsel ungeahnter Ereignisse, Wirren und Katastrophen, aus denen kein Ausgang mehr möglich schien, unverhofftes Glück, mufsten zur Fixierung, zum Sammeln der Eindrücke, zur Wiedergabe des Gesehenen und Geschehenen auffordern, mufsten dem 17. Jahrhundert seinen grofsartigen epischen Zug aufdrücken. Das 16. Jahrhundert war die Zeit geistiger Kämpfe, verflofs äufserlich in nur wenig gestörter Ruhe, in weichlichem Genufs, bot keinen Boden für epischen Anlauf; das 17. war eine Zeit härtester, langwieriger, physischer Kämpfe; da schwiegen die Geister, redeten die Fäuste; da wurde die ganze Nation durcheinandergerüttelt, der Sieger von gestern war heute Flüchtling; die »Sintflut« verschonte keine Gegend, kannte keine gesicherte Zufluchtsstätte. Kein Wunder, dafs in diesen mächtigen Kämpfen der epische Geist erwachte, wie niemals in der polnischen Litteratur zuvor, dafs das Epos aller möglichen Formen das eigentliche Kennzeichen dieser Zeit geworden ist. Diese heroischen Kämpfe fesselten sogar das Ausland, und lange bevor die »Ragusäer« in Rufsland Peters des Grofsen und Katharinas II. den Hort der Slaven, den Vernichter der Türken erkannt hatten, wandten sie sich durch ihren gröfsten Dichter, Gundulić (»Osman«), an das Polen, das durch seinen Chozimersieg und durch seinen König Wladyslaw, der nicht umsonst des Varnensers Namen zu führen schien, von der Vorsehung zu derselben Rolle ihnen bestimmt erschien. Epische Gedichte, historische Poesie, Memoiren, von einer Fülle und Vielseitigkeit, die dem 16. Jahrhundert ganz unbekannt war, begleiteten jetzt jede That und jede Wendung, von 1600, von der russischen Gesandtschaft des Leo Sapieha, bis 1699, bis zum Krönungszug des Sachsen auf den Wawel, die Königsburg in Krakau; keine gleichzeitige Litteratur kannte

gleich unerschöpfliche Bestände einer Epik, die ästhetischen Forderungen nicht entsprechen mochte, aber durch den Stoff für die mangelnde Form entschädigte. Satire kannte ja schon und übte fleifsig das vorige Jahrhundert; aber jetzt klafften die Gegensätze zwischen Wort und Gesinnung, zwischen Recht und Willkür, zwischen der Einfachheit der Ahnen und dem Saus und Braus der Gegenwart, zwischen Einsicht und Verblendung tiefer auseinander; der Satiriker tauchte jetzt seine Feder in Gift und Galle oder es überkam ihn mutlose Verzweiflung, dafs es nicht mehr anders, besser werden könnte; dem Epiker trat würdig der Satiriker zur Seite, und oft flossen beide Richtungen ineinander.

Von den epischen Gedichten sind natürlich die kurzen, die gereimten Zeitungen, auszuschliefsen, die stets wie Pilze nach dem Regen aufschossen. Von den grofsen »Maschinen« wäre gleich der Bericht zu erwähnen, den der Kalviner Pielgrzymowski, Mitglied der Gesandtschaft an Zar Boris von 1600 und 1601, über dieselbe an Leo Sapieha, ihr Haupt, gerichtet hat: er hat die Aufzeichnungen seines »Diarius« zu Hause in Tausende von Versen gebracht; die Verse sind nicht gut, aber der Gegensatz von polnischem (Sapieha und Pielgrzymowski waren Litauer) und russischem Wesen, von Kultur und Barbarei ist tief empfunden und in einer Fülle von Einzelheiten und Invektiven drastisch ausgesprochen; das Werk ist noch aus dem Geiste des 16. Jahrhunderts geboren, der Kalviner widmete es unbefangen dem eifrigen Katholiken, konfessionelle Gegensätze sprachen noch wenig mit. In gleicher Weise, ohne besonderen Schmuck, behandelten andere folgende Ereignisse, z. B. Krajewski die Belagerung von Smolensk. Besonders bezeichnend wurde hier die Thätigkeit von Samuel Twardowski; er hatte die grofse Gesandtschaft zur Pforte 1622 unter Fürst Zbaraski mitgemacht, Einzelheiten notiert, die er zu Hause mit Aufgebot Virgilianischer und Lukanischer Floskeln und Bilder in Verse brachte; Freunde drangen auf die Veröffentlichung der »Bedeutenden Gesandtschaft«, die 1634 erschien und förmlich Schule machte. Wiederum interessiert Twardowski namentlich durch die Fülle und den Reiz des Gesehenen, des bunten orientalischen Treibens, der dramatischen Kollisionen beim Friedenswerke; er notierte sogar die Bedeutung der vielen türkischen Termini seines Textes am

Rande. Und er wurde nun zum anerkannten »sarmatischen Maro«; auf die »Gesandtschaft« folgte sein »Wladislaus IV.«, die Geschichte des Königssohnes, seiner ersten Feldzüge, seiner Auslandsreise, seiner Königswahl und ersten Erfolge; freilich, statt des gehofften Lohnes, auf Forderung des angeblich gekränkten Rufsland, verbrannte der Henker das Epos auf dem Warschauer »Ring«; auf »Wladislaus« folgte der noch umfangreichere »Bürgerkrieg«, die Jahre 1648—1660, partienweise ihre einzelnen Wendungen schildernd, nicht wie die vorausgegangenen blofse Fakta, sondern auch bittere Vorwürfe und Mahnungen enthaltend, in kräftiger, gedrungener Sprache, die wohlthuend abstach von der nichtssagenden Weitschweifigkeit, mit der Kastellan Krasinski in seinem »Tanz (d. i. Kriegstanz) der Republik Polen« die Ereignisse von 1656—1668 erzählte, wobei er den Fragen nach den Ursachen und Zielen, nach dem, was hinter den Coulissen sich abspielte, sorgfältig aus dem Wege ging.

Das Bedeutendste leistete Wazlaw Potozki mit seinem »Chozimer Krieg«. Die Türkengefahr war akut geworden; das uneinnehmbare Kamieniez, dessen letzte Verteidiger in die Luft geflogen waren, war gefallen; die Grenzen Polens lagen offen; da griff der Dichter ein halbes Jahrhundert zurück, nach dem Feldzug von 1621, wo nach heifsem Ringen die furchtbare Invasion des jungen Osman vor Chozim zum Stehen kam und schliefslich zum Rückzug war gezwungen worden; als Lehre und Aneiferung für die Gegenwart brachte der Dichter in polnische Verse, was der lateinische »Kommentar« dieses Krieges von der Hand eines der Kriegskommissäre, des alten Sobieski, aufgezeichnet hatte. Das Werk war eine Historie, kein Epos, und doch die bedeutendste epische Leistung der Polen vor Mizkiewicz: die kräftige, bilderreiche, derbe Sprache, das ungeschmeichelte, einheimische Kolorit, sogar der Landschaften, ohne die banalen klassischen Floskeln des Twardowski, das latente Gefühl von Freude und Trauer, von Begeisterung und Entrüstung, die scharfen Ausfälle gegen die unmännliche Gegenwart erhoben das Poem weit über blofs stoffliche Wirkung und lassen lebhaft bedauern, dafs es zum erstenmal erst 1850 gedruckt worden ist und nur noch rein litterarisch wirken konnte.

Dagegen fand der glorreiche Wiener Entsatz keinen Twardowski und keinen Potozki: bei letzterem überwog der Hafs

gegen Österreich so sehr die Freude an der Türkenvernichtung, daſs er in seinen ungezählten Versen fast jede Anspielung auf Wien mied; nur der königliche Historiograph, Vespasian Kochowski, lieſs es sich nicht entgehen, noch einmal seinen längst abgedankten Pegasus zu besteigen und in einem lyrisch-epischen Poem die Heldenthat zu besingen, aber er lieferte eher eine Skizze als ein Epos und vertröstete auf den prosaischen Kommentarius; sonst tummelten sich nur die unbedeutendsten Musenjünger; die folgenden Ereignisse entsprachen dann nicht mehr dem gewaltigen Anlauf, und auch Kochowski wagte nicht einen zweiten Gesang an jenen ersten zu setzen. In dieser überreichen epischen Litteratur flossen zwei verschiedene Richtungen zusammen, die antike und die romantische; erstere dominierte nicht nur von der Schule und den Originalen her, sondern von den zahlreichen Übersetzungen, welche gerade das 17. Jahrhundert gegenüber dem 16., das sie fast gar nicht kannte, charakterisierten; kaum daſs 1590 die »Äneis« erschienen war. Jetzt erfuhren Horaz (in einer Übersetzung und in einer ganz freien Umarbeitung, die wenig vom Original behielt, des Arztes und Aristotelikers Petrycy in der Moskauer Gefangenschaft), die Metamorphosen (von einem Arianer, Otwinowski, wegen der vermeintlichen Verkapptheit hebräisch-christlicher Mythen im klassischen Gewande — derselbe übersetzte auch die »Georgika« — und von Zebrowski), die »Pharsalia« mehrfache Übersetzungen, wobei dann die eine die ganze Knappheit der lateinischen Diktion nachahmte, die andere breiter und gemächlicher einherging; neben ihnen waren Persius und der Tragiker Seneka, dann die Prosaisten, Caesar u. s. w., die vertiert wurden. Doch zu den Römern traten jetzt die Italiener neu hinzu.

Bekanntschaft mit ihnen setzte schon das 16. Jahrhundert ohne weiteres voraus; Dante, Petrarca, Tasso waren einem Kochanowski oder Gornizki nicht nur dem Namen nach geläufig; sie begleiteten Polen nach Ruſsland, und in einen italienischen Petrarca klebten polnische Gefangene ihre Korrespondenz ein (1607). Zu einer bewuſsten Nachahmung, Übersetzung, Einbürgerung kam es jedoch erst jetzt. Von Einzelnen ging die Bewegung aus; Jan Smolik wird, der erste, den »Pastor fido« und italienische Tragödien und erotische Idyllen übersetzt und nachgeahmt haben; entscheidend wurde jedoch die Übersetzung

des »Befreiten Jerusalem« durch Peter Kochanowski (1618), die drei Auflagen im 17. Jahrhundert erlebte. Allerdings ist das italienische Original vergröbert; nicht umsonst trug es später den Titel »Lagergeschichte«, es atmete kriegerischen Geist und sarmatische Luft. Diese Verquickung von Geschichte und Erfindung reizte zur Nachahmung; in einer »Belagerung von Czenstochau« z. B. hat ihr ungenannter Verfasser die Schwedenkämpfe mit den romantischsten Verwicklungen durchflochten, mit Liebespaaren, Entrückungen, Zauberei, Visionen in buntestem Durcheinander; ja ein ehrbarer Adliger, Borzymowski, schilderte im vergilianischen Stil (1662) eine Meerreise von Danzig nach Lübeck, wob neben einem Bericht über den Kosakenkrieg in das Reisewerk Städte, Menschen und Verhältnisse ein, die auf der Reiseroute gewifs nicht zu finden waren und eher an den patriarchalischen Osten erinnerten, und fand sogar Raum für eine effektvolle Verführungsgeschichte mit tragischem Ausgange. Auch Kochowski behandelte seine »Apologie« des Rebellen Lubomirski und seinen »Entsatz Wiens« nicht nur in Tassos Stanzen, sondern mit romantischem Einweben himmlischer und höllischer Geister und Gespenster.

Wirkte so Tasso auf das historische Gedicht, so erstreckte sich sein und der übrigen Italiener Einfluſs noch mehr auf das romantische Epos, eine Gattung, die jetzt ebenfalls reich gepflegt wurde. Neben Tasso übersetzte ja derselbe Kochanowski noch den »Rasenden Roland«, und die vielen, schönen Abschriften (das Werk blieb ungedruckt) zeugten von dem Interesse, das er erweckte. Ein Ungenannter (vielleicht der königliche Sekretär Grotkowski) übersetzte die zwanzig Gesänge von Marinos »Adone«: er erlaubte sich die gewöhnlichen Freiheiten eines damaligen Übersetzers, feierte z. B. seinen Heimatfluſs, die Nida, wo Marino vom Sepeto sprach; aber schon dies zeugte von groſser Virtuosität in der Behandlung von Vers und Sprache, daſs er die reiche Fülle einer jeden italienischen Stanze in je einer polnischen unterzubringen vermochte, da doch die polnische Sprache keine Verschleifungen kennt und an ihrer ausführlichen Formenbezeichnung schwer trägt, im wesentlichen Nachteil gegen die italienische. Den vierten Gesang des »Adone«, die Novellette (von Psyche und Amor), übersetzte besonders der junge Andrzey Morstin, rivalisierend vielleicht mit Grotkowski, den er als seinen unerreichten Meister noch kurz vorher gefeiert hatte; doch ging

Morstin freier zu Werke, nicht nur, daſs er ganze Stanzen zum Lobe der polnischen Königin (Maria von Gonzaga, die Gemahlin nacheinander von Wladislaw IV. und Jan Kasimir) und ihrer Hoffräulein — darunter der späteren eigenen Gemahlin — einrückte, sondern durch seinen ungleich loseren, namentlich gegen Ende des Werkes mutwilligeren Ton; sonst war seiner Übersetzung das Lob noch gröſserer Gewandtheit nicht vorzuenthalten.

Es blieb jedoch nicht bei diesen Übersetzungen aus Ariosto und Marino, dessen »Strage degl' innocenti« in einer ungleich mehr frommen als gelungenen Übertragung eines Mönches eingebürgert wurde; man ging in derselben Richtung auch selbständig vor. Hieronim Morstin (die Familien Morstin und Kochanowski zählten im 17. Jahrhundert viele Dichter und Dichterlinge) dichtete eine »Banialuka«, wie ein Märchen aus dem Volksmunde, von dem getrennten Liebespaar, das sich wiederfindet, als der Gärtner-Königssohn im Turnier die Gegner niederwirft; Wind, Mond und Sonne wiesen ihm die Wege, befragten die Tiere und Vögel für ihn, deren Stimmen wiedergegeben wurden, ein nicht leicht nachzuahmendes Kunststück, wobei sogar, gleichgültig für Poesie, aber interessant für den Naturforscher, die Stimmen von Auer und Wisent richtig auseinandergehalten werden konnten und jeder Vogel seinen Naturlaut behielt; nach dem Tode des Dichters gedruckt, erlebte es noch acht Auflagen, um schlieſslich zum Gespött herabzusinken, denn der Eigenname der holden Prinzessin bedeutete längst schon Faseleien. Morstin brachte auch andere Liebesgeschichten mit tragischem Abschluſs, »Guiskard und Gismonda«, sowie Geschichten eigener Erfindung mit souveräner Verachtung von Geographie und Chronologie, in Verse und fand Nachahmer, die Novellen aus Boccaccio, aus Belforest, aus den »Sieben Weisen« in mehr oder minder passable Reime, oft mit bedeutenden Erweiterungen und recht interessantem Detail, einkleideten; im »Turm« aus den »Weisen« z. B. eroberte der sangeskundige Pole durch den Vortrag von Kosakendumen (Rhapsodien) Ohr und Herz der italienischen Schönen. Auch der Epiker Twardowski versuchte sich, und zwar mit Glück, im romantischen kleineren Epos; seine »Anmutige Pasqualina« ist auf einer Episode der Dionea aufgebaut; seine »In den Lorbeerbaum verwandelte Daphnis« war zwar dialogisch, ohne doch eigentliches

Drama zu werden, und Stanislaw Lubomirski dichtete ähnlich den »Orpheus«: allen drei Werkchen ist Reiz der Sprache und mancher anmutige Zug gemein; der Ton des »Orpheus« loser, wie in der »Psyche« des Morstin.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts trat Wazlaw Potozki mit seiner »Argenis« und seinem »Syloret« hervor. Er gehörte einer bekannten Arianerfamilie an, war jedoch gegenüber dem drohenden Edikt von 1658 zum Katholizismus übergetreten, während seine Frau bei dem alten Glauben verblieb. Vor diesen Mifshelligkeiten mag er sich der Poesie endgültig zugewendet haben, der längst dilettierte; hatte er doch Novellen in den obligaten Stanzen verfafst, eine »Judith«, wo er seinem durch Chmielnizki bedrängten Polen eine ähnliche Frau erstehen wünschte, eine »Virginia«, also weibliche Heroinen auch später noch wählend, als ob er von Männern nicht viel hielte, aufserdem viele religiöse Gedichte, — in diesem Musendienst verblieb er nun Zeit seines langen und an Schicksalsschlägen reichen Lebens. Die Berühmtheit des Barclayschen Romans, seine weisen Bemerkungen über Staatsform u. dgl., die ja Richelieu belehrt haben sollen, zogen den Polen an, der von seiner Arianerjugend her allzu sehr in der streng moralisierenden Richtung auferzogen war, als dafs er an Werken reiner Phantasie hätte Gefallen finden können. So gofs er die lateinische »Argenis« in seine Stanzen, und es ist interessant, zu beobachten, wie sich der eingefleischte Pole mit den Auseinandersetzungen über Erbmonarchie, Absolutismus u. dgl. abfand. Das Werk war schon in den sechziger Jahren abgeschlossen, aber es wurde erst 1696 gedruckt, und Neuauflagen, Fortsetzungen, Auszüge bewiesen, wie sehr es das Publikum befriedigte. Es war dies der erste grofse polnische Roman, allerdings in Versen; der darauf folgende »Syloret« ist eine eigene Erfindung des Dichters gewesen. Der Grundgedanke war auch hier, nicht zu verzagen, auf Gottes Hilfe zu vertrauen, die schwersten Prüfungen ruhig hinzunehmen, was schliefslich belohnt würde, obwohl die eigenen Erfahrungen des Dichters von dieser Hilfe recht wenig verspüren mochten. Den Stoff bildete er sich selbst aus dem Material, das er in den Ethiopika des Heliodor fand, die damals auch schon in polnische Prosa übersetzt waren; es waren somit die bekannten Entführungen durch Seeräuber, Tempelscenen, Abenteuer zu Wasser

und zu Lande, das glückliche Wiederfinden längst Totgeglaubter, Phädramotive u. dgl., ausgedehnt über drei Generationen, deren es ebensogut dreifsig hätte geben können; der Roman war nur äufserlich durch die Bande zwischen Grofsvater, Vater und Enkel zusammengehalten; politische Bemerkungen traten hier nicht mehr hervor, wie in der »Argenis«; die Lust am Fabulieren war offenbar gewachsen. Beide Romane, auch in Abschriften viel verbreitet (gedruckt wurde der »Syloret« übrigens erst 1764, als sich der Geschmack bereits völlig geändert hatte), interessierten durch ihre Neuheit; »Romanien« konnte der Pole bisher nur in französischer Sprache oder bei Italienern lesen und las sie wirklich; Sobieski z. B. bezeichnete in der Korrespondenz mit seiner Marysienka die Personen des Hofes mit Namen der Romanhelden einer Scudéri; jene interessierten ferner durch die gewandte Sprache, die auffallende Leichtigkeit in der Behandlung des Verses, auf dessen rhythmischen Wohllaut allerdings kein Gewicht gelegt wurde. Sonst schritt man noch nicht zu Übersetzungen dieser französischen und italienischen Werke; sie waren dem nicht leselustigen Polen — darüber hatte schon der alte Rey geklagt, und das war noch immer nicht viel besser geworden, daher waren auch Bücher so rar in Polen, man schätzte sie zu wenig — offenbar zu langatmig und fremdartig. Man übersetzte Kürzeres, was Einheimisches betraf, und der Pole holte sich seine ersten Romane aus dem Französischen, z. B. den Roman von der Königin Bona, mit seinen giftigen Ausfällen gegen den verbuhlten Hof, wo mènage à trois schon Regel geworden ist — nur wechselt zu oft der Dritte! —, gegen die Geistlichkeit mit ihren erotischen Gelüsten; oder der zahmere von dem »schönen Polen«, Walewski, wie er nach allerlei pikanten Zwischenfällen gegen den Willen seines Vaters, des Palatins und eingefleischten Sarmaten, die schöne Beroalda vom Hofe der Habsburgerin (der Gemahlin von König Michael) heimführte; später ist auch dieser Roman versifiziert worden; endlich andere lascivere, die den Frauen übel mitspielten.

In Stanzen oder in »Alexandriner« brachte man alles mögliche; ein Geistlicher, der auch den Wiener Entsatz bereimt hatte, Drobiszewski, that dies mit Fällen aus der chronique scandaleuse des polnischen Adels; der Exarianer Potozki suchte sich aus dem Kampfe der Niederlande Stoff zu poetischen

Novellen, in denen die katholischen Spanier gar sehr den Kürzeren zogen gegen die keuschen, energischen Holländerinnen, Tressa und Gazela; andere, oft Ungenannte, wählten Scenen aus dem täglichen Leben, eine adlige Hochzeit, eine Huldigungsreise dem neuen König entgegen u. dgl., in denen das Unbedeutende durch die launige Erzählung von allerlei Unfällen und Zufällen, durch den derben Witz, durch die Freude an der Detailmalerei von Trachten, Tänzen u. s. w. wirksam gehoben wurde.

Dieser mächtige epische Trieb, als wäre er eine verspätete, nachträgliche, mittelalterliche Erscheinung, erfafste auch die religiösen Stoffe; das 17. Jahrhundert war auch das Jahrhundert der polnischen Messiaden; sie begleiteten dasselbe von 1610 bis 1689. In russischer Gefangenschaft schmachtend, dichtete Rozniatowski die erste, kürzeste und frischeste derselben; nach ihm kamen Odymalski und Gawlowizki, immer breiter das ganze Erlösungswerk schildernd, vor apokryphen Einzelheiten, vor mittelalterlichen Conceptionen nicht scheuend; zuletzt W. Potozki. Der Exarianer hatte ein gröfseres Werk geplant: in vielen Tausenden von Versen sollte nicht nur der erzählende, sondern auch der lehrhafte Teil der Evangelien erschöpft und mit fortwährenden Ausfällen gegen die Gegenwart und deren pseudochristliches Treiben erläutert werden, wobei die Geistlichkeit und katholische Praktiken recht schlecht wegkamen; aber das ungeheure Werk scheint unvollendet geblieben zu sein; eine Reinschrift ist wenigstens nicht aufzutreiben. Dafür gab er nur den Schlufsteil dieser Messiade, die Passionsgeschichte des Herrn, im Drucke heraus; kriegerisch war schon ihr Titel: »Neue Werbung zur Fahne u. s. w.« (die überlangen Titel waren schon sehr beliebt), und kriegerisch ihr Ton, denn allen Sünden und Lastern ward der Vernichtungskrieg erklärt. Dadurch kam in die Darstellung, die sich sonst streng an den Wortlaut der Evangelien hielt und keinerlei Zusätze duldete, woran man wieder den einstigen Akatholiken erkannte, frisches Leben; aber die rohere Geschmacklosigkeit der Zeit trat in der Heftigkeit der Ausführung über die Grenzen der Schicklichkeit in Wort und Bild. Auch diesen Werken haftete natürlich der polnische Charakter an; bei Gawlowizki z. B. wird der zum Himmel aufsteigende Christus von Gott Vater mit demselben Zeremoniell empfangen, wie hier auf Erden der von weiter Reise heimkehrende Sohn im

Hause der Eltern. Sonst standen gerade des Gawlowizki Stanzen durch die Zierlichkeit der Ausführung, die milde Gesinnung, das gewählte Wort im starken Gegensatz zum häufigeren Gepolter des Potozki, der aber durch die Ehrlichkeit und Offenheit seiner Worte, durch das Losschlagen auf die Heuchler, durch die manchmal wenig passend ausgedrückte, aber aus eines wunden Herzens Tiefen kommende Innigkeit seiner Klagen, seiner Zerknirschung und Reue fesselte und rührte; es war förmlich zu sehen, mit welcher Inbrunst er sich unter seinen Bauern zu Boden warf und das Kruzifix mit Küssen bedeckte.

Dieser religiösen epischen Verse gab es nun Legion. Sie rührten meist von Geistlichen her, die auch ihrerseits die erlangte Herrschaft über den Vers zugleich mit frommem Wirken bethätigen mochten. Der eine schrieb eine nicht übel gelungene Legende von den elftausend Jungfrauen, um den unnützen Volksbüchern, dem »Fortunat« und der »Melusine«, Abbruch zu thun; der andere büfste mit frommen Versen Sünden der eigenen und fremder Federn; ein dritter hat in dreimalhunderttausend frommen Versen alle Mönchslegenden verarbeitet und hoffte Seelenheil für seine fromme Absicht, während seine schlechten Verse das Höllenfeuer verdienten; ein vierter war orthodoxer Russe, aber auch er wird seine Heiligen polnisch besingen, unwillkürlich die Reverenz vor dieser Sprache und Kultur machen. Ein weiteres Aufzählen dieser über das ganze Jahrhundert zerstreuten Werke wäre überflüssig, doch kann seiner Ausführlichkeit und Sorgfalt wegen noch der »Barlaam und Josaphat« des Kuligowski erwähnt werden: so trug polnische Litteratur nach, was sie im Mittelalter hatte versäumen müssen. Aus diesen Legenden in Versen fiel nur heraus des Stanislaw Lubomirski »Thobias«: eine alttestamentliche Idylle, im familiären, mit dem Gegenstande und mit dem Leser scherzenden Ton, ungefähr wie sein »Orpheus«, womöglich noch gefälliger; bei anderen alttestamentlichen Epyllen, z. B. dem »Aman«, müfsten erst Autorfragen erwogen werden; vielleicht ist dessen weltlicher Ton nur von einem anderen (Chroscinski) nachgeahmt, die Überlieferung schwankte hier wie sonst.

Neben diesen Legenden, Novellen, Romanen in Versen, neben den grofsen versifizierten Historien, neben den poetisch ausgearbeiteten Tagebüchern und Memoiren kam auch die Prosa

zu ihrem Rechte. Die polnische Memoirenlitteratur ist am 26. Mai 1606 geboren worden, als der falsche Demetrius ermordet wurde und seine stolzen polnischen Hochzeitsgäste in langjährige Haft wanderten; aus aller Herrlichkeit war man in täglich drückendere Not geraten, und während die einen Horaz umdichteten, Messiaden zusammenzimmerten, fromme Gelübde ablegten, haben andere Aufzeichnungen über Land und Leute, über eigene und fremde Erlebnisse gemacht. In einer kurzen Spanne Zeit sind jetzt von Polen mehr Memoiren geschrieben worden, als vorher in allen Jahrhunderten zusammen. Und seit dieser Zeit begleitete die Memoirenlitteratur in polnischer, ungleich seltener lateinischer Sprache das ganze Jahrhundert. Der Truchseſs Niemojewski eröffnete diesen Reigen, in welchen er, wie Pontius ins Credo, hineingeraten war; er hatte ja nur Juwelen der königlichen Schwester an den Demetrius zu verkaufen, der an glitzerndem Tand seine gröſste Freude hatte, und muſste dann alle diese Leiden mitmachen. Sein lebhaft geschriebenes Buch ist eine Quelle ersten Ranges, nicht für die Interna der Demetriusgeschichte, in die er so wenig eingeweiht war, wie irgend ein anderer der zahllosen polnischen, deutschen, französischen, holländischen u. a. Zeugen, aber für Land und Leute, für die Überlegenheit der polnischen Kultur, für die Unwiderstehlichkeit der russischen Naivität, für die polnische Kurzsichtigkeit, die mit dem gefährlichsten Gegner auf leichteste Weise fertig zu werden gedachte, für die Leichtgläubigkeit der Zeit, die alle Demetriaden ermöglichte; er ermüdete nur durch das pflichtgemäſse Eintragen aller Bittschriften an den Zaren in polnischer und russischer Sprache, die, je inständiger sie waren, desto sicherer ihr Ziel verfehlten: auf Völkerrecht in Moskau sich berufen, hieſs eben tauben Ohren predigen. Dafür entschädigte er durch die Fülle von Beobachtungen und Angaben, und war auch seine Darstellung nicht so erschöpfend und ausführlich wie etwa die des Engländers Fletcher, so ergänzte sie ihn doch vielfach, auch in Bezug auf Tracht, Sitten, Gewohnheiten; von seiner Aufmerksamkeit auf alles zeugte, daſs er sogar die Gefahr der Vertierung der Russen hervorhob, weil ja ihre Säuglinge mit Kuhmilch aufgezogen würden.

Ein ganz anderer Ton als dieser ohnmächtigen Zornes und souveräner Verachtung wehte aus den Memoiren des Soldaten

Maskiewicz, den Gleichmut und gute Laune, ihn und seinesgleichen, nicht verlieſsen, auch wenn sie alle Ratten und Handschriften des Kreml aufgezehrt hatten und nun vor dem Richter stritten, wer zum Verspeisen eines toten Kameraden besseres Recht hätte, der eigene Bruder oder die Compagnie? doch der Richter lieſs die Sache unentschieden, um nicht selbst von der unterliegenden Partei verschlungen zu werden. Ganz treuherzig erzählte Maskiewicz alles, was ihm in Moskau aufgefallen ist, von den Taxametern an, deren Wanka seine Groschenstrecke abfuhr und dann von dem Fahrgast einen neuen Groschen forderte, bis zu der Lebensgefahr, unter welcher der wiſsbegierige Bojare Lateinisch lernte, der Verachtung, mit welcher der Russe auf Tanz und Tänzer herabsah, die sich in der Stube herumdrehen, als ob sie etwas verloren hätten, und bis zu den Teufelserscheinungen, welche alkoholische Dämpfe in den Augen der Bacchusanbeter produzierten. Memoiren anderer sind wieder äuſserst knapp gehalten: so notierte Jan Sapieha, der Schildhalter des zweiten Demetrius, nur kurz die Wechselfälle des Feldzugs, und noch heute sieht man an der Originalhandschrift alle Unbill der Witterung und des Lagerlebens, denen sie einst ausgesetzt war; ebenso knapp ist Borscha vor ihm gewesen und waren es andere, Marchozki u. s. w., nach ihm. Die Öffentlichkeit allerdings erfuhr von alledem meist nichts; da erschienen miserable Gedichte höchstens, die diese Bluthochzeit und ihre Folgen schilderten, eines Liftel, Zabczyz u. a., und dabei verblieb es das ganze Jahrhundert; die Memoiren wurden zu Nutz oder Ergötzung der nächsten Angehörigen geschrieben, gedruckt wurden sie erst im 19. oder 20. Jahrhundert. Sie schwanken denn auch in ihrem Ton und Wert ganz auſserordentlich; manche sind nur eine schlecht maskierte Zeitgeschichte, das Individuum selbst trat ganz zurück; andere sanken zu meteorologischen Aufzeichnungen herab, da sie gewissenhaft jeden Wetterwechsel am Tage angaben, nur wenige entschädigten durch Inhalt und Darstellung.

Es gab darunter Aufzeichnungen des Hetman Stanislaw Zolkiewski über den »Progreſs« der Moskauer Campagne, ein Werk, das nicht nur äuſserlich an Cäsars Kommentarien erinnert. Der Hetman, eine der Hauptpersönlichkeiten der Ereignisse von 1609—1612, erzählte von sich in dritter Person und

suchte auch so möglichst zurückzutreten, wies alles unverdiente Lob ab; so hatten Russen und Schweden angenommen, dafs der Kriegsheld vor Kluschino die Dörfer im Tagesgrauen angezündet hätte, um nicht schlafende zu überfallen, aber Zolkiewski hatte es nur gethan, um seiner Kavallerie freies Feld zu schaffen. Der Hetman, eine wie aus Plutarch herausgeschnittene Persönlichkeit, hochgebildet, nach jeder Neuigkeit der Frankfurter (Bücher-) Messe stets fragend, begann seine Darstellung mit einer Parallele aus dem französischen Memoiristen »Comineus« — wenn russische Chronisten über dieselben Ereignisse schrieben, hoben sie mit dem Sündenfall an — und erzählte alles knapp, klar und scharf eindringend; die antiken Vorbilder schwebten ihm stets vor und als er nach einigen Jahren mit einer kleinen Schar sich den Tataren entgegenwarf, schöpfte er Zuspruch den Seinigen von Leonidas und den Lakonern. Und nach wieder ein paar Jahren fiel er wirklich wie Leonidas: am Vorabende der Katastrophe schrieb der 73jährige den Abschiedsbrief an seine »Herzliebste und ewig teure Gattin«; er hoffe, dafs sie den Tod des Greises, der dem Vaterlande doch nicht mehr würde nützen können, nicht bedauern werde, und bitte sie nur für den Körper zu sorgen, der sich in Diensten des Vaterlandes aufgezehrt hätte; er vertröstete sie auf den Sohn, der des Vaters Blut rächen würde. Vergebens bot ihm am nächsten Tage der Sohn den schnellsten Renner an, der ihn sicher aus dem Gemetzel heraustragen würde: wenn ich fehlen werde, suchet mich unter den Gefallenen, nicht unter den Geflohenen, entgegnete der Hetman. Doch rächte nicht der einzige Sohn des Vaters Tod: am Wundfieber starb er, da er gerade seine ganze Habe verpfändet hatte, um Kosaken gegen den Erbfeind zu werben; die Pflicht der Rache ging auf den Tochterenkel, Danilowicz, über, aber auch dieser büfste seinen Rachedurst mit seinem eigenen Kopf im tatarischen Zelte, von der Übermacht eingeschlossen und Flucht verschmähend; auch von ihm wufste ein späteres Poem zu erzählen. Erst der Sohn einer Danilowicz und Urenkel des Zolkiewski, zahlte Tataren und Türken mit Zinseszinsen die alte Familienschuld heim: freilich war der erste Satz, an dem er als Knäblein lesen und schreiben lernte, das Dulce et decorum est pro patria mori und führte ihn stets die Grofsmutter, wenn der Kleine in Zolkiew weilte, in das unveränderte Schlafzimmer des

Hetman, und zeigte dessen blutbespritzten Koller vom unseligen Cecoratage und mahnte ihn stets an die einstige Pflicht. Dieser Urenkel war Jan Sobieski, ein Löwe aus einem Geschlechte von Löwen. Das war der eine Typus polnischer Oligarchen, wie er sich in den Memoiren wiederspiegelte.

Anders waren die Radziwil, die Fürsten von des deutschen Kaisers Gnaden, die statt dem Vaterlande, wie die Zolkiewski und Sobieski, ihrer Familie, Interessen, Ehrgeiz dienten, in der einzig überlebenden katholischen Linie ohne die Intelligenz und Energie, welche den Oligarchen ziemt. Sie waren im 16. Jahrhundert aufgekommen — jedes Jahrhundert polnisch-litauischer Geschichte hatte seine eigenen Magnaten — durch ihre Verschwägerung mit König Augustus, die beiden Cousins, der »rote« (Bruder der Barbara) und der »schwarze« Mikolay, Lutheraner und Kalviner, beinahe noch Arianer, wenn der Tod diese Entwicklung nicht unterbrochen hätte; letzterer hatte für den neuen Glauben Aufserordentliches geleistet, woran seine durch Skarga wieder katholisch gewordenen Söhne nicht gern erinnert werden mochten. Waren schon diese litterarisch thätig, so gab es in der nächsten Generation einen Schriftsteller, der nicht nur seiner Frömmigkeit folgend Asketika des Jesuiten Drexelius ins Polnische übersetzte und andere selbst verfafste, sondern Memoiren seiner Zeit hinterlassen hat; das Latein des litauischen Kanzlers Albrecht Radziwil hat dann erst sein Nachkomme im 18. Jahrhundert ins Polnische übersetzt. Sie waren aufserordentlich lehrreich durch die Fülle authentischer Mitteilungen für drei Dezennien, durch die Beleuchtung der Zeit und der Menschen, der beginnenden Dekadenz; der Kanzler war erzkatholisch, aber für seine kalvinischen Cousins trat er immer ein, weil sie eben Radziwils waren: sich selbst wird er ja zur Fastenzeit blutig geifseln, aber Familienehre und Familieninteressen gingen auch dem katholischen Glauben vor; er war ein Patriot, aber falls die Einkünfte seiner Starosteien ihm geschmälert werden sollten, wurde er zum heimlichsten und gefährlichsten Malkontenten; er war leutselig, zugänglich, gutmütig, aber wehe, wenn sein Stolz, Laune oder Wille sich verletzt fühlten; ein Egoist, Intrigant und etwas Tartuffe.

Im Gegensatz zu dem zurückhaltenden, glatten, stets freundlichen Magnaten, mit dem doch Kirschen zu essen höchst un-

rätlich gewesen wäre, stand natürlich das expansive und impulsive, ebenfalls unberechenbare, daher auch nicht geheure, rechthaberische, gewaltthätige, immer lärmende Verhalten eines Vertreters des Kleinadels, des Masuren Pasek. In der Wirklichkeit war Pasek, wie die Gerichtsakten verraten, ein recht ungemütlicher Patron, nicht dieser treuherzige Biedermann, als welchen er sich selbst schilderte; in der Wirklichkeit haben sich alle die schönen Sachen anders verhalten, als er sie erzählte — muſs er sie doch so oft, immer mit neuen Details, erzählt haben, daſs er schlieſslich selbst daran glaubte; köstlich, unübertroffen blieb nur, wie er sie erzählte, sein trocken-jovialer Ton der Anekdoten, die greifbare Plastik der Schilderung der Menschen — für die Natur hatte man ja noch kein Auge —, die Lebhaftigkeit des Vortrages. Wo er auch sein mag, ob er in Dänemark Meereswunder und Heinzelmännchen anstaunt; unter Russen, ob er sie nun zusammenhaut, aber dabei nach preiswerten Beutestücken scharf auslugt, oder ob er zarische Gastfreundschaft genieſst, zu einem Schwanensteifs geladen wird und Fusel trinkt; unter Litauern, die in ihm den Polen; unter Kleinpolen, die in ihm den Masuren zu ihrem eigenen Schaden höhnen; bei seiner Fischotter, der er die wunderbarsten Sachen angelernt hat; beim scharfen Kreuzverhör, wo der angebliche Rebell seine Fassung nicht verlor, die Illusion der Wirklichkeit ist nicht zu überbieten, der derbe altpolnische Humor nicht zu übertreffen. Auch diese Sonne hat freilich ihre groſsen Flecken — im 17. Jahrhundert gab es ohne solche weder Menschen, noch Thaten, noch Schriften: die Verse über Verluste seiner Pferde — was ihm schlieſslich das ganze Kriegshandwerk verleidete — und andere Verse waren entsetzlich, sein Polnisch lief in jedem dritten Satze in einen lateinischen Fortsatz aus, er flocht fremde Pamphlete ruhig in seine Darstellung ein, — aber er hat den Mut gehabt, so zu schreiben, wie damals alle sprachen, diese Zagloba und Skrzetuski, die in jedem von ihnen lebten.

Ein Skrzetuski im Mönchshabit war der Pauliner Prior Augustin Kordezki, der, als bereits ganz Polen die schwedische Invasion anerkannt hatte und der König nach Schlesien geflohen war, in dem inkastellierten Czenstochau, mit einigen hundert Mönchen, Adeligen und Soldaten Tausenden der besten schwedischen Truppen und ihren schwersten Positionsgeschützen unerschüttert

trotzte, bedroht von den eigenen Leuten, die weiteren Widerstand als aussichts- und zwecklos verdammten, auf den Schutz der Muttergottes bauend — das Kirchenorchester intonierte während allen Kanonendonners stets die Bogurodziza — bis das Wunder eintrat, die wutentbrannten Häretiker beschämt abzogen von dem kleinen Hügel, den die schwedische Brandung vergebens umtost hatte. Die Einzelheiten der Belagerung, die Verteilung der Rollen bis auf das Beschwören der Wolken, die Unterhandlungen, Drohungen und Versprechungen, beschrieb er in seiner »Neuen Gigantomachie«, kunstlos, wahrheitsgetreu, seine eigene Person zurücktreten lassend, obwohl nur seine moralische Kraft diesen Widerstand stützte, die fortwährenden Anwandlungen von Schwäche und Verzagtheit der Besatzung, die Mutlosigkeit der Beratenden überwand, von der allgemeinen moralischen Depression glänzend sich abhob und im einfachen, unerschütterten Glauben, daſs es nicht Gottes Wille sein könne, die »Krone« Ketzern auszuliefern, daſs es folglich Pflicht sei, bis zum letzten Atemzug auszuharren, die Kraft zu dieser Pflichterfüllung schöpfte.

Gegen die persönliche Bedeutung der Radziwilschen Memoiren, das Amüsierende der Pasekschen Münchhausiaden und den moralisch erhebenden Wert der Kordezkischen Epopöe fielen die übrigen Memoiren erheblich ab, schon durch ihre Kürze, Trockenheit, Geschäftsmäſsigkeit. Die eigentliche Zeithistorie erhob sich ebenfalls wenig über das Niveau faktischer, äuſserlicher, chronologischer Darstellung; sie wählte zudem fast ausschlieſslich die lateinische Sprache, wie Radziwil und Kordezki, anders als Zolkiewski, zum Schaden der Sache selbst, denn in der strengen lateinischen Stilisierung, unter der weiten römischen Toga, verloren sich die malerischen Einzelheiten, das warme Leben, die eigenartigen Züge; nur bei Pasek gab es statt Statuen in antiker Gewandung leibhafte Polen in Kollett und Reiterstiefeln, darum der auſserordentliche, übertriebene Eindruck, den ihre Publikation aus der einzigen, lückenhaften Handschrift erregte (1834, seitdem 15 Auflagen). Die Werke der Bischöfe Piasezki und Lubienski, die auch Universalhistorie berührten, der Wesenberg, Rudawski, und namentlich die vier »Klimaktere« oder siebenjährigen Perioden des Hofhistoriographen des Sobieski, Vespasian Kochowski, die bei den Katastrophen von 1648 anhoben, in gröſster Aus-

führlichkeit und Genauigkeit den äufseren Verlauf schilderten, von denen auch bald ein Auszug in polnischer Sprache gemacht wurde — standen weit hinter den stilistischen Leistungen eines Kromer, hinter der Beweglichkeit eines Orzechowski, hinter der Gediegenheit eines Heidenstein.

Neben diesem mächtigen historisch-romantisch-epischen Zuge war der satirische für die Zeit nicht minder charakteristisch; der unverkennbare Zersetzungsprozefs lieferte überreichen Stoff; dabei griff man die bestimmte Person, das Faktum, die Partei an, oder man generalisierte und moralisierte. Ersteres trug den Charakter des Pamphletes und wagte sich fast nie in die Öffentlichkeit, dafür kursierten in zahllosen Abschriften die Anwürfe, und die Heimlichkeit steigerte die Gereiztheit und Giftigkeit des Tones. Die Pamphlete, über das ganze Jahrhundert gleichmäfsig verteilt, begleiteten nicht nur öffentliche, sondern auch private Fakta; die adlige Nation, eine grofse Familie, ging ja jedes Ehebündnis, jeder Urteilsspruch, ja jeder Unfall gleich an, und sie reagierte darauf sofort; noch war die Stimme von Ehre und Gewissen, das Hochhalten guter alter Traditionen kräftig genug, um die geringste Abweichung scharf zu kritisieren. Die Formen dieser Pamphlete waren unerschöpflich; Parteigegner wechselten Briefe von unerhörter Schärfe, z. B. der »Teufel« Stadnizki und der königstreue Jaslowiezki, der einäugige Primas Prashmowski und ein Kochanowski, die man fast in jeder alten Handschrift finden kann; eine Unzahl von Gedichten und Schmähversen, die der Rokosch seit 1606 schuf, die durch die Angriffe auf den »Feldherrnstab aus Kraftmehl« des Kanzlers Ossolinski und die Flüchtlinge vor Pilawze bis zu Versen auf den bei König Sobieski einflufsreichen Juden Betsol oder auf die französische Kandidatur von 1697 gingen; Pamphlete im Lapidarstil von Grabschriften, z. B. auf den Tod des von König Wladyslaw geplanten Ordens, den der Pole als der adeligen Gleichheit derogierend begrub; Gebete, Messen, Evangelien, Psalmen, parodierend das Heiligste, gegen den König oder gegen die Opposition gerichtet; manches darunter nicht mehr derb, sondern unflätig sogar. Politische Einsicht fehlte; verletzte Eitelkeit, gefährdete Sonderinteressen warfen sich das republikanische Mäntelchen um und verführten damit den Adel, der sich auf Schritt und Tritt von »Macchiavell«, dem Popanz, etwa mit Kain

und Judas auf einer Stufe, bedroht glaubte. Unverschämte Geschichtsfälschungen, wie die vom Rokosch von Gliniany und Held Granowski, der den König Ludwig auf alle seine enthaupteten Anhänger und Ratgeber blicken läfst, glorifizierten die Opposition gegen jede eigenmächtigere Regung der Krone, und der Adel glaubte daran ebenso wie an die »Ratschläge des Callimach«, welche vielleicht noch vor dem »Principe« dessen Künste und Kniffe in Polen anwenden lehrten: in einem Lande, dem jeglicher Stoff fehlte, aus dem die Macchiavell geschaffen würden. Auf litterarischen Wert erhoben diese historisch sehr belangreichen Produkte keinen Anspruch, aufser etwa Versen des A. Morstin oder der Satire des Lukas Opalinski, deren Wirkung nur zu Ende durch das Herüberstreifen aufs antike Gebiet sehr beeinträchtigt wurde.

Neben den heimlichen Invektiven auf Personen und Parteien herrschte im Drucke eine aufs Ganze gehende Satire; diese pflegte natürlich ihr Äufseres, erzielte litterarische Wirkung, ging jedoch den Sachen nicht auf den Grund, bekämpfte Äufserlichkeiten und erwartete Heilung und Besserung von der moralischen Bekehrung des Einzelnen; anstatt die »goldene Freiheit« des Adels d. h. die Ohnmacht Polens selbst anzugreifen, möchte sie dem einzelnen ins Gewissen reden, ihn nur vom Mifsbrauch dieser herrlichen Errungenschaft der tugendhaften Ahnen abbringen, und betrat oft gar nicht recht das politische Gebiet, sondern hielt sich an moralische Mängel und sociale Mifsstände, deren Bekämpfung ebenso gefahrlos wie aussichts- und zwecklos war; die zahnlose Satire des Predigers, die zudem mit Vorliebe den kleinen Dieb aufhing und den grofsen laufen liefs. Derart waren bereits an der Schwelle des Jahrhunderts die dialogisierten Satiren des Peter Zbylitowski; der gebildete, rechtlich denkende und erfahrene Mann hat zu einer Zeit, wo das Mifsverständnis zwischen Krone und Adel bereits eine bedenkliche Höhe erreicht hatte, sich damit begnügt, einen »Tadel der ausgesuchten Frauenmoden« zu verfassen, — glaubte er doch bei einem Hochzeitsfeste in der Nachbarschaft Französinnen oder Spanierinnen, keine Polinnen zu sehen; oder in einer »Adelszusammenkunft« den als ungastlich und menschenscheu verschrieenen Hausherrn seine Abneigung gegen lärmende und trunkene Gäste, vor denen man des eigenen Lebens nicht sicher wäre, zu rechtfertigen. Nur im

»Gespräch eines polnischen Edelmannes mit einem Ausländer« berührte er einen wunden Punkt, die Kriegsuntüchtigkeit des modernen Polen, die der Italiener durch seine indiskreten Fragen enthüllte, die Verweichlichung der Jugend, die üppige Lebensweise, die Unmöglichkeit zugleich, dem zu steuern, wobei offen eingestanden ward, daſs mit »gründlicher« Freiheit Ordnung sich nicht verträgt, daſs die geringste Beschränkung der individuellen Willkür die Gefährdung der freiheitlichen Institutionen nach sich ziehen dürfte; sein Publikum wohl kennend verwahrte sich der Verfasser am Schlusse gegen jede hämische Kritik, er thäte ja dasselbe was die anderen — dieses Kunstgriffes bedienten sich die späteren Satiriker öfters — und werde erst mit den anderen davon ablassen. Auch in seinem »Patrizier« wies er nur auf den Verfall der Sitten, auf die Notwendigkeit ihrer Besserung, doch verband er damit wenigstens Propaganda für thatkräftigere äuſsere Politik, für die Behauptung Schwedens sowohl wie der Moldau und Wallachei; er glaubte offenbar noch an eine Aktionsfähigkeit Polens nach auſsen.

Seine Nachfolger verfielen nicht mehr in diesen Wahn; so der Masure Stanislaw Witkowski, der gröſste Bewunderer des Klonowicz, der in seiner »Goldenen Freiheit« (1609) diese selbst auftreten, ihren einstigen Ursprung und ihren jetzigen Verfall schildern, auf die Mängel der Gesetze, die den zahllosen Totschlägen nicht wehren, der zunehmenden »Verausländerung« polnischer Trachten und Sitten nicht steuern, hinweisen läſst; ein Moment, das später ein äuſserst wirksames Argument gegen alle Reformen ergab, hat schon Witkowski hervorgehoben: um unsere Freiheit, um unser unbezahlbares Gut, beneiden uns alle Völker; — der Hohn auf polnische Zustände wurde später immer als ohnmächtiger Neid aufgefaſst. Auch in seinen dem Altertum entlehnten »Apophtegmen« hat er das moderne Treiben der einzelnen stark gerügt. Aber es blieb dabei, z. B. beim Leben über den Stand, heute wie vor Jahrhunderten; der Bürger ahmte stets den Adligen, dieser wo möglich den Magnaten nach; oder bei der Unmäſsigkeit — ganz Polen war trunken; bei der Unwissenheit, bei der Unredlichkeit — der Vormund plünderte seine Mündel, der Adel betrog den Staat, die Finanzbeamten beide; bei der schlechten Erziehung, der wechselnden Mode, den lockern Sitten, den schlimmen Frauen u. s. w. Dasselbe rügten

zahlreiche Schriften in Vers und Prosa des Kanonikers Szymon Starowolski, welcher sein Thema stets erweiternd schliefslich eine »Reformation polnischer Sitten« in Prosa zusammengefafst hat, worin er den Prediger zu sehr hervorkehrte, aber es an drastischen Schilderungen nicht fehlen liefs; der Grundton ist bereits sehr schwarz, Einzelheiten gräfslich; besonders wetterte er gegen die Soldaten und die Bedrückung geistlicher Güter: dieses letztere Thema hat der geistliche Verfasser in Vers und Prosa, in Dialogen und Reden vielfach besonders behandelt, die Mifserfolge polnischer Waffen daraus erklärt; überall unterbrachen jedoch fromme Citate des Predigers den »Statisten«, den Politiker.

Einheitlicher, interessanter, lebhafter war des Falibogowski »Diskurs von Verschwendung und Luxus der Krone Polens«: auch er war einer jener russischen Hochzeitsgäste gewesen und hatte, um Elend und Schrecken zu vergessen — der Pöbel wollte die Gefangenen in der Wolga ersäufen — die Evangelien in polnische Verse gebracht, doch druckte er statt derselben jenen »Diskurs« zwischen ihm und einem italienischen Arzt; war auch das Thema ein beschränkteres, so entschädigte der Verfasser durch die Fülle von Beobachtungen, Anekdoten, Schilderungen; die Verziehung, der Umgang, wie sie die Jugend verderben, dem entgegen Beispiele alter Zucht und Einfachheit, wurden von dem erfahrenen und vielseitigen Beobachter ausführlich dargelegt.

Höher erhob sich der Epiker S. Twardowski in seinem »Satyr auf das Gesicht der Republik« (1640), der sofort im »Satyr auf das Gesicht der Höfe« nachgeahmt worden ist. Auch diese Satire mengt Politik und Privatleben durcheinander; sie begann ja mit den Ursachen des steigenden Mifstrauens zwischen König und Volk, um scharf die polnische Rechtlosigkeit, die Käuflichkeit des »Tribunals«, das Verderbnis, welches Einreifsen fremder Sitten in der polnischen Frauenwelt bewirkte, unsinnige Verschwendung und noch unsinnigeren Geiz zu brandmarken und in horazianischen Mahnungen zu genügsamem Lebenswandel auszuklingen. Ungleich weniger in der Form gelungen, aber dafür ungleich umfassender, gründlicher und galliger waren die »Satyren oder Warnungen« des Palatins von Posen, Christoph Opalinski, die schon durch die Zahl ihrer Auflagen, seit 1652

sieben oder acht, das Aufsehen und die Verbreitung bezeugen können.

Diese Magnatenfamilie war litterarisch gleichzeitig durch Christoph und Lukas Opalinski vertreten, doch waren beide Persönlichkeiten trotz ihrer Blutsverwandtschaft, trotz derselben Bildung und Lebensstellung grundverschieden; Lukas hing standhaft am Könige, Christoph verriet ihn immer; Lukas verteidigte Polen gegen einen vorübergehenden, unschuldigen Ausfall von Barklay in einem grofsen lateinischen Werke, Christoph hat Polen angegriffen wie niemand vor und nach ihm, und mit mehr Grund hätte Lukas den Christoph statt des Barklay widerlegen sollen; Lukas war Dichter, hatte Sinn für Formen, behandelte allgemeine, ethische u. a. Probleme, Christoph, von dem würdevollsten Anstand im Leben, glaubte durch seine Herablassung zur Poesie aller weiteren Pflichten gegen Stil und Form bereits enthoben zu sein, war ausschliefslich politisches Ingenium und hat in der Wahl der Form ganz merkwürdig geirrt. Zum Dichter fehlte ihm alles, aufser der Juvenalschen Entrüstung, und als er seine Verse auch noch des Reimes beraubte und gegen die Gewohnheit der Zeit auch noch mit lateinischen Phrasen sie flickte, hatte er den Rekord der Poesielosigkeit erreicht.

Während schon im 16. Jahrhundert die Satire bei Bielski und Klonowiz an Geistlichkeit und Adel respektvoll vorbeiging, brauchte der Palatin von Posen niemanden zu scheuen; griff er doch scharf sogar die Jesuiten an, ohne sie ausdrücklich zu nennen; aber mit den Fingern wies er auf diese »Kletten«, die sich überall einnisten, ohne die man nicht mehr heiraten, erben, in Amt und Würden gelangen kann und die nichts Mönchisches an sich haben; in späteren Auflagen sind dann diese Satiren unterdrückt. Und wie gegen Mönche, wahrte sich der Erzkatholik auch in der »Unions«-Frage den freien Standpunkt, der mit römischen Ansprüchen nicht zu vereinigen war. Es war ein grundgescheiter Mensch, dieser grofspolnische Oligarch, ein würdiges Gegenstück der beiden Radziwil, des katholischen Kanzlers wie des kalvinischen Hetman-Verräters; alles, was er über Krone und Adel, Bürger und Bauer, Kirche und Schule, Heer und Finanzen, Frauen und Männer sagte, zeugte von hoher Einsicht, Unbefangenheit, Wahrheitsliebe. Sich zurückgesetzt, d. h. nicht hinreichend belohnt fühlend, schmollte in seinem

Sierakow der Werber um die Braut des Königs und zahlte zehnfach dem Johann Kasimir heim, was Wladyslaw IV. an ihm »verschuldet« hatte, indem er den einen, den bereits geschlagenen, Feind nicht verfolgen liefs und dem andern, neu einfallenden das Land öffnete und preisgab; er rächte sich auch an dem Lande, das ihn nicht zu würdigen wufste: als Jüngling haschte er nach Popularität, hofierte und schmeichelte den Instinkten der Nation, als Mann hielt er ihr einen Spiegel vor, in dem jedes Fehl an ihr scharf und deutlich zu sehen war.

Man hat ihn galliger Übertreibung beschuldigt, man hat dieses in den schwärzesten Farben gehaltene Bild ein Zerrbild genannt, aber erst im 19. Jahrhundert; im 17. wufsten alle, dafs der Wojewode die Wahrheit gesagt hatte, und wer ihn damals doch angriff, wies nicht etwa Übertreibungen nach, sondern begnügte sich mit der Einrede, dafs dem Wojewoden, der, vollgesogen ausländischen Dunstes, in der Haut eines Ausländers stecke, nichts in Polen gefallen könne. Es gefiel ihm hier in der That nichts, am wenigsten die mangelhafte Erziehung, — und sie wurde durch ein volles Jahrhundert immer nur noch mangelhafter; die polnischen Frauen, — und deren Zucht lockerte sich zusehends durch das Einreifsen französischer Frivolität; der polnische Aufwand — und dieser sollte noch immer gesteigert werden: Hauptpunkte, auf die er immer wieder zurückkam. Ein neuer Diogenes, suchte er in Polen vergebens nach einem Menschen: Unwissenheit und Bosheit sitzen im Senate, am Hofe Eigennutz und Verstellung, beim Adel Unredlichkeit und Gewaltthätigkeit; eine heilige Scheu erfüllte alle — vor jeder vernünftigen Neuerung; diese Verpasser jeglicher günstigen Gelegenheit, die vom Feinde nichts ahnen, der alle ihre Schwächen kennt, machen Polen aus und sind Virtuosen nur in einer Kunst, alle Lasten und Pflichten von sich auf den Bauer abzuwälzen, — dieser nährt und verteidigt den Adligen, wenn er ihm auch noch den Himmel verdienen könnte, fügte ein anderer Satiriker hinzu.

Von den Menschen in Polen wandte er sich zu den Nichtmenschen, zum Bürger und Bauer; das Kapitel, wie Städte zu heben wären, was sie bedeuten, ist wie jedes andere Kapitel: über die Kolonisierung der »Wilden Felder«, über die Überwinterung des Heeres ohne Bedrückung der Bevölkerung u. s. w.,

vortrefflich; man fragt nur verwundert, warum diese nationalökonomischen Traktate in Verse haben gebracht werden müssen. Die fünf Bücher Satiren waren untermischt mit lehrhaften Auseinandersetzungen ethischer »Paradoxe«, denen, bei derselben unmöglichen Form, auch noch das stoffliche Interesse mangelte. Die Eintönigkeit räsonnierender Darlegung wurde nur selten durch Ansätze zu einem Dialoge, durch Anekdoten, durch Invektiven unterbrochen. Polens politische Litteratur im 17. Jahrhundert trat gegen die des vorigen erheblich zurück, an Zahl und Umfang der Werke, an Weite und Neuheit der Auffassung, aber die Satiren des Opalinski füllten bezeichnend die Lücke.

Denn es richteten sich diese Satiren nicht nur gegen die Sitten oder erörterten moralische Paradoxe, sie trafen auch den Staat und seine Institutionen, nicht nur in jenem Diskurs über die Städte, wo Opalinski politische Rechte und parlamentarische Vertretung für die Kommunen forderte, sondern auch sonst. Das Wesen der Satire brachte es mit sich, dafs er die Schäden oft nur blofslegte, ohne die Heilmittel anzugeben. Am schärfsten trat er in der Bauernfrage auf: er begann und beendigte die Satire (I, 3) mit der Versicherung, dafs Gott Polen für nichts anderes so schwer strafe, als für die Bauernunterdrückung; er schilderte die unerträgliche Steigerung ihrer Lasten, die Geringschätzung ihres Lebens, die Prügel, den Zwang zum Saufen, die Brandschatzungen, dazu die Hexenprozesse, aber verbrennen sollte man die Gutsherrschaft, die solchen Unfug dulde. Er klagte die Judenmotten an, welche die Städte zerfressen, und die Freiheiten, die ihnen Kasimir, angeblich der Grofse, in Wirklichkeit der Kleine, wegen seiner jüdischen Buhlin verliehen. Besonders gewichtig waren seine Bemerkungen über Krone, Hetmane, Heer und Finanzen; der Standpunkt des Oligarchen trat unverhüllt hervor, liefs in die Seelen dieser Hochverräter, der Janusch und Boguslaw Radziwil, der Opalinski und Radziejowski, der Lubomirski und Morstin hineinsehen. Vor allem keine Änderung des Bestehenden: die Wahlfreiheit ist eine illusorische, der Hetman mit seinem Heere und einige andere mit ihrem Gelde sind die Wähler, lassen wir aber den einfältigen Adel bei dem Glauben, dafs er »wähle«; die Finanzwirtschaft ist heillose Zerrüttung, aber das mufs schon so bleiben. Die Satire, dafs kein

König die Polen wird je befriedigen können, enthielt viel Treffendes, aber man hörte den Groll des sich zurückgesetzt Glaubenden heraus: wir haben unseren Königen die Hände gebunden, in der allgemeinen Freiheit müssen sie lernen, Unfreiheit zu ertragen; es mifstraut ihm und dem Senate, als seinen geschworenen Feinden, der Adel; legen wir dieses Mifstrauen ab; aber der Rat war nicht so gut gemeint, denn zu Anfang sprach er von den Fehlern der Krone im Verteilen der fetten Starosteien und Ämter, und zum Schlusse warnte er, dafs der gereizte König in seiner Erbitterung sich erheben und alle bisherigen Freiheiten beseitigen könnte! Auch hier liefs er alles beim alten; nur den Hetmanen — kein Opalinski war Hetman gewesen noch sollte er es werden, hinc illae lacrimae — rückte er auf den Leib, diese möchte er zur Verantwortung ziehen, sie mit Kopf oder Vermögen Niederlagen büfsen, abwechselnd das Regiment führen lassen; doch bei den anderen Kronämtern dachte er gar nicht an Absetzbarkeit oder Verantwortlichkeit ihrer Träger. Tüchtiges brachte er über den Schutz der Grenzen, die Kolonisierung der Steppen u. s. w., obwohl auch hier die Eigensucht durchblickte, z. B. in der Abwälzung der Heereslasten auf die Gegenden, die des Schutzes vornehmlich bedürfen, sein grofspolnisches Sirakow brauchte allerdings keine Tataren zu fürchten.

Kulminierte die Satire um die Mitte des Jahrhunderts in Twardowski und Opalinski, so war für den Ausgang desselben, als Polens Niedergang von Jahr zu Jahr offenkundiger ward, Wazlaw Potozki der beredteste Gewissensrichter der Nation. Er wufste wohl, dafs die »älteren Brüder«, d. i. die Senatoren-Magnaten, aus Eigennutz nicht helfen wollten, dafs der kleinere Adel, irregeführt und zerrissen, nicht helfen konnte, dafs der König-Pächter machtlos war, dafs das Jahr 1648 eine Katastrophe heraufbeschworen hatte, in der Polen verblutete; trotzdem erhob er die warnende Stimme: Hausherr, wache auf, der alte Hund bellt, Diebe umstehen das Haus, — aber man will ruhig schlafen, und höchstens erhebt sich einer, um den lästigen Hund mit Steinwürfen zu verjagen. Er war ja alt geworden; als Arianer hatte er sich am politischen Leben der Nation nicht recht beteiligen können, als Katholik dies nicht recht gewollt und beschied sich mit einem blofsen Ehrentitel. Als Arianer hatte er

Psalmen und Hymnen gedichtet, als Katholik in weitläufigen Epen sich versucht; am Abend seines vielgeprüften Lebens wurde er Moralprediger. Eine unendliche Leichtigkeit des Schaffens, ein unerschöpflicher Bilderreichtum, eine spielende Beherrschung der Sprache — alles im heifsen Streben errungen, nicht angeboren: Potozki war der einzige, welcher aufserordentliche Fortschritte, Entwicklung, Vertiefung und Bereicherung seines Talentes bekundete, alle anderen schrieben gleich gut oder gleich schlecht von Anfang bis Ende ihrer Laufbahn — halfen ihm noch im hohen Greisenalter weitläufige Werke unternehmen und zu Ende führen. Freilich trat die politische Satire hinter moralischen Belehrungen und Erwägungen zurück. Das eine dieser Werke wirkte durch den Kontrast: ein Wappenbuch in Versen, das die Geschichte jedes Wappens erzählte und von der Trefflichkeit der Ahnen die Entartung der Nachkommen abhob; das andere, noch umfangreicher, aber ungedruckt, legte des Erasmus von Rotterdam »Adagia« (Sprichwörter) zu Grunde, um an eine Auswahl derselben politische, meist aber moralische und individuelle Belehrung anzuknüpfen, für die mitunter eine Erzählung, Fabel, Anekdote eintritt. Bezeichnend war die Stellung des Autors zur Geistlichkeit und zum Katholizismus: das Recht zu denken hatte er sich bei seinem Übertritte gewahrt; ihn ärgerten die Plackereien materieller Art, der Zehnte, die Bezahlung selbst der Erde für den Toten; ihn erschreckte die täglich steigende Zahl der geistlichen Müfsiggänger: weil er nicht pflügen wollte, ging er beten, hatte schon im 15. Jahrhundert jener Erzbischof von Lemberg geäufsert; der täglich wachsende Grundbesitz der toten Hand, und so scheute er sich nicht, der Geistlichkeit scharf die Leviten zu lesen, ihrer Unwissenheit, ihres Cölibates, ihrer Habsucht zu spotten, die vielen Feiertage, die Äufserlichkeiten der frommen Werke (Fasten u. s. w.), den Prunk des Gottesdienstes, die Bilderverehrung zu bekämpfen; freilich kleidete er vorsichtigerweise seine Erörterungen in die Form eines Disputes zwischen ihm selbst und einem Protestanten, aber die stärkeren Argumente legte er seinem Gegner in den Mund. Der Eindruck wurde nur durch Wiederholungen und Weitschweifigkeiten gemindert; der Dichter konnte nicht oft genug, nicht eindringlich genug mahnen und lehren; nur eine Auswahl der Stücke würde die elementare Kraft seiner Diktion, die Ur-

wüchsigkeit seiner Gedanken und Bilder, die Gesundheit seiner Moral ins hellste Licht rücken.

Manche Stücke dieses Werkes (»Moralia«) waren herübergenommen aus seiner grofsen Miscellansammlung. Sobald die engen Fesseln des Arianismus, der weltliches Treiben verpönte, abgestreift waren, hatte der Dichter durch ganze Dezennien, neben den grofsen Arbeiten, gesammelt allerlei Einfälle, Dikterien, Erlebnisse, Anekdoten, Schwänke; er plünderte ältere Sammlungen, richtete Episteln an Freunde, reagierte auf Tagesereignisse, alles in der gedrungenen, saftigen, farbigen Form der altpolnischen Diktion, die ihm und vielen anderen neben ihm angeboren war. Die handschriftlichen »Moralia« und der »Garten«, sowie das gedruckte »Wappenbuch«, zusammen weit über hunderttausend Langverse, berührten sich nahe in Faktur, Ton und Gesinnung; nur waren die ungedruckten offener und schärfer. Sie stellten voran die Forderungen nach einem Erbkönigtum, und zwar nach einem einheimischen (also für des Sobieski Familie, ohne den Namen zu nennen), sowie nach der Abschaffung des Liberum Veto, d. i. sie bezeichneten die beiden Mängel, an denen Polen zu Grunde gehen sollte, und welche noch spätere Reformatoren nicht offen anzugreifen wagten; der alte Dichter, ganz Pessimist, tröstete sich wenigstens damit, dafs er, mit einem Fufse bereits im Grabe, den Fall des lieben Vaterlandes nicht mehr erleben würde; so verlor sich politische Einsicht aus dem öffentlichen Leben und flüchtete zu dem Dichter. Auch in der Bauernfrage schonte er die Standesgenossen wenig; der Hundefänger verfahre milder mit dem Hunde, den er auf einmal mit dem Schlage vor den Kopfe töte, als der Herr mit dem Bauern, den er Zeit seines Lebens quäle; der abgearbeitete Ochs werde doch gefüttert, ehe er sein Leben lasse, der alte Bauer krepiere bettelnd unter einem fremden Zaun; besonders entrüsteten ihn, die da in die Kirchen beten kommen, die Augen voll Blut des Bauern, die Ohren voll seines Jammerns; schliefslich erhoben sich seine Forderungen nicht über die nach menschlicher Behandlung. Besonders scharf griff er die Geistlichkeit an wegen ihrer Anmafsung, über Gewissen zu urteilen, — hinter Verfolgungen um des Glaubens willen steckten oft sehr egoistische, materielle Interessen; wegen ihrer Verpönung jeglichen freien Wortes, wegen ihres Usurpierens der heiligen Schriften für sich selbst, wegen ihres lasterhaften

Lebenswandels, wegen ihrer stupenden Unwissenheit (sol in cancro, rot im Kalender, machte einer zu einem Feiertage), wegen ihres herzlosen Schindens der Herde, wegen ihrer unverschämten Forderungen. Vergleicht man Potozki mit Opalinski, so zeigt es sich, dafs die düstere Farbengebung des grofspolnischen Wojewoden beim kleinpolnischen Mundschenk nur noch düsterer geworden ist; Opalinski dachte an Reformen, Potozki wufste bereits, dafs sein Rufen danach nur verlacht würde. Mit seinem Pessimismus stand er ganz vereinzelt da; er sah schärfer, ahnte richtiger als alle Zeitgenossen und auch die Späteren; er liefs sich durch keinen äufserlichen Erfolg täuschen. Und ebenso eigenartig stand er unter ihnen allen durch seine Thätigkeit: er war seit Twardowski der einzige, der sich ausschliefslich seinem Dichterberufe widmete; die anderen waren Grofswürdenträger, Grodrichter, Historiographen oder Salinenverwalter und in letzter Reihe erst, nur zeitweise, Dichter; Wazlaw Potozki allein blieb Dichter, und je leerer es um ihn geworden war, als den Greis die Brüder, Kinder, Verwandten und Bekannten alle längst verlassen hatten, desto eifriger versenkte er sich in seine Lieblingsarbeit und vergafs über dem Musendienst sogar die Undankbarkeit des steinigen und moorigen Bodens seiner Lushna. Trotzdem ging diese urkräftige Natur nicht in einseitigem, unfruchtbarem Pessimismus auf. Er schätzte das Leben und seine materiellen Genüsse, ohne Verfeinerungen welcher Art, verachtend die delicata cosa des Italieners, die Ziererei des Franzosen, aber ebenso auch die Völlerei des Deutschen und die Roheit des Russen; obwohl er für jede Verletzung wahren Anstandes sehr empfindlich blieb, freute er sich der Wortspiele, Zweideutigkeiten und scheute keine Zoten, kein derbes Lachen.

Aus dem mächtigen Folianten des »Garten« sind 1747 die Zoten und Obscönitäten von einem wunderlichen Liebhaber dieses Genre herausgesucht und gedruckt worden; aber sie lassen die Mannigfaltigkeit, Frische, Bedeutung des Ganzen gar nicht erkennen. Denn dies ist eine unerschöpfliche Quelle für die Kunde damaligen Treibens, des Lebens auf dem Lande, der Leute und ihrer Höfe, ihrer Trachten und Gewohnheiten, ihres Denkens und Fühlens, Lachens und Weinens, bei sich und zu Gaste. Mögen auch fremde Motive mit unterlaufen, sie sind so national ausgestaltet, dafs nur der Kundige den italienischen Ursprung

errät: es ist die vollkommenste Verkörperung altnationalen Wesens und Geistes. Einzelnes dieser Sammlung ist das Beste, was im 17. Jahrhundert überhaupt geschrieben worden ist; ein politisches Gedicht wie die schneidend scharfe Absage »An die älteren Brüder« ist in drei Jahrhunderten kaum überboten worden, und das Gedicht über die Vertreibung der Arianer ragt nach seiner tadellosen Form wie nach dem wohldurchdachten und tief empfundenen Inhalt ebenso vereinzelt über diese ganze Litteratur hervor. Daneben viele köstliche Genrebilder; manche von einem Schimmer wahrer Poesie verklärte Schilderungen und Geständnisse, Herzensergüsse aller Art; vor allem jedoch der grobkörnige Humor, die nie versagende Laune, der zwar unfeine, aber joviale Ton; sie verliehen dieser schillernden Mosaik den dichterischen Wert, nach welchem die grofsen, einheitlichen Kompositionen des Dichters vergebens rangen. Nur ein Element blieb dem Dichter fremd: das erotische; die Beziehungen beider Geschlechter sind nur grob sinnlich erfafst; der urgesunden, derben Natur liegt jede Sentimentalität, Schwärmerei, jeder Schönheitskult vollständig fern; nicht umsonst war er in der Arianer Umgebung grofs geworden, die jede Reizung der Sinnlichkeit verpönte, der auch der unschuldigste Tanz und Gesang bereits ein Greuel war.

Dieser »Ungejätete Garten« (der Titel fuhr in einer ganzen Oktavseite fort), in dem Wohlriechendes und Stinkendes, Zartes und Stechendes bunt durcheinander wuchsen, gehörte in seiner Hauptmasse nicht mehr der satirischen, sondern der komischen Litteratur an; Kochanowski mit seinem »Fraschki« (aus dem Italienischen war nur der Name geholt, nicht auch die Art) hatte den Anstofs gegeben, obwohl er schon Vorgänger und von ihm unabhängige Gefährten gehabt hatte, doch erst das 17. Jahrhundert pflegte mit Vorliebe die komische Richtung. Jeder Dichter war hier vertreten, und die Nuancen ihrer Sammlungen wechseln wie deren Benennungen: dem einen heifsen sie »Holz« (ein polnischer Ausdruck für »Possen«), anderen »Hofmädchen«, die die Gesellschaft erlustigen sollen (ein sehr beliebter Titel), noch anderen »Fastenmahlzeit«, die den knurrenden Magen vorläufig besänftigen soll, oder »Ergötzliche Schmauserei« selbst oder »Die durchschaute Welt« oder »Der lachende Demokritus« u. s. w., von »Scherze«, »Burlesken« u. dgl. ganz abgesehen.

Alle Bekenntnisse und Nationalitäten fand man hier vereinigt, es fehlen nicht Arianer, z. B. Karmanowski, Kalviner, z. B. Naborowski, freilich überwogen Katholiken; nur Schismatiker sind nicht vertreten, ihre langen Bärte paſsten nicht zu froher Laune; die Kette reicht von dem lustigen Herrn »Balzer aus dem Kalischer Lande« bis zu dem tüchtigen Jagodynski und dem schwächeren Bratkowski aus litauischen und russischen Gauen. An dieser Litteratur hat aber das ganze adlige, bürgerliche und bäuerische Polen mitgeschaffen; die Zaglobas des Romans oder die leibhaften Woroniezki und Smolik noch aus den Zeiten König Stephans und Sigismunds III., die Stawski, Zaporski, Skarschewski und wie sie alle hieſsen, bis zu den privilegierten Narren herab, zu einem Slowikowski des alten Lubomirski und zu Weselowski des Königs Jan Sobieski, sind oft die eigentlichen Verfasser der Bonmots und die Verüber der lustigen Streiche, welche die Poesie verewigte; einzelnes, leicht oder gar nicht variiert, wiederholte sich fortwährend; bei anderem fragt man: ist es aus dem Volke zu den »Dichtern« gekommen oder umgekehrt? Und unerschöpflich wie die Einfälle waren auch die Formen; auch die »maccaronische« spielte hier eine wesentliche Rolle.

Zu »Maccaronen«, zu lateinischer Sprache, untermischt mit Wörtern der Landessprache, ist keine Sprache der Welt so geeignet wie die polnische. Italienische und französische Maccaronen wirken nämlich nicht drastisch genug, weil die Sprachen sich allzu nahe stehen, ob es clamat oder chiamat heiſst, maladus oder malato u. s. w., verschlägt wenig; deutsche und englische Maccaronen machen immer nur einen sehr gezwungenen Eindruck, weil das formenvolle Latein und diese Wurzelsprachen zu sehr auseinanderklaffen: das Polnische hat nun dieselbe Formenfülle wie das Latein, so wird sein Nomen ebenso flektiert, und der natürliche Kontrast beider Sprachen wirkt in ihrer Amalgamierung ganz wesentlich komisch; die Liebhaber, welche die »Ana« heute noch zählt, wissen nicht, daſs gerade die polnische Litteratur die gelungensten »Maccaroneana« der Welt aufweist.

Die ältesten Maccaronen eines gewandten, jugendlichen Dichters aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts sind verloren; erhalten sind des Kochanowski »Gedicht von der Berufswahl«, das neben wundervoller Temperierung von Latein und Polnisch

auch inhaltlich gediegen ist, den Dichter zwischen geistlichem und weltlichem Stande wählen läfst, cum rozganiaret non mądra canicula zakos (da die verdummenden Hundstage die Schüler auseinandertrieben); des Spaniers Royzius, der dem in Litauen Reisenden Verhaltungsregeln angab, vor allem niech wyborna tuum repleat cervisia bęben (es fülle erlesenes Bier dein Fäfschen) u. a. Das Beste schuf der Grofspole Stanislaw Orzelski, Macaronica Marfordi Mandzikovii poetae approbati, Brunonii apud Mart. Wolf. Korobell 1623, natürlich ungedruckt, aber in einer Menge von Abschriften erhalten und schon im Titel unanständig; nach so viel Grüfsen an den Leser, quot Niemcus calum kuflos exchaurit in annum (wieviel der Deutsche Glas Bier im ganzen Jahre austrinkt), kommen kleinere Epen, Kalvins Geburt, eine groteske Satire; »Mönch und Dame«, von einer Sinnlichkeit, die dem Lande und der Zeit sonst fremder sind; die Bauernhochzeit von unwiderstehlicher Komik u. a., national bis ins innerste Mark, in jeder Wendung und Bild, trotz der lateinischen Hülle; dabei mied Orzelski wie Kochanowski glücklich die Klippe, an welcher Folengo und die übrigen Maccaroniker scheiterten: er dehnte den Scherz nicht zu lange aus. Orzelski hatte zahlreiche Nachfolger, einer parodierte sogar das Dies irae: na slachcicu tremet skora (auf dem Adligen zittert die Haut). Beliebt waren auch Scherze, die Mifsverständnis des weitverbreiteten Latein ergab, was einem mit dem Diurnale passieren kann u. dgl., wie überhaupt Wortwitze und Calembours schon seit dem alten Rey sehr im Schwange waren.

Unzertrennlich von der satirischen und komischen Poesie war die gnomische und didaktische; Karmanowski, Naborowski, Jagodynski u. a. pflegten sie mit Vorliebe; die Verse z. B., in welchen der »Litauer« Jagodynski die Macht des Geldes aufs mannigfachste schilderte, wurden noch nach einem Jahrhundert neu gedruckt und sind noch heute frisch; Karmanowski und Naborowski, Hofleute der kalvinischen Radziwil, druckten ihre Episteln, Elegien, Gnomen nicht, liefsen sie nur handschriftlich kursieren, zum Schaden der Litteratur, welcher diese formell besseren und inhaltlich gewichtigeren Kompositionen vorenthalten wurden. Naborowski gefiel sich besonders auch in Sinngedichten von Rose, Hahn u. dgl., für die er Mythologie und Geschichte abstreifte. Nachahmungen des Theognis, Epiktet u. a. waren

nicht selten; auch bediente man sich der Fabel. Zu originalen Schöpfungen gelangte man allerdings hier nicht: am Eingange des Jahrhunderts fand sich eine treffliche Übersetzung der Hundert Fabeln des Verdizotti, am Ausgange (1699) eine Nachahmung des Lafontaine durch Stanislaw Niemirycz, die zwar ihren Zweck, Augusts II. Sohn zum Erlernen des Polnischen anzueifern, nicht erreicht hat, wohl aber von der gefälligen Leichtigkeit des Franzosen, von dem »freien« (wechselnden) Verse die ersten gelungenen Proben gab. So oscillierte die polnische Litteratur, wenn sie nicht nach der lateinischen orientiert ist, bereits zwischen der italienischen und französischen, um nach und nach ganz in den Bann der letzteren zu gelangen.

Auch in der lyrischen Poesie bethätigte sich das 17. Jahrhundert vielseitiger, temperamentvoller als das 16. Die religiöse Lyrik stand der älteren nicht viel nach, obwohl sie zu einer grofsen Komposition, wie der Psalter des Kochanowski es war, nicht mehr ausholte. Den Reigen der schier zahllosen religiösen Lyriker eröffneten zwei Männer, die noch ganz im 16. Jahrhundert zu wurzeln schienen und die doch durch ihren strengeren konfessionellen Charakter bereits einer anderen Zeit angehörten, Kaspar Miaskowski und Stanislaw Grochowski.

Der erstere, ein kleiner Landedelmann an der schlesischen Grenze, hat sein arbeitsames Leben durch Lesen und Schreiben »gelehrter Sachen« verschönt; mit den Früchten seiner Musen trat er erst am Abende seines Lebens hervor und gefiel vielen ganz aufserordentlich. Ein Hauptteil seiner Poesien galt den Festen und Heiligen; Innigkeit des Gefühls war wohl mit Kraft des Ausdruckes gepaart, aber äufserlicher Humanismus hat in störendster Weise eingegriffen; das Durcheinander des heidnischen und christlichen Olymps, Apollo und die Musen, die in Bethlehem ihre Reigen vor der Krippe aufführen, gehörten einem rasch vorübergehenden, veraltenden Stadium polnischer Lyrik an, verloren sich nach 1620 wieder. Ungetrübteren Genufs gewährten seine anspruchsloseren Schilderungen, halb satirisch, wie die des polnischen Faschings, halb idyllisch, wie seine Grüfse an Land und Leute in der Masurei; das bedeutsamste waren seine politischen Gedichte, in denen der monarchisch gesinnte Grofspole für seinen König gegen heimliche Verunglimpfer der Majestät und offene Rebellen scharf auftrat, ein in der polnischen Poesie selten zu

vernehmender Ton, hier desto auffallender, als gerade der gröfste Bewunderer des Dichters der unversöhnlichste Feind des Königs war.

Ausschliefslich religiöser Lyriker wurde der Kanonikus Stanislaw Grochowski. Auch er hatte zwar Ausflüge auf politisches und persönliches Gebiet versucht, Pamphlete auf gegnerische Parteien und geistliche Würdenträger verbrochen, aber sein eigentliches Feld blieb doch die religiöse Lyrik: Nachdichtungen des Thomas a Kempis, gediegene Übersetzungen der Prosen und Hymnen des Breviers, der Asketika des Pontanus und anderer Jesuiten; ihn zeichnete dem derberen Miaskowski gegenüber die aufserodentliche Klarheit, Glätte, Gewandtheit der Sprache aus, die aber öfters zur Seichtheit, Banalität ausartete. Dieses sein Talent spannte dann der Dichter in den Dienst des Augenblickes: jeder Todesfall unter seinen zahlreichen geistlichen Gönnern, jede Trauer im königlichen Hause, jedes öffentliche Unglück, wie die Weichselüberschwemmung, der Tod des Zamoyski, das Fallen eines tapferen Hauptes in der Schlacht, die wenigen Lichtblicke dann, wie die Verbrüderung der Polen und Russen 1605, bis zu den nächtlichen Ruhestörungen in Warschau, zur Abwehr der Verunglimpfung des Andenkens von König Sigismund August, ja bis zum Tode des Hofnarren des Krakauer Bischofs, fanden in ihm den obligaten Sänger. Seine Ausführlichkeit und Weitschweifigkeit, die Überschwenglichkeiten, die Wiederholungen, die Eintönigkeit und dabei doch Gesuchtheit der Einkleidung beeinträchtigten die Wirkung dieser Klagekamönen; da er als Greis an den greisen Skarga seine »Thorner Nächte« schrieb, ohne Schwulst, mit schlichten Worten sein Los in der armen Pfarre schilderte, schuf er sein Letztes und Bestes.

Talentierter war ein Bürgerlicher, K. Twardowski, der die losen Produkte seiner jugendlichen Feder nach einer schweren Erkrankung durch Selbstbekenntnisse und Mahnungen zur Buíse in der Form gröíserer Allegorieen auszutilgen suchte: sein »Vom Sturme zum Ufer schwimmender Jugendnachen«, seine »Fackel der Gottesliebe« gehörten zu den am sorgfältigsten ausgeführten Allegorieen der polnischen Litteratur überhaupt, gewannen einen ganz epischen Anstrich und verrieten tiefen Ernst gründlicher Umkehr; seine Festgedichte zu Neujahr, zum Fest des Täufers, zur Martinsgans sogar zeichneten sich durch schmucke Bilder

des Festtreibens (z. B. der Sonnwendfeier) und zierliche, fast süfsliche Wendungen aus; seine »Gottesgeifsel«, auf den Tatareneinfall gemünzt, wurde zu »blutigen Thränen« des Vaterlandes über seine ruchlosen und ehrlosen Söhne und fand nicht nur 1625, sondern ebenso 1649 Anwendung.

Neben dieser katholischen Lyrik, in der anderes durch den eifrigen Marienkult (z. B. im Marienpsalter des Malski, mit seiner antisemitischen Schärfe) u. dgl. hervorragte, leisteten auch »Dissidenten« Treffliches, so die Arianer Karmanowski, der hochgebildete S. Przypkowski, der Biograph Sozins, die Lubieniezki und Otwinowski; des Zb. Morstin Klage an Gott wegen der Vertreibung der Arianer aus Polen ist die ergreifendste Stimme im religiösen Chorus des ganzen Jahrhunderts, mochten andere Morstins, Hieronim, Andrzey, Stanislaw, Katholiken bereits, in heftige Selbstanklagen, voll Reue und Zerknirschung, ausbrechen. Bei dem immer strenger konfessionellen Charakter der Epoche wurde in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auch diese Lyrik immer einseitiger, wendete sich mit Vorliebe an Maria und die Heiligen; eine Ausnahme machte wieder Potozki, der auch als Katholik die arianische Art, die nur Gott und den Heiland gelten liefs, nicht preisgab. Dagegen war sein kleinpolnischer Landsmann Vespasian Kochowski dem Marienkult vollständig ergeben; so sammelte er alle Epitheta und Tropen, in denen der heiligen Jungfrau bei den Patres und in den Kirchenprosen gedacht wird, umschrieb sie in Zweizeilern und steckte so einen »Jungfrauengarten« nach der Schnur der Schrift ab, dessen »Quartiere« mit den Blumen dieser Muttergottestitel ausfüllend: es gefiel sich eben die Zeit immer mehr in geschmacklosen, arg manierierten, bombastischen Titeln und Wendungen, begann das Einfache zu meiden und das Verschnörkelte zu suchen. Kochowski hat auch einen »leidenden Christus« geschrieben, der jedoch trotz des evangelischen Inhaltes schon wegen seiner lyrischen Form nicht zu den zahlreichen Messiaden der Zeit sich gesellte. Ein anderer Landsmann, Gawinski, rivalisierte vergebens mit Kochanowski in der Paraphrase der Psalmen, die er übrigens nicht zu Ende führte. Den Vogel schofs auch hier ab Stanislaw Lubomirski, der die Sprüche Salomonis in gewähltester Sprache paraphrasierte und Geburt wie Leiden des Heilands in Versen besang, die durch ihre einschmeichelnden

Töne sowohl wie durch die Ergriffenheit des Ausdruckes in dieser ganzen Produktion hervorragten, an K. Twardowski erinnerten, mit dem der Groſskronmarschall auch das Bestreben teilte, die litterarischen Jugendsünden durch diese litterarische Kasteiung abzubüſsen. Er, der eine Zeitlang als Thronkandidat genannt wurde, der seinen Bacon und De Thou studierte und an der Unsterblichkeit der Seelen zweifelte, hat auch den Katechismus in seiner »Theomusa« in polnische und lateinische Verse gebracht; alles erschien übrigens anonym oder, nach seinem Tode, mit seinen Anfangsbuchstaben; die zahlreichen Auflagen und Übersetzungen bewiesen das Gefallen des immer bigotteren Publikums. Neben diesen Polen, deren Zahl Legion war, sind auch Russen, Zöglinge und Lehrer des Kiewer Kollegium Mohileanum, aufgetreten, Äbte und Archiepiskopen, die in unendlichen und unendlich schlechten polnischen Versen religiöse Lyrik produzierten, durch Wortspiele, Anagramme, gewagte Vergleiche das Einschläfernde dieser Verse vergebens zu bannen versuchten, mit ihnen Einschärfung orthodoxer Dogmen und Eintreten für eine Liga gegen die Türken, für eine Verbrüderung von Polen und Russen verknüpften, wie Lazar Baranowicz, der nur zu häufig auf seine Namen, Alter, Würden anspielte, u. a.; der Berüchtigste war Jan Maksymowicz mit seinen vielen Tausenden Muttergottesversen.

Machte sich so in der Öffentlichkeit religiöse Lyrik über alle Maſsen breit, so fanden doch willigeres Gehör die abschriftlich verbreiteten Produkte weltlicher, zumal erotischer Lyrik. Manches gelangte zwar auch in den Druck, in der Regel nur das Unbedeutendste, die verschiedenen, nach den Tänzen, zu denen sie gesungen werden konnten, benannten Ballette, Paduanen u. dgl., matte Wiederholungen und Verwässerungen der allergewöhnlichsten erotischen Topik. Hier ragten die beiden Morstin hervor, der ältere, Hieronim, einer der bewuſsten Bahnbrecher italienischen Einflusses in Polen, der jüngere, ungleich begabtere, Andrzey, der allerdings nicht, wie Hieronim, im wohlig-müſsigen Landleben sich verscharrte, sondern ehrgeizig, gewandt, skrupellos die Karriere sich bahnte, in der er als Vertrauter der Königin, die er aus Frankreich abgeholt hatte, nach vielerlei diplomatischen Missionen, Groſsschatzmeister, Hochverräter, schlieſslich Groſsgrundbesitzer in Frankreich, dem Lande

seiner politischen Ideale, wurde, wo er seines Geizes halber Labruyère als Typus gedient haben soll; kein Wunder, daſs er die Litteratur in den letzten dreiſsig Jahren seines Lebens vollständig aufgab, wenn nicht gerade Skandale in Magnatenfamilien seine Epigramme oder Reueanwandlungen seine Buſsgedichte herausforderten.

Hieronim Morstin brachte in seine Lyrika zu wenig Individuelles, Persönliches herein; Geliebte und Stimmungen wechselten, Ton und Bilder blieben dieselben. Interessanter waren seine Sinn- und Gelegenheitsgedichte, z. B. zu allerlei Familienfeiern, die durch sorgfältige Faktur, manchmal durch launige oder gar satirische Lichter von den übrigen vorteilhaft abstachen, oder seine mythologischen Skizzen, mit der witzigen Pointe am Schluſs, die den modernen Zeiten, ihren Männern und Frauen galt. Die Produktion des Andrzey, weniger ausgiebig, war ungleich interessanter, lebhafter, persönlicher; zwar waren die italienischen Einflüsse noch viel greifbarer, wies doch schon der Titel einer Sammlung, »Die Laute«, auf die »Lira« des Marino; zwar verlor sich der Dichter gar zu gern in barocken Einfällen und Spielereien, Antithesen, Spitzfindigkeiten, gesuchten Gleichnissen, aber seine Feder war in ungeheuchelte Sinnlichkeit getaucht; man atmete mit ihm die Glut des Sommers, die sein Blut peitschte; man fühlte den Zauber, der ihn an die schöne Verführerin fesselte; man verfolgte mit Spannung die Peripetieen seiner Liebschaft und freute sich vor allem der wohlgelungenen, zierlichen Komplimente an die Hofdamen, mochten sie noch so oft nur an ihre Namen anknüpfen. Neben beiden Morstins verdiente dann besonders der junge Schlichting Aufmerksamkeit; er war zwar mehr Schüler der Ars amandi als der Italiener, aber seine »Cupidos Schule«, die der Krakauer Bischof sofort auf den Index setzte, ist ein so gefälliges Liebespoem, von der ersten, zufälligen, schüchternen Begegnung an bis zur Störung des ersehntesten Augenblickes durch die »Alte«, und seine übrigen Erotika sind durch ganz volkstümliche Töne so eigenartig und interessant, daſs man die Kürze seines Auftretens wohl bedauern mag. Die Gedichte dieser drei Autoren mit denen vieler anderer bilden in den Handschriften ein schwer entwirrbares Gemengsel; einen groſsen Raum nehmen auch Zoten ein, die freilich mitunter durch die gediegenste Ausführung und den prachtvollen

Vers entschädigen: das »alte Weib« des A. Morstin, ein Störenfried wie bei Schlichting, dürfte eines der besten sein, die groteske Invektive gegen die Alte suchte ihresgleichen; aber die verführerische Schlüpfrigkeit dieses Genre war von der derben Zote des Potozki grundverschieden.

Die Liebe auch dieser Polen blieb rein sinnlich, äufserlich, wechselte rasch den Gegenstand und zehrte und härmte sich nicht lange ab; keiner von ihnen ging denn auch in der Erotik auf. Geselligkeit, besonders aber das Landleben, liebten sie über alles, die Freuden der Natur nicht nur platonisch, aus den engen Gäfschen der Stadt etwa, anzusingen wurden sie nicht müde. Der grofse Ahne, Jan Kochanowski, hatte bereits die Parole ausgegeben: in seiner »Sonnwendfeier« war das Lob des Dorfes nicht zu erschöpfen gewesen, und nach ihm wurden sie nicht müde, das Beatus ille qui procul negotiis zu wiederholen oder zu variieren, natürlich ohne die Schlufswendung. Hierher gehörte Andreas Zbylitowski, der noch an der Wende beider Jahrhunderte stand, der auf Gelegenheitsgedichte aller Art, Epithalamien, Epinicien — auch sein Epos »Die Schwedenfahrt« ist im Grunde nur ein Festgedicht mehr —, auf Mythen und Legenden sein »Leben des Landedelmannes« und seinen »Dorfbewohner« folgen liefs, beide Gedichte eher durch ihre Form als ihren Inhalt geschieden. Der »Dorfbewohner« war nämlich in den alten kurzen Reimpaaren geschrieben, die Zbylitowski, wohl der letzte, im gröfseren Poem anwandte, und schilderte lebhafter, frischer den »Landmann« und sein Treiben im Wechsel der Jahreszeiten; freilich kam ihm da der Humanismus in die Quere, zur Winterszeit liefs er ihn die alten Fabeln lesen und leider auch erzählen; dann kam er auf die Chroniken und flocht eine kurze Königsgeschichte Polens ein, wofür er mit wärmer empfundenen erotischen Schlufsaccorden den Leser entschädigte. Von diesen humanistischen Floskeln waren die folgenden freier; Naborowski, Schlichting, die Morstins priesen oft die »adlige Kondition« (ein Gedicht dieses Titels wurde ihnen allen beigelegt, es gehörte aber Schlichting) oder sehnten sich nach ihr vom Hofe her oder von den diplomatischen Reisen und Missionen.

Die eigentliche Idylle, nach dem Vorgang der bürgerlichen Dichter, der Simonides und Zimorowicz, wurde von den adligen weniger gepflegt; Chelchowski, Gawinski, Potozki benutzten sie

oft nur als Rahmen für Epithalamien, für Wettgesänge der Hirten, für gnomische Poesie; Gawinski trug die seinigen viel zu matt und weitschweifig vor; Potozki hat in einer Idylle, »Libussa«, der ersten poetischen Verarbeitung dieses Stoffes, die er zur Hochzeitsfeier seines Sohnes dichtete, das Hauptgewicht auf treffliche Gnomen über Ehe gelegt; die Musen müssen sie vortragen, aber der konventionelle Rahmen ist mit nationalem Stoff ausgefüllt, die Sprache von hoher Reife. Auch die bekannten »Wirtshaus«-Spiele am königlichen Hof setzten die Lyriker in Kontribution.

Neben dieser Dorf- und Gelegenheitslyrik und Idylle war besonders auch die gnomische Lyrik beliebt: Gedichte, welche Lebenserfahrungen, ethische Sätze, Maximen erörterten und empfahlen. Hier ragte besonders Naborowski hervor, durch den gediegenen Ernst seiner Reflexionen, durch die gewählte Sprache, ohne die burlesken Sprünge, in welchen sich die Sprache, der Bilderreichtum des Potozki so oft gefiel; neben ihn konnte sich Jagodynski stellen, wenigstens in seinen Gnomen über den »Groschen«. Stoff zu solchen Gnomen lieferten nun alle Lebenslagen; man erörterte deren Vorteile und Nachteile, und hier war es Zbygniew Morstin, der in langen Ausführungen die Berufe schilderte, besonders ausführlich der Krieger den kriegerischen, in ungeschminkter Wahrheit die Schrecken des Krieges enthüllend und den geringen Dank, den man den sich Aufopfernden zollte. Von didaktischen führte der Weg zu beschreibenden Gedichten. So schilderte derselbe Morstin seine Lage im schwedischen Gefängnis mit der schweren Wunde, den Verlust seines treuen Rosses u. a.; A. Morstin zählte alle Flüsse auf, die er auf seinen Bildungsreisen und auf seinen diplomatischen Missionen passiert hatte, oder alle Getränke wieder, von den Varietäten der unübertroffenen polnischen Biere und Mete bis zu dem nur für Heidengaumen möglichen Höllengetränk, dem Kaffee, — die groteske Lust an der Aufzählerei machte sich längst geltend. Noch empörter als über den Kaffee war man über das »Trinken« des Tabakes, das Rauchen wie das Schnupfen; Schlichting kleidete in mythologische Formen seine Verwünschung des Unkrautes in höchst gelungener Weise ein. Daran schlossen sich die noch mittelalterlichen Streitgedichte, die jetzt erst verspäteten Einzug in Polen hielten, der Streit zwischen Wasser und Wein, zwischen

einzelnen Lebensberufen u. dgl. Endlich waren auch Rätsel beliebt, in deren ausführlicher Fassung besonders A. Morstin hervorragte; eine Sammlung derselben, die er seiner Schwester überreichte, um ihr nicht mit Zoten dienen zu müssen, kursierte in vielen Abschriften, und eine derselben versah Zb. Morstin, der das poetische Ingenium des Herrn Kronschatzmeisters aufserordentlich verehrte, mit einer schönen Einleitung, in die er selbst Rätsel einwob, wie das von den Freunden, die, Hunderte Meilen voneinander getrennt, mit demselben Wasser sich netzen und mit demselben Handtuch sich abtrocknen (Tau und Sonne).

Der fruchtbarste Lyriker der Zeit und der einzige, der sein »Unmüfsiges Müfsigsein« dem Publikum nicht vorenthielt, war Vespasian Kochowski; freilich gehörten seine Lyrika seiner jüngeren Periode an, die der historiographischen Arbeit und der poetischen und prosaischen Relation von Wiens Entsatze vorausging; später hat er in lyrischen Gedichten sich nicht mehr versucht. Er ahmte Horaz nach, aber äufserlich, in der Einteilung in Oden und Epoden, im wechselnden Versmafs u. a.; geistig war der gläubige Katholik und eifrige Patriot von ihm wenig abhängig. Erotische Töne fehlten, wurden durch versteckte Anzüglichkeiten und offenen Spott ersetzt; dafür wurde in religiösen Liedern der Himmelskönigin und Königin Polens zugleich schwärmerisch gehuldigt, und neben den religiösen bildeten die politischen den Hauptteil. Alle Ereignisse, von dem Tode Wladyslaws IV., durch die Katastrophen unter Jan Kasimir, bis zum hellen Aufleuchten und raschen Erlöschen des Sternes von König Michael, apostrophierte Kochowski; die Schmach der panischen Flucht vor Pilawze brannte ja auch ihn, doch nicht so unauslöschlich wie den Potozki, der sie Zeit seines Lebens nicht verwinden konnte; anders wie dieser triumphierte er über das »Bando« gegen die Arianer; er schonte nicht die Zeitgenossen, aber noch vertraute er Polens gutem Sterne; offenbar hat ihm die glückliche Überwindung der schwedischen Katastrophe, die letzte grofse Anspannung der nationalen Energie, die ihn selbst erfafste, dieses Vertrauen eingeflöfst. Aber die Jahre verflossen, und es verdüsterte sich nur die Aussicht in die Zukunft; am Abende seines Lebens fand Kochowski Ausdruck für seine neue Stimmung in einer Paraphrase des Psalters, in seiner »Polnischen Psalmodie«, wo markige Prosa, die althebräischen Geist zu atmen

schien, ihm selbst und dem Volke Undank gegen Gottes Gaben, das tiefe Sinken von einstiger Höhe, alle die Vergehen vorhielt, wo in hoffnungsloser Selbstanklage er sich zum Ausspruche verstieg: Narr wäre, der gut wäre. Bei diesem Zusammenbruch seines alten Optimismus, auf diesem Standpunkte des Potozki, leuchtete ihm, neben dem Troste der Türkensiege, förmlich noch ein neuer Stern auf, dessen mystisches Funkeln so viele gröfsere Geister nach ihm verführen sollte: ein Glaube an eine ganz besondere Vorsehung, die über Polen wache, an eine Art Auserwähltheit seines Volkes, ein Glaube, den der nüchternere Potozki nie faſste.

Neben dieser reichen gedruckten und noch reicheren ungedruckten Poesie in der nationalen Sprache schrumpfte, anders als im 16. Jahrhunderte, die lateinische erheblich ein; während damals noch ein Kochanowski, Klonowicz und Simonides, letzterer sogar vorwiegend, lateinisch schrieben, wurde jetzt diese unnütze Vergröſserung des lateinischen Meeres ungleich mehr gemieden. Lateinisch schrieben jetzt die Baccalare und Magister ihre Gratulatorien und die Jesuiten, polnische wie naturalisierte, ihre Gedichte; immer seltener wurden die groſsen epischen und didaktischen Carmina, eine Victoria Deorum wäre nicht aufzutreiben, kaum daſs eine Lechiade und ein Schwedenkrieg die epischen Lücken füllten. Unter den Lyrikern erstand jedoch ein groſses Talent, der »christliche Horaz«, der Jesuit Matthias Sarbiewski, dessen Talent in Italien rascher aufblühte, und der im Auslande fast bekannter wurde als daheim: ein Horazianer, dessen Oden frommen und politischen Inhalt boten, Mahnungen zur Einheit, zur gemeinsamen Abwehr des Türken, seltener Persönliches, z. B. die interessante »Romreise«, oder Eindrücke der Natur, wie die in litauischer Waldeinsamkeit entstandenen Silviludia; hoher Gedankenflug, musterhafte Form, eine nicht arme Phantasie waren dem dichtenden Mönche eigen, der nur durch sein Sich-abschlieſsen gegen die heimische Sprache an weiter Wirkung gehindert worden ist; die Verehrung, die auch er gegen Kochanowski hegte, den er mit übersetzte, das Hängen an nationalen Traditionen, das er schon durch seine Vertierung der polnischen Marienhymne bewies, enthüllen auch in dem Jesuiten den Polen, dessen in sich gekehrtes, sinnendes Wesen gerne von Welt und Amt — mit Unlust trug er die Pflichten

des Hofpredigers — zu den geliebten Musen flüchtete. Sarbiewski war der gröfste Neulateiner der Polen: nach ihm gab es viele, die sich auch oder ausschliefslich im lateinischen Gedicht versuchten, die ganz respektable Leistungen aufzuweisen hatten, aber das waren Spätlinge, die das Ohr der Nation nicht mehr fesselten; Inez, von spanischer Herkunft, und andere Jesuiten, wie Kanon, Karwat u. a., waren noch die bedeutendsten; namentlich suchte Inez, wie Sarbiewski die Lyrica geläutert und veredelt hatte, seinerseits die Epigramme von dem Schmutz eines Oven, Heinsius u. a. zu befreien, nur ehrbare der Jugend in die Hände zu geben und doch den Beweis dabei zu liefern, dafs nicht nur die lasciven lesbar wären; so gab er sieben »Centurien« solcher Epigramme heraus, aber die letzte Centurie füllten auch polnische Verse aus, woran sogar ein Sarbiewski, von dem er sonst stark abhing, gar nicht gedacht hatte; befremdend wirkte nur der Ausfall gegen den »ketzerischen« Kochanowski (wegen einiger Lascivitäten), dessen sich Kochowski warm annahm. Unter den klassischen Dichtern selbst bewahrte Horaz bei weitem die erste Stelle, blieb der erklärte Liebling, den man zu übersetzen und nachzuahmen nicht müde wurde, aber nur der Lyriker zog so mächtig an, die Satiren und Episteln liefs man beiseite; einen Potozki freilich zog es zu Tacitus und Livius; einen lateinischen Dichter in polnische Verse zu bringen, schien ihm vergebene Mühe, da die Knappheit jener Diktion nicht zu erreichen wäre. Die »Dissidenten« legten von vornherein geringeres Gewicht auf das Lateinschreiben, aufser zu polemischen und apologetischen Zwecken; unter den Arianern entstand ein namhafter Neulateiner, Samuel Przypkowski, dessen Gedichte durch ihre Themen und Gedanken von der Jesuitenlyrik ganz erheblich abweichen; weniger sein gedrängtes Glaubensbekenntnis und der Beweis von dessen Wahrheit, einzelne Gedichte auf Personen, seine Frau z. B., auf historische Ereignisse, die sieghaften Holländer, auf Natureindrücke, wie die der Alpen, als namentlich eine Elegie auf das zum Frieden mit Gustav Adolf gezwungene Polen, die in einem stolzen Pochen auf den unbezwinglichen nordischen König, den Akatholiken — denn da waren die sympathischen Bande —, auslief; die Elegie wurde vielfach übersetzt, von den Glaubensgenossen natürlich, und noch von Potozki auf den schimpflichen Türkentraktat von 1670 umgedeutet.

An dieser reichen Litteratur begannen endlich auch Frauen Anteil zu nehmen. Männer, namentlich Potozki, erwähnten solche öfters und hielten nicht mit ihrem Spott und Tadel zurück; der Wein rege den Dichter an, und Frauen tränken nur Wasser. Die Gedichte der Damen müssen wirklich geringe Gnade vor den Augen der Leser gefunden haben, denn man druckte sie nicht und schrieb sie nicht ab; einiges ist jedoch erhalten. So wählte Frau Katharina Siemiontkowska aus den vielen Gedichten, die sie trotz häuslicher Wirtschaftssorgen seit jeher verfaſste, einige fromme und widmete sie der Wojewodin von Kijew, Anna Stanislawska, als »Häusliche Andacht in frommen Reimen bei häuslicher Landarbeit geschrieben« (1670) in einfacher, klarer Sprache, freilich ohne alle Poesie. Die Stieftochter derselben Frau Wojewodin leistete ungleich Besseres; unter dem anspruchslosen Titel »Transaktion einer Waise« hat sie einen sehr interessanten Beitrag zur Geschichte der polnischen Frauen und Sitten gegeben. Es ist ihre eigene Lebensgeschichte: sie hatte ihre Mutter frühe verloren, wurde gezwungen, ihre Hand einem Magnatensohne und Idioten zu reichen und muſste nun alles aufbieten, um die Scheidung von ihrem Äsop gegen den Willen aller durchzusetzen; schlieſslich gelang es ihr, und sie hat noch zweimal nachher geheiratet, beide Mal die letzten Sprossen altberühmter Geschlechter, mit denen dieselben ausstarben; beide Männer waren gleich tapfere Krieger wie galante und unermüdliche Werber um ihre Hand gewesen; beide starben am Lagerfieber oder an den vor Wien davongetragenen Wunden. Diese Schicksalsschläge schienen sie jedesmal zerschmettern zu sollen, und doch schnellte ihre zähe sarmatische Frauennatur immer wieder auf. Solche »Transaktionen« mit allen ihren intimen Details schilderte diese »Waise« und lieferte einen interessanten Beitrag zum Kapitel von der Tyrannei der Eltern, der Schutzlosigkeit der Frau und der Galanterie der polnischen Männer; die Erzählung, schmucklos, trotz der Wahl von Versen, wirkte durch ihre Wahrhaftigkeit und wäre eigentlich der beste polnische Roman vor 1820, wenn sie ausführlicher ausgefallen wäre, wenn sich die Verfasserin nicht mit den wenigsten Zügen weiblicher Koketterie und Schlauheit und männlicher Galanterie und Offenheit begnügt hätte: freilich auch ihr Kampf mit dem Idioten und seinem knickerigen Vater, dem Kastellan von Krakau, d. i. dem

ersten weltlichen Grofswürdenträger des Reiches, die Geschmeide, die aus der Schmiede, nicht vom Juwelier gekommen schienen, u. dgl. boten der Komik genug. Das Interessanteste blieb, wie diese kleine Frau ihr Instinkt richtig leitete, wie sie allen »Argeniden« und »Syloreten« der Männer um Jahrhunderte vorauseilte, wie sie, die erste unter allen, der alltäglichen Welt um sich, der Wirklichkeit, den Stoff zu einer interessanten Dichtung entlehnte.

Sonst beherrschten die Männer auch das Kapitel der Frauenfrage. Sie gingen nicht so weit, wie ihre Kollegen im Auslande, die pedantisch die Frage erwogen, ob Frauen auch Menschen wären; sie beschränkten sich auf die Variierung des bereits von Paprozki brutal behandelten Themas von der Ehe, ihren Freuden und Lasten. Auf die Warnung eines Junggesellen vor dem »Goldenen Ehejoch« folgte eine furchtbar gepfefferte Antwort »Bittere Junggesellenfreiheit«, und mochte der Drucker noch so sehr versichern, dafs ihr Verfasser eine Hofdame wäre, so konnte man schon an der Einteilung des Stoffes »ex reatu« und »ex actoratu« den jovialen Krakauer Grodrichter erkennen, der grimmigen Realismus und derbste Unanständigkeiten unter dem Schleier von Zweideutigkeiten zu bergen verstand. Neben diesem Thema waren es dann die Listen und Anschläge der Frauen, welche allerlei Satiren blofsstellten, aber in dieser ganzen Litteratur ragt jene »Bittere Freiheit« des Zydowski durch ihren Witz, durch die litterarische Bildung des Verfassers, der an den Italienern und ihren polnischen Nachahmern herangewachsen war, durch ihre Rücksichtslosigkeit weit hervor. Zydowski stand Potozki nahe, wie überhaupt diese kleinpolnischen Dichter (aufser jenen beiden noch Mloschowski, Gawinski und Kochowski) eine Art poetischer Dichterzunft (Schäferei), wenn auch ohne Programm und Formen, bildeten.

Gegenüber dieser machtvollen Entfaltung von Epik, Lyrik und Didaktik blieb das Drama ganz im Hintergrunde, verlor eigentlich nur noch an Boden, als die Städte, die berufensten Pfleger eines jeden Drama, materiell immer tiefer sanken. Es blieb eigentlich auf die Schule beschränkt, war es doch von den Jesuiten in ihr Programm aufgenommen worden; hier allein entwickelte sich eine feste Tradition, aber freilich zum Nachteil der Kunst, der ein ganz enges Gebiet, Heiligenlegenden (und wären

sie wenigstens alle so dramatisch gewesen wie Barlaam und Josaphat!), Missionsgeschichten, Wunder zugewiesen wurden, im besten Falle noch evangelische Parabeln, vom verlorenen Sohn, oder Allegorieen, namentlich bei Festspielen verwendet. Auf die Dauer erlahmte die Aufmerksamkeit des Zuschauers, zumal zur Faschingszeit, und so mufsten komische Intermedien das Interesse beleben. Diesen war gröfsere Freiheit eingeräumt, man berührte Themen, die einem Schuldrama völlig fern bleiben müfsten; in der Regel begnügte man sich mit der Versifizierung bewährter Anekdoten, und wählte dazu Typen aus der nächsten Umgebung. So kamen der litauische oder weifsrussische Bauer, der russisch-polnisch radebrechende Jude, der diebische Zigeuner, die nach einem Braten lauernden hungrigen »Hofleute«, der verschuldete Herr, der deutsche Kolonist mit seinem entsetzlichen Polnisch, der verschmitzte Diener oder der einfältige Masure auf die Schulbühne; auch sie mufsten mitunter Zwecken der religiösen Propaganda dienen, wenn z. B. dem russischen Bauer die Gottgefälligkeit der Union ad oculos demonstriert werden sollte; in der Regel wirkten sie nur durch die bewegten Klagen über ihre Lage, durch Kalauer, durch Handgreiflichkeiten aller Art. Neben diesem ex offo gepflegten Schuldrama tauchten während des ganzen Jahrhunderts dramatische Versuche anderer Art auf. Hierher gehörten die Übersetzungen oder Nachahmungen italienischer und französischer Sachen; Ballette, wie »Befreiung des Ruggiero« oder »Daphnis in einen Lorbeerbaum verwandelt«; Schäferdramen, wie Pastor fido und Aminta; der Cid des Corneille wie die Andromache des Racine und die Tragödien des Seneca fanden Übersetzungen und vereinzelte Aufführungen, zu welchen auch eigene Ballettstrophen gedichtet wurden; Jagodynski, S. Twardowski, Georg Lubomirski der Rebell, A. Morstin und St. Morstin versuchten hier ihre Kräfte. Am meisten unternahm Stanislaw Lubomirski, der Sohn des Rebellen und ebenfalls Kronmarschall; hatte er doch auf seinem Lustschlofs ein Theater errichtet und mufste somit auch für ein Repertoire sorgen. Er ahmte die Schäferdramen in seiner Ermida nach, in der die Prinzessin von dem Wahne geheilt wurde, dafs das Hirtenleben vor Eifersucht, Verrat, Liebesqualen gefeit wäre; er dramatisierte Boccacciosche Novellen, z. B. von »Doktor Lopez« und seinem Kalender mit lauter Fasttagen, den »Spiridon« leichtlich durch

einen kräftigeren Kalender ersetzte; oder das Motiv von dem totgeglaubten und doch zurückkehrenden, die neue, erschlichene Ehe lösenden Mann; überall bewies er lebhaften Sinn für derbe Komik, sogar ins Schäferspiel stellte er seinen Vielfraſs, Lügner und Faulpelz von Diener herein, ebenso in die übrigen. Aber über Wort- und Situationskomik kam er nirgends heraus, der Bau blieb lose, die Charakteristik in den Anfängen. Und doch verriet er der einzige noch eine gewisse dramatische Ader; anderen, auch Massenschreibern, blieb jeglicher Gedanke an ein Drama fern, z. B. einem Vesp. Kochowski; Potozki, trotz seiner Hunderttausende von Versen, hat nur einmal ein Ostermysterium geschaffen, das in fünf vollständig losen »Aktus« eigentlich nur eine Dialogisierung des Nikodemus-Evangelium darstellte: hier wurde sich Potozki zum erstenmal untreu, griff nach einem Apokryph, um den lakonischen Evangelienbericht auszufüllen. Weder »englische Schauspieler«, die vor dem alles Deutsche liebenden Sigismund III. in Warschau jahrelang agierten und nach dem Tode des Königs (1632) entlassen wurden, noch italienische Balletts und Opern, für welche Wladislaw IV. eingenommen war, und die er mit groſsen Kosten in Warschau unterhielt, noch schlieſslich französische Truppen, die ab und zu unter Jan Kasimir auftraten, konnten den völlig unentwickelten Sinn fürs Drama beleben; es blieb bei bloſsen Versuchen, meist bürgerlicher Skribenten, die der Schule nahe standen. Unter den vielen ragten besonders hervor die »Tragödie vom polnischen Scilurus« des Jurkowski (1605), der ja noch an des alten Bielski Justinkomödie mit Inhalt und losem Bau erinnerte; auſserordentlich gelungen war die »Neue Ribaldenkomödie« (in zweiter Auflage 1615) eines Ungenannten, ein ganz vorzügliches Stück, mit geschlossener Handlung, Einheit von Ort und Zeit, mit trefflicher Charakteristik aller Personen, von dem lateinische Brocken einmengenden Magister bis zum Dialekt von Bauer und Frau: Magister und Kantor, hungerleidend, betteln beim Bauer; da tritt ein »Konföderat« ein (das unbezahlte Heer war eine Konföderation eingegangen, um vom Reiche die Rückstände abzuzwingen, und plünderte unterdessen das Land), anfangs trotzig, dann mürber vor der Mehrzahl, sich und die Seinigen verteidigend gegen die gerechten Beschuldigungen seiner Gegner, deren Zahl noch ein Bettler, eine sehr charakteristische Ex-

scheinung, vergröſsert; der Streit wird hitziger, man will eben zu Thätlichkeiten übergehen, als der »Albertus« eintritt und den »Kollegen« Soldaten rettet, worauf alle versöhnt auseinandergehen. Das Stückchen wäre auch heute nicht besser zu schreiben; nur die Chöre zwischen den Scenen, »Traktaten«, und die überflüssige Teufelsscene mit der Bettlerin mahnen an das 17. Jahrhundert. Leider machten solche wirkliche dramatische Leistungen keine Schule, irgend ein nächster »Fastnachtsdialog«, z. B. der von Nisus und Euryalus, fiel sofort in die alte, saloppe, zusammenhangs- und witzlose Art zurück, wandte sich denn auch ausschlieſslich an Leser, während die »Ribaldenkomödie« vollkommen scenisch gewesen war. Ihr entsprach noch ganz trefflich des Baryka »Aus Bauer ein König« (1637), die bekannte Anekdote von der Verkleidung des Betrunkenen (Schluck und Jau), aber unter polnische Soldaten und Bauern transponiert, mit komischen Intermedien; andere sind vielleicht trotz der streng dialogischen Form gar nicht als Dramen gedacht, z. B. die »Bettlertragödie«.

Interessanter waren auch die Versuche polnischer Schulaufführungen in Danzig, welche der hohe Stadtrat bald bewilligte, bald verbot, wie auch die deutschen; Texte derselben wurden auch gedruckt (z. B. die Geschichte von Tobias, auf Drängen von Bekannten des Verfassers herausgegeben, wo Teufelsscenen die Stelle von Intermedien vertraten, 1693); ein anderer, ungleich besser, aber nur handschriftlich im Danziger Archiv vorhanden, die »Tragödie« von dem Reichen (und Lazarus), dem Danziger Senat 1643 zugeeignet, in Chören und mit Intermedien aus dem Danziger Handwerker- und Marktleben, mit dem Kaschuben, der den unvorsichtigen Koch anführt, den Dialekt nachahmend u. s. w. Aus Polen übergingen die Schuldramen schlieſslich auch nach Kijew; wurden im Auslande (Prag und sonst) einzelne polnische Komödianten erwähnt, so sind es meist wohl nur Bärenführer und Gaukler gewesen.

Prosa und Poesie gingen völlig auseinander, und während der poetische Ausdruck zum litterarischen überhaupt wurde, schrumpfte der Gebrauch der Prosa allmählich ein. Unbestritten herrschte sie nur noch auf der Kanzel; nach dem Verstummen der »ketzerischen Kathedren« artete die Homiletik aus, kehrte auf den *mittelalterlichen* Standpunkt zurück, köderte den Zuhörer durch

die gesuchtesten Allegorieen und Bilder, Anekdoten, Embleme; Ernst, Einfachheit von Form und Gedanken gingen verloren. Sie sank stufenweise; der Dominikanermönch Fabian Birkowski, der nach dem Jesuiten Skarga an ihrer Spitze stand, um dann von Jesuiten, wie Makowski, Mlodzianowski u. a., abgelöst zu werden, hatte bereits die heftige, bilderreiche, Wortspiele und Invektiven nicht verschmähende Sprache des Kriegslagers auf die Kirchenkanzel herübergeführt; seine leidenschaftlichen, mitunter bombastischen Ausführungen galten wenigstens grofsen Menschen und Siegen, einem Gustav Adolf, einem Sultan Osman, Kantemir Pascha u. s. w., und begleiteten stimmungsvoll die einzelnen Scenen der grofsen polnischen Epopöe des Jahrhunderts. Seine Nachfolger dagegen wurden noch schwülstiger, haschten nach den äufserlichsten Effekten, nach den wunderlichsten Einfällen, mischten Heiliges und Profanes, Antikes und Modernes, Hohes und Niedriges zusammen, drängten sich mit plumper Zutraulichkeit in die Mysterien des Glaubens, in die Lenkung des Himmels, zogen das Allerheiligste in den irdischen Staub; sie konnten nur auf die Naivität ihres Glaubens und Wissens, die allgemeine Bigotterie, die Geschmacklosigkeit, den Sinn fürs Burleske sich berufen und sich wenigstens damit rühmen, dafs sie im Gegensatze zu den weltlichen Rednern die Sprache rein erhielten und die alltäglichen Verhältnisse, die Realität, nicht ganz aus den Augen verloren. Wohl gab es unter ihren Einfällen neben grotesken auch grandiose und der furchtbare Ernst der Ereignisse hob einzelnes hoch über das Niveau des Gesamten empor; sie warnten und drohten; die Türkengefahr, der Schmerz über den Fall von Kamieniez, wohin auf der Flut von Christenthränen der Turban in die unbezwingliche Festung, die nur ein Gott erbauen und nur ein Gott hätte einnehmen können, hineingeschwommen war, das Bauernelend, für welches Gott Polen strafe, entlockten diesen Jesuiten und anderen Ordenspredigern Worte der Entrüstung; aber anders als bei Skarga und den ersten für die monarchische Zucht eintretenden Jesuiten liefs jetzt die Predigt ihre politische Stimme immer schwächer vernehmen; sie scheute vor Angriffen zurück, zog sich ein, um nicht Anstofs bei Hof oder Adel zu erregen und bewahrte sich nur ausnahmsweise ihre Freiheit, z. B. in den Tribunalspredigten, die den oft bestechlichen, unwissenden, unerfahrenen Richtern den

Spiegel der Wahrheit nicht vorenthielten; dafür log sie hundertfach in den Leichenpredigten.

In der asketischen Litteratur machten sich Übersetzungen breit, aus dem Spanischen, Italienischen und Lateinischen; die Allegorieen des »Desiderosus« und des Guevara »Fürstenuhr«, die Andachtsbücher der verschiedenen Brüderschaften, Gebetsammlungen unter den ausgesuchtesten, wunderlichsten Überschriften, Übersetzungen aus Loredano, Drexelius u. s. w., allemöglichen Heiligenleben und als Krone des Ganzen der »Spiegel der Beispiele« in seiner erweiterten jesuitischen Fassung, mit einer Unzahl der frömmsten und dümmsten Geschichten — natürlich übersetzten ihn aus dem Polnischen die Russen, doch kürzten sie etwas das Monstrum — oder des Pater Dzielowski »Gerade Heerstraſse zum Himmel«, über welche Potozki so spottete, da er bisher nur von engen Pfaden dahin gehört hätte. Die bedeutsamsten einheimischen Leistungen, die aber in den lateinischen Ausgaben und in deutschen Übersetzungen über die ganze katholische Welt verbreitet wurden, gehörten dem Jesuiten Anton Druschbizki (1587—1662) an, dessen »Tribunal des Gewissens« und »Herz Jesu — Ziel aller Herzen« noch 1885 und 1890 englisch, »Neuer Religioss, d. i. kurzer Unterricht für einen angehenden Ordensgeistlichen« (deutsch 1710, 1714, 1751) auch spanisch gedruckt worden ist (in Mexiko); die polnischen und lateinischen Einzel- und Gesamtausgaben seiner Werke (in Prag, Ingolstadt, Köln, Breslau) nehmen ganze Kolumnen in den Bibliographieen ein. Sonst wäre der Jesuit Tylkowski mit seinem »Weisheitstisch« und theologischen Werken groſser Zahl und Umfanges zu nennen; Drexelius in einer ganzen Reihe von Werken, nach den polnischen Übersetzungen des Kanzlers A. Radziwil u. a., der Desiderosus und andere Asketika wanderten noch in demselben Jahrhundert nach Ruſsland.

Mehr als die geistliche überschwemmte die weltliche, auf den panegyrischen Ton gestimmte Rede ganz Polen; sie lieſs die sechs Wochen, durch welche der Reichstag alle zwei Jahre versammelt sein durfte, unnütz vertrödeln; sie schmeichelte der Hoffart und dem Eigendünkel der Nation und des Einzelnen; sie wurde zur unentbehrlichsten Ingredienz jeder öffentlichen und Familienfeier; Mustersammlungen derselben, der Reden eines Marek Sobieski u. a., wurden unermüdlich abgeschrieben, »Ora-

tores«, »Suaden«, »Promptuarien« u. dgl. für Hochzeiten oder Begräbnisse wurden in beiden Sprachen viel gedruckt. Einfachheit und Wahrheit war streng verpönt; den billigsten Schmuck stellte das unerläfsliche Einmengen ganzer und abgerissener lateinischer Phrasen her; alle Schätze des Altertumes mufsten den ersten besten Thunichtgut schmücken helfen. Auch die gefeiertesten Redner bei den denkwürdigsten Anlässen konnten sich nie auf die Höhe der Situation erheben, auch nicht Marek Sobieski, als er den Heldentod des greisen Hetmans, der mit seiner Leiche dem Türken den Weg verlegte, zu feiern hatte; auch König Jan Kasimir nicht, sowohl da er die drohenden Worte von Fall und Teilung Polens an die Reichsstände richtete, um sie zur Wahl eines französischen Kandidaten zu bewegen, als auch da I. C. R. (initium calamitatum regni lasen die Polen diese Aufschrift auf den Münzen Tümpfs) von seinen Unterthanen, die Krone niederlegend, sich verabschiedete. Die Reden des Jahrhunderts sind gewissermafsen alle aus einem Guís; nur zu seinem Anfang repräsentierten noch die Herburt, Zbaraski u. a. besondere Typen, später verlor sich jegliche Originalität, das pedantische Auskramen mühselig erworbener Schulbildung ertötete die Eigenart.

Wie die politische Rede, verkümmerte auch die politische Litteratur; gröfsere Werke unternahm sie nicht mehr, wohl aber Gelegenheitsschriften zur Empfehlung oder Verwerfung dieses oder jenes Kronkandidaten, Broschüren jeglicher Art, von der Verwerfung ausländischer Titel an. Bei manchen Anlässen regnete es geradezu von derlei Schriften; so sind 1668 und 1669, nach der Abdikation von Jan Kasimir, an dreifsig erschienen, die mit dem künftigen Kandidaten sich beschäftigten: die ausführlichste stammte von Leibniz, dem Pseudoslaven (de cette race dont nul ne peut prédire encore les destinées, sagte er von sich zu Peter dem Grofsen, in Torgau, Slaves tous les deux, angeblich von der Arianerfamilie Lubieniecki stammend, wie er es — fälschlich — behauptete), der als »Litauer Ulicovius« in seinem Specimen durch ellenlange, unwiderlegliche Soriten erwies, dafs die Polen den Neuburger wählen mufsten, wenn sie an der Unanimitas votorum, dem Liberum veto und dem Heil ihres Staates nicht verzweifeln wollten. Die bedeutendste und entscheidendste war aber die treffliche »Censura Candidatorum«

des Bischof und Unterkanzler Olschowski, die in Wien von dem bekannten dortigen Drucker (aus Polen) Cosmerovius nachgedruckt und auch ins Französische und Holländische übersetzt wurde: sie besprach scharf und treffend die Kandidatur des Russen, des Neuburgers, Condée, Lothringers, um sich für Piast = Piastun (gestator, der das schwache Vaterland auf den Händen tragen würde) zu erklären. Die Türkengefahr diktierte manche eigenartige Schrift, z. B. das (auch ins Deutsche übersetzte) »Rezept dafür, auf dafs wir lange auf vaterländischem Boden sitzen blieben« (1682), wo in Illustrierung des vierten Gebotes die Mutter patria redend eingeführt wird, die ihren Söhnen vorhält, dafs sie sie nicht lieben, nicht die Wahrheit zu sagen gestatten, damit jeglicher Zuchtlosigkeit den Freibrief ausstellen, ihr (patria) nichts zu schulden glauben, alle Lasten auf den ausgesogenen Bauer abwälzen, keine gerechtere Verteilung dieser Lasten gestatteten, weil dies der Freiheit schädlich wäre: ihr tretet, schlofs sie, auf den Pfaden derjenigen Völker, welche dem Untergange geweiht sind. Einen Hauptmangel berührte trefflich der »Diskurs« eines Ungenannten zwischen einem Geistlichen und einem Adligen über die Unordnungen des Reichstages, von hoher politischer Einsicht zeugend. Sonst gab es Deklamationen eher auf das Thema Bonus Civis z. B., Auslassungen von Fremden und Einheimischen akademischer Art, z. B. des Aaron Olizarovius, Sekretär des Neuburgers und Rechtsprofessor in Wilno, in seiner Schrift »De politica hominum societate«, 1651, auch das Los des Bauern besprechend, oder des Karwizki Diskurs über den Untergang von Staaten u. dgl. Eigenartig durch seine Einkleidung zum mindesten war der politische Dialog des Kaspar Siemek, »Laco«, im Gespräch des Laco und Augustus Materien Status in schwerfällig krauser Latinität behandelnd. Aber den politischen Instinkten des Adels schmeichelten besser andere Schriften, z. B. die »Perspectiva politica« des Kastellans Andreas Koryzinski 1652, die unter Heranzerrung von allem möglichen, auch der Geschichte des Tell (S. 133—138), die goldene Freiheit und das Wahlreich vergötterte, unter der Allegorie einer Uhr Polens Staat beschrieb, welcher nicht confusione regitur, wie das Sprichwort besagt, sondern von Gott selbst gelenkt wird. Ebenso schmeichelte der sonst tüchtige Andreas Max. Fredro, der die Sicherheit der

erlauchten Republik in der Konservierung aller ihrer Schäden proklamierte und daneben in seinen lateinischen Aphorismen und polnischen Sprichwörtern die Beweise scharfer, durchdringender Auffassung, vornehmer Gesinnung, lauteren Herzens und nicht geringer Menschenerfahrung niedergelegt hat, als bester Beweis dafür, dafs in der festgewurzelten Anarchie auch klare Köpfe und edle Herzen verwirrt werden mufsten.

Was für Begriffe verbreitet wurden, konnte die erst 1727 und öfter gedruckte, aber handschriftlich schon in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts bekannte Schrift »Domina Palatii Regina Libertas« (des Wojewoden Rey?) bezeugen, Gespräche von Freunden über die Themen, was Freiheit wäre, ob alle Völker frei sein könnten u. s. w., über die Entstehung der polnischen Freiheit, die Sicherheit ihres Bestandes wegen besonderer Obhut Gottes, den die Polen »rekreiren und belustigen« müssen, und weil diese Freiheit auf edlem Wege, nicht durch Tyrannenmord oder Bürgerkriege gewonnen wäre. Unter ihren neun Fundamenten wurde das Liberum veto überschwenglich gefeiert, die Gleichheit bis auf den scharfen Ausfall gegen Litauen wegen Beibehaltung seiner Kanzler u. s. w. Zuletzt wurde erörtert, was Fremde an dieser Freiheit zu tadeln hätten, und Barclay, dessen Anwurf doch stark verschnupft haben mufs, offenbar wegen der Autorität des Mannes, nochmals ausführlich widerlegt, als wenn dies L. Opalinski nicht längst bereits gethan hätte, und dem Barclay nicht andere gefolgt wären; der Neid des Auslandes mufste natürlich herhalten; Polen stünde nicht auf menschliche, sondern auf himmlische Weise, und es wurde nun dieses Paradox dem gläubigen Leser zurechtgemacht; nicht umsonst würde Polus und Polonus übereinstimmen u. s. w. Die mit Anekdoten, Fabeln, Aussprüchen und Citaten gespickte, lebhafte Darstellung hat zur endgültigen Verwirrung jeglicher politischer Einsicht gründlich beizutragen geholfen.

Zum Kastellan und Wojewoden gesellte sich der Krongrofsmarschall Stanislaw Hier. Lubomirski, der vielseitigste und gebildetste Pole, der Salomon seines 17. Jahrhunderts. Der Sohn des grofsen Rebellen, Zögling der Jesuiten und Schwiegersohn jenes L. Opalinski, schien in seinen Jugendwerken um Religiöses und Politisches sich gleich wenig zu kümmern, wie sein älterer Zeitgenosse A. Morstin, obwohl er andere Bahnen einschlug,

die Gewandtheit seiner Feder, die Belesenheit in Italienern wandten ihn weniger der scherzenden Lyrik, die mit Liebe nur spielte, als dem Epyll, das nur mit Mühe seinen Ernst wahrte, und der Komödie, die mit ihren Zoten über alle Stränge schlug, zu. Später brach er mit dieser Jugendrichtung; schon 1666, als die Katastrophe die Familie des Rebellen bedrohte, verlegte er sich auf asketische Betrachtungen in lateinischer Prosa, kehrte dann zum polnischen Vers zurück, da er den Sinn für heiteren Scherz und Spott, für Zierlichkeit der Rede sich zu erhalten wuſste; manche seiner epischen (historischen) Gedichte und sein »Satyr« sind allerdings verschollen; sie mögen noch der Jugendperiode angehört haben. Aus reiferen Jahren stammten seine »Gespräche zwischen Artaxes und Evander«; nach der Mode zeitgenössischer »Romanien« sind hier antike Namen modernen Menschen geliehen, die sich im Warschauer Königsschloſs über alles mögliche unterhalten, ästhetische, politische, moralische und metaphysische Materien behandeln. Ihre Dialoge waren keine sokratischen, die die Wahrheit erst feststellen würden, sondern eher Vorträge, ohne Debatten und Einwürfe, im Zeitalter der »maccaranosierenden« Prosa im reinsten Polnisch geschrieben, und trotz der herannahenden Ignoranz und Ketzerriecherei wahrten sie so sehr den Zusammenhang mit europäischem geistigen Leben, standen sie so weit abseits von sarmatischem Eigendünkel und mönchischer Beschränktheit, daſs sie als ein Unikum in ihrer Art bezeichnet werden dürften. Politische »Status«-Materien traten zurück, ein Gespräch war der Führung diplomatischer Verhandlungen gewidmet, ein anderes behandelte Militaria u. s. w.; seinen absoluten Pessimismus bewies seine auch dialogisch verfaſste und lateinisch geschriebene »Eitelkeit der Beratungen«, die offenbar durch die Beobachtung polnischer Verhältnisse eingegeben war; die Vanitas erklärt, was sie zu thun beabsichtige, Krieg führen, Frieden schlieſsen, den Reichstag lenken u. dgl., aber jeden ihrer Züge paralysiert die Veritas mit treffenden Einwänden, die das Vergebliche, Gefährliche, Zweischneidige alles menschlichen Thuns hervorheben, als wenn der Verfasser seiner sophistischen Gewandtheit sich nicht genug freuen könnte. Das Gespräch über die Promovierung von Kreaturen im Artaxes lieſs den Oligarchen erkennen, dem schon von Geburt wegen Promotion gesichert ist. Sonst in anderen

Gesprächen eilte der Verfasser seiner Zeit voraus; ganz den Rousseauschen Standpunkt nahm er bereits ein, als er, Wissen und Einfalt gegeneinanderstellend, die »Vervollkommnung« des Menschen, d. h. seine Entfernung vom Naturzustand, beklagte: die Schlange, welche Eva verführte, war der erste Theologe, Raisonneur, Politiker; unsere Theologen führen Gott im Munde, doch weiſs er von ihnen nichts. Mit sicherem Geschmack und mit der auſserordentlichen Belesenheit in italienischer, französischer (z. B. auch Montaigne) und lateinischer, alter und neuer (Hugo Grotius, Bakon) Litteratur kontrastierte stellenweise krasser Aberglauben und alchemistischer Spuk.

Viele Leser dürfte der »Artaxes«, trotzdem der Drucker diesen Born der Weisheit auſserordentlich rühmte, kaum gefunden haben; die Zeit war ernster Lektüre nicht mehr geneigt; ja, sie entwöhnte sich allmählich geistiger Bedürfnisse. In dieser schlimmen Zeit, auf die eine noch schlimmere folgen sollte, dürften sich die bereits gelichteten alten Bücherbestände weiter und sehr beträchtlich gelichtet haben; für Ersatz sorgte niemand, so begnügte man sich z. B. mit dem stereotypen, im Grunde ziemlich unbedeutenden Bestand an »Volksbüchern« aus der alten Zeit, erweiterte ihn höchstens durch eine Übersetzung der Äthiopika (aus dem Deutschen, »Geschichte von Theagenes und Charikleia«) und lieſs dafür eine Reihe anderer fallen. Das Repertoire beschränkte sich auf »Melusine« und »Magelone«, auf »Kaiser Othon« und »Fortunat«, auf »Eulenspiegel«, die »Sieben Weisen« und der Römer Thaten; dafür erschienen sie zu jeder Jahresmesse, z. B. in Jaroslaw.

Für Pflege der Wissenschaften, bis auf den einförmigsten Schulbetrieb, blieb nichts übrig. Die respektabelsten Leistungen fielen noch in die erste Hälfte des Jahrhunderts; da repräsentierte den Typus des damaligen Polyhistors am besten der Kanoniker Simeon Starowolski. Er war auf den verschiedensten Gebieten thätig in historischen Schriften, darunter auch eine über Ziel und Methode der Geschichte; litterarhistorischen: er verfaſste, der erste, eine Sammlung, eine »Hekatontas«, die aber weit über hundert Nummern enthielt, polnischer Schriftsteller, durcheinander geworfen, von oberflächlicher Charakteristik, mehr in allgemeinen Phrasen sich ergehend, aber schätzbar durch eine Fülle oft unersetzlicher Angaben; ein Lob der Krakauer Hochschule,

juristische, theologische Werke, mehrere Predigtbände polnisch u. a., sonst alles lateinisch, um dem Auslande polnisches Wesen näherzurücken; Werke über polnische Kriegsführer, über Polen; er sammelte die »Monumente« der Sarmaten, aus Grabdenkmälern u. s. w. Wie die Predigten, so schrieb er auch politische Aufsätze polnisch, leider auch in Versen und meist kurz, besonders eifrig verteidigte er die Geistlichkeit gegen Bedrückungen durch das Heer und seine »Stationen«; am schmerzlichsten empfand er jedoch die Niederlagen von 1648 und 1649 und liefs seinen »Auferweckten Lech« die erschlafften Nachkommen, die zudem immer nur an die privata, nie an die res publica dächten, scharf haranguieren; diese politischen Schriften erschienen meist anonym; ihre Synthese und moralisierende Erweiterung zugleich war die »Reformation polnischer Sitten«. Er fand lange keine ebenbürtigen Nachfolger; interessierte man sich doch höchstens für Genealogie und Wappengeschichten, oder man las eifrig im »Statut« oder begnügte sich mit dem Kalender und seinen nie eintreffenden »Prognostiken«; man empfand nicht einmal Bedürfnis irgend welcher Neuigkeiten; es wurde zwar die Herausgabe eines wöchentlichen polnischen »Merkurius« unternommen, aber sie gedieh nicht über einen Jahrgang (1661) hinaus, später erschienen wieder in Krakau »Avisen«, doch man begnügte sich mit Relationen, Flugblättern oder Broschüren von einem Erdbeben in Italien, der Befreiung von Christen aus einer türkischen Galeere oder der Hinrichtung Karls von England; Magnaten hatten Korrespondenten am Hofe, die sie mit Neuigkeiten, Skandalgeschichten und in Ermangelung von anderem wohl auch mit eigenen Erfindungen versahen.

Bei dem lebhaften Sinn für das öffentliche Leben, an das man doch mit tausenderlei Fäden geknüpft war, entstand das Bestreben, Interessanteres sich aufzuzeichnen, und schliefslich flüchtete die Litteratur vor den Panegyrika und Asketika in diese Vademecum, Penus rerum, Silva variarum curiositatum oder wie man sonst diese Sammelbände nannte. Hier vereinigte man alles mögliche, das neueste Pasquill auf den König oder auf die Konkurrenten um ein eben erledigtes Kronamt, den lügenhaften »Rokosz (Empörung) von Gliniany« und die »Ratschläge des Kallimach-Machiavell«, Hochzeit- und Grabreden, »Diarien« einer frommen Pilgerfahrt oder einer diplomatischen Mission oder des

Reichstages, schmähende Aufschriften auf Richelieu und Mazarin zur Warnung polnischer »Statisten«, die Unglückstage im Jahre (die ägyptischen Tage), Rezepte gegen Hunde- und Schlangenbifs, Anekdoten, Gedichte, Briefe u. s. w. Sie fehlten in keinem adligen Hause, noch heute sind trotz aller Feuersbrünste und Zerstörungen viele Hunderte ihrer erhalten geblieben.

In derlei Sammelbänden sind auch oft Reisebeschreibungen erhalten. Gedruckt wurde davon das wenigste, und auch dies nur dann, wenn es in die Form eines epischen Gedichtes gebracht war, des Twardowski türkische Legation oder sein »Wladislaus IV.«, der genaue Angaben über die Auslandsreise des Prinzen, den Brüsseler Empfang, italienische Theatervorstellungen enthielt, oder des Borzymowski phantastische Lübecker Navigation. Mehr boten die poetischen und prosaischen handschriftlichen Relationen und Memoiren eines Pielgrzymowski, Niemojewski, Pasek, die Auslandseindrücke aus Moskau und Dänemark enthielten. Besonders beliebt war die Form des täglichen Reiseberichtes; so der Diarius der türkischen Gesandtschaftsreise des Zygmunt Lubieniezki, aus der bekannten Arianerfamilie, von 1640; der geizige und eigensinnige Gesandte hielt ja Herrn Sigmund, der sich freiwillig ihm angeschlossen hatte, von Geschäften und Auszeichnungen fern, dafür beschrieb dieser die walachischen Sitten beim Hospodar, merkte sogar an, dafs die Eheleute mit Fufs des einen gegen Kopf des andern schliefen, eine uralte Sitte; den Einritt in Stambul, die Audienz und Bewirtung, das Leben auf dem Bazar und im Hafen, die polnischen Renegaten und Gefangenen, Männer und Frauen. Weniger interessant waren die Aufzeichnungen des Stanislaw Odrowonsch aus eigenen und fremden Reisen in den vierziger Jahren und viele andere des Königssohnes Wladyslaw, der Sobieski bis auf Georg Dzieduschyzki und seine Auslandsreise von 1691, die zuerst in lateinischer, dann in polnischer Sprache das holländische und französische Tagebuch enthielt: Herr Georg interessierte sich namentlich für Festungen, Bastionen, Ravelins, für Vauban und seine Fortifikationen; er war nicht der einzige Pole der Art, cui bono? denn in der Heimat gab es keine modernen Festungen, und die alten waren so demoliert, wie es nur unter der sprichwörtlichen Wirtschaft polnischer Starosten möglich war: als König Stanislaw zweifelte, ob die Bastille je zu ruinieren wäre, meinte ein Kastellan,

man brauchte ja dazu nur ein paar Starosten. Interessanter waren Instruktionen für Auslandsreisen, wie sie z. B. Jakob Sobieski seinen Söhnen mitgab, die den gröfsten Respekt vor dem Ernst und Wissen des Krakauer Kastellans abnötigen.

So ging das Jahrhundert zu Ende und mit ihm Polens materielle, politische und kulturelle Bedeutung. In dem voll besetzten Orchester, welches das angehende Jahrhundert gefeiert hatte, war ein Instrument nach dem andern verstummt: brutal zerbrochen war der Arianismus, der im Verhältnisse zur Zahl seiner Bekenner die gröfste Summe von Bildung und Wissen aufwies; Dissidenten, Kalviner wie Orthodoxe, schieden jetzt völlig aus dem nationalen Wettbewerb; die Bürgerschaft verkümmerte; die Bauern, aus deren Mitte noch im 16. Jahrhundert ein Janicius hervorgegangen war, wurden zu Leibeigenen, und nur noch aus den Bergen und Vorbergen rekrutierten sich Geistliche aus Bauernsöhnen, die dann scharf, aber vergebens den Adel angriffen; hatte bisher europäisches Wissen und Denken das nationale befruchtet, so schlofs man sich immer hermetischer gegen das Abendland ab; das Land, ganz wie Italien und namentlich Spanien, büfste schwer die katholische Reaktion. Die klaffenden Lücken blieben unausgefüllt, man empfand sie nicht einmal; die Ausdehnung einer gleichmäfsigen adligen Kultur oder Unkultur über das gewaltige Reich, die Verbreitung des Polnischen als eines Kulturmittels über die politischen Grenzen Polens konnte um so weniger einen Ersatz bieten, als gerade am Ende des Jahrhunderts das Rufsland Peters des Grofsen mit einem gewaltigen Ruck die polnische Bahn verliefs und unmittelbaren Anschlufs an Europa suchte und fand.

Die adlige Nation verlernte langsam Denken und Lesen; schon die Geistlichkeit sorgte dafür, dafs keine ihr unbequeme Litteratur die apathische Stille unterbreche, gewitzigt durch die Erfahrungen der Reformationszeit. Und beredt klagte Potozki, der seine Werke nicht ihrer Censur preiszugeben wagte: »Verschlossen ist jedes Mittel, zu sprechen, wie soll vor Menschenaugen eine Schrift treten? Man verbrennt sie oder Motten zerfressen sie im Winkel, und erschiene sie, sie würde einen Wiederhall finden, wie eine Fliege oder Mundtrommel in Hyrkaniens Wüsten.« Von einer Wirksamkeit der Litteratur konnte demnach keine Rede mehr sein, und die Errungenschaften des

16. Jahrhunderts gingen eine nach der andern verloren; war die Litteratur damals bereits verweltlicht, so wurde sie jetzt wieder asketisch-klerikal, und die Geistlichen überwogen entschieden alle Stände; ja, auch die Weltleute stimmten in das asketische Geplärre meist ein. Die Forderungen einer Kunst in Komposition, Vers und Sprache wurden, Kochanowski, Szymonowiz und den Alten zum Trotz, wieder verlernt: weitschweifig und zerfahren ward die Darstellung, trivial und banal die Sprache, nachlässig der Vers: nie wurde der Ton festgehalten, man hatte kein Gefühl für Disharmonieen, jeder ästhetische Eindruck wurde immer wieder zerstört durch unpassende Ausdrücke oder Bilder, die sich wahllos einstellten; Gesuchtheit, das Ungewöhnliche, Auffällige ersetzten das Schöne, Derbheit die Kraft, auch bei den Besten der Zeit, bei Potozki und Kochowski. Und doch verlangte man noch immer vom Dichter nicht nur angelerntes Wissen und Können, sondern auch angeborene Gaben.

Aber das 17. Jahrhundert vergafs auch andere Errungenschaften des 16., und die Folgen dieses Vergessens sollten verhängnisvoll zu Tage treten.

---

## FÜNFTES KAPITEL.

# Der Verfall 1700—1760.

Die Saat der adligen Anarchie, des beschränktesten Fanatismus, des skrupellosesten Eigennutzes, welche das 17. Jahrhundert in den polnischen Boden eingesetzt und gepflegt hatte, trug jetzt rasch ihre Früchte. Wohl bestand noch der Staat, aber aus der schwedischen und sächsischen Krise ging er unter stillschweigender oder ausdrücklich gewährter russischer Protektion und Garantie seines »Nierzond«, seiner staatlichen Unordnung heraus; hatten die Polen das unabweisliche Reformwerk im vorigen Jahrhundert versäumt, so duldeten jetzt die Nachbarmächte keine Gesundung und Erstarkung des Staates mehr, und die Erhaltung der Adelsanarchie wurde zielbewufstes Programm der künftigen Teilungsmächte, die jetzt Polens Schuld auf sich nahmen. Die fremde Ingerenz erwies sich immer allmächtiger; bei der Königswahl von 1733 hatte der einstimmige Wille der gesamten adligen Nation nichts mehr zu besagen, denn es gaben die fremden Mächte den Polen ihren König wider ihren Willen, und immer mehr gewöhnte man sich an den Gedanken und das Gefühl der Abhängigkeit nach aufsen und tröstete sich mit dem behaglichen, ungestörten Genufs der Früchte bäuerlicher Arbeit. Nach den letzten Anstrengungen, durch welche sächsische absolutistische Machinationen für immer zu nichte wurden, steckte der Adel, als er sich der »Pluderhosen« entledigt hatte, für viele Dezennien das Schwert in die Scheide; das polnische Heer, mit seinen vielen Offizieren und wenigen, schlecht disciplinierten und noch schlechter bewaffneten Gemeinen, wurde zu einer blofsen Paradetruppe, die im Notfalle vollständig versagte; der

unausrottbare Aberglaube, daſs der Pole, vom Felde benannt, nur im offenen Felde, zu Roſs mit der Lanze, nicht hinter Mauern und Kanonen, unbesiegt bliebe, gestattete nicht einmal die Reorganisation der wenigen Truppen, während ringsum die groſsen Militärmächte ihre Leistungsfähigkeit stetig erhöhten; bald war der Pole nicht mehr Herr in seinem Hause und lieſs sich ruhig alles gefallen. Gleicher Aberglaube lähmte jegliche andere Initiative: man redete sich Polen als Kornkammer Europas ein, daſs polnisches Getreide Holland und England ernähre, und beachtete nicht, daſs die eigene Einwohnerzahl stark sank, daſs die Anbaufläche sich verringerte, daſs das Land augenscheinlich verarmte, daſs nur eine Anzahl auſserordentlich fruchtbarer Jahre die »Kornkammer« vor Katastrophen bewahrte. Waren schon im 17. Jahrhundert die Sprüche in Kurs gesetzt worden von Polen als dem Himmel des Adels, dem Paradies der Juden, der Hölle der Bauern und Bürger, hatte man noch damals dagegen protestiert, so wagte man dies jetzt nicht mehr, da es der bloſse Augenschein bestätigte und überbot. Daſs es zu Bauernaufständen nicht kam, die bei der Wehrlosigkeit des adligen Staates die furchtbarsten Dimensionen annehmen konnten, wie es ja später der Hajdamaken-»Bund« bewiesen hat, war der slavischen Resignation und Inertie des immer stumpfsinnigeren Bauern zu verdanken. Und es blieb alles beim alten: bei der Verleihung des panis bene merentium an Magnaten und Oppositionelle; bei der Bestechlichkeit und Bestimmbarkeit des obersten Tribunals, sowie bei den Angriffen der Jesuitenprediger deswegen, die man ebenso ruhig hinnahm wie das Märchen, daſs die Teufel selbst, entsetzt über die Ungerechtigkeit, ein Urteil umstieſsen; bei den Gewaltthätigkeiten und Übergriffen, die ungesühnt blieben; bei der Fiktion der adligen Freiheit, die von ehrgeizigen und egoistischen Magnaten gemiſsbraucht wurde; bei dem »Augapfel« dieser »goldenen« Freiheit, bei dem Liberum Veto, wo der Einspruch eines einzelnen bestochenen Reichsboten durch viele Dezennien die Gesetzmäſsigkeit der Reichstagsverhandlungen und damit das Zustandekommen jeglicher Reformen unmöglich machte; 1749 wurde sogar die Tribunalssession in ganz illegaler Weise »zerrissen«. Dafür steigerte sich der Hochmut der Magnaten und nahm bei einzelnen ausgeprägte Formen des Gröſsenwahnsinnes an: der Wojewode »von Gottes Gnaden« erteilte von

einem Thronsessel herab Audienzen und verlieh Titel oder vergriff sich straflos an Leib und Leben nicht nur der eigenen »Unterthanen«. Gleichermafsen steigerte sich die Abhängigkeit des Kleinadels von den »älteren Brüdern«; er riskierte für sie sein Leben- und Seelenheil bei den Wahlen zum Tribunal und Reichstag, bei den persönlichen Abrechnungen im bewaffneten »Einritt«, er mehrte die Bedeutung, den Glanz ihrer Hofhaltungen, aber dafür genofs er den Schutz des Magnaten, teilte oft sein Brot und erwartete von ihm eine Versorgung durch eine reiche Heirat, durch vorteilhafte Pachten oder Locierungen von Summen, durch Zuwendungen aus öffentlichen Mitteln. Und mit jedem Dezennium verarmten die Städte, versank tiefer ihr mittelalterliches Pflaster unter einer neuen Schicht von Schmutz, verdarben die schon seit jeher verrufenen Kommunikationsmittel, die Brücken und Wege. Und immer zahlreicher erhoben sich die steinernen Bauten von Kirchen und Klöstern, das Merkzeichen des steigenden Fanatismus, immer gröfsere Plätze umfriedeten ihre Mauern.

Denn in den guten »sächsischen Zeiten«, mit ihrer Losung: »ifs, trink und lockere den Riemen«, war die Steigerung des religiösen Fanatismus eine verhängnisvolle Zugabe geworden. Nicht umsonst hatte dezennienlang in den Ohren des Adels die Geistlichkeit mit ihrer Melodie gelegen, dafs alles Mifsgeschick Polens, d. h. die Strafen der Vorsehung, die jeden Augenblick in das Schicksal jedes Einzelnen wie der Gesamtheit eingriff und noch am selben Tage das Auslassen einer Messe, das Verweigern eines Almosens oder den Bruch eines Fastens strafte, nur davon kämen, dafs die glaubenslauen Polen Ketzer um sich duldeten, Heiligenverächter, Marienspötter, Epikureer und Atheisten; wie könne ein im Glauben entzweites Reich einig und kräftig bleiben? — letzteres Motiv ertönte schon seit dem 16. Jahrhundert, seit Skarga und Zebrowski; jenes erstere erscholl jetzt frisch von der Kanzel herab wie aus den Druckwerken. So hetzte z. B. der Kanonikus Wadowski in seiner Paraphrase des Daniel, einem besseren poetischen Werke, das er der Krongrofsmarschallin Lubomirska widmete (1699), gegen die Akatholiken, dafs man Gott aufgegeben hätte, und andere thaten dies noch entschiedener, bis die alte Brüderlichkeit mit dem noch protestantisch gebliebenen Adel zerrifs; man duldete sie nicht mehr im Tribunal

ınd Reichstag, man wehrte ihnen öffentliche Ämter, man verbot hre Schulen, Erneuerung ihrer Kirchen, man verfolgte einzelne Personen. Als Sigismund Unrug wegen eines französischen Zitates in seinem Notizbuche (la vérité salutaire, n'est-elle donc lescendue du ciel que pour être aux habitants de notre globe ıne occasion perpetuelle d'erreur, de guerre, de haine et de livision?) vor das Piotrkower Tribunal citiert wurde, wurde er ür diese »Lästerung« zum Tode und zur Konfiskation der Güter, von denen ein Teil an den Angeber fiel, verurteilt, 1715, ınd das Urteil blieb bestehen, obwohl Rom es kassierte, die Sorbonne es als Verletzung aller göttlichen und menschlichen Rechte brandmarkte und die polnische Geistlichkeit selbst diese Einmengung des weltlichen Tribunals in geistliche Angelegenıeiten nicht gelten lassen wollte; 1626 hatte man nur das Buch les Herrn Bolestraszyzki (die Übersetzung des französischen Werkes »Heraklit« des Philipp de Moulins) zu verurteilen und ıu verbrennen gewagt. Und es verloren sich die letzten Spuren 'es Protestantismus aus der Litteratur; nur noch in Handschriften ıs man Klagen über den Eingang der einst so glänzenden chulen der protestantischen Radziwil in Kiejdany; nur noch im uslande erschien ein protestantischer Autor in polnischer Übertzung, so der berühmte »Pilgrims Progreſs« des Bunyan, ·lchen Stanislaw Cedrowski in Mannheim 1728 übersetzte und Königsberger Hofprediger Behr 1764 herausgab; die gegen Bedürfnisse der polnischen Protestanten besorgten längst schließlich preußische und schlesische Druckereien. Das rner »Blutbad« von 1724 war ein neuer, fürchterlicher eis der steigenden, im Grunde so ganz unpolnischen Inanz. Auch die Ausfälle in der Litteratur mehrten sich ·lich; das Wappenbuch des Potozki z. B., das ja geistliche ır passiert hatte (1697), konnte jetzt, weil es die Geistlich·taxierte«, als Ketzerwerk verfemt werden. Das Land, it der Gewissensfreiheit in Europa zuerst begonnen hatte, ein klägliches Ende an, und bald sollte die leidige Dissirage Rußland und Preußen gewünschten Vorwand zum eiten gewähren.

ſs dieser verspätete Fanatismus sich so breit machen verschuldete mit die Schule, die den Kontakt mit Europa nz verloren hatte. Lehrplan und Methode hatten seit

dem 16. Jahrhundert nicht mehr gewechselt, waren im Gegenteil, wie alles andere, eingeschrumpft; Griechisch z. B. war längst wieder verschwunden; im Latein und in religiösen Praktiken kulminierte der Unterricht; Sodalis Marianus, Marienritter, zu werden, wurde Ziel schon von früher Jugend an. Der höhere Unterricht fristete ebenfalls ein kümmerliches Dasein; die Krakauer Schule mit ihrer Hungerleiderdotierung liefs sich weniger die Pflege der Wissenschaft als Streitigkeiten mit den Jesuiten um das Unterrichtsmonopol, jetzt in Lemberg, und die Kanonisierung ihres Jan Kanty angelegen sein, hatten doch längst die polnischen Jesuiten ihren Masovier, Stanislaw Kostka, beatisiert, um den übrigens eine »Preſsfehde« zwischen Adel und Orden gewütet hatte; als man in Rom die Schriften des Krakauer Magisters einsah, erschrak man über den Ketzer: Kanty hatte ja mit den übrigen Krakauern den Standpunkt der Konzilshoheit über den Papst hartnäckig verfochten; aber die Universität half sich mit einer pia fraus aus der Klemme. Man lebte von der Tradition und in ihr: das kopernikanische System, das ja aus Polen ausgegangen war, das im 17. Jahrhundert in Krakau einen überzeugten Anhänger gefunden hatte, der alle ihm erreichbaren Copernicana sammelte, diente jetzt nur zum Gespött; Aristoteles und Ptolemäus blieben immer noch die Idole. Während einzelne Gebildete mit Leibniz korrespondierten oder der Bischof Zaluski den Philosophen Christian Wolff aus Halle nach Krakau zu berufen gedachte, witterte das Gros der Nation z. B. in physikalischen Experimenten Zauberei, sah überall den leibhaften Teufel und verbrannte, trotz aller Einsprüche der Bischöfe, Hexen nach Herzenslust, während noch 1615 der Übersetzer des »Hexenhammers« ins Polnische geklagt hatte, daſs in Polen Hexerei gar nicht bestraft und nur leicht beachtet wurde; erst als 1775 an der schlesischen Grenze 15 Weiber verbrannt waren, hob der Reichstag einstimmig die Todesstrafe und Torturen in Hexenprozessen auf. Bis auf diese unglücklichen Opfer ihrer Einbildung und der Dummheit der Dorfschulzen und Bürgermeister war die Frömmigkeit eine musterhafte, Fasten und die alten Praktiken von groſs und klein gewissenhaft beobachtet, nur der alte Gruſs »Hilf Gott« durch das neue »Gelobt sei Jesus Christus«, das Sienkiewicz falsch bereits dem 15. Jahrhundert zuweist, ersetzt.

Bei derartiger Bildung und Lebensführung mufsten die Hauptarbeiter auf litterarischem Boden Geistliche, Magnaten und Frauen werden. Geistliche versorgten mit den unerläfslichen Asketika den Büchermarkt, doch waren darunter nicht blofs fromme Meditationen und Mahnungen zu Reue und Bufse: gerade in Predigten flüchtete sich die wahrhafte, ungeschminkte Darstellung des Lebens, und sie quollen über von heftigen Anklagen, von Satiren und Anekdoten. Denn der altpolnische Geistliche liebte den jovialen Ton und war ein gern gesehener Gesellschafter, besonders die Barfüfsermönche, die »Bernhardiner«, die sich aufserordentlicher Popularität erfreuten, die sich mit dem Bruder Adel um die Wette disciplinierten und betranken; der »Questar« auf seiner Bettelfahrt im Lande war in jedem Edelhofe mit seinen Facetien ein gern gesehener Gast, und manche von ihnen waren diesfalls berühmt und haben Sammlungen solcher Facetien hinterlassen. Dagegen mit Jesuiten konnte man sich nie verbrüdern; schon die »Piaren« mit ihrem berühmten Witzbold Thaddäus waren zugänglicher. Aber auch aufserhalb der Asketik stellte die Geistlichkeit ihren Mann: sie lieferte die Unterrichtsbücher, tüchtige Arbeiten, wie die Geographie des Lubienski u. a.; sie war allein wissenschaftlich thätig, der Jesuit Rzonczynski beschrieb z. B. gründlich, wenn auch nicht frei von Märchen, die Naturgeschichte des Landes; sie sammelte Reden und Briefe als Muster des Stiles und bildete so die weltliche Beredsamkeit. Bei dieser Vielschreiberei und geringen Leserzahl knauserte sie notwendig mit ihren Mitteln, gab wenig auf das Äufsere, auf die typographische Ausstattung ihrer Publikationen, und während im 16. und noch bis ins 17. Jahrhundert hinein die polnischen Drucke mit ausländischer Sauberkeit es aufnahmen (noch heute sind eine Augenweide die Exemplare eines Rey oder Kochanowski aus den Pressen eines Wirzbienta oder Lazar), liefsen die Drucke von 1700—1750 an abgenutzten Typen, entsetzlichem Papier und scheufslichen Druckfehlern nichts mehr zu wünschen übrig.

Die Magnaten waren fast die einzigen, welche eine reichere Bildung durch ausländische Lehrer genossen, Reisen unternahmen, Mufse und Sinn für Litteratur fanden; daher erschien jetzt die schöne Litteratur mitunter ausschliefslich von ihnen gepflegt, von den Leszczynski, Radziwil, Sapieha, Wisniowiecki,

Jablonowski, deren ganze Familie litterarisch thätig war, so daſs man sich kaum unter den Stanislaw, Jan, Karl Jablonowski zurechtfinden kann, Rzewuski, Wielopolski, Oginski, Zaluski u. a., und es machte mitunter sonderbaren Eindruck, Hetmane Buſspsalmen und Komödien oder Tragödien, Wojewoden Heiligenlegenden und Kastellane Gebetbücher um die Wette verfassen zu sehen. Sie sammelten denn auch die ersten Bibliotheken im Lande (natürlich abgesehen von den uralten Kloster-, Stifts- und Dombibliotheken, sowie von den Bibliotheken der Könige), und noch heute verwahren die Petersburger Sammlungen die Büchereien der Radziwil aus Biala und Nieswiez, der Sapiehas aus Koden, und der Grundstock der kais. öffentlichen Bibliothek daselbst sind die 300 000 Bände des Kronreferendars Zaluski gewesen, die er in etwa dreiſsig Jahren unter Entbehrungen aller Art zusammengebracht und der Nation überwiesen hatte (1747): Tausende polnischer Handschriften und seltener Werke hat er vor dem sicheren Untergange gerettet und seine Schätze nicht wie ein Bibliomane bloſs aufgehäuft, sondern so ausgenutzt, daſs gegen ihn die antike Tradition von dem Chalkenteros verblassen müſste, daſs man fragen möchte, ob es je auf der Welt einen eifrigeren Bücherleser gegeben hat, der zugleich so viel Verständnis und — Gedächtnis gehabt hätte; konnte er doch in langwieriger russischer Gefangenschaft aus dem Kopfe seine polnische Bibliographie in reimlosen Versen herstellen, alle Autoren und Werke anführen und charakterisieren, die er besaſs, und er besaſs alles.

Frauenbildung lag eigentlich darnieder; es gab ja keine Schulen für die weibliche Jugend von der Art der männlichen; sollten sie denn auch schreiben lernen, um Liebesbriefe zu schreiben oder zu empfangen? Sie blieben auf häuslichen Unterricht und auf einige Klöster angewiesen. Aber die polnische Frau war längst erwacht und mit der Energie und Fähigkeiten ausgestattet, die oft den Brüdern und Männern fehlten; begabt von Natur, erzielte sie oft erhebliche Fortschritte, die sie bei dem Dahinsumpfen der Männer selbst zur Feder greifen lieſsen. Waren im 17. Jahrhundert nur verschwindend wenige Schriftstellerinnen, so wuchs jetzt ihre Zahl und Bedeutung ganz erheblich; doch brachten sie vorläufig keinen neuen, eigenen Ton, sie machten es wie die Männer, nur besser; sie hatten oft allein

litterarisches Verständnis, und die Zahl der Werke, die ihnen zugeeignet wurden, wuchs ebenso erklecklich. Die starke Beteiligung der Frauen an dieser Litteratur ist der erfreulichste Lichtblick in dieser sonst so düsteren Zeit.

Durch Magnaten und Frauen hielt denn jetzt endlich die französische Litteratur ihren Einzug in Polen, im Gefolge französischer Moden, Tones, Sprache. Die Italiener verloren sich ganz; Fénelon, Lafontaine, Boileau, Molière verdrängten sie; man hielt zwar in der nachhinkenden Litteratur an den alten Formen und Vorstellungen noch fest, aber schon bereiteten diese Franzosen langsam den Boden für den nachmaligen siegreichen Einzug der Versailler Klassik. Schon seit der Königin Ludowika Maria und seit den französischen Thronprätendenten oder Kandidaten war französischer Einfluſs auf dem Hofe in Warschau, dann auf den Höfen der Magnaten im Steigen begriffen, nachdem er sich schon vorher bei Arianern und Kalvinern bemerkbar gemacht hatte; bald begann sich französische Kleidung Eingang zu verschaffen, zuerst durch die Frauen; französische Bücher wurden noch früher gesammelt als polnische; französische Manieren nahm der gewandte und, wie jeder Slave, gern ausländernde Pole leicht an. In den entlegeneren Gegenden, bei dem kleinen Adel namentlich, blühte weiter der alte »Sarmatismus«, die bequeme und majestätische polnische Tracht, das obligate Latein, die noch obligatere Frömmigkeit mit ihren Fasten und Beichten, das unerbittliche Prügelsystem der Schulen, die strenge Hauszucht, die Kindern in der Gegenwart der Eltern zu sitzen oder nachlässig zu stehen verbot, die sprichwörtliche Gastfreiheit, die Freude an den lärmenden Vergnügungen der Jagd und des Zechgelages, die unerschütterliche Autorität der Familie, das patriarchalische Verhältnis zur Dienerschaft, der Aberglaube, die hohe Meinung von Geburt und Adel, das mifstrauische Herabsehen auf den Fremden oder gar auf den Bürger, den die wunderlichsten Epitheta aus allen Naturreichen und von seiner Beschäftigung her schmückten, der da Zucker und Zimmet »abwog«, während der Adlige sein Blut »wagte«. Auf diese sarmatische Roheit, Beschränktheit, Fanatismus war jedoch längst, nicht an dem ausländischen Hofe, sondern bei den Magnaten französische Frivolität gepfropft worden; die Mischung ergab keine besonderen Resultate; man entäufserte sich nationaler Vorzüge, verlor den festen Halt

der Tradition, die beschränkte, aber einheitliche Weltauffassung, die Einfachheit der Sitten und Moral, um Wissen und Aussehen eines petit-maître dafür einzutauschen; der polnische Geistliche gewann in der Verwandlung zum französischen Abbé noch weniger; am besten fuhren noch die Frauen bei dieser »Emanzipation«, bei diesem Abstreifen aller »Préjugés«; Spiel, Luxus und Maitressen ruinierten die französierenden Männer noch gründlicher; Lockerung der Sitten wurde immer allgemeiner. Sie ging allerdings nicht, wie später dies der Fall war, von Warschau aus. Bei dem Wachstum des Reiches nach Osten war das exponierte, an der Südwestgrenze gelegene Krakau längst kein richtiger Mittelpunkt mehr; wie Moskau wurde nun auch Krakau entthront; schon Sigismund III. hatte die königliche Hofhaltung an den alten masowischen Fürstensitz, nach Warschau, verlegt. Aber unter den Sachsen, die in Dresden viel weilten, oft nur an die Grenze in Wschowa (Fraustadt) kamen zur Abhaltung der »Senatuskonsulte«, bröckelte sich die Bedeutung der Hauptstadt zu Gunsten der Magnatensitze ab.

Bis auf das langsame Eindringen des Französischen schien vorläufig das geistige und litterarische Leben im alten Geleise verbleiben zu sollen. Man schrieb weiter in den Edelhöfen an den dicken Miscellanbänden; einer von ihnen geriet sogar seltsamerweise in Druck: der Wojewode von Smolensk, Niesiolowski, gab ein solches Sammelsurium von fremden Excerpten und eigenen, aber schlechten Konzepten 1747 heraus. Man schöpfte Kenntnis von den Vorgängen in der Welt aus Korrespondenzen und Relationen, z. B. des Thorner Postmeisters Rubinkowski, der in zahlreichen und sorgfältig hergestellten Jahresbänden — heute in der Petersburger Bibliothek — Flugschriften, Verse, Briefe und Reden eintrug. Aber im Ernste kümmerte man sich recht wenig um Europa. Zeitungen konnten noch immer nicht recht prosperieren; so gab der Königsberger polnische Drucker Zenker, der Herausgeber der »Poczta Krolewiecka« (»Königsberger Post«, erschien alle Sonnabende, acht Seiten kleinen Formates), nach 2½ Jahren (1718—1720) den Kampf mit der Gleichgültigkeit des polnischen Publikums auf; freilich brachte die »Post« mehr Anzeigen über Berliner Paraden und preußische Lotterien als über polnische Vorgänge (so lautete z. B. einmal die ganze Korrespondenz aus Posen: »Bei

uns hört man Gott sei Dank nichts von der Pest«); erst der »Kuryer Polski«, in Warschau seit 1729 von den Piaristen herausgegeben, behauptete sich (bis heute, seit 1773 unter dem Titel »Gazeta Warszawska«); freilich war sein Inhalt rein informierender Art, über die Niederkunft hoher Damen und andere Familienereignisse; das durchschnittliche Publikum begnügte sich schliefslich mit den Jahreskalendern aus Krakau und Zamosz.

Auch die lateinische Versmacherei hörte nicht auf, trieb sogar ganz respektable Blüten, indem erst jetzt, auffallend verspätet, historische und heroische Epen erschienen, wie die »Viennis« des Piaristen Kalinski (1717), die den Entsatz Wiens nach allen Regeln antiker Epik behandelte, verständig und kalt, oder der »Lech« des Jesuiten Skorski, ein polnisches Pendant in lateinischen Versen zu Lohensteins »Arminius« etwa, die Ur- und Sagengeschichte in der Art der »Aeneis« behandelnd, dankbar aufgenommen und schon nach wenigen Jahren von einem Franziskaner, Kotfizki, polnisch gereimt (1751). Den Rückgang von Intelligenz, Freimut, Kritik illustrierten am besten die »Sarmatiden« des Wojewoden von Posen, Poninski; so benannte er seine »Satiren«, die sich zu denen seines Amtsvorgängers von 1652 wie Nacht zum Tag verhielten, in sächsischem Servilismus und jesuitischer Bigotterie ausliefen. Kleinere, asketische Sachen erschienen haufenweise oder blieben in Handschriften wenigen zugänglich.

Auch in der nationalen Sprache überwog die Asketik alles andere; die meisten Epen waren religiöse, Heiligenlegenden, alttestamentliche Paraphrasen, didaktische Erörterungen über Welt, Sünde und Theologie; die Lyrika waren Konfessionen, Unterhaltungen der Seele mit ihrem Schöpfer, Verherrlichungen Marias; das Schuldrama bevorzugte natürlich ex officio religiöse Stoffe. Doch verdiente hervorgehoben zu werden, dafs die dem Titel nach exklusiv asketischen Schriften öfters ganz interessante Sachen bargen. Wer würde z. B. hinter des Pfarrers P. Nawrotowski »Andenken der Hirtenwachsamkeit« (des Bischofs von Przemysl, 1751) eine für Zeit und Menschen äufserst charakteristische Kirchenbaugeschichte vermuten, die über Tatareneinfälle (die Mutter des Verfassers war noch von Tataren geraubt worden), Verhältnis zu »Schismatikern«, Not der Zeiten die interessantesten Aufschlüsse gewährte? Oder wie könnte man ahnen, dafs des

Suszyzki »Oberwelt« (1700) eine lebensvolle Schilderung des Königs Sobieski enthält, die genaueste, welche polnische Poesie dem »Löwen« überhaupt gewidmet hat; freilich erhielt man zugleich Aufklärung aller Geheimnisse des Weltalls: Sonnenflecke gäbe es nicht, weil Gott nichts Unvollkommenes schaffen würde (sie müssen somit im Auge des Beobachters entstanden sein); andere bewohnte Welten könnte es nicht mehr geben, weil sich sonst das Erlösungswerk Christi wiederholen müfste.

Auf fremde Muster, neue Gedanken und Formen verzichtend ahmte man das eigene, das 17. Jahrhundert nach, so dafs man mitunter die Frage unentschieden lassen mufs, ob man ein Werk des Lubomirski aus dem vorigen oder ein solches des Chroszinski aus diesem Jahrhundert vor sich hat. Letzterer war das gefeiertste poetische Ingenium der Zeit. Der königliche Sekretär hatte sich schon im vorigen Jahrhundert durch seine Übersetzung der »Pharsalia« (1690) und noch früher durch eine »Trompete ewigdenkwürdigen Ruhmes« (1684) auf den Entsatz Wiens, den er mitgemacht hatte, hervorgethan. Der Verfasser hatte, dem Zuge der Zeit folgend, auch die »Heroiden« des Ovid übersetzt (1695 u. ö.) als »gegenseitige Korrespondenz der Heroinen und Kavaliere«, welcher König Sobieskis Abschiedsgedicht an die eigene, an den Kurfürsten von Bayern verheiratete Tochter angehängt ist. Am liebsten jedoch versuchte sich Chroszinski — und mit ihm so viele andere — in der Umdichtung alttestamentlicher Geschichten und christlicher Legenden, die oft nur die Grundlage abgaben für Reflexionen, Invektiven, Klagen über moderne Zustände, also ein »Leidender Hiob« z. B. von 1705 (u. ö.), mit einer »Apostrophe an das bedrängte Vaterland«, die daher 1794 wieder abgedruckt werden konnte, in Zeiten neuer Bedrängnis. Ebenso war es mit seinem »Joseph« in Oktaven, in dem wiederum, wie bei Rey, die Verführungsgeschichte aufserordentlich umständlich und drastisch ausgemalt ist, wie Potiphars Frau sicher hofft, dafs Joseph sich als galanthomme erweisen würde, wie sie sich dann gratuliert, dafs er nichts Schriftliches von ihr in Händen hätte: an diesen Naivitäten stiefs sich kein Leser, dafür bewunderte jeder die glatte und doch kräftige, wirksame Darstellung, den spielend leichten Flufs der Oktaven, die Transponierung der Patriarchenlegende in modernes Fühlen und Leben. Ebenso war es mit seinem »Aman« (wenn dieser

nicht Lubomirski angehört), weniger mit den Legenden von Placidus und Alexius. Geringer war Kunst und Erfolg bei beiden Jablonowski, Joseph Alexander und Jan Kajetan, die ebenso den Placidus, Joseph, die Esther, Ruth u. s. w. reimten; den Placidus überarbeitete aus Chroszinski Joseph Alexander und versah ihn mit einer interessanten Einleitung über polnische Verse und Dichter (1751), die ersten Anfänge einer polnischen Bibliographie und Kritik versuchend, nachdem ein Zaluski und der Preufse Braun, der die Schriftsteller noch nach dem Format der Werke eingeteilt hatte, in lateinischen Aufzählungen und Schätzungen vorangegangen waren.

Noch endloser natürlich war die Reihe religiöser Lyrik, mit neuen Bearbeitungen der Psalmen, zumal der Bufspsalmen, und des Thomas a Kempis anhebend und bis zu Reflexionen über Sünde, Welt und Tod herabsinkend, die durch ihre triviale Drastik, ihre unglaublichen Banalitäten, die Form von Knüttelversen Thränen weniger der Zerknirschung als hellen Lachens erregen mufsten; unter ihnen die berüchtigsten die des litauischen Jesuiten Baka (1766), die bis heute kursieren, weil sie im 19. Jahrhundert von Wilnoer Spöttern nachgedruckt worden sind; Bakascher Stil und Vers war um 1750 vielfach, z. B. bei Juniewicz u. a., anzutreffen. Andere, z. B. Wisniowiezki, imponierten durch Künsteleien, z. B. Vermeidung des Buchstaben r; noch andere scheuten sich nicht, sogar die »Schultheologie« in Reime zu bringen. Diese Asketik krönte dann König Leszczynski, als er in seiner Nancyer Mufse in 25000 Langversen, mit souveräner Geringschätzung jeglicher Poetik und Grammatik, alle Geschichten des Alten und Neuen Testamentes samt ihrer Auslegung, allegorischen Deutung und scholastischen Spitzfindigkeiten zusammenfafste (1761): es war dies das Werk der Franzosen Fontaine und Sacy, welches, in der Bastille geschrieben, längst unter ähnlichen Umständen einen polnischen Übersetzer in Prosa gefunden hatte; es war der Kronkanzler und ermländische Bischof — die ermländischen Bischöfe spielten in der polnischen Litteratur immer eine grofse Rolle — Andreas Zaluski, der es, wie anderes, in seiner Königsberger Verbannung übersetzt hatte; die Übersetzung erlebte an zehn Auflagen; für Asketika, mochten sie noch so umfangreich sein, gab es immer Pressen und Verleger; sogar der lateinische Riesenband des alten Sachsen Ludolf (14. Jahrhundert) über das Leben

Christi erschien in Polen 1751 in einer neuen Ausgabe, gegen die polnische Sachen kläglich abstachen.

Die immer rareren Erzeugnisse weltlicher Litteratur hielten an den alten Stoffen und Formen getreulich fest. Die alte Versmanie herrschte uneingeschränkt weiter, und prosaischen Romanen wurden versifizierte so entschieden vorgezogen, dafs z. B. der »Télémaque« keinen Übersetzer in Prosa, wohl aber zwei Versifikatoren gefunden hat, einen schwerfälligen und stümperhaften in der Person des Wojewoden Jan Stanislaw Jablonowski, der die Königsteiner Haft (1713—1716) mit litterarischen Arbeiten ausfüllte, und einen gewandteren in Maria Zaluska, einer gebildeten und geistreichen Dame. Ebenso wurde die Parodie der »Argenis«, Loredanos »Dionea«, von Kastellan Oginski, der »polnische Kavalier« von mehreren in Verse gebracht, doch behaupteten sich daneben auch die prosaischen Fassungen, die den ganzen Wust der »Romanien« des 17. Jahrhunderts jetzt erst der polnischen Litteratur einverleibten. Auffällig wurde die Menge der Übersetzerinnen oder Überarbeiterinnen; Männer, wie Oginski, blieben ganz in der Minderheit. So widmete derselben Zamoyska, der Oginski seine »Dionea« zugeeignet hatte, Barbara Wollowicz, die Tochter des litauischen Referendars, ihre Übersetzung der »Historie des Skythenkönigs Alkamen und der dänischen Königstochter Menalippa«, die wenigstens den Vorzug hatte, dafs sich das Interesse um ein Liebespaar sammelte; die beiden Töchter des Starosten von Minsk, Zawischa, traten in die Fufsstapfen ihres Vaters, der in seiner Jugend (1679) eine polnische Historie von Agnulf und Floresta in Versen verbrochen hatte; die eine, eine Radziwil (Mutter des Vielschreibers Fürst Udalryk), übersetzte die »Dionea« in Prosa, die andere, Maria, aus den Cyrusromanen den »Aryamen«, den »persischen Königssohn«, eine ziemlich trockene Erzählung, aus der nur der Philosoph Demokrit mit seinen Lehren und Sprüchen abstach. Frau Antonina Niemirycz, litauische Lagermeisterin, brachte wieder in Verse den »auf der Welt seltenen Phönix, d. h. den Freund in verschiedenen Intriguen und Abenteuern, den standhaften H. Walewski, den Kulmer Wojewodensohn, zu Ruhm und Andenken polnischer Kavaliere« u. s. w. (1750); die 1677 herausgegebene, bereits einigermafsen vergessene Geschichte bringe sie in Verse, »weil ich weifs, dafs jedermann *lieber in Versen* als solute liest«, und weil es viele Bücher mit

verschiedenen deutschen, französischen, italienischen Namen giebt, aber über Polen gar wenig. Jetzt erst holte die polnische Lesewelt, übrigens sich an antiquarischen Kram und persönlich-politische Anspielungen nicht haltend, die Erzeugnisse des 17. Jahrhunderts der Italiener und Franzosen nach; die deutschen, sogar die »Asiatische Banise«, die ja doch nach Rufsland eindrang, blieben dagegen unbeachtet. Besonders verschlang man des Marini »Calloandro«: den seiner Leonilda getreuen »Coloander«; des Calprenède »Kassandra«; die »Chryseis« und den »Arimant«; den Schäferroman »Galatea« (des Cervantes?), den »Olind und Amarylla« u. s. w. Der Geschmack schwankte entschieden; neben der »Dionea« in Versen behauptete sich die prosaische; von der »Historie des numidischen Königssohnes Ormund und der Jerusalemer Kaisertochter Libeina«, d. i. der »Ormondo« des Francesco Pona von 1635, der in seinem heroisch-galanten Rahmen eine Reihe abenteuerlicher Novellen zusammenfafste, wenn sich die Ähnlichkeit nicht auf den Namen blofs beschränkte, behauptete der Überarbeiter, die Historie wäre zuerst in polnische Verse »aus dem Griechischen« (!) gebracht worden, aber weil die Versform manchem Leser nicht behage, hätte er sie in Prosa umgeschrieben; wenn man die Zaubereien und Teufeleien des Heidentums erwäge, könne man diese Geschichte, so Unwahrscheinliches sie auch enthielte, für wahr halten; es wird noch um ein Gebet, das nichts koste und doch viel nütze, für den Autor gebeten. In solcher Umgebung — alle paar Jahre erschienen noch Neudrucke der »Melusine«, »Magielone«, »Othon« u. s. w. — nahm sich förmlich sonderbar aus Gellerts Roman von den Abenteuern der schwedischen Gräfin G**, ein Ichroman, der auch Sibirien und seine Wonnen, welche Polen so rasch selbst verkosten sollten, schilderte (schon 1755 übersetzt, in einfacher Prosa, die von den schlechten Versen und der gesuchten, gezierten Prosa der übrigen stark abstach). Auch die Übersetzung der Fortsetzung der »Argenis« (des Bugnot) durch einen Geistlichen, Wyschynski, konnte zwar Format und Seitenzahl der ersten »Argenis« des Potozki erreichen, aber fiel in der Sprache stark ab, und ihre Verse waren gegen die wahrhaft poetische Diktion des Vorbildes die matteste Prosa.

Mit dieser stark antiquierten Epik und Asketik vertrugen sich jedoch immer zahlreichere Übersetzungen oder Nachahmungen aus dem Französischen; freilich suchte man auch hier mit Vor-

liebe Asketisches auf, — so hatten es der Kronkanzler Andrzey Zaluski mit Fontaine, der Hetman Wisniowiezki mit Segner und Berruyer gemacht; aber auch die französischen Lyriker, Satiriker, Dramatiker fanden Eingang. So wurden Rousseaus Oden durch Zaluski und dessen lascive Gedichte durch Konzki übersetzt; so übersetzten Udalryk Radziwil und seine Gemahlin die »Thebais« des Racine, die »Medea« des Corneille, französische Komödien und Maximen; so übertrug der Referendar Zaluski Satiren des Boileau, sie polnischen Verhältnissen anpassend; ihn ahmte auch U. Radziwil in zehn Satiren nach, gegen Verleumder, Schmeichler, Höflinge. Vieles blieb ungedruckt und unbekannt, so daſs eines der bedeutendsten Talente dieser Zeit von dem neuen Geiste nicht berührt wurde: eine Dame, Elschbieta Druschbazka, die im Stile der Zeit der Öffentlichkeit unbekannt geblieben wäre, wenn nicht der unermüdliche und, wo es sich um vaterländische Litteratur handelte, keine Kosten scheuende Zaluski seine mehrbändige Sammlung von »Rhythmen lebender Dichter« mit einer Sammlung ihrer Gedichte 1752 eröffnet hätte, die das wesentlichste umfaſste. Frau Druschbazka wandelte noch in den Bahnen des 17. Jahrhunderts; sie schrieb die beliebten Romane von dem standhaften Paare, das alle Anfechtungen und Gefahren überwindet, in der Art des »Syloret« des Potozki; religiöse Epen, vom »heiligen« David, von der Reue der Maria Magdalena und der Ägyptierin; Allegorien im schlechtesten Geschmacke; Gelegenheitsdichtungen, die, neueren Menschen gewidmet, frischere Luft atmeten, Gedichte an die Zaluski, den aufgeklärten Krakauer Bischof, der den Glauben an Gespenster und Teufel austreiben sollte, und an den Referendar, der die verschlafenen Köpfe weckte; beschreibende Gedichte und Satiren, die, der Frauenwelt gewidmet, Klagen über Ehemänner, auch die Herren und ihr Treiben humoristisch schilderten. In den beschreibenden Gedichten, in den »Vier Jahreszeiten«, weniger in den »Vier Elementen«, bewies sie klaren, ruhigen, das Gekünstelte und Bombastische meidenden Stil; trotz trockener Systematik und aufdringlicher Didaktik war Innigkeit und Naturgefühl, so selten in der polnischen Poesie, die sich ausschlieſslich mit Menschen beschäftigte, nicht zu verkennen, was am besten in ihrem »Waldlob« durchbrach.

*Ein lebhaftes* Naturell; eine treffende Beobachtungsgabe,

wenn auch in engem Kreise; ein natürliches Taktgefühl, das sie den »wilden« Stil der Zeit zu meiden lehrte, ohne sie vor Plattheiten zu schützen; eine Religiosität, die von »sächsischem« Fanatismus sogar den ersten Freimaurern gegenüber sich frei erhielt; resigniertes Gottvertrauen, das trotz aller Schicksalsschläge nicht verzweifeln liefs, kennzeichneten diese bekannteste polnische Dichterin, sicherten, zumal bei der klaren, einfachen Sprache, ihren Werken den ersten litterarischen Erfolg einer Frau in Polen. Glänzendere Gaben fehlten; sie war mit fremden Litteraturen unvertraut, und, wenn man auch ein Heranreifen ihrer Kunst nicht verkennen mochte, konnte sie sich auf die Dauer nicht behaupten und wurde bald wieder vergessen.

Nicht anders erging es den Männern, die, meist hinter ihr weit zurückbleibend, alles reimten, was in den Wurf kam. So setzten sie ganz nach der guten alten Weise die Historiendichtung fort, obwohl die Anlässe zu einer solchen immer seltener sich darboten. Der Kampf zwischen den Sapieha und dem litauischen Adel, der mit der Niederlage jener bei Olkieniki 1700 geendigt hatte, beschäftigte mehrere Federn: zu verlockend war der Anlafs, der Fall oligarchischen Hochmuts, der sich über alle Schranken der Gleichheit hatte hinwegsetzen wollen: beide diesem Kampfe gewidmete Epen zeichnen sich durch Genauigkeit der Darstellung und würdige Form vorteilhaft aus, namentlich das spätere des Korycinski.

Sonst freilich wählte man irgend einen »Diarius« und reimte ihn; so reimte der Jesuit Gosciezki die »grofse türkische Gesandtschaft« (des Wojewoden Chomentowski, 1712—1714), die er selbst mitgemacht hatte, ganz wie dies vor einem Jahrhundert Twardowski gethan hatte, mit der interessanten Schilderung des alten Stambul, seiner Tauben und Hunde, seiner Moscheen und Brunnen, des entlarvten »Spiritisten« u. s. w. Ebenso machte es Stanislaw Jablonowski, der die denkwürdige »Retirade« seines Ahnen, des Hetman, aus den Gefahren der Bukowina und ihrer Wälder in fünf Gesängen schilderte, nicht aus eitler Ruhmsucht etwa, sondern zur Kräftigung nationalen Bewufstseins, denn

Succubuisse orbis poterat, gens Lechica stamus,

was ihn aber nicht hinderte, die schärfsten Ausfälle gegen die polnischen Bramarbasse zu richten, die, tapfer gegen wehrlose Bauern, vor Tataren ausrissen. Die gelungene Flucht des Königs

Leszczynski aus dem belagerten Danzig brachte sein treuer Anhänger Sulistrowski in die mifslungensten Verse (1734). Den Gipfel der Geschmacklosigkeit bezeichnete erst die »Schwedische und Dänische Revolution« (1756) — es hatte der Wojewode Potulizki 1701 eine Geschichte derselben verfafst, um Polen zu warnen, damit sie nicht auf dieselbe Weise wie Schweden und Dänen ihrer Freiheit verlustig gingen, wo zuerst (durch die Reformation) die Vorrechte der Geistlichkeit, dann die anderer Stände aufgehoben wären; Polen ist wehrlos, uneinig, arm, aber bankettiert bei rauschender Musik, trotzdem es seinen nahenden Untergang erkennt; einziges Mittel wäre noch die freie Rede, aber den Kopf verliert, wer die Wahrheit reden wollte. Diesen historisch-politischen Traktat brachte ein Ungenannter in die schändlichsten Reime, welche die polnische Poesie je entstellten, die Sinn und Zusammenhang nur verdarben.

So behauptete vorläufig neben der asketischen Poesie die Epik ihren alten Vorrang, obwohl sie, gegen das 17. Jahrhundert gehalten, an Wert und Zahl aufserordentlich zurückgegangen war. Auch die Fabel verzeichnete Rückschritte, denn der Äsop der Königsteiner Mufse des Wojewoden Jablonowski war steif und unbeholfen, hatte Lafontaines Bahnen, in die Niemirycz 1699 eingelenkt war, wieder verlassen; dem Wojewoden fehlte bei seinem Fleifse und seiner Belesenheit Talent; er fühlte sich in eigentlichem Fahrwasser nur, wenn er die Wunder eines Marienbildes besang oder Psalmen und Gebete versifizierte; darauf entfiel auch der Hauptteil seiner dreifsig Werke. Auch die dramatische Litteratur verzeichnete keinen Fortschritt. Die Pauliner in Czenstochau führten ihr Ostermysterium kaum noch auf; als 1757 der Kanzler Malachowski den Text desselben herausgab, etwas zugestutzt und mit drastischen Wendungen aufgeputzt, aber im Grunde den alten Text des P. Wilkowiezki aus dem 16. Jahrhundert, hatte er es bereits nur auf die Verspottung der Patres abgesehen. Das Schuldrama mit seinen Intermedien, die sich nur um wenige Motive und Figuren bereicherten, hielten sich an die Schablone, obwohl schon öfters klassische, d. i. französische Tragödien, zumal durch den Piaristen Konarski hierher sich verirrten und auch die Jesuiten statt der ewigen Verspottung von Masoviern und ihres Wortschatzes und ihrer Verdrehungen des *Latein, von* polnisch radebrechenden Deutschen, von gefräfsigen

Dienern und verschuldeten Herren, das komische Element durch Aufnahme französischer Stücke, Molière und Regnier, erweiterten; freilich mufsten die Stücke vorher eine gründliche Adaptation durchmachen, denn Frauenrollen und Liebesintriguen waren von der Jesuitenbühne ausgeschlossen; die Adaptation besorgte der joviale P. Bohomolez. Der Jesuitenpater Bielski, Verfasser einer tüchtigen Landeskunde Polens in vier Büchern (1763) für die Schuljugend, der mehrere mit Beifall aufgenommene Tragödien in reimlosen Versen verfafste (Zeyfaden, König von Ormuz 1747, Titus von Japan 1748, Alexius u. a.), verteidigte ausdrücklich die Nichtzulassung von Frauen auf die Bühne gegen Konarski, der in seiner Bearbeitung des Otho von Corneille (1744) Frauenrollen behalten und dies damit motiviert hatte, dafs Komödien und Tragödien noch nie ohne Intervenienz von Frauenzimmern von Vernünftigen und Kennern ihres Handwerks geschrieben wären. Konarski brachte auch den Polyeukt auf die Bühne und schrieb selbst einen Epaminondas, wie denn Corneille auch sonst tüchtige Übersetzer (Czosnowski) oder auch unfähige Umarbeiter (z. B. Aleksandrowicz, der den Heraklius verballhornte) gefunden hat. Trotz der Federn, welche die Faschingsaufführungen in den Kollegien der Piaristen und Jesuiten in Arbeit setzten — noch ein Naruschewicz verbrach ähnliche blut- und frömmigkeitstriefende Schaustücke —, führte kein Weg von der Ordensbühne zu einem öffentlichen, ständigen Theater.

Die Verweltlichung des Repertoires kam eher schon von den Magnatenbühnen, von den Bühnen der Radziwil und anderer, die natürlich an Frauenrollen und Liebesintriguen sich nicht stofsen konnten. Freilich gelang auch hier nicht die Bildung besonderer Truppen und eines reicheren Repertoires, denn gespielt wurde nur bei Namenstagen, feierlichen Einzügen u. dgl. von den Personen des eigenen »Hofes«. Anstatt das ärmliche Repertoire des 17. Jahrhunderts zu brandschatzen, griff die Fürstin Radziwil, die schon in den ersten Ehejahren die Sehnsucht nach dem abwesenden Mann in Elegieen und poetischen Briefen ausgesungen hatte, zur eigenen Feder, ja Invention, denn sie verarbeitete nicht nur Molière, sondern alles mögliche für ihre Bühne in Nieswiesch. Es war freilich ziemlich überflüssig, dafs der Regisseur und erste Liebhaber dieser Bühne, Fryczynski, die litterarisch wertlosen Sachen nach dem Tode der Fürstin herausgab (1754), wertvoll

war die Absicht der belesenen, ja gelehrten Frau (ihre Bibliothek von 2000 Autoren kannte sie ausgezeichnet), dafs auch die Polen wie andere Völker den Glanz des Schauspiels besäfsen. Sie war nicht wählerisch und noch weniger zimperlich, scheute Situationen, Witze und Ausdrücke nicht, die mitunter auch in einer französischen Posse von heute nicht wohl denkbar wären; die Zeit nahm an dem unverhüllten Worte eben keinen Anstofs; sie dramatisierte das Urteil des Paris und die Entführung der Helena; Märchen, von der Schönsten im Lande; Legenden; Motive aus den Sieben Weisen; die Griseldis, und wagte es schon, Provinzschöne aufzuführen, deren Köpfchen durch Romanlektüre verwirrt waren, die angebetet, nicht geheiratet werden wollten, und wie sie dafür gestraft wurden. An die »Einheiten« kehrte sich die Fürstin natürlich nie.

Litterarisch wertvoller waren die Versuche ihres Verwandten, des gebildeten und belesenen Fürsten Udalryk Radziwil, Übersetzungen der Medea und Umarbeitungen eines französischen Äsop, mit köstlicher Nachahmung des Weifsrussischen, die allein komische Wirkung sicherte; dann die Übersetzungen des Minasowicz, eines von Zaluski auf jegliche Weise protegierten Talentes, sowie des Zaluski selbst Nachahmungen französischer Tragödien, z. B. in seinem Witenes, dem ein Hostienwunder zu Grunde lag, oder in seiner »bürgerlichen« Tragikomödie in fünf Aufzügen (nach Diderot, »Bild menschlichen Elends«, 1768 herausgegeben, als der Verfasser selbst im tiefsten Elend der russischen Verbannung weilte), auf der dann das Libretto zur ersten polnischen Oper beruhte. Diese Versuche, ohne Zusammenhang und Plan, rein zufällig, sicherten keinen festen Boden einem polnischen Theater; das Interesse des schwerfälligen Sachsen auf dem polnischen Thron langte nur zu Opern mit italienischem Text, die er sich und seinen Gästen den lieben langen Winter hintereinander vorspielen liefs. Noch am Vorabende der Eröffnung einer ständigen Bühne erschienen die ersten »originalen« Tragödien und Komödien, die der Hetman Rzewuski unter dem Namen seines Sohnes und dem Titel »Spielereien im polnischen Vers« (1760) herausgab. Das Originelle bestand in der Wahl vaterländischer Stoffe und in Reinheit und Sorgfalt des Ausdrucks; der tragische Ausgang des Heldenjünglings bei Warna und des *Heldengreises* bei Cecora wurden jedoch mit souveräner Ver-

achtung aller Wahrheit in eine konventionelle Liebesfabel eingeflochten, damit »der Tragödie erschütterndes Leid« gemildert würde, Gestalten der französischen Bühne mit sarmatischen Namen. In den Lustspielen wurden ebenso französische Motive unter heimischen Formen verkleidet, freilich fehlte es nicht auch an Ausfällen gegen die Anarchie, gegen das augenfälligste Übel von allen, das Nichtzustandekommen der Reichstage. Auch die Fürstin Radziwil hatte ja politische Allusionen und Ratschläge eingestreut, und Solon selbst mufste die Trefflichkeit der polnischen Konstitution mit ihren drei Ständen, König, Senat und »Feldherrnstab« (sie meinte damit die Gewalt des Hetman, ihres Mannes) bezeugen; für sie war der Adel kein Stand mehr.

Bei dieser glücklichen, weil verblendeten Zufriedenheit mit dem statu quo, einer Unduldsamkeit jeglicher Kritik, war an eine Satire, wie sie das 17. Jahrhundert ohne Anstofs übte, eines Opalinski oder Starowolski, nicht zu denken. Es erschienen politische Pasquille in Hülle und Fülle; die Sapieha und die Oginski fochten ihren Streit nicht nur vor Olkieniki, sondern auch in Versen aus, die von den gegenseitigen Wappen ihre Bezeichnungen entlehnten; ebenso prallten aufeinander »Sachsen« und Anhänger des Leszczynski, und lange bevor man des Baron von Pöllnitz La Saxe galante übersetzt hatte, machte man die Maitressenwirtschaft des Starken August in Versen verächtlich; ihn selbst machte man auf die Vergänglichkeit alles Irdischen aufmerksam in Versen, die dann ein sächsischer Parteigänger in deutscher Sprache auf seinen Gegner Leszczynski anwandte; jeder neue Skandal, das Duell, in dem Tarlo fiel, oder die Transaktion, in welcher die Ostroger Ordination verschachert wurde, setzte giftige Federn in Bewegung. Die einzigen Satiren, die damals geschrieben wurden, blieben in Handschriften verborgen, wie die gegen Mängel zumal des Privatlebens gerichtete Satire eines Ungenannten (der Mensch — ein Affe, wegen seines Nachahmungstriebes, vom Jahre 1715). Diese Satire kannte und bewunderte den »übergrofsen« Opalinski; wich politischen und sozialen Themen bereits aus, streifte die städtische Gerichtsbarkeit, die im blofsen Fuselsaufen für die Strafgelder bestünde, die Lage des Bauern, in dessen Gesicht das unablässige Schuften Gottes Ebenbild entstellt hätte. Sie spottete über die Soldaten, an denen nur der Anzug kriegerisch wäre; über den Lebenswandel und die Un-

wissenheit der Geistlichen, die oft Seneka für eine Matrone ausgäben, den Horaz für einen Einsiedler, Epikurus für einen Papst; den Enoch habe Aman auf den spanischen Thron erhöht, Josua sei von seinen Brüdern nach Rom verkauft worden u. dgl. Besonders ausführlich und drastisch wurden die Damen und ihre Verstöfse gegen eheliche Moral blofsgestellt, sowie ihre Putzsucht, da die Modenärrin die Kleider und Farben nicht einmal richtig zu benennen wufste. Die sehr lebhaft geschriebene, mit Versen und Dialogen untermischte Satire brach unvermittelt ab, Verzeihung für die Angriffe auf die Geistlichkeit erbittend, denn der Verfasser war ein sehr religiöser Mann, den die offenbare Irreligiosität des Sachsen (August II.), doppelt auffallend im Vergleiche zur erbaulichen Andacht des früheren Königs (Sobieski), besonders schmerzte. Diese Satire kursierte natürlich nur in Abschriften und ist noch heute in Dresden, Petersburg u. s. w. zu finden; bei einer anderen, gedruckten, erschrak schliefslich der Verfasser selbst über diese seine Kühnheit und hätte die natürlich anonyme Publikation am liebsten rückgängig gemacht, Stan. Jablonowski, der »Dichter« des Telemak und Äsop, mit seinem »Skrupel ohne Skrupel«, dem kürzesten, vernünftigsten und verdienstlichsten aus dem ganzen litterarischen Nachlafs aller Vielschreiber dieser Familie. Der Verfasser verstand darunter Sachen, über die man sich in Polen keinerlei Skrupel mehr mache, so eingewurzelt wären sie, die Bestechlichkeit, der Mifsbrauch des Veto, die Pflichtvergessenheit der Offiziere, die scharfen Zungen des Adels (die den unschuldigen Magnaten »taxierten«) u. dgl. Aus Vorsicht brauchte der Verfasser den Kunstgriff, den schon Opalinski einmal angewendet hatte, sich selbst aller dieser Vergehen mit schuldig zu machen, damit man nur den Tadel ertrage. Beide Satiren waren mit grofser Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit geschrieben, zumal der »Skrupel« reich an treffenden Anekdoten.

Unter Schriften, welche für Reformen eintraten, waren die bedeutsamsten die des Königs Leszczynski und die seines einstigen Parteigängers, des Piaristen Konarski. Wer könnte in dem öden Versifikator der endlosen Fontaineschen Prosa den geistreichen, überlegenen Politiker wieder erkennen, den Verfasser der »Freien die Freiheit sichernden Stimme«? Während bei den Schriftstellern des 17. Jahrhunderts einem reinen, kräftigen, flieſsenden *Vers eine* schwerfällig unbehilfliche Prosa entgegentrat, fand hier

umgekehrt der elende Reimer einen tüchtigen prosaischen Ausdruck. Er zeichnete seine anonyme Schrift mit dem Jahre 1733, als bedeutete sie etwa ein Programm seiner Regierung, die er eben damals antreten sollte; mag sie auch früher vielleicht geschrieben sein, erschienen ist sie jedenfalls viel später. Er wagte zwar nicht, alle Übel mit einem Schlage auszurotten; er beliefs es beim Wahlreich, beim Liberum Veto, bei der Goldenen Freiheit, aber er verlangte geordnete Finanzen, ein Heer von 100000 Mann, Verantwortlichkeit der Minister, gerechte Verteilung der Lasten, Hebung der Industrie, und vor allem Befreiung des Leibeigenen, Verwandlung desselben, zum eigenen Nutzen des Herrn, zur ökonomischen Hebung des Landes, in einen Zinsbauern, und zeigte, wie man dies alles durchführen könnte, und was für Nutzen daraus erwüchse. Leszczynski war auch Verfasser einer Utopie, aber leichter hätte sein »Demokala« sich irgendwo verwirklichen lassen, als diese Reformen im damaligen Polen! Die im Auslande erschienene Schrift scheint denn auch den politischen Meeresspiegel Polens nicht einmal gekräuselt zu haben. Ebenso predigte tauben Ohren der Wojewode von Posen, Garczynski, als er in seiner »Anatomie der Republik Polen« (1749) den nämlichen Nachdruck auf die drohende Verarmung und Entvölkerung des Landes infolge der Leibeigenschaft legte. Einen näherliegenden Fall, ja das im Augenblicke Nötigste, ergriff Konarski und erzielte denn auch eine nachhaltigere Wirkung als seine Vorgänger.

Stanislaw Konarski hatte eine lange, verdiente, ehrenvolle Vergangenheit hinter sich, als er den ersten Band seiner »Wirksamen Ratseinrichtung« herausgab. Der Piarist, ganz ein Kind seiner Zeit, seinem Geschmacke nach Panegyrist, wie seine übrigen Ordensbrüder, seiner politischen Stellung nach vom Sachsen zum Leszczynski und dann wieder zum Sachsen übergehend, aber reich veranlagt und mit offenem Blick Initiative, Energie und Ausdauer vereinigend, hatte im Auslande gelernt, polnische Verhältnisse ohne sarmatische Voreingenommenheit zu betrachten, das Zurückgebliebensein Polens in seinem Unterrichtswesen, in seinem Geschmacke, in seinen Institutionen zu konstatieren, und verlegte sich nach seiner Rückkehr auf Anbahnung von Reformen, im eigenen Orden, in der Litteratur, in der Schule; er fand Gehör, Gönner und Mittel, die ihm zuletzt ermöglichten, in einem eigenen, geschlossenen Adelskonvikt ein

wesentlich modifiziertes Unterrichtsprogramm und Methode durchzuführen; nicht mehr absorbierte das Latein alle Kraft und Zeit, nicht mehr sollte der Unterricht reine Gedächtnissache bleiben, nicht mehr sollten Hauptfächer wie Geschichte, Geographie, Französisch nebenbei nur gelehrt werden, über den Unterricht sollte nicht mehr eine Ausbildung des Körpers vernachlässigt werden. Dem Unterrichte wurden jetzt höhere Ziele gesteckt; es sollten nicht Latinisten, sondern Bürger eines freien Staates herangezogen werden, und diesem Zwecke wurden sogar die schriftlichen Exercitien, sogar die dramatischen Schulaufführungen dienstbar gemacht, die patriotisch-politische Themen und Motive berührten. Die Reform leuchtete ein, und seinem Vorgange accomodierten sogar die Jesuiten ihren Lehrplan. Rascher gelang es Konarski, wenigstens in den Augen der Verständigen den alten ungeheuerlichen Stil und die Fehler der polnischen Beredsamkeit hinfort unmöglich zu machen; er gebrauchte den erprobten Kunstgriff, meist an seinen Jugendpanegyriken das Unpassende, Unwahre, Lächerliche dieser Stilroheiten nachzuweisen; ein Verstandesmensch, verlangte er später vor allem richtiges Denken als Gewähr für richtiges Sprechen.

Als Politiker war er ebenfalls kein Neuling, hatte bereits verschiedene erfolgreiche Broschüren verfaſst — er bediente sich der Anschaulichkeit wegen oft der dialogischen Form — und ein verdienstvolles groſses Werk angeregt und angelegt: die Sammlung aller Landesgesetze und Konstitutionen in den Volumina Legum. Nun war seit Menschengedenken kein Reichstag mehr zu stande gekommen, und allgemeiner wurde die Befürchtung, daſs schon dies Polen zum Untergange oder zum Verlust seiner goldenen Freiheit werde führen müssen; es gab Schriften, z. B. die »Gedanken in den gegenwärtigen Umständen der Republik Polen« (1756), welche als einziges Mittel, als Panacee aller möglichen Schäden das Zustandekommen nur eines einzigen Reichstages ausgaben und verlangten; sogar Rzewuski hatte in seiner Komödie »Der Sonderling« Polen höchlich loben und nur das stete Zerreiſsen der Reichstage tief beklagen lassen, welches fortgesetzt unfehlbar zum Verschwinden der Reichstage und damit auch aller Rechte führen müsse. Aber so lange das Liberum Veto des Einzelnen bestand, war an ein sicheres Zustandekommen der Session gar nicht zu denken; dieses Grund-

übel mufste nicht durch halbe Mafsregeln, sondern mit der Wurzel ausgerottet werden. Das unternahm Konarski. Er unternahm es mit einem grofsen Aufwande von Zeit und Kraft; er brauchte vier Bände, um der adligen Nation das Unvermeidliche plausibel zu machen; er mufste zeigen, was für egoistischen Plänen jeder einzelne Reichstag geopfert worden war; wie keines der vielen vorgeschlagenen Mittel, die das angebliche Palladium der Freiheit doch irgendwie durchzuschmuggeln gedachten, zum Ziele, zum richtigen Funktionieren der parlamentarischen Maschine führen würde; wie in anderen Ländern, England u. s. w., die Institutionen beschaffen wären; schliefslich, wie irrig die Vorstellung war, dafs das Liberum Veto zu den Grundgesetzen der Nation gehörte; im Gegenteil, nirgends ist es ausgesprochen gewesen, durch einen blofsen Mifsbrauch ist es eingerissen, ohne gesetzliche Grundlage. Der erste Band, der den Boden sondierte, erregte den gröfsten Unwillen, Proteste gegen die Einmischung des Mönches, Drohungen; der Verfasser schützte sich und sein Werk durch zustimmende Urteile der angesehensten Männer; das Liberum Veto hatte in der Theorie den Kampf verloren; desto länger lebte es in praxi fort.

Die prosaischen Hauptwerke der »sächsischen« Zeit waren jedoch anderer Art. Ihr umfangreichstes und verdienstlichstes blieb die »Korona« des Jesuiten Niesiezki, die in vier stattlichen Bänden die Adelsfamilien, ihre Wappen, Genealogieen und Biographieen vereinte, von unsäglicher Mühe, Fleifs und Genauigkeit des Verfassers zeugend, leider den »sächsischen« Stempel nicht verleugnend, denn am längsten weilte der fromme Verfasser bei Bekehrungen, Wundern, religiösem Lebenswandel und Stiftungen, wobei er mitunter in den krassesten Aberglauben verfallen konnte, z. B. die Geschichte von der Korrespondenz aus dem Fegefeuer gläubig (?) wiederholte. Ist dieses Werk noch heute dem Historiker und Litterarhistoriker des alten Polens unentbehrlich (wurde es doch noch 1843 ff. neu abgedruckt), so ist ein anderes Werk, wo möglich noch umfangreicher, nur seiner Kuriosität halber berühmt geblieben, das »Neue Athen oder die aller Szienz volle Akademie«, das in zweiter, aufserordentlich erweiterter Auflage 1753—1756 erschien: Sammlung alles Wissenswerten und Merkwürdigen, aller Wundergeschichten, Zauberwerke, Aberglauben, Seltsamkeiten aller drei Naturreiche, Spitz-

findigkeiten der Theologie und anderer »Szienzien«; freilich rekrutierte sich der Leserkreis des hochwürdigen Kanonikus (Chmielowski) bald nur noch aus »Sarmaten«.

Memoiren und Denkwürdigkeiten hat diese öde Zeit fast gar nicht hinterlassen; ereignete sich doch ganze Dezennien lang, namentlich 1736—1761, nichts Interessantes. Die Denkwürdigkeiten des Otwinowski waren das Beste, Anschaulichste, was der Anfang des Jahrhunderts, die Zeit der Sachsen- und Schwedenkämpfe und der Konföderation des Adels gegen sächsische Übergriffe, hinterlassen hat; aber viel drastischer charakterisierte das Ende dieser Epoche der nachmalige Kastellan Matuszewicz in seinen erst in unseren Tagen gedruckten Erinnerungen, die hauptsächlich die Jahre 1750—1764 umfafsten. Sie schilderten, wie ein mäfsig begüterter Adliger, in den Kampf der Parteien hineingezogen, zwischen den Czartoryski, Radziwil und dem Hofe lavierend, keinen Augenblick seines Vermögens, seines Lebens, sogar seines adligen Namens sicher — denn auch diesen konnte Verleumdung trotz aller Evidenz anfechten und so den moralischen Tod des Beschuldigten erzwingen — alle Mittel des Hofierens mit Wort und Schrift und des Sichverdientmachens auf Kosten von Gerechtigkeit und Wahrheit aufwenden mufste, um sich zu behaupten. In diesen »Denkwürdigkeiten« kam man eigentlich mit ihrem Verfasser vom Wagen nicht herunter, denn fortwährend sind Gerichtstermine, Wahlaktionen, Gefälligkeitsdienste jeglicher Art zwischen Brzesz, Wilno und Warschau wahrzunehmen, dazu die Geburtstagfeiern, zu denen man mit submissester Devotion aufwartete, oder es waren die Pensionen aus der Kasse des französischen oder eines anderen Gesandten zu beziehen, schliefslich auch die Opfer eigener oder fremder Unmäfsigkeit feierlichst zu bestatten und mit allen altrömischen Bürgertugenden in der Leichen- oder Lügenrede — worüber sich schon das 17. Jahrhundert, Potozki u. a. empört hatten, natürlich ohne Erfolg — auszuschmücken. Die Naivität, mit welcher alle Gemeinheiten und Verkehrtheiten als etwas Selbstverständliches, Unabänderliches geschildert wurden, mufste den Sittenrichter entwaffnen; man bedauert nur, dafs über alle diese Machinationen, Proteste, Repliken und Tripliken die eigentliche Erzählung knapper ausfiel, sich oft nur auf Episoden aus dem Schlofs- und Hofleben beschränkte. Aber Matuszewicz führte

eine gewandte Feder, und wo ihn rechtliche Argumente oder Dokumente im Stiche zu lassen drohten, half mitunter ein carmen gratulatorium aus; freilich konnte man sich nicht wundern, dafs er auch zu Satiren griff und im strengsten Geheimnis natürlich Boileau und Horaz nicht nur trefflich übersetzte, sondern auch der Zeit accodomierte: die Übersetzung durfte aber erst nach seinem Tode erscheinen (1784), und auch da mufste noch manches ausgemerzt werden, z. B. die Philippika gegen die Czartoryski, die über die gemeine Adelsgleichheit sich erheben wollen, wäre es auch mit Hilfe der Nachbarreiche, die Könige sein und die Adelsrechte kürzen wollen, um für immer alle Macht ihrem eigenen Hause zu sichern. Nicht umsonst klagte nämlich der Verfasser, dafs »bei uns die Redefreiheit geringer wäre als im Rom der Cäsaren, wo man nur einen Kaiser beleidigen konnte, während wir bei unserer angeblichen Freiheit soviel rachsüchtige Tyrannen als reiche und mächtige Herren haben.« Seine Übersetzung der Satiren atmete noch den ganzen Ton der altpolnischen, saftigen, kräftigen Diktion.

Während Matuszewicz nur von sich und seinen Anstrengungen erzählte, hat ein jüngerer Zeitgenosse nach langen Jahren, als die gute alte Sachsenzeit längst und für immer begraben war, in seiner Sehnsucht nach ihr, wo alles so ruhig, billig und bequem dahinlebte, eine umständliche Schilderung des privaten und öffentlichen Lebens, in der Familie und Schule, in Kirche und Kloster, im Heer und Tribunal hinterlassen. Der Pfarrer Andreas Kitowicz (1728—1809, Geistlicher erst in späteren Jahren) war dieser überzeugte laudator temporis acti; er wufste zwar, dafs litterarischer Wert seinen vielerlei Aufzeichnungen völlig fehlte, aber dafs sie vieles enthielten, das, der neueren Generation fremd, von Schriftstellern nicht berührt wurde; daher der kulturhistorische Wert seines »Über polnische Sitten« überschriebenen, unvollständig erhaltenen Werkes, das im 19. Jahrhundert als authentische und genaue Schilderung mehrere Auflagen erlebte.

Die sächsische Periode endigte scheinbar in einem vollständigen Marasmus. Die adlige Masse schien in ihrer Apathie höheren Interessen bereits völlig unzugänglich; eingelullt in den Traum von der »goldenen Freiheit«, hatte sie nur das Interesse, den gegenwärtigen Zustand unversehrt zu erhalten, duldete keine Reformen, nicht einmal Kritik des Bestehenden. Und die

Unbeweglichkeit, Starrheit, Öde des politischen Lebens schien auch das geistige zu beherrschen. Ablehnendes Verhalten gegen modernes Denken und Wissen, Beharren beim Hergebrachten, weil es alt, also gut war, kennzeichnete Geschmack und Gedanken, Schrift und Rede. Die Poesie galt jetzt, wie einst im Mittelalter, als blöfses Handwerk, zu dem nur Fertigkeiten, keine Fähigkeiten gehörten; sie diente noch immer jedem beliebigen Gegenstande, einem Schulbuche, einem Andachtsbuch, einer wahren oder ersonnenen Historie, zur Kürze und Würze der Darstellung; der Stil dieser Poesie blieb sich der gleiche, ob man nun Liebesverse oder Heiligenlegenden schrieb, überall dieselbe Geschmacklosigkeit, Roheit, Gleichgültigkeit in der Wahl von Bild und Wort, neben dem Festhalten an den in den Schulen erlernten Tropen und Figuren, Vergleichen und Sentenzen, neben derselben Vernachlässigung von Rhythmus und Reim. Noch schlimmer war die Prosa. Die Poesie, wenn sie auch längst jegliches Stilgefühl eingebüfst hatte und zur öden Versmacherei gesunken war, hielt doch noch gewisse Grenzen inne, scheute Fremdwörter, erinnerte doch noch an den alten Typus, obwohl es ihr an Energie und Präzision des Ausdruckes stets fehlte. Dagegen verwilderte geradezu die Prosa; sie verlor jede Einfachheit, Beweglichkeit, Ursprünglichkeit; zu den Wunden, die ihr das »Maccaronisieren« geschlagen hatte, gesellten sich neue, das Eindringen des Französischen, das Wuchern von Fremdwörtern, das weitere Zurücktreten aus dem litterarischen Verkehr. Die Verweltlichung der Litteratur war vollkommen eingebüfst: im Drucke wenigstens erstickten die Asketika in Vers und Prosa jegliche Laienlitteratur; das Prozent der geistlichen Autoren nahm erschreckend zu; die weltlichen begnügten sich mit dem Schreiben für sich, das alte Versteckspiel dauerte fort. Daher die vielen Werke, welche Zaluski und sein Amanuensis Janozki, sowie Jablonowski erwähnten, die aber in Handschriften verblieben und oft für immer verloren gegangen sind: so sind auch die Romane zum gröfsten Teile ungedruckt, steckten in Handschriften unter den ungewöhnlichsten, willkürlichsten Titeln, z. B. die »Dionea« als »fettmoralisches (!) Poem« (in der Abschrift bei den Krasinski) u. dgl.

Geschmacklosigkeit charakterisierte die Zeit überhaupt, ästhetisches Urteil besafsen die wenigsten, die Vielleser etwa,

wie Zaluski, der bei den handschriftlichen Werken Urteile zuschrieb, z. B. »ein guter Gedanke, schlechte Reime, noch schlechtere Orthographie«, oder sein Korrespondent, der über den »Walewski« des Franz. Morawski von 1747 sich abfällig äufserte wegen seines matten Stiles und der vielen gewöhnlichen Reime: denn auch hier bedeutete die sächsische Zeit einen Rückschritt; hatte sich 1670 ein Zbygniew Morstin über die naive Reimerei des alten Rey mitleidsvoll geäufsert, so war man 1740 zu ihr wieder zurückgekehrt, zu den grammatischen Reimen auf -ego, -emu, die keine Reime sind. Der »Zoilus« oder »Aristarch« waren zwar typische Figuren, deren fast jeder Autor pflichtschuldigst gedachte, sich gegen ihre Anwürfe verteidigte — am launigsten noch der 70jährige Kurdwanowski, als er auf seine alten Tage Sucquets Figuren reimte, um sich die »grofse Melancholie beim Beten des Rosenkranzes« zu zerstreuen, und dabei noch dem »Primas der polnischen Muse« (Kochanowski) die Verehrung zollte; doch fürchtete niemand einen Zoil im Ernst, weil das Gros des Publikums wie der Autoren denselben schlechten Geschmack teilte, an barocken Einfällen, Derbheiten, Ungereimtheiten seine Freude hatte. Die »Lieder« waren wie die »Thaten«: der Tod eines Hetman oder Primas, die Krönung eines Muttergottesbildes, die wichtigsten Ereignisse dieser ereignislosen Zeit brachten in dem Spanien des Nordens die meisten Federn in Bewegung, die das castrum doloris u. s. w. zu schildern oder auszuschmücken hatten, mit Anagrammen, Akrostichen, Mesostichen und wie alle die Versfiguren heifsen, mit den endlosen Lapidarinschriften, mit den gesuchtesten Emblemen und Symbolen. Ja als der Krakauer Kastellan Wisniowiezki (unter fremdem Namen) die romantische Lebensgeschichte der Prinzessin Klementine, der Enkelin des Königs Sobieski, behandelte, verweilte er am längsten nicht etwa bei ihrer gewagten Flucht aus Innsbruck u. dgl., sondern bei dem prächtigen Leichenbegängnis in Rom.

Panegyrik und Asketik, weltverachtende Frömmigkeit und Lobhudelei aller Welt, auf diese Töne allein war die Litteratur gestimmt, von derselben Einförmigkeit wie die zahllosen Kirchenbauten, die damals im jesuitischen Stile entstanden, demselben in Wilno wie in Lemberg oder Gnesen, die Bauten nur in der Gröfse unterschiedlich. Frischeres barg sich ungelesen und ungedruckt, z. B. die Gedichte des (nachmaligen Leslauer Bischofs)

Antoni Dembowski, von denen nur der »Ehrenpunkt«, eine Satire auf falsch verstandene Ehre, ohne Wissen des Verfassers in Druck kam, des Verfassers, der durch seine Mémoires sur le gouvernement de Pologne den über Polens Verfassung in lateinischer Sprache gründlich handelnden Preufsen Braun, Hartknoch, Lengnich sich zugesellte. Über die Apathie und Indolenz der Adelsmassen ragten hervor in der Geistlichkeit die Dembowski, Konarski und Zaluski, unter den weltlichen die Stanislawe Leszczynski und Poniatowski (Vater des spätern Königs, Verfasser des trefflichen Reformbriefes von 1744 mit Forderungen der Heeresauktion, deren Ablehnung durch das gewöhnliche »Zerreifsen« des Reichstages die preufsischen Geschäftsträger dem Gewinnen einer Hauptschlacht gleichstellten), die beiden Czartoryski u. a., deren Thätigkeit den endlichen Umschwung, die Reformen, vorbereiten half.

In das Europa der Encyklopädisten und des aufgeklärten Absolutismus ragte als mittelalterliche Anomalie der adlige Ständestaat hinein mit seinem Geiste des 13. Jahrhunderts, mit seiner Askese und Fasten, seinen Kirchen- und Klösterbauten, seiner Indolenz und Apathie aller Bevölkerungsklassen; nur in einzelnen Zügen wahrten einzelne einen gewissen Zusammenhang mit der Zeit, in der Tracht z. B. oder wenn man die damals so beliebten Gespräche im Reiche der Toten nachahmte und Sobieski mit Wisniowiezki, Radziejowski mit Wydzga sich unterhalten liefs, weniger die Arcana der Zeitgeschichte als den äufseren Verlauf und die Anekdoten berücksichtigend. Desto greller stach von dieser Tracht, von diesen Gesprächen und von den sentimentalheroischen Celadons der Romane, von der aufklärerischen Thätigkeit der Leszczynski, Konarski und Zaluski die fanatische Unwissenheit und Denkfaulheit der adligen Masse ab. Die patriarchalische Zucht in der Familie konnte den Schaden dieser geistigen Zurückgebliebenheit und Unbehilflichkeit nicht wett machen, zumal auch über sie Willkür sich hinwegsetzen konnte und sie über den engsten Rahmen der Familie in das öffentliche Leben gar nicht herausreichte. So war alles im endgültigen Niedergange begriffen; sogar dem schmarotzenden Judentume teilte sich diese Krankheit mit, und kulturell wie ökonomisch sank es weit unter das Niveau des 16. und 17. Jahrhunderts zurück; die Erscheinung des Reform*juden* Frank (1760) blieb eine ganz vereinzelte, und der »Herr

Baron« verzog sich bald mit seinen Anhängern, seinem »Hofe«, nach Offenbach.

An das entlegene Binnenland mit seiner nur ackerbautreibenden, urkonservativen Bevölkerung schlugen die Wellen europäischen Lebens verspätet und abgeschwächt. Schon das Christentum war nach Polen mehrere Generationen später als nach Böhmen gekommen, und die Scholastik feierte ihren Einzug, als man in Europa über sie bereits hinweggeschritten war, denn nur die Spätscholastik fand hier Vertreter. Der Humanismus, wenn von seinen italienischen und deutschen Wanderlehrern, den Kallimach und Celtis, abgesehen würde, breitete sich erst im 16. Jahrhundert aus und erwies sich schliefslich als unfähig, den avitischen Sarmatismus durchzusäuern, den Rückfall in mittelalterliches Denken und Fühlen zu verhindern. Die Reformation setzte im polnischen Leben erst nach 1548 ein, d. h. als sie draufsen ihre werbende Kraft, ihren Elan bereits endgültig eingebüfst hatte: nur als Nachzügler kamen die Rey und Radziwil und haben die adlige Nation auch nur vorübergehend fortreifsen können. Nach dem Ausscheiden von Humanismus und Reformation beschränkte sich schliefslich die Nation auf sich selbst, und über anderthalb Jahrhunderte dauerte diese allmählich steigende Entfremdung von europäischem Leben, die nur durch äufserliche Nachahmung oder Aufnahme italienischer, dann französischer Elemente, fast nur in der Litteratur und auch hier sehr unvollkommen, alteriert wurde. Schon Wazlaw Potozki sprach von einem Schlaf des Epimenides, in den die Nation versunken war: aber doppelt so lange dauerte diese Lethargie, aus welcher es nur noch eine Wiedergeburt der Geister, nicht mehr eine Wiedergewinnung und Behauptung politischer Selbstbestimmung geben sollte.

## SECHSTES KAPITEL.

# Wiedergeburt der Geister.

Eifersüchteleien und Mifstrauen der Magnaten; die Reibungen zwischen der »nationalen« Partei (der Potozki, dann des Hetman Branizki), der Hofpartei der Brühl und Mnischek, der Partei der »Familie« (der russophilen Partei der Czartoryski); Machinationen des Auslandes; der verblendete Fanatismus der Anhänger der »goldenen Freiheit«, hatten das unvermeidliche Reformwerk unmöglich gemacht, wenigstens hinausgeschoben. Aber wie 1548, gleich nach dem Tode des alten Königs, der lange zurückgehaltene Umschwung der Gewissen mit einem Male eintrat, wiederholte sich Ähnliches 1763. Als der geistig wie körperlich gleich schwerfällige, träge, beschränkte Sachse, nach Gestalt und Intelligenz ein Mantelsack, und so nannte ihn Friedrich II., gestorben war, brach die Bewegung unter der Führung der Czartoryski los; in einem Anlaufe beseitigte man die drückendsten Schäden der Jahrhunderte; die alte Ordnung schien für immer gefallen; leider lebte sie nur zu rasch wieder auf.

Nur allzulange und allzufest hatte man die Anarchie in den Köpfen und Gewissen des Adels sich einnisten lassen; diese hatte die Integrität des polnischen Charakters, den Sinn für Politik, jegliches politische Anstandsgefühl zerfressen und ertötet. Anschlufs im Auslande gegen die Parteien zu suchen, war man längst gewöhnt; so hatten es die Sapieha 1701 gethan, nur so hatte man die Wahl des Sachsen 1733 durchgesetzt, so stiefs 1767 die Konföderation von Radom und 1792 die Targowiza das *Reformwerk* um. Der Anlauf war mifslungen, gescheitert an

dem Unverstand der trägen, konservativen Massen, wie an dem Übelwollen des Auslandes.

Eines einheitlichen, energischen, planvollen Handelns war die Nation vollständig und für immer entwöhnt; nicht umsonst hatte man durch Jahrhunderte egoistische Interessen auf Kosten der staatlichen gepflegt, der Zucht, Gehorsam gegen Gesetze, Ordnung entsagt. Mit der Anarchie der Gemüter im Innern paarte sich nach aufsen vollständige Wehrlosigkeit, welche den Nachbarn Polen als sichere, gefahrlose und reiche Beute verbürgte. Der Adel war kriegsuntüchtig und kriegsunerfahren; die persönliche Tapferkeit des Einzelnen versagte ja vollständig in den ungeübten, hilfslos unbeweglichen Massen; es gab keine Festungen oder Lager, es fehlte jede Artillerie, das kleine stehende Heer war nur zum Beziehen der Wache und Assistenz bei Feiern geeignet. Vernachlässigt waren auch die materiellen Hilfsmittel des Landes, seine Finanzen im Verhältnis zur Gröfse des Landes und der Ausgaben unzureichend; alle Hoffnungen waren schliefslich darauf gesetzt, dafs die gegenseitige Eifersucht der benachbarten »Potenzien« den Bestand der Republik garantieren würde, als ob diese Mächte im eigensten Interesse sich nicht würden einigen können; zudem vertrösteten politische Unerfahrenheit, Leichtgläubigkeit, der angeborene Optimismus und die Bestimmbarkeit, auf Sukkurse, aus Schweden und der Türkei, die ja in gleicher Lage wie Polen erschienen, aus Frankreich, dessen politische Traditionen ein unabhängiges Polen zu gewährleisten schienen, aus Preufsen, wenn wechselnde politische Konstellationen ein Zusammengehen gegen Rufsland oder Österreich zu sichern schienen, aus Rufsland, indem man an die Gemeinschaft slavischer Abstammung, an die gemeinsame Abwehr deutscher Invasion zu appellieren gedachte. So halt- und einsichtslos schwankte die Nation, die einmal wieder darauf baute, dafs den Ruhe Haltenden niemand belästigen dürfte, als ob die äsopische Fabel vom Lamm und Wolf nie geschrieben wäre; ein andermal mit slavischer Resignation und Apathie hinnahm, was das Schicksal bestimmte; dann wieder in hastiger Eile alles unternahm, was Rettung zu verheifsen schien, auch dabei Zeit und Worte vergeudete, nie dem Ernste des Augenblickes entsprach, immer dasjenige vorwegnahm, was erst später, erst am Ende zu berücksichtigen gewesen wäre, sich mit Phrasen bethörte und betäubte,

immer mit dem bloſsen Schein sich begnügte, unfähig zu stiller, zielbewuſster, aufopfernder Thätigkeit, sich selbst noch um die Früchte seiner Mühen brachte, froh, wenn der Schein der Pflicht erfüllt war.

Wie an innerem Halt, fehlte es an äuſserer Führung. In den groſsen Familien des Landes, deren Kämpfe und Eifersüchteleien die Geschichte der letzten dreiſsig Jahre ausgemacht hatten, gab es, als die beiden Czartoryski, der Wojewode und der Kanzler, gestorben oder nach dem Miſserfolg von 1767 zurückgetreten waren, keine hervorragende Persönlichkeit mehr, nur noch einzelne ehrenwerte Individuen und gute Patrioten, wie Andrzey Zamoyski und Adam Czartoryski, beide ohne Energie und Initiative, oder verblendete Anhänger des Alten, mit allen oligarchischen und anarchischen Gelüsten, ohne Talent, Einsicht, Würde, wie die Potozki, Rzewuski, Branizki, deren unverantwortliches Treiben die einzige, schon im 16. Jahrhundert von Ausländern verlachte polnische Ausrede: »das hatte ich nicht gedacht, das hatte ich nicht gewuſst«, decken konnte.

Der König selbst, ein »Piast«, in einem Augenblicke, wo jeder andere, nur kein »Piast« geboten gewesen wäre, ein Piast ohne Verbindungen, ohne Ansehen, der Truchseſs von Litauen, den Katharinas Gebot dem Lande aufgedrängt hatte; hatten sich noch die beiden Sachsen, auf ihr Stammland pochend, als wirkliche Könige gefühlt, so galt natürlich nicht mehr den übrigen Monarchen als ebenbürtig der lebenslängliche Präsident einer Adelsrepublik. Ein polnischer Franzose, Pariser Galanthomme, human, liebenswürdig, von den feinsten Formen, gebildet, geistreich, ein kluger und nüchterner Kopf, für geistige Interessen eingenommen, voll der besten Absichten; eitel, vergnügungstoll und von sträflicher Verschwendungssucht, kein Charakter und keine Energie. Ein Lebemann und Epikuräer, Repräsentationspflichten genügend, intelligent und weitausschauend sogar, ohne inneren Halt, immer nur geschoben, stets vom russischen Botschafter gegen sein Volk, einmal von seinem Volke gegen den russischen Botschafter, um schlieſslich würdelos unterzugehen.

Nach dem Könige richtete sich der Hof und alles, was an ihn sich herandrängte; von Warschau aus, das nun nicht mehr zeitweise, sondern ständig Residenz ward und in auſserordentlicher *Anziehungs*kraft zu wirken begann, maſsgebend für die Provinz

in Mode, Sitten und Denken, breitete sich die neue Richtung ungehindert aus, die völlige Abkehr vom alten Sarmatismus. Sie begann mit der Ersetzung des Lateinischen durch das Französische, des Kontusch, der krummen »Karabela«, der hohen Stiefel durch Frack, Degen und Schnallschuhe; der glatten Ausrasierung der Schädel, des imposanten Schnauzbartes durch Allongeperücken; der Polonaise durchs Menuett; der endlosen Zechgelage durch Pharao und Roulette; der alten Sittenstrenge durch Affichierung von Maitressen und Liebesintriguen; begann mit dem raschen Eindringen französischer Küche, Bedienung, Bauart und endigte mit der Lockerung aller Traditionen und Sitten, mit seichter Aufklärerei, wohlfeilem Skeptizismus, diese Menschen ihres letzten Haltes beraubend. Doch neben Verwüstungen französischer Frivolität, neben skrupellosester Genufssucht, würdeloser Kriecherei bedeutete diese Abkehr vom Sarmatismus auch das Preisgeben eingerosteter Vorurteile, Einschlagen neuer Bahnen im geistigen und litterarischen Leben, Anknüpfen der zerrissenen Fäden europäischer, moderner Kultur, Wiedergeburt und Reformen auf den weitesten Gebieten, in Schule, Gewerbe und Handel, Heer. Und mochten manche Unternehmungen überstürzt, verfrüht, daher ergebnislos scheitern, wie die grofsen Tysenhausenschen industriellen Etablissements; mochte manche Reform der Gesetzgebung und des Heerwesens auf dem Papier verbleiben; mochte Aufklärung und Bildung mehr in die Breite als in die Tiefe gehen, der Erfolg der aufgewandten Mühen war ein grofsartiger, entscheidender. Nicht nur zeigte er sich in der raschen Steigerung der Steuer- und Wehrkraft des Landes allein, deren weitere Entwicklung ja durch fremde Gewaltakte jäh unterbrochen wurde; in den Paragraphen der glorreichen Konstitution vom 3. Mai 1791, die das Reformprogramm der Czartoryski von 1764 wesentlich erweiterten und abrundeten; in der Basierung des gesamten Unterrichts auf einer neuen, segens- und entwicklungsreichen Grundlage, die dem Wirken der »Edukationskommission« in der Geschichte der Pädagogik und des höheren Unterrichts für immer eine ehrenvolle Stellung sicherten, — sondern in der Ansammlung eines geistigen und moralischen Kapitals, von welchem die Nation auch dann zehrte, als sie ihres Selbstbestimmungsrechts für immer beraubt und als ihr einziges Verbrechen, ihre Wehr- und Schutzlosigkeit, durch Aufteilung ihres Gebietes unter

drei Mächte, ein in der Weltgeschichte beispielloser Vorgang, gestraft werden sollte.

Die geistigen Interessen des Landes fanden werkthätige Förderung und Anregung durch den König in erster Linie; durch die Männer, welche aus den Piaristenkonvikten oder aus der Kadettenschule (unter Czartoryski) hervorgegangen und auf Auslandsreisen weiter gebildet waren; durch Talente jeglicher Art, die sich jetzt zusammenfanden und organisierten. Bisher hatte ja geistige Thätigkeit ohne Centren und Organe, ohne welche Regelmäfsigkeit und Kontinuierlichkeit, immer nur zufällig, zerstreut angesetzt; in den weiten Gebieten hatte sich bald hier, bald dort, in Lida oder in Krosno, bei Danzig oder bei Kiew, in Poesie oder Prosa, nach modernem französischen oder nach lateinischem, mittelalterlichem Muster, dieser Magnat und Mönch oder jene Dame versucht, eines vom anderen nichts wissend oder ahnend, nicht einander belehrend, fördernd. Statt dieser völligen Zersplitterung jeglicher geistiger Thätigkeit, die höchstens in den Orden und ihren Schulen einheitlicher geleitet war, erstand jetzt der nötige Zusammenhang, damit diese Thätigkeit nicht wieder spurlos sich verlor; erwuchsen die neuen Centren, die Gesellschaften, Vereinigungen, Kommissionen, in Warschau um den König und seine litterarischen Donnerstags-Diners; um Zeitschriften, wie der »Monitor« und die »Unterhaltungen«; um staatliche Institutionen, wie die Edukationskommission.

Der Geist, welcher jetzt herrschte, war der französische, aufgeklärte, encyklopädistische; die Formen, die man nachahmte, waren die »klassischen«; die Sprache geläutert, geschmackvoller, von Bombast und Roheit frei gehalten. Man geizte nicht nach Originalität und ging doch nicht in blinder Nachahmung unter; man trug Rechnung den eigenartigen Verhältnissen der Heimat und suchte in fremde Formen nationalen Inhalt zu bringen; man verwarf nicht, zerstörte nicht mit einem Male das Alte. Materialismus und Atheismus konnten wohl in einzelne Köpfe, nicht in die Öffentlichkeit dringen; zu tief war eingewurzelt der religiöse Sinn, der Respekt vor der Kirchenautorität, die Anhänglichkeit an die alten Kultformen, als dafs Angriffe auf Geistlichkeit, Kirche, Glauben heftiger oder zahlreicher hätten werden können; die Aufhebung des Jesuitenordens, der sich ja *in Polen* den Polen accommodiert hatte, beklagte man aufrichtig;

verdankten doch die meisten ihre Bildung Jesuiten. Die philosophische Seite der Aufklärung fand auf dem unvorbereiteten Boden den geringsten Anklang; man begnügte sich mit allgemeinen Notizen, Auszügen, Gedanken aus den Werken der Encyklopädisten; studierte und vertiefte sich nicht in die Bewegung; warf mit Namen und Phrasen um sich, aber das »écrasez l'infâme« fand nicht den geringsten Wiederhall; erst zu Ende des Jahrhunderts wurde man aggressiver, legte Hand an Vermögen und Privilegien der Kirche. Und ebensowenig wie mit dem Katholizismus brach man mit politischen und socialen Institutionen und Gewohnheiten. Es bedurfte geraumer Zeit, ehe man sich von dem Aberglauben der Wahlfreiheit und Wahlmonarchie, der alleinigen Berechtigung des Adels, der natürlichen Inferiorität des Bürgers und Bauern bekehren liefs, ebensowenig wie man den Glauben an Gespenster, Teufel und Hexen auf einmal aufgab. Am raschesten und gründlichsten räumte man in der Litteratur mit den alten Vorurteilen, Stoffen und Formen auf. Man erschrak vor der sprachlichen Barbarei, der Mengerei von Latein und Polnisch, verdammte sie auch aus der Prosa; von der Poesie verlangte man nicht mehr blofse Beachtung einer reineren, in gereimte Verszeilen gleicher Silbenzahl abgeteilten Sprache, sondern poetischen Inhalt und poetische Form; in der Sucht nach gewähltem, zierlichem Ausdruck verfielen sogar manche in den Fehler eines allzu gesäuberten, matten Ausdrucks, gaben allzu rasch alte, prägnante Worte auf, liefsen die Sprache nach dem französischen Vorbilde verblassen und verarmen. Aber ebensowenig wie auf religiösem, politischem und socialem Gebiet gab es auch in der Litteratur eine Umwälzung, Revolution, Anarchie; auch hier wurde schliefslich ein mäfsiges, langsames Tempo beobachtet.

Unbestritten die erste Stelle, durch seinen gediegenen Geschmack, feinen Witz, humanste Gesinnung, grofse Mannigfaltigkeit, aufgeklärtes Streben, nahm der Fürst-Dichter, der Fürstbischof von Ermland, Ignaz Krasizki, ein. Wohl hatte sich der König verrechnet, wenn er von dem jungen Kirchenfürsten eine politische Rolle erwartet hatte; in den Kampf der Parteien stieg er nie herab, kaum dafs er das eine oder andere Mal seine warnende oder spottende Stimme erhoben hat; nicht nur äufsere Rücksichten auf den neuen Landesherrn, sondern die ganze An-

lage des sinnigen, nie streitbaren oder heftigen, sehr gemäfsigten Mannes hielt ihn von politischen Kämpfen und Intriguen ab, denen er schon seine etwas epikureische Ruhe, seine Vorliebe für Gärten und deren Pflege, seine Aufwendungen für Kunstsammlungen nie geopfert hätte. Äufserst belesen, nicht nur Franzosen, sondern gerade Lateinern und Italienern (Ariosto) zugethan, später auch für Ossians Melancholie empfänglich, ohne dramatisches oder episches Talent, aber witzig, klug, scharf war er von vornherein auf komische und satirische Richtung gewiesen, der er denn auch seine grofsen Erfolge, die aufserordentliche Popularität, des Publikums neugierige Erwartung der »Ermländer Novalien« verdankte; er hat der erste die Salonfähigkeit des polnischen Verses und Gedichtes erwiesen. Wohl verführte ihn der Eifer, die heimische Litteratur auf allen Gebieten mit Musterwerken zu versehen, zu Aufgaben, die über seine Kraft gingen; sein heroisches Epos, nach Art der Henriade, war weder heroisch noch episch, aus demselben Stoff hatte ja die kunstlose Hand des alten Potozki etwas unendlich Lebensvolleres, Wahreres zu schaffen gewufst. Auch seine dramatischen Versuche genügten wohl für die Hausbühne in Heilsberg, es waren dies zahme Komödien ohne Intrigue und schärfere Charakteristik; sie blieben dem grofsen Publikum ganz unbekannt, ohne Schaden für die dramatische Litteratur.

Desto kräftiger schlugen ein seine komischen Epen, Satiren, Briefe, Fabeln. Die »Mäuseade« (1775) befremdete noch ein wenig durch den Stoff und die versteckte Absicht: mit ariostischer Laune, nicht Phantastik, war die alte Sage vom mäusegefressenen König Popiel behandelt worden, ursprünglich vielleicht als politische Allegorie geplant, aber die Absicht war fallen gelassen oder bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden; der leichte, bis dahin in dieser graziösen Vollendung nie vernommene Vers, einzelne emphatische Strophen, einzelne deutliche Anspielungen auf nationale Mängel sicherten auch dem »Mäusekrieg« eine Popularität, die der Stoff nicht verdient hätte. Es folgte die in Sanssouci geschriebene »Monachomachie« (1778), über der der Ortsgeist wirklich schwebte: die Anekdoten, aus häuslichem altpolnischem Treiben, mit denen der Fürstbischof Friedrich den Grofsen höchlichst ergötzt hatte, haben dieses Werk geboren, *welches* freilich die Zeitgenossen tiefer auffafsten; schien doch

der Kirchenfürst selbst in die Arena herabzusteigen und zur Bekämpfung des verlotterten, stumpfsinnigen, unwissenden, erzfaulen und bigotten Mönchtums aufzufordern. Er selbst war dabei mehr der Laune als dem Spotte gefolgt und suchte durch die »Antimonachomachie« (1780) den ersten Eindruck abzuschwächen, ohne dies zu erreichen. Die alte Unsitte der theologischen Disputationen, bei denen Pauken und Trompeten die Schwäche der Argumente zu verdecken hatten, zu denen man sich lange rüstete, herausforderte und das p. t. Publikum der Umgebung einlud, hatte ihm eingegeben, das verfallene Städtchen mit den stolzen Kirchen- und Klostermauern und innerhalb dieser die verfallene Zucht, Geist, Wissen der allen weltlichen Genüssen nachgehenden Söhne des heil. Benedikt und Dominikus bloßzustellen; die Italiener, Boileaus Lutrin, Pope gaben die poetischen Mittel, den epischen Ton, das Vorbild ab, aber die Ausführung war streng national, diese Mönche nur unter den Landsleuten zu finden. Die Beschreibungen der Bibliothek, des homerischen Kampfes, als man von den Argumenten zu den Fäusten übergegangen war, des allversöhnenden vitrum gloriosum, des Prunkpokals mit dem Ungarwein, waren von drastischer Komik. Kein Wunder, daß das Gedicht Nachahmer fand, welche z. B. Nonnen und ihr Treiben, doch ohne Kunst und Humor, durchhechelten (Kanonikus Juschynski); General Jasinski, der 1794 vor Praga den Heldentod starb, verfaßte Ähnliches mit mehr Geschick; andere übersetzten den Vert-Vert Gressets; die schwersten antiklerikalen Geschütze josephinischen Kalibers fanden jedoch erst später Eingang und Bekämpfung; so rächte man sich für die jahrhundertalte Bevormundung und die eigene Konnivenz.

Nicht in diesen breit ausgesponnenen Erzählungen — namentlich in der Antimonachomachie rückte die Handlung nicht vom Fleck — lag des Fürstbischofs Kraft; seine Meisterwerke waren einmal seine Fabeln, Zeit seines Lebens geschrieben, die früheren in epigrammatischer Kürze, oft in einen Vierzeiler eingeschlossen, wo in knappsten Zügen, in der prägnantesten Diktion, in stärkster Verkürzung ein ganzes Drama entwickelt wurde; in den späteren erging sich der Dichter in Lafontaines Fußstapfen, breit malend und erzählend; letztere bestehen in Ehren die Konkurrenz mit Lafontaine oder Krylow, die ersteren stehen unerreicht da. Im Gegensatze zu anderer, namentlich späterer polnischer Fabel-

dichtung, die mit Vorliebe politische Themen behandelte, fehlten solche bei Krasizki, ganz seiner sonstigen Art entsprechend, vollständig; allgemein gültige Erfahrungssätze im Gewande der Fabel, mit Berücksichtigung menschlicher und speziell nationaler Schwächen, ohne Groll oder Grimm, scheinbar mit gleichgültig-gutmütigem Lächeln vorgetragen, während das tiefsinnige Eingangsgedicht verriet, dafs der Dichter sich bezwang, um nicht mit den erwachsenen Kindern, den unverbesserlichen, schärfer ins Gericht zu gehen. Sprachlich war jede dieser Fabeln ein Meisterwerk; die Stoffe alt, aber mit originaler Ausprägung; die Moral empfahl das Erreichbare, und charakteristisch für den Polen war, dafs er in erklärlichem Pessimismus seinen Fabeldramen tragischen Ausgang lieh, nicht die Sache des Gerechten oder Gescheiteren, sondern die des Gewaltthätigen oder des Dummen, aber Stärkeren, siegen liefs.

Schärfere Töne schlugen die Satiren (1779) an; zwar mieden sie das politische Gebiet noch ängstlicher als die Fabeln; persönlich wurden sie nur in der Einleitung, wo in vollendetster Form dem Könige geschmeichelt worden ist — nicht leicht dürfte eine gleich diskrete, auch nur den Schein der Aufdringlichkeit meidende und doch aufserordentlich schmeichelhafte Huldigung gefunden werden; aber die Frivolität und Sünden der Gesellschaft, die Vergeudung, das Spiel, die Modedamen, das noch nicht ausgerottete Erbübel der Trunksucht, die schlechte Behandlung der Dienerschaft, die Heuchelei u. s. w. gaben den Anlafs, nicht zu zornerfüllten Tiraden, sondern zu ironischen Schilderungen des unvernünftigen, schädlichen Treibens, die manchmal sarkastisch wurden, manchmal Mitleid mit den Schwachen, Übelberatenen verrieten. Auffällig war jedoch, und gewissermafsen eine Inkonsequenz, dafs der Dichter, was für einen Horaz oder Juvenal selbstverständlich war, nämlich das Abweichen von den guten alten Sitten der biederen Vorfahren, unbesehen herübergenommen hat, aber wo waren denn in Polen diese tadellosen Ideale der Vergangenheit? gewifs doch nicht in den sächsischen Zeiten! Schon das 16. Jahrhundert klagte ja ebenso eindringlich und vergebens die Trunksucht, die Putzsucht, die Verschwendung und die Verweichlichung der Nation an; um die Sache der Gerechtigkeit war es im 16. Jahrhundert gewifs noch schlimmer bestellt als im 18., schon aus dem Grunde, weil im 16. die meisten

Prozesse, ohne Erledigung, nicht auf den (nächsten) Gerichtstag, sondern, wie der Kronkanzler die Worte seines Königs absichtlich entstellte, auf den Tag des (jüngsten) Gerichts verschoben wurden. Die tugendhaften Ahnen des Krasizki gehörten somit nur zum eisernen Inventar der Satire und wären im 16. Jahrhundert ebenso am Platze wie im 18. Auch die poetischen Episteln, sowie die in Vers und Prosa gemischten behandelten launige oder satirische Themen; die Mehrzahl jedoch entwickelte moralische Thesen.

Neben dem meisterhaften Verse stellte Krasizki auch seine einfache, klare Prosa in den Dienst der Belehrung und Erziehung. Seine erste Erzählung »Schicksale des Nikolaus Doswiadczynski« verflocht allerdings Satire und Utopie: adlige Verziehung, sinnloses Draufloswirtschaften, Sich-ausbeuten-lassen, die Flucht aus Paris und der schliefsliche Schiffbruch an der Insel »Nipu«, mit den eisen-, bücher- und priesterlosen Menschen, mit der Verwirklichung eines rein natürlichen Lebens, zum Schlufs dann neue Abenteuer, die Rückkehr nach Polen, das Aufgeben politischer Thätigkeit, um sich nach den eigenen Neigungen des Verfassers auf das Landleben zu beschränken, diese etwas gewaltsame Ver quickung eines Sitten-, Abenteuer- und philosophischen Romans befriedigte voll, wo das dem Verfasser bekannte polnische Treiben, vor dem Tribunal z. B., drastisch geschildert wurde, oder war pikant, wo der Fürstbischof dem reinsten Deismus das Wort redete. Die Animosität gegen kriegerisches Eisen war begreiflich, aber ebenso unangebracht, wie die Schwärmerei für den friedlichen Bauernkönig und die Bekämpfung der ehrgeizigen Eroberer, die Leid und Verderben über die Menschheit bringen, zu einer Zeit, wo im unkriegerischen Polen gegen die Erschlaffung des Friedens, nicht gegen den Krieg zu predigen war. Von diesem weichlichen und doktrinären Standpunkte aus liefs Krasizki einen Mann, der den Verjüngungsquell gefunden hatte, die Weltgeschichte mit erleben, von den Zügen des Macedoniers an bis in die christlichen Zeiten, um die Übertreibungen der Chroniken, ihr unverdientes Lob der Eroberer aufs richtige Mafs zu bringen; doch mufste man bedauern, dafs der Kosak, der die Blätter des angeblichen Manuskriptes als Fidibus verwendete, kein stärkerer Raucher war; weniger wäre mehr gewesen; der antihistorische Sinn des 18. Jahrhunderts, das nicht mit der unbewufsten Naivität der früheren, sondern mit der Pedanterie des Raisonneurs

allem den eigenen kleinen Maſsstab anlegte, trat unverhüllt entgegen.

Ganz heimisch fühlte sich der Dichter in seinem »Herrn Untertruchseſs«, an dessen einzelnen Teilen er in erheblichen Zwischenräumen geschrieben hat, den er jedoch nicht vollendete. Kein Roman, sondern eine lose, unsystematische, daher sich öfters wiederholende Folge von Auseinandersetzungen über alles mögliche, Gartenbau, Bauernbehandlung, Judenfrage, väterliche Tracht, Kindererziehung, Mönchstum, wohlverstanden wieder mit striktestem Ausschluſs jeglicher politischer und öffentlicher Materie, die dem Ideal des Dichters, seinem Herrn Podstoli, einer Abstraktion, die nicht einmal einen persönlichen Namen trug, durch Fragen des Verfassers entlockt wurden. Das sehr verständige Buch warnte eindringlich vor dem frivolen Abbruch des Alten, nur weil es alt wäre, vor der sklavischen Verehrung alles Neuen, nur weil es neu wäre, zeugte von humanster Gesinnung, alles war wohl erwogen; es miſsbrauchte jedoch den Rahmen einer Erzählung, denn nur ab und zu wurden Nebenpersonen und ihr komisches, unvernünftiges Gebahren wirksam gestreift, und an eine Entwicklung der trefflichen Eigenschaften des Podstoli im Handeln selbst hatte der Verfasser keinen Augenblick gedacht. Das Werk fand Nachahmer noch im 19. Jahrhundert.

Neben diesen künstlerischen Leistungen, zu denen noch kleinere Novellen — auch eine allegorische Darstellung der Geschichte Polens in Form der Geschichte eines Hauses, das verwahrlost zerfiel — und Gedichte hinzutraten, diente der Fürstbischof der Aufklärung durch die nützlichsten Kompilationen, Verfassung einer Encyklopädie, einer allgemeinen Geschichte der Dichter und Dichtkunst (mit Proben eigener Übersetzungen) u. dgl. m., eine hochverdienstliche Thätigkeit, der noch in seinen letzten Lebensjahren der nunmehrige Erzbischof von Gnesen die Krone aufsetzen sollte. Kein Geistlicher von wahrhaftem Beruf, aber nie Anstoſs in seinem Lebenswandel erregend, die Pflichten seines Amtes nach Kräften erfüllend, wovon auch noch die Hedwigskirche in Berlin zeugen kann, ein Welt- und Lebemann eher, wie dies schon sein Äuſseres wies, ein Typus humanistischer Kirchenfürsten voriger Jahrhunderte, eines Gregor von Sanok oder Cricius, kein dichterisches Genie, aber ein äuſserst geweckter

Kopf, Meister der Form, von nicht gewöhnlicher Intelligenz, Beobachtungsgabe, mild und einnehmend als Mensch wie als Schriftsteller, hat er in unausgesetzter, vielseitiger, redlicher Thätigkeit mit seinem Talente gewuchert, der erste unter den so zahlreichen Grofswürdenträgern Polens, die sonst litterarisch thätig, doch nur für den kleinsten Kreis, mit Ausschlufs der Öffentlichkeit, schufen. So zahlte er seinem Könige und seinem Vaterlande die genossene Förderung und Verehrung ab; so half er zur Wiederaufrichtung der nationalen Litteratur die wertvollsten Bausteine heranschaffen; sein Beispiel regte andere mächtig an; zur Belebung, Einbürgerung wie Veredlung der Litteratur hat er wohl am meisten beigetragen.

Doch war er nur einer von vielen, wenn auch der beliebteste und angesehenste. Ein anderer Geistlicher, deren Zahl noch immer unter den Litteraten stark überwog, ergänzte förmlich die Thätigkeit des Krasizki; hatte dieser nur Sinn für die Gegenwart und mied er schärfere Töne, so hat der Exjesuit und nachmalige Bischof Adam Naruschewicz die Aufmerksamkeit der Nation auf ihre Vergangenheit erfolgreich zu lenken gewufst, den historischen Sinn zu wecken geholfen und zugleich auch in seinen Satiren die grellere Note getroffen, die man bei Krasizki vermifste. Beide repräsentierten trefflich die Haupttypen der Nation: der lebhafte, witzige, gewandte Kleinpole und der schwerfälligere, energischere, zähere Litauer, denn einem hochangesehenen litauischen Geschlecht, das einst auch Hauptstütze des Protestantismus gewesen, gehörte Naruschewicz an. Auch er hatte im Auslande studiert, als Odendichter und Übersetzer des Tacitus seine litterarischen Sporen verdient und war vom Könige herangezogen und gefördert worden. Er schien in der schönen Litteratur aufgehen zu sollen, leitete eine belletristische Zeitschrift, »Angenehme und nützliche Unterhaltungen«, schrieb Idyllen und Elegien, Oden und Epigramme, Satiren und Fabeln; daneben sündigte er, wie viele Zeitgenossen, aufser Krasizki, in Zoten und Derbheiten, die natürlich nur handschriftlich kursierten, wie die zahlreicheren, sinnlicheren, feineren eines Wengierski, Trembezki u. a. Anders wie Krasizki betonte er den politischen Standpunkt, trat offen für den König und das monarchische Prinzip ein, erhob sich zu beredter Klage über den Egoismus, die Herrsch- und Habsucht der Geistlichen und

Groſsen, die Abhängigkeit und den Unverstand der Kleinen. Was ihm an Grazie fehlte, ersetzte Kraft und Tendenz; fehlte seinen Geſsnerischen Idyllen und Horazianischen Oden Anmut und Schwung, so erhob er sich in den vorwurfsvollen Stanzen seiner »Stimme der Toten« zu einer ebenso eindringlichen wie beredten, ja entrüsteten und flammenden Kritik des Bestehenden und Ahnung des Kommenden: dies Gedicht trat gerade so an die Spitze der patriotisch-politischen Dichtung des 18. Jahrhunderts, wie des Potozki »Admonition an die älteren Brüder« im vorigen. Auch seine ausführlich erzählenden Fabeln, sowie seine galligen Satiren trugen nationales Gepräge, ungleich deutlicher wie die kosmopolitischen des Krasizki; unter den Satiren war besonders »Der armselige Litterat« berühmt und verbreitet, eine Verspottung der Ignoranz und geistigen Trägheit des Adligen, der nach langen Debatten mit dem Krämer endlich einen Kalender erstand, die schwierige Lage der polnischen Litteratur, die in den Massen noch gar nicht, nur an den Mäcenaten, am König und an Czartoryski, Rückhalt haben konnte.

Den angehenden Dichter berief der König zu einer anderen, zu seiner Lebensarbeit, und gewährte ihm freigiebigst die umfassendsten Mittel. Die Notwendigkeit einer Bearbeitung polnischer Geschichte war längst gefühlt worden; man fuſste im Grunde noch immer auf Dlugosch, der endlich (1711 in Leipzig) durch einen russischen Hofrat, von Huyssen, mit anderen polnischen Historikern zusammen herausgegeben, nur dem Latinisten, der sich durch die mittelalterliche Form und Geist nicht abschrecken lieſs, zugänglich war. Es mehrten sich die Publikationen alter Quellen; so hatte der Sachse Mitzler von Koloff eine gröſsere Sammlung lateinischer einschlägiger Werke herausgegeben, und der Jesuit Bohomolez gab nicht nur in vier Foliobänden (1764—1768) die polnischen Chroniken des Bielski, Stryjkowski, Kromer und Guagnini (letztere beide in alten polnischen Übersetzungen) mit Fortsetzungen bis zur Neuzeit heraus, sondern veröffentlichte auch Biographien hervorragender Männer, wie der Kronkanzler, Jan Zamoyski und Georg Ossolinski. Doch wurde durch alle diese Publikationen der Mangel einer ausführlicheren, kritischeren, moderneren Gesamtdarstellung nicht behoben; die alte Geschichte war durch Fabeln entstellt, — eine solche, durch anderthalb Jahrhunderte blind geglaubte, tendenziöse

Erfindung hatte noch der Referendar Zaluski (1734) entlarvt, voll von solchen stak die Urgeschichte; ein wichtiger Fortschritt war durch die mühselige und durch allerlei Zwischenfälle aufserordentlich erschwerte Herausgabe eines Codex diplomaticus Polens von dem verdienten Piaristen Ma. Dogiel 1758 und 1759 (doch verhinderte Rufsland die Herausgabe des zweiten und dritten, Rufsland und Litauen betreffenden Bandes) gemacht worden. Das Bedürfnis war desto dringender, als schon die willkürlichen Revindikationen der Teilungsmächte zurückzuweisen waren und durch die Lehrmeisterin Geschichte das nationale Bewufstsein zu kräftigen war; doch nicht mit einem kleinen Grundrifs war dem Mangel abzuhelfen.

Die Absicht des Königs sollte nun Naruschewicz ausführen; die reichste Stoffsammlung wurde ihm ermöglicht, indem Abschriften, auch aus ausländischen Archiven und Bibliotheken, z. B. in Italien oder Schweden, für ihn hergestellt wurden, die, in Sammlungen, Portefeuilles erhalten, noch heute dem Geschichtsforscher dienen. Die Vorarbeiten nahmen einige Jahre in Anspruch; begonnen wurde die Publikation der »Geschichte der polnischen Nation« 1780 mit der Herausgabe von zwei Bänden, denen bis 1786 noch vier weitere folgten; hierauf stockte das Werk; sein Verfasser wurde zu politischer Thätigkeit abberufen, durch die Ereignisse von 1792 und der folgenden Jahre nicht nur von historischer, sondern von jeglicher geistiger Arbeit, ja von dem Verkehr mit Menschen angewidert, und beschlofs sein Leben in Weltentfremdung; die politische Katastrophe brach ihn, wie so manchen anderen; nur der elastischere Kasizki legte nicht die Hände entmutigt in den Schofs.

Das Geschichtswerk des Naruschewicz, zu dem der erste Band, die Urgeschichte, aus dem hinterlassenen Material erst 1824 herausgegeben wurde, umfafste nur die Geschichte der Piasten, reichte nur bis 1386; ein so weitläufiges Ausspinnen lag vielleicht gar nicht in der ursprünglichen Absicht des erlauchten Auftraggebers. Der knappe Text, an Tacitus herangebildet, hielt sich noch an die landläufige Auffassung polnischer Geschichte, mit der die ausführlichen, kritischen, gelehrten Noten-Exkurse brachen; in diesen wurden zum erstenmal die inneren Verhältnisse erörtert, die Widersprüche und Irrtümer der Quellen beleuchtet, selbständige Kombinationen aufgestellt. Es war dies

die erste wissenschaftliche, im grofsen Stil durchgeführte Leistung, dasselbe für polnische Geschichtschreibung, was in dreifsig Jahren später »Karamsin« für die russische wurde; beide Werke stehen sich in Plan und Ausführung aufserordentlich nahe; beide sind noch Geschichten der Könige und Grofsfürsten nur, obwohl ihre Titel vom »polnischen Volke« und »russischen Staate« kündeten; beide sind von patriotischem Geiste eingegeben, »entdeckten« die Vergangenheit und beherrschten Dezennien lang deren Auffassung; von beiden an datiert der Aufschwung historischer Forschung, der nur in Polen durch die widrigen Ereignisse gehemmt, erst in den Arbeiten der Warschauer Gelehrten Gesellschaft fortgesetzt werden konnte. Neben diesem grofsen Torso bewies Naruschewicz gleichzeitig durch seine ausführliche Biographie des Helden von Kirchholm und Chozim, Karl Chodkiewicz (1781), seine Fähigkeit zu klarer und lebhafter, von patriotischem Stolze getragener Darstellung.

War die einander ergänzende Thätigkeit von Krasizki und Naruschewicz aufs allgemeine Wohl, Belehrung, Erhebung gerichtet, so stellte Stanislaw Trembezki sein bedeutendes dichterisches Talent ganz in den Dienst der Person, des Hofes, des Königs. Erst spät wurde dieses Talent entdeckt, nach abenteuerlichem Vorleben, Pariser Erfahrungen und skrupellosem Vorwärtsdrängen und Behaupten; der Schärfe des Degens entsprach jetzt die Schärfe der Feder, die sich mit Vorliebe Schwachen und Gegnern fühlen liefs. Ein Mensch ohne Grundsätze, stellte Trembezki heute diesem, morgen jenem seine Feder zur Verfügung, besang Rufsland und seine Semiramis, pries Polens Emanzipation von russischem Einfluſs, griff des Königs Gegner mit allen möglichen Sarkasmen an und stellte schliefslich dem Potozki seine Feder zur Verfügung. Aber diese Feder war eine goldene; die Moral des Kammerherrn liefs alles, sein Stil nichts zu wünschen übrig; die Wirkung blendender Antithesen, malender Beiworte, plastischen Ausdruckes hat in Polen vor ihm niemand so weit getrieben. Seine Feder diente dem Augenblicke, hier der Schmeichelei, dort dem Pamphlete, beklagte hier die Aufhebung des Jesuitenordens und schmähte dort das Christentum, bewillkommnete den einen, verspottete den anderen, und so kam es, daſs der Verfasser, mit dem Augenblickserfolg zufrieden, um die Produkte seiner Muse sich nicht kümmerte, daſs Freunde

sie sammelten und er sie oft gar nicht wieder erkannte; sein poetischer Nachlafs, Satiren, Episteln, Fabeln, Epigramme, Oden und Idyllen, müfste erst sorgfältig geprüft und könnte noch wesentlich bereichert werden; dazu kamen Übersetzungen dramatischer Stücke mit der damals beliebten Nationalisierung derselben u. a., — alles Gelegenheitssachen, die der Strom der Zeit wieder verschlungen hätte, wenn nicht einige ausgeführtere beschreibende Gedichte seinen Namen für immer der Vergessenheit entreifsen würden, vor allem sein spätestes und berühmtestes, der »Sophienhain«, in dem er dem Beschützer seines freudlosen Lebensabends, dem Führer der Targowiza, dem Gemahl der schönen Griechin, Potozki, den Dank abstattete, die grofsartigen Parkanlagen in Tulczyn mit seiner meisterhaften Feder schildernd und feiernd. Die »Sophiowka« entzückte noch Mizkiewicz, der an ihr wie an Trembezki überhaupt seine ersten poetischen Versuche modelte, und sie wirkt noch heute durch Vers und Sprache, während allerdings der ursprüngliche Enthusiasmus verflogen ist, der sich seiner Zeit in Übersetzungen, Illustrationen und reichster Ausstattung äufserte. Von der französischen beschreibenden Dichtung eines Delille war dies jedenfalls der bedeutendste Sprofsling; mit weiser Ökonomie wechselten hier Schilderungen und bedeutsame philosophische Gespräche; es entrollten sich langsam vor dem Auge der Lustwandelnden immer neue Bilder, so dafs ein epischer Zug in die Schilderung hineinkam; aber trotz aller Pracht der Sprache und Sorgfalt der Vergleiche fehlte Wärme; das Auge des 18. Jahrhunderts blickte gleichgültig, wie gelangweilt auf die Natur; der Sinn für sie war noch nicht geboren.

Die scheinbare Sorglosigkeit, mit der Trembezki die Produkte seiner Muse verstreute, mufs in Wirklichkeit mit beharrlichem Feilen an der Form verbunden gewesen sein, denn nur so erklärte sich die Vollendung der Sprache, in welche nicht immer neue, wahre, edle Gedanken gefafst waren. Hier kam ihm keiner gleich; Krasizki fehlte die Wucht, Kraft und Plastik, Naruschewicz die Feinheit, Gewandtheit, ja Grazie dieser in sprödem Stein wundervoll ausgemeifselten Festons, Bordüren, Einrahmungen, die dem gleichgültigsten Inhalt einen bedeutenden, ästhetischen Schein verliehen. Der Verfasser scheute nicht vor Neologismen, wufste halb veralteten Worten, die Krasizki stets

mied, Naruschewicz stets aufsuchte, neues Leben einzuflölsen; kühne Wendungen, die bei einem anderen gezwungen wirken würden, verrieten bei ihm nur die souveräne Beherrschung der Sprache, die sich jeder Laune, jedem Einfall fügte. Und eines kennzeichnete noch, ganz im Gegensatze zu den meisten Zeitgenossen, den Kammerherrn wie seinen König: das trotz aller Schwankungen entschiedene, überzeugte, offene Festhalten an Rufsland, am slavischen Bündnis, im Gegensatze zu den verhafsten Deutschen, fügte der Kammerherr hinzu, der erste Vorläufer des Panslavismus in der Litteratur, als Sache und Name von den Böhmen noch lange nicht entdeckt waren. Appelle an die uralte Blutsverwandtschaft hatte es seit dem 17. Jahrhundert, auch als der kurze Verbrüderungswahn unter dem falschen Demetrius verrauscht war, öfters gegeben; sie ertönten besonders von russischer Seite, z. B. von einem Baranowicz, aber nur mit Rücksicht auf die Bekämpfung des Islam, die Polen und Russen Seite an Seite finden sollte; aber alles dies war weit entfernt von jedem Gedanken eines Aufgehens, Zerfliefsens ineinander, eines Gegensatzes gegen das übrige Europa, gegen den Germanismus. Trembezki hat dafür zuerst, vielleicht noch ohne alle Konsequenzen zu ziehen, Propaganda gemacht und keinen Dank geerntet; er scheute sogar vor Russismen in seiner Sprache nicht, sein Gut nehmend, wo er es fand; er inaugurierte die Richtung, welcher sich andere, bedeutendere Politiker und Denker anschlossen, trotz der Antipathie, auf welche sie in den Massen stiefs, bis das Jahr 1831 dieser Richtung jegliche Stütze bis auf unsere Tage raubte.

Im schärfsten Gegensatze zu Trembezki, und ihm vielfach doch ähnlich, stand Kajetan Wengierski, der nur, das undankbare litterarische Handwerk an den Nagel hängend, im Auslande endigte, wie Trembezki einst angefangen hatte. Das Urteil der Zeitgenossen schwankte; während die einen, die ihn näher kannten, ihn vielleicht überschätzten, schwiegen ihn andere tot, was desto leichter fiel, da er selbst, aufser unbedeutenden Jugendversuchen, nichts druckte, einiges anonym, anderes nur handschriftlich verbreitete, so dafs die blofse Übersicht seines poetischen Nachlasses, gerade wie bei Trembezki, kaum mehr zu erreichen ist. Seine unabhängige Gesinnung und Feder erweckten ihm Hafs und Gegner und drängten ihn in eine oppositionelle Stellung,

in die konventionellen Lobhudeleien der Zeit fiel sein Spott schneidend hinein; er nahm einige persönliche Freunde aus, die er schätzen gelernt hatte, dann einen Krasizki u. a., pries etwa noch den bekannten Kompositor, den Hetman Oginski wegen seiner Engelsmusik, billigte den »Satyr« des Piotrowski, aber sonst liefs er keinen der Grofsen, von König und Czartoryski angefangen, ungehechelt durch, spottete über die gelehrten Donnerstagsdiners, deren alle Ausgaben, auch des Witzes und Wissens, der König allein zu bestreiten hätte, verlachte den Exjesuiten und Zeitungsredakteur Luskina wegen seiner Jesuitenliebe und Kriecherei und verdarb es schliefslich mit allen. Neben Nachdichtungen von Voltaires Briefen und Übersetzungen machte ihn seine »Orgel« weiteren Kreisen bekannt, die sich einer Gönnerschaft des Krasizki erfreuen durfte, weil sie die Misère des geistlichen Standes mit angriff: ein komisches Poem, vom »Lutrin« des Boileau ausgegangen, aber selbständiger entwickelt, mit den satirischen Eingängen zu jedem Gesange, zu denen auch die Pucelle Ideen lieh; ein Kampf zwischen Pfarrer und Organisten, wobei nicht nur die Orgel in Stücke ging, sondern auch in der alten Litteratur trockener Askese und langweiliger Romane Verwüstungen angerichtet wurden: so rächte der Verfasser das Leid, das ihm in der Jugend durch sie widerfahren war.

Zu den nächsten Kulturaufgaben des Königs gehörte auch die Schaffung einer ersten, ständigen, polnischen Bühne: sie wurde bereits 1765 eröffnet, doch mufste sie in den ersten Dezennien mit allerlei Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten kämpfen; eine Truppe war leichter geschaffen als ein Repertoir; der König interessierte sich im Grunde doch nur für die französische Komödie und die italienische Oper und überliefs gern anderen, einem Czartoryski z. B., die Initiative. Zu denjenigen, welche in den schwierigsten Anfängen mithalfen, gehörte der vielseitige, um das Reformwerk auf mancherlei Gebieten hochverdiente Jesuit, nachher königliche Rat Franz Bohomolez, der trotz der harten lateinischen Schule, die er noch durchgemacht hatte, schon als Lehrer der Beredsamkeit die Pflege eines reineren Polnisch, die Verspottung der Herren »Maccaronski«, das Aneifern der Jugend mit Erfolg betrieben hatte; der joviale und gemütliche Herr, der sich im Kreise Warschauer Bürger

am wohlsten fühlte, pflegte seine satirische Ader zuerst in den Schulkomödien, die für die Jesuitenbühne zu liefern waren, die Molière und andere Franzosen (namentlich auch Jesuiten) brandschatzten, die lästige Beschränkungen in Stoffen und Mitteln auferlegten. Als er dieser Pflichtarbeit enthoben war, schuf er dann, weniger beengt, für die öffentliche Bühne, auf welche er freilich die Laxheit der Schulkomödie, den ganz nachlässig geschürzten Knoten, die mangelhafte Charakteristik hinüberbrachte und die Franzosen noch weiter in Kontribution erhielt. Und doch wuſste er bei aller Länge und Dürftigkeit der Stücke und Witzlosigkeit des Dialoges Wichtiges zu streifen; so nannte er, der erste, den Bürger auf der Bühne nicht den Deutschen, der die Stiefel über die Sporen anzog oder die Sprache verhunzte, wie das bisher in den Dialogen der Fall gewesen war, sondern einen Repräsentanten des »dritten Standes«: der adlige »Alte« wuſste sich nicht zurechtzufinden, kannte er doch nur den Gegensatz Adel und Bauern, etwas Drittes, Mittleres faſste er nicht. So schilderte er manchen Fehler, spottete der Fremdenliebhaberei, der französischen Lehrer, die ihr Französisch wohl manchmal auf der Galeere gelernt hätten, der Duelle, des Aberglaubens u. dgl. m., ja er muſste sich verwahren gegen die Anschuldigung, die »Nation« absichtlich herabgesetzt zu haben.

Er fand einen Nachfolger, der ihn weit überflügeln sollte. Franz Zablozki hatte in Warschau, wie alle anderen Litteraten, mit Oden, Satiren und den unvermeidlichen Idyllen debütiert; Neigung fesselte ihn jedoch ans Theater, und bald wurde er auf Jahre zum Hauptförderer des polnischen Repertoirs, das eigentlich erst er auf festere Füſse gestellt hat. Die Flüchtigkeit, mit der nur an achtzig Stücke innerhalb weniger Jahre sich liefern lieſsen, meist Übersetzungen oder Umarbeitungen aus dem Französischen, bewirkte, daſs sie alle, Eintagsfliegen, in Vergessenheit gerieten, aber in der Masse stak manches Tüchtigere, Durchdachtere, und die komische Ader des Verfassers war nicht zu verkennen: schlieſslich war er der erste, der langweiliger Unbedeutendheit aller Bohomolez, Bielawski u. a. gegenüber redliche Lustigkeit erregt hatte in anspruchslosen Possen und Farcen sowohl, die weidlich lachen lieſsen, wie in satirischen Komödien, in denen nicht nur die Provinz mit ihrer Unkultur, sondern auch Typen Warschauer Gesellschaft vorgeführt wurden.

In seinem »Sarmatismus« fand man sich in einem Adelsnest weit hinten in der Provinz, wohin Warschaus und der neuen Ära Einfluſs noch nicht gedrungen war, wo der kleine Adel noch ganz unbefangen in sächsischen Traditionen seinem Leben, d. h. Gelagen, Gewaltthätigkeiten, Zänkereien, nachging: Guronos, der »hochnasige«, auf seine »Parentel« stolz, lebt in ewigem Kampfe mit Zegota, einem ebenso starrköpfigen Nachbarn; ein umstrittenes Grundstück, ein Zaun, das Vorfahren vor die Kirche, ein höherer Sitz daselbst entfesselten fortwährende Kämpfe zwischen diesen Montecchi und Capulets auf dem Lande, deren Romeo und Julia sich schlieſslich glücklich einten: die einzelnen Personen, die weinselige Frau, der dumme Diener, der sich in seiner Weisheit erhaben dünkt, weil er einmal in Warschau gewesen ist, der schmarotzende Verwandte, Bramarbas und feige zugleich, der die trunkene und zänkische Atmosphäre des Hauses aus eigener Gewinnsucht erhalten möchte, waren scharfe Satiren auf die zurückgebliebene, urväterliche, unsaubere, gedankenfaule Provinz; aber das Talent, die Beobachtungsgabe des Verfassers hatten, trotz aller Karikatur, hinter dem Weindunst, der Borniertheit und Grobheit dieser Figuren echt nationale Züge im Charakter und Wesen derselben erfaſst, und nach einem halben Jahrhundert konnte dann ein gröſseres Talent dasselbe Thema wieder aufnehmen, konnte Fredro dem Zablozki Stoff und Einzelzüge entnehmen.

War im »Sarmatismus« die Provinz absichtlich heruntergesetzt, ihr Schlendrian und ihre Versumpfung rücksichtslos aufgedeckt worden, so hat auch Warschauer Typen der Verfasser nicht geschmeichelt. Sein »Verliebter Windbeutel« war ein Exemplar der »besten« Gesellschaft, an dem jedoch, vielleicht ohne Wissen oder Willen des Dichters, scharfe Kritik geübt wurde: ein Spieler, der, momentan ruiniert, zur Rangierung seiner Verhältnisse in der Provinz eine gute Partie suchte; ein Freund, der, wie aus einer Fabel des Krasizki herausgeschnitten, ihm erst die schönste Moralpredigt wider Spiel und Spieler verzapfte, um gleich selbst von ihm um 900 Dukaten im Spiele erleichtert zu werden; dessen schöne und reiche Schwester, eine Witwe, denn ein Fräulein wäre noch zu schüchtern-unbeholfen gewesen, die den in dem Bewuſstsein seiner Unwiderstehlichkeit schwelgenden Kavalier zur Raison bringt, aber

schliefslich dank seiner Liebenswürdigkeit den geheuchelten Widerstand fallen läfst; er selbst nach einem momentanen Ansatz zu ernster Besserung in die alte Windbeutelei zu verfallen drohend, — jedenfalls kein Musterknabe der Aufklärung, kein Paradigma aller Tugenden, mit dem die Aufklärungskomödie so gerne renommierte, sondern ein wirklicher Held des Salons und des Spielklubs, der das Leben in vollen Zügen verschwendete, nicht genofs, der jegliche Freiheit und Ungebundenheit für sich in Anspruch nahm und, vielleicht doch nur im Prinzip, auch anderen, so seiner künftigen Frau, gewährte. An den drastischen Derbheiten, ja Roheiten des »Sarmatismus« gemessen, imponierte diese Salonkomödie durch die Vermeidung jedes groben Effektes, durch die Feinheit des Dialoges, durch die Naturwahrheit dieser Personen mit ihrer polnischen Liebenswürdigkeit und ihren polnischen Schwächen, — nur die überlangen Tiraden, die wohlgesetzten Reden drückten auf diesem ersten und bis 1832 besten Konversationsstück der polnischen Bühne, der liebenswürdigsten Schöpfung des fruchtbaren Dichters.

Eine andere aus Krasizkis Fabeln bekannte Persönlichkeit, der angebliche ésprit fort, der Gott und Himmel kühn verachtet, aber sich vor Gespenstern fürchtet, sowie die Sache bedenklich wird, ist im »Abergläubischen« vorgeführt, der jedoch nicht mehr das Interesse des »Sarmatismus« und des »Windbeutels« beanspruchen konnte: die aus der spanischen und französischen Komödie beibehaltenen Zofen und Lakaien, die ihre Herrschaften und das Stück lenken, der einseitig gezeichnete Typus der Hauptperson, die nicht charakteristischen Nebenpersonen, so der Sohn, dessen glückliche Ehe der Vater nicht anerkennen wollte, bis er durch Ausnützen seiner schwächsten Seite, des Aberglaubens eben, dazu gezwungen wurde, erhoben die Komödie nicht über das Mafs von Gelegenheitsstücken, das Zablozki auch sonst innehielt, zu schärferer Zeichnung, zu Angriffen gegen die Gesellschaft nicht mehr ausholte. Wenn er, wiederum ganz wie Krasizki, mit Charlatanen auch die Ärzte verspottete oder menschliche Heuchelei durch eine zauberhafte »Schlafmütze« bloſsstellte oder französische Stoffe (Amphitryon u. dgl.) bearbeitete oder sie ganz äufserlich nationalisierte, so verzichtete er selbst auf nachhaltigere Wirkung; freilich, bald gab er Theater und Komödie überhaupt auf; die Zeiten waren nicht mehr danach;

er entsagte der Welt und wirkte als Geistlicher noch lange Jahre: eigene Erlebnisse und der Umschlag im öffentlichen Leben hatten den Possendichter so umgewandelt.

Der polnische Dramatiker war zugleich auch Regisseur, so war es ja noch Bohomolez gewesen; in Wojziech Boguslawski aber wurde er auch Akteur und Direktor; dazu hatte Lust am Theater den ehemaligen Offizier gebracht. Boguslawski war fast ebenso fruchtbar wie Zablozki und entnahm seine Stücke nicht nur den Franzosen, wie dieser, sondern brachte auch »Hamlet«, »Die Lästerschule«, »Emilia Galotti« u. s. w. wahllos auf seine Bühne, freilich ohne jeden Respekt vor der Überlieferung, im »Hamlet« z. B. nach der klassischen Tradition, an welche sein Publikum allein gewöhnt war, die Tugend über das Laster siegen lassend und Hamlet wie Laertes vor dem Tode bewahrend, also Ducis noch überbietend! In dem Theater, wo er zuerst nur gespielt hatte, um es dann selbst zu übernehmen, führte er alles mögliche auf, auch eigene Stücke. Das erfolgreichste derselben war das »Wunder oder Krakauer und Gebirgsleute«, schon durch den bis dahin nie versuchten Stoff, der aus dem Bauernleben, nicht in der Verkleidung der Schäfereien, sondern aus der Wirklichkeit genommen war: nicht nur die Tänze und Lieder, sondern der Konflikt selbst, der Gegensatz zwischen den Bewohnern des Flachlandes und der Berge, die gegenseitigen Spöttereien, der Krakauer Student, der als deus ex machina die Elektrisiermaschine eingreifen liefs, der Aberglaube, die Sprache, bis zur Nachahmung des Dialektes selbst, das war alles neu und enthusiasmierte geradezu das Publikum, welches für nationales Kolorit gerade damals (1794) äufserst empfänglich war. Andere Gelegenheitsstücke zur Namensfeier des Königs, pseudohistorische Sachen, wie »Heinrich VI. auf der Jagd«, satirische, wie »Modespasmen«, zur Verspottung der hysterischen Damen, vergingen rasch, ebenso die Librettos zu zahlreichen Opern; im »Polnischen Theater« und dessen 56 Bändchen nahmen seine Stücke nach Zablozki den meisten Raum ein.

Den gröfsten dramatischen Erfolg trug jedoch des jungen, aufgeklärten Reformers Julian Niemzewicz, des livländischen Reichsboten, politische Komödie »Des Reichsboten Heimkehr« davon, die einzige der Art in Polen. Dem Verfasser genügte nicht seine eigene parlamentarische und publizistische Thätigkeit,

von der Bühne herab sollte das Reformwerk des langen Reichstages (1788—1791) empfohlen und gefördert werden, und die edle Absicht wurde trefflich ausgeführt. Um die unbedeutende, konventionelle Fabel, Werbung um die Hand des reichen Mädchens, das trotzdem auf eine bedeutendere Mitgift verzichten mufste, schlang sich der Kontrast zweier Generationen: der alte »Schwätzer-Gadulski«, Starosta wohl noch von sächsischer Gnade, konnte nicht genug die gute alte Zeit mit ihrem Liberum Veto, Wahlkönigtum, Privilegien des Adels rühmen; er war am wirksamsten gezeichnet, denn sein Widerpart, der für die modernen Ideen und Institutionen eintritt, erhob sich nicht über schön gesetzte, wirksame Phrasen; dasselbe wiederholte sich bei den Damen, die aufgeklärte Tochter trat ähnlich gegenüber ihrer sentimentalen Mutter auf, die wieder von Florians Galatee und Rousseaus Heloïse her nach empfindsamen Herzen, nach idyllischer Ruhe, nach Grotten und Freundschaftstempeln sich sehnte, mit französischen Worten paradierte, aber ihre Unnatur ganz ernst nahm, keine Komödie damit spielte. Der Starost war roher Egoist und verbarg es keinen Augenblick; der ausländernde »Scharmanzki«, der sein Schwiegersohn werden sollte, nahm die Maske eines gefühlsseligen Kavaliers vor, nur um die sentimentale Mutter zu täuschen, und liefs sie sofort fallen, als der erwartete Vorteil auszubleiben drohte, und räumte so ohne ernstlichen Kampf dem edlen Gegner das Feld. Auch Nebenpersonen wurden blofs zum Sprachrohr für den Verfasser und seine humanen Ideen: diese, nicht die konventionelle Mache des Lustspieles, siegten denn auch auf der ganzen Linie. »Kasimir dem Grofsen«, der ein Jahr darauf (1792) zur Erinnerungsfeier an die Maikonstitution aufgeführt wurde, wo ja auch das reformatorische, volksfreundliche Polen des letzten Piasten verherrlicht wurde, war gleicher Erfolg nicht mehr beschieden.

Mit der Poesie wetteiferte die Prosa. Hier wogen schon die blofsen Übersetzungen schwer, die jetzt, zumeist aus dem Französischen, gegen die asketische Weltflucht und die sarmatische Borniertheit neue Ideen verbreiten halfen; schon die Wahl französischer Theologen, eines Bossuet u. a., wirkte reinigend auf die dumpfen, trüben, modrigen Anschauungen. Und nun der französische Roman und was alles unter seiner Flagge segelte, *auch Fielding* und Smollet, Cervantes und »Tausend und eine

Nacht«; Fenelons »Telemaque« nicht mehr in Versen, sondern in schöner Prosa, auch anderes von ihm; Florian, die Genlis, Marmontel, Le Sage, Rousseau und Voltaire, hinüberleitend zu Montesquieu, Paskal und Fontenelle, halfen kräftig, die neuen Ideen zu mehren. In demselben Sinne wirkte die erste Publizistik, und hier waren es wieder die Exjesuiten, die Bohomolez, Naruschewicz, Albertrandi, Wyrwicz u. a., die den Reigen eröffneten, Bohomolez in seinem »Monitor«, den er zwanzig Jahre lang herausgab; Naruschewicz und Albertrandi in den »Angenehmen und nützlichen Unterhaltungen«, die ein kürzeres Leben führten; an beiden arbeitete alles mit, was der Aufklärung und dem Fortschritt huldigte, Czartoryski, Krasizki u. a. Der »Monitor«, nach dem Muster des »Spectator« und der moralischen Wochenschriften, die also erst 1764 in Polen auflebten, hielt sich von Politik fern, behandelte alle Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens, rügend und mahnend, trat für das Theater ein, nahm sich an der darniederliegenden Städte, der Gewerbe, der unterdrückten Bauern, ohne überstürzende Hast, aber verständig und konsequent. Diese Wirksamkeit fand Gegner; Bohomolez suchte sie zu entwaffnen in einem Einakter »Monitor« (1767), in welchem die Personifikationen der angegriffenen Laster und Mängel (Modedame, Courmacherin, Lügenbold, Prozeſshansl, Gierig u. s. w.) sich zusammenfanden, um einen der Redakteure zu verbläuen, der ihnen auseinandersetzte, daſs er nicht Personen, sondern Eigenschaften bekrittelte und sich auf das Beispiel Englands berief, das zum Teil ähnlichen Schriften seinen Glanz und Macht verdanke. Die »Unterhaltungen« hatten einen schöngeistigeren Charakter, druckten nicht nur moderne Erzeugnisse, sondern brachten auch Stücke der älteren, Druschbazka oder gar noch von Potozki u. a. Dagegen prosperierten nicht wissenschaftlich-litterarische Unternehmungen periodischer Art, die unter verschiedenen Titeln und in verschiedenen Sprachen, lateinisch, französisch, deutsch, »Warschauer Bibliothek« (in Warschau war deutsches Element, schon seit Sigismund III. vorhanden, in der Sachsenzeit verstärkt worden) von den Sachsen Friese, Mitzler, von Koloff u. a. redigiert wurden. In den achtziger Jahren war Switkowski, ein Geistlicher, als Herausgeber »Historisch-politischer Memoiren« oder des »Warschauer Magazins« für Verbreitung fortschrittlicher Ideen thätig, durch seine Raschheit manche Gegnerschaft erweckend.

Der Niedergang der sächsischen Zeiten hatte alle litterarische Tradition zerrissen; man vergafs förmlich, dafs man eine eigene Litteratur besafs; während noch 1606 Rey neu gedruckt wurde, hörten schon 1641 die Neudrucke von Kochanowski oder Gornizki auf, sogar der Psalter schwand aus dem Umlauf, da die Geistlichkeit in den Händen von Laien die heiligen Schriften nicht beliebte. Aus der Litteratur des 17. Jahrhunderts verblieben höchstens die romantischen oder asketischen Schriften eines Samuel Twardowski, Hieronim Morstin, Stanislaw Lubomirski; sonst konnte das altpolnische Buch als vergessen gelten, und erst die Bibliomanen und Bibliographen, die Zaluski und Jablonowski, brachten es wieder einigermafsen zu Ehren. So erschienen des Gornizki historische und politische Schriften 1750, durch Zaluski, übersetzt durch Friese, »Unterredung von der Wahl, Freyheit, Gesetzen und Sitten der Pohlen« 1753 und 1762, hierauf der »Hofmann« 1761, spät, 1846, ins Deutsche übersetzt; es folgten Neudrucke des Kochanowski (sämtliche Werke 1767), der polnischen Idyllendichter (1770), des polnischen »Befreiten Jerusalem«, des Fredro, Lubomirski u. a.

Neben Übersetzungen und Erneuerungen spielte originale Belletristik in Prosa eine gar bescheidene Rolle; das wichtigste dankte man Krasizki und seinen Romanen mit den entschiedenen Aufklärungstendenzen; »Doswiadczynski«, d. i. der Erfahrene, wurde zu einem Gattungsnamen, und Fürst Czartoryski gab unter diesem seine eigenen Briefe über Erziehung, Auslandreisen u. dgl. heraus; der »Herr Untertruchsefs« rief den »Bürger« hervor (1788), in welchem der Vater dem neu heimgekehrten Sohne Erscheinungen des politischen Lebens erklärte, die Krasizki ausgeschlossen hatte. Pseudohistorische Romane maskierten aktuelle Fragen; der Piarist Krajewski liefs in seinem »Poem in Prosa«, »Leschek dem Weifsen« (1791), den Krakauer Wojewoden seinem fürstlichen Herrn die Schäden der Leibeigenschaft, eines Verbrechens gegen Gott und einer Schande für das Land, auseinandersetzen, die Vorurteile, die einer Abschaffung derselben sich entgegenstellen würden, erst wirksam bekämpfen und zu diesem Zwecke Federn gelehrter Männer werben, im Anfange des 13. Jahrhunderts! Andere Tendenzerzählungen, trocken und nüchtern, griffen in noch fernere Vergangenheit zurück, bis zur Mutter der Piasten Rzepicha. Man ahmte sich gegenseitig nach,

wie Krajewski den Krasizki, oder die Franzosen, den Gil Blas in polnische Umgebung versetzend. In dem Roman »Ein Pole in Paris oder zweiwöchentlicher Aufenthalt des Grafen *« fiel die ungeheuchelte Bewunderung Shakespeares, des Unerreichten, die unbedingte Verurteilung der erkünstelten französischen Tragödie und ihrer Regeln auf, die einem Franzosen in den Mund gelegt wurde: Shakespeare war in Polen bereits öfters genannt, niemals gewürdigt worden. So blieb der Roman in den dürftigsten Anfängen stecken; die Vorherrschaft der Poesie war unerschüttert und wurde durch das Vordringen der französischen Ästhetik nur noch gefestigt; der Piarist Dmochowski, ein fleißiger und geschickter Übersetzer der »Iliade« u. a., ahmte nach und erweiterte Boileaus »Poetische Kunst«; durch ihn wurde die Klassifikation der Stilarten, die »Regeln« für Epos und Lyrik, die drei Einheiten im Drama, an die man sich bisher wenig gekehrt hatte, unverletzbar; freilich auch die Forderung unablässigen Feilens und Wählens der Ausdrücke, woran es der Pole immer hatte fehlen lassen, was schon Rotundus 1571 hervorhob, diese Vernachlässigung der Form zu Gunsten der Sache selbst; vor allem ward jetzt die Raison oberstes Prinzip in der Kunst.

Gegen diese einseitige Hervorkehrung der Raison mußten nun Herzensbedürfnisse und sentimentale Schwärmerei zu Worte kommen, gegen die Dichter des Kopfes die Dichter des Herzens. Zöglinge jesuitischer Schulen, die schließlich zum Eintritt in den Orden nicht zu bewegen waren, an der Peripherie der erlauchten Republik, aus den einfachsten, ländlichen Verhältnissen, wurden die Lyriker dieser Zeit; mochten sie sich auch in Tragödien und Komödien, Erzählungen in Vers und Prosa versuchen, empfahlen sie sich nur mit ihren Liedern allen empfindsamen Herzen. Karpinski und Kniasnin, beide verschieden in Talent, Ansprüchen und Lebensführung, der erstere egoistischer, vielseitiger und glücklicher, der trotz alles Klagens berechnend, klug, ausdauernd seinen Lebenskahn im sicheren Hafen zu landen wußte; der andere bescheidener, aufrichtiger, aber unbedeutender, der sein Lebensglück resigniert verträumte, bis ihn das Jahr 1795 und seine Folgen in tiefe, unheilbare Melancholie versenkten. Beide gläubig, besonders Karpinski, der die Folgen strenger, ja bigotter Erziehung im Elternhause trotz aller nachmaligen Freigeisterei nicht mehr verwand und der zu der alten asketischen

Poesie förmlich zurückkehrte, als er zu einer neuen Umdichtung des Psalters sich anschickte. Aber war es schon im 17. Jahrhundert Rybinski nicht gelungen, trotz einer stattlichen Reihe von Auflagen, die seine Davidischen Psalmen unter seinen kalvinischen Glaubensbrüdern erlebten, über die konfessionellen Schranken hinaus mit Kochanowski zu wetteifern, so gelang dies noch weniger Karpinski, der die majestätische Würde und herbe Schönheit des Vorbildes zu erreichen zu matt war; besser traf er den Ton naiven Glaubens in einigen Liedern, die zu den beliebtesten und verbreitetsten Kirchenliedern wurden (»Alles unser täglich Schaffen«. »Wenn die Morgenröte steiget« u. a.). Seinen eigentlichen Ruf begründeten weder die Kopie einer Phädratragödie, seine »Judith«, die ihrem Stiefsohne Boleslaw, dem nachherigen Fürsten, vergebens in Liebe und Hafs nachstellt, noch eine Aufklärungskomödie »Pacht«, mit Darstellung der Bauernlage, sondern seine Idyllen, Elegien und Lieder. Der Dichter, der selbst in seinem Leben mehrfach, stets unglücklich geliebt hat, hat zuerst erotische Poesie zur Geltung gebracht. Diese war während der asketischen Periode und des rohen Sachsentreibens fast ganz verschwunden; die derbe, aber gesunde Sinnlichkeit der Schlichting und Morstin hatte Folge und Entwicklung nicht gekannt. Die Gesellschaft hatte gar kein Verständnis für die Pflege dieses sündhaften Gefühls; man kannte die Liebe nur in der Ehe, und auch da hütete man sich, seine Gefühle der Öffentlichkeit preiszugeben, man hätte nur Anstofs oder Gelächter erregt; zufällig nur, aus einem Citat, erfährt man, dafs ein Krasinski seiner »Rosa« Tausende von Versen widmete, oder dafs eine Radziwil sehnsüchtige »Heroiden« an den entfernten Gemahl richtete. Heimlich, in dünnen Heftchen, schrieb etwa die Jugend ältere Liebeslieder ab, dichtete nach ihrem Muster neue, bediente sich dabei der Motive der Volkspoesie, aber man merkt das Gemachte, Konventionelle dieser ganz trivialen und banalen Liebeslyrik, deren besten Teil noch die Tanzlieder ausmachten, die »Tänze, Paduane und Ballette«, »französische Kuranten« u. dgl. Von einem Raffinement des Gefühls war nie die Rede: der Geliebten drohte immer die Gefahr des Verlassen- und Verlachtwerdens; der Geliebte bedauerte die mit Undank belohnten »Dienste«, aber verzweifelte nie, denn was die Eine verschmäht, wird eine Andere besser zu schätzen wissen: ein lebender Kopf erwirbt ja

immer einen Hut, wie es im Sprichworte hieſs. Am bezeichnendsten für die Unselbständigkeit dieser Lyrik blieb, daſs sie schon seit der Mitte des 17. Jahrhunderts (seit des Bozdarzewski — ein Pseudonym — Tänzen 1647) mit Vorliebe die kleinrussische Sprache mit verwandte, echte Volkslyrik nachahmte; in den handschriftlichen Versuchen ging man darin noch weiter; sonst boten nur die Romane mit ihren Liebesbriefen und Liebesgesprächen einigen Ersatz, aber am gebrochenen Herzen starb niemand im alten Polen, nicht einmal im Romane, und der einzige Pole, der sich aus Liebe das Messer ins Herz stieſs, hatte es eigentlich »nicht so gemeint« gehabt (Zolkiewski).

Doch jetzt kam mit Frack und Perrücke, mit Degen (Bratspieſs nannte es verächtlich der Sarmate) und Schnallschuhen die Sentimentalität und richtete in den Köpfen Verwüstungen an: Seufzen und Girren, Löckchen und Schleifen, die ganze Symbolik der Liebe fanden durch die Idylle, in der pastoralen Verkleidung, mit den Amaryllen, Doris und Thyrsis, ihren Eingang. In den siebziger und achtziger Jahren grassierte diese Dichtung gefährlich, aber unter den Händen von Geistlichen, wie Naruschewicz, oder Satirikern, wie Wengierski und Zablozki, war es eher bloſses Versteckspiel mit den zu feiernden Personen und den zu heuchelnden Gefühlen. Hier trat nun Karpinski ein, und mag er heute matt, geziert, süſslich erscheinen, damals wirkten seine Lieder wie eine Offenbarung, wurden populär und machten den Namen des »Sängers der Justyna« bis in die kleinsten Adelssitze bekannt; diese Popularität hat viele Dezennien überdauert, und bis ins Volk selbst verirrten sich einzelne Nachklänge von »Laura und Philon«; nach den steifen und spöttischen Tönen fand man hier zum erstenmal Ausdrücke ungeheuchelten Fühlens, inniger Schwermut. Wirkliche Liebe hatte ja ihm diese Lieder eingegeben; die Form für sie fand sich in den »Kuranten« und »Kosaken«, die unter der kleinadligen Jugend gang und gäbe waren; dem sinnigen Naturell des Dichters, der zugleich zur Pose und Selbstbespiegelung neigte, entsprach die Art am besten; schon vor 1760 erklangen seine ersten Versuche, und sein Erfolg wie die Vorliebe der Zeit bestärkten ihn auf diesem Wege. Karpinskis Lyrik war übrigens nicht ausschlieſslich erotischer Art; sie schlug religiöse und patriotische Töne (in den resignierten »Klagen des Sarmaten«) an, malte Sehnsucht nach

der Heimat, sprach von Bürgerpflichten, ja sie wirkte über die polnische Litteratur nach Böhmen hinaus, wo Puchmaier den Polen nachahmte oder übersetzte. Leidenschaftlich, heftig wurde sie ebensowenig, wie der Dichter selbst, trotz seiner Empfindlichkeit und Erregbarkeit es war; aber gerade dieser sanfte, schwermütige, resignierte Ton zog an. Zudem hatte der Dichter den Takt, sich nicht allzusehr zu wiederholen, er brach frühzeitig ab; die letzten dreifsig Jahre seines Lebens beschäftigten ihn — neben der Wirtschaft, nur Projekte, Denkwürdigkeiten seines Lebens, Übersetzungen platonischer Dialoge; seine »Unterhaltungen in Vers und Prosa« fanden schon seit den neunziger Jahren keine Fortsetzung mehr. Sie enthielten alles mögliche, auch Reden und politische Schriftchen, eine Übersetzung der »Gärten« des Delille und neben dem Psalter und Idyllen nach der alten Schablone naturwahre Bildchen eigener Erlebnisse, Schilderung eigener Gefühle, als der nicht nach Gebühr, wie er meinte, Geschätzte den Warschauer Staub von den Füfsen schüttelte und enttäuscht seine Dorfeinsamkeit aufsuchte; endlich Nachahmungen volkstümlichen Singens und leises Anschlagen patriotischer Motive.

Kniasnin repräsentierte den Typus des Hofdichters, der in Polen, bei seinen eigenartigen Verhältnissen, bei der fremden Herkunft seiner Könige, die mitunter, wie der letzte Sachse, Polnisch gar nicht und Latein schlecht verstanden, bei der eigenen litterarischen Thätigkeit der Magnaten, die den Hausbedarf deckte und nach aufsen nicht hervortrat, bei den geringen Ansprüchen, die man an das Lobgedicht stellte und denen der erste beste »Student der Poesie« oder der Geistliche vollauf genügten, fast gar nicht vertreten war, wenn man etwa von dem Verhältnis des Simonides zu den Zamoyski absieht oder aus noch älterer Zeit das allerdings nicht allzu dauerhafte Verhältnis des Janicius zu Cricius und Kmita unberücksichtigt läfst. Es gab ja Leute, die einen Panegyrikus bezahlten, Mäcenaten, die für Drucklegung von Werken sorgten, um die Widmung entgegenzunehmen, aber der Typus des Hofdichters, der mit seinem Ingenium jedes Fest ex offo verschönern, der dichterische Angriffe, Epigramme, Pasquille mit gleicher Waffe parieren würde, kam erst jetzt mit anderen Moden auf. So war ungefähr die Stellung des Trembezki zum König, mochte er auch nebenbei

mit irgend welchen Aufträgen, Sendungen u. dgl. bedacht werden; an etwas Ähnliches hatte vielleicht Karpinski gedacht; das wurde jetzt Kniasnin in dem kunstsinnigen Pulawy, bei Fürst Czartoryski, mochte er auch daneben den fürstlichen Kindern Unterricht erteilen. Er dichtete für das Haustheater Dramen, »Die spartanische Mutter«, deren Forderung von ihrem Sohne, als Held zu siegen oder zu fallen, damals als patriotische Allusion gröfsten Beifall weckte, oder »Die Zigeuner«, aus ländlichen Verhältnissen geschöpft und daher des Erfolges sicher; wie selten waren doch nationale Stoffe, und wie sehnte man sich nach ihnen; er arbeitete Metastasio um u. dgl. Oder man verfertigte eine Montgolfière und liefs sie mit einer Katze aufsteigen, was sofort eine »Ode an den Luftballon« feierte, ebenso wenn Maria Czartoryska-Amaryllis dem Prinzen Ludwig von Württemberg-Lindor die Hand reichte und dabei den Rosmarinstrauch einsetzte, aus welchem dann für ihre Freundinnen die Brautkränze geflochten wurden. Patriotische Töne schlug er häufig an, seine »Ode an den Schnurrbart«, als man in patriotischer Aufwallung die französische Tracht ablegte und zur »sarmatischen« zurückkehrte, wurde aufserordentlich populär; auch in humoristischen Schilderungen und Lafontaineschen Fabeln versuchte er sich nicht ohne Glück; am besten gelang ihm freilich der Ausdruck inniger Schwermut; seine Übersetzung des »Ossian« übertraf an poetischer Wirkung bei weitem die prosaischere des Krasizki; tief empfunden waren Klagen über verschwundenes Glück, eigenes und der Freunde; die Tröstung an sich: wer den Musen sein Herz opfere, vergesse der Welt, war keine Phrase; die Keuschheit seines Empfindens, die Lauterkeit seiner Worte und die Sangbarkeit seines Verses sicherten ihm auch ohne Glanz der Bilder und Tiefe der Ideen Beliebtheit und Bedeutung.

Nur zufällig, wie im Vorbeigehen, hatte die Poesie der Krasizki, Karpinski und Kniasnin auf Zeitereignisse, Politik, innere Kämpfe, enthusiastische Hoffnungen und bittere Enttäuschungen, auf den raschen Wandel und das steigende Elend der Zeiten Rücksicht genommen; aber neben dieser akademischen Poesie, neben der panegyrischen Hoflyrik eines Naruschewicz und Trembezki breitete sich, meist in Abschriften, eine andere aus, welche, oft roh und unkünstlerisch, brutal, naiv, aber auf-

richtig, innig, patriotisch den wechselnden Stimmungen Ausdruck lieh, eine politische, satirische, religiöse Poesie, welche, an die »Intriguen« der »Familie« 1764 anknüpfend und gegen sie Partei nehmend, die national-religiöse Erhebung, die Deportationen nach Rufsland, die Barer Konföderation, die Teilungen und so fort bis zum langen Reichstage, seinen Reformen, den Hoffnungen, die er erweckte und welche die Targowiza zu Schanden machte, bis zur endlichen Katastrophe, in Freud und Leid, in allen möglichen Formen und Tonarten begleitete: die Fortsetzung und das Ausklingen der politischen Satire, Pasquille und Poesie, welche die Geschichte Polens seit dem Pasquill des Ciolek auf des Königs Wladislaw dritte Heirat (1418), seit der Diaeta Asiana von 1535 bis auf die »Targowizabibel« des Niemzewicz geleitet hat. In dieser Poesie machte sich zuerst Luft das durch Konzessionen an die Dissidenten beleidigte katholische Gefühl der adligen Nation: die Senatoren, welche sich diesen Konzessionen widersetzt hatten, darunter der einstige Referendar, jetzt Kijower Bischof Zaluski, die beiden Rzewuski, waren deportiert worden, aber die Bewegung griff rasch um sich und fand in der »Barer Konföderation« und den sich nun entwickelnden Kämpfen ihren gewaffneten Ausdruck. Die Verse der Deportierten selbst, welche so das polnische Martyrologium in der Litteratur eröffneten, waren ernst und würdevoll: die Gestalt des Zaluski, welcher trotz seiner aufserordentlichen Verdienste wegen seiner Pedanterie eine etwas komische Figur in Warschau gespielt hatte, wuchs jetzt fast zu tragischer Gröfse, namentlich in dem schönen Gedichte des Leidensgefährten, des jungen Severin Rzewuski, welcher ihre immer härtere Gefangenschaft mit dem langsamen, aber stetigen Anschwellen des heimischen Zbrucz verglich und die Ungebeugtheit des Bischofs bewunderte, der in der finstern, stinkenden, feuchten Hütte weder klagte noch verzagte, wo alles verschimmelte und vermoderte, nur nicht seine »Laute«; der Bischof selbst dankte für das Martyrium, für die göttliche Gnade und fiel willig als Opfer für seines Gottes Sache in der Knechtschaft der Russen; ähnlich erklang die Ode des Bischofs Soltyk aus derselben Gefangenschaft an König und Stände.

Kunstloser, aber naiver und derber war die Lyrik der Barer Konföderierten. Zu Grunde lag ihr der bekannte Ausspruch: »Solange bleibt Polen frei, solange es rechtgläubig

bleibt«; sie war daher von fanatischer Einseitigkeit, aber dies trat zurück hinter die Ergebenheit, das Gottvertrauen und den Mut der Streiter für die Königin des Himmels und Polens, für Marias Ehre; eine ganz eigenartige, religiös-kriegerische Lyrik, welche die Terminologie des Lagerlebens in die Glaubens- und Himmelssphären übertrug; sie knüpfte an die faden Konzepte der alten Asketik, an die himmlische Infanterie und die Engelsregimenter, z. B. eines Loski von 1728; aber was dort nur unpassend gewähltes Bild war, klang hier natürlich, leuchtete förmlich ein. Epische Stücke kamen seltener vor; häufiger satirische (auf die Dissidenten und deren Führer, die Brüder Grabowski) und auch dramatische. Unter diesen war das ausführlichste in Prosa: »Bedrückte Tugend, belastete Freiheit«, von einem »Republikanten«, Gegner des Königs und der liberalen Reformen, ohne richtige Einsicht in den Zusammenhang der Ereignisse. Derartige »Dramen« waren keine Neuheit; besonders verbreitet war ein ähnliches, angeblich in Venedig aufgeführtes vom Jahre 1698 wegen der Thronmachinationen gewesen, wo Jakob Sobieski u. a. namentlich aufgeführt wurden; für seine »Komikotragödie« wählte der jetzige Verfasser durchsichtige Pseudonyme, »Despot« war der König, »Überläufer« (so hieſs auch das ganze Stück mitunter) der Primas, »Tartuffe« der Bischof von Kujavien, »Courmacher« der Bischof Gedroyz (nicht Krasizki), »Gewalthaber« und »Exekutor« die russischen Botschafter u. s. w.; das Scheitern des Reformwerkes wurde als eine schlau eingefädelte Intrigue des Königs und des Primas dargestellt, den »Intriganten« die niedrigsten Motive untergelegt. Doch bald wechselte mit der Scenerie der Ton; in einer ersten »Duma« (Sinnen) erhob ein Adliger, der durch den neuen Grenzkordon von Polen abgeschnitten war, seine zur Eintracht mahnende Stimme; es folgten die Travestien des Vaterunser (der du bist in Wien, Petersburg und Berlin), die zehn Gebote (ein Gott Stanislaw), des Evangeliums von der Krone Polen u. s. w. Während des langen Reichstages schwoll nun diese anonyme Litteratur mächtig an, Schmähverse und Lobeserhebungen wechselten bunt ab; das gelungenste stammte noch aus dem ersten Jahre und gehörte der Feder des Bischofs Krasizki, der zum ersten- und letztenmal, natürlich anonym, seine Eindrücke und Warnungen zusammenfaſste.

Seine »Orgel« ist in der Form eines aus Vers und Prosa gemischten Briefes, in der seine Laune und Geist besonders excellierten, an einen Freund in der Provinz, eine sehr beliebte Einkleidung damaliger und älterer Zeit, gerichtet. Die tagenden Stände sind nämlich diese Orgel, auf welcher jetzt Luchesini (der preufsische Bevollmächtigte) einschmeichelnde Melodien vorträgt und alle Pfarrkinder eingenommen hat, während der frühere Organist (der russische) abgesetzt ist, aber zurückkehren wird, weil er den Pfarrer und den Sakristan (König und Primas) und die ersten Bänke (Senatoren) für sich hat. Nach einer scharfen Charakteristik der beiden Reichstagsmarschälle wird der einstimmige Beschluſs der Heereserhöhung auf 100000 Mann gefeiert, aber die Kehrseite gezeigt, daſs man zwar nicht an die Mittel für dieses Heer, wohl aber bereits an seine Verwendung und an die Einführung polnischer Tracht gedacht hat, — über diese Tracht, welche die meisten so enthusiastisch aufnahmen, als ob eine Elle Tuch mehr den Kühnen ausmachte, goſs er eine volle Schale Sarkasmen aus. Was haben wir uns nun von dem Reichstag zu versprechen? Man sagt, der preufsische König halte die »Patrioten«, als ob Patriotismus vom Auslande her zu führen und wecken wäre; man sagt, daſs dies zu unserm Heil gereichen würde, daſs der preufsische König dem ausgerupften weiſsen Adler seine Hilfe verbürge, — geb' es Gott, ich halte ja mit Radziwil, daſs, wenn schon der weiſse Adler unter drei schwarzen leben und von ihnen sich zausen lassen muſs, dies noch am ehesten der einköpfige besorgen möge (hier wohl im Ernst gemeint, nicht wie in jenem bekannten Scherz von A. Herzen). Und fragst du, wie der Reichstag endigen wird? so ist erst das Ende des Türken- und Schwedenkrieges abzuwarten, aber ich fürchte, die Mächte werden aus Polen die Entschädigung herausschlagen, alles deutet darauf hin, — trotzdem verlieren wir die Hoffnung nicht, seien wir nur einig, denn wozu die Klagen, daſs man uns teile, wenn wir uns selbst teilen? Man überhörte die klugen, prophetischen Worte, berauschte sich in Reden und Projekten, brachte das groſse Reformwerk wirklich noch durch, aber in die Freudenstimmung fiel bald der grelle Miſston der Targowiza, der Auflehnung der Oligarchen gegen das Reformwerk und der Anrufung der russischen Garantie der alten Anarchie; nun regnete es wieder Pamphlete

auf Potozki (Felix), aber das Verhängnis war schon unabwendbar, und die politische Satire des selbständigen Polen klang aus mit der lapidaren Brandmarkung der Targowizaer Machenschaften in der »Bibel« des Niemzewicz, der die Eingangskapitel der Genesis in unübertroffener Weise parodierte und den Felix die neue polnische Welt erschaffen, den Tag Nacht und die Nacht Tag benennen, das polnische Heer zu Verrätern und das russische zu Freunden machen liefs; das Pamphlet wurde noch 1793 ins Deutsche übersetzt (Bruchstück der Targowitscher Bibel u. s. w.).

Neben dieser politischen ging die moralische einher, die Satire eines Krasizki und Naruschewicz namentlich, neben der die eines dritten Geistlichen, des Piaristen Piotrowski, nicht ganz unwürdig auftrat (1773); sie behandelte nationale Verhältnisse (Jugenderziehung u. s. w., sogar das schlechte polnische Juristenlatein), auch wo sie Horaz oder Franzosen nachahmte; sie knüpfte schon im Titel, zum letztenmal, noch an den »Satyr« des Kochanowski an, denn eigentlich war sie zum grofsen Teile noch vor Krasizki und Naruschewicz entstanden. Trotz ihrer Kunstlosigkeit, die noch an die gute alte Sachsenzeit erinnerte, rechnete sie mit dieser und ihrer Unwissenheit scharf ab: in der Zaluskischen Bibliothek wird der Verfasser angeredet von einem Verteidiger des alten Wissens, Unterrichtes und Geschmackes, der Herodot mit Herodes verwechselt, — nichts Ungewöhnliches in dieser Zeit, hatte doch schon Opalinski 1650 die Prediger gescholten, welche den »römischen Dichter Demosthenes« und den »Historiker Pindar« citierten, und seitdem war es nur ärger geworden, auch Krasizki im »Mönchskrieg« hatte den »Chrysipp über König Alphons und dessen Kämpfe mit Baktrianern« citieren lassen. Aber die Gegenwart bot nichts Tröstlicheres: zumal die Erziehung; er läfst einen Franzosen schon 1762 sagen, dafs Polen untergehen werde an der Roheit und der vermessenen »Gleichheit«, die kein Gesetz über sich anerkennt. Seine Satiren gingen ins kleinste Detail ein, citierten grauenhafte Urteilssprüche, berührten die Lügenhaftigkeit der »Gazettenschreiber« (der Korrespondenten), lieferten das Bild eines polnischen Oblomow, bezeichnende Züge — Oblomow ist ein slavischer, nicht speziell russischer Typus —, dem russischen Romancier um ein Jahrhundert vorwegnehmend, nur war der polnische Oblomow auch noch unsauber; aber besonders eiferten sie gegen Herren

und Geistliche und ihre Bauernschinderei, schlimmer wie in der Türkei, ärger als die der Juden, — freilich appellierten sie nur an Gott und erkannten, wie andere damals und schon längst zuvor, in dem Unglück Polens Gottes Heimsuchung für dieses Verbrechen. Die stofflich interessanten, formell gar schwachen Satiren fanden kein Echo, es blieb auch nur bei dem ersten Bande. Zu Satiren forderte freilich die Zeit immer wieder heraus, jeder angehende Schriftsteller versuchte es mit solchen, die Wengierski, Trembezki, Zablozki u. a. Die letzte und sonderbarste derselben war die »Asketomoria« oder der »Nonnenreichstag«, die scheinbar auf die Nonnen es abgesehen hatte als Pendant zum »Mönchskrieg« des Krasizki, den ihr Verfasser, der später hochverdiente Bibliophil Juschynski, natürlich ein Geistlicher wieder, absichtlich citierte, aber in Wahrheit hatte er es gar nicht auf Nonnen, sondern auf den polnischen Reichstag überhaupt abgesehen, parodierte ergötzlich seine schwülstig hohle Beredsamkeit, seine Debatten, seine Parteiungen und spielte immer deutlicher auf die Arbeit des langen Reichstags und seiner Gegner an.

An die politische und halbpolitische Satire schloſs sich die politische Litteratur. Auf das Hauptwerk des Konarski, das auch poetisch, zwar ohne Kunst, aber mit Überzeugung, zu feiern man nicht müde wurde — »sapere auso« las man auf der königlichen Denkmünze —, folgten, abgesehen von historisch-politischen Arbeiten des Loyko zur Widerlegung der Revindikationsansprüche der Teilungsmächte und von dem kodifikatorischen Reformversuch des Andrzey Zamoyski, der schlieſslich abgelehnt wurde, Einzelschriften, wie des Fürsten Czartoryski »Suum cuique«, ein flammender Protest gegen das Gebahren der Mächte; Schriften der Franzosen, eines Rousseau und Mably, die zur Begutachtung polnischer Zustände, zu Prognosen für die Zukunft und zu Ratschlägen für die Gegenwart aufgefordert waren, wobei der Utopist, dem das liberum veto u. dgl. über alle Maſsen imponierte, gegen den Realisten schlecht abschnitt; Schriften der von Rousseau beeinfluſsten Polen Wielhorski und Wybizki folgten Pamphlete Fremder, wie »Der polnische Orangutang«, den man willkürlich Friedrich d. Gr. beilegte, während dies das Rachewerk eines aus polnischen Diensten davongejagten Franzosen war und Friedrich nur die Barer Konföderierten und

ihren Kampf gegen Stanislaus in Voltairescher Façon besungen hatte. Ein Signal zur aufserordentlichen Belebung dieser Litteratur in Polen gaben des Stanislaw Staschiz, eines Geistlichen wider Willen, »Erwägungen über das Leben des Jan Zamoyski« (1785).

Es war dies seit beinahe anderthalb Jahrhunderten das erste namhafte Werk eines polnischen Bürgers. Mit den Städten war der Stand selbst verarmt, verroht, unwissend geworden, hatte die Traditionen eines Klonowiz, Simonowiz, Zimorowiz (-owiz war die bürgerliche, -ski die adlige Namensendung), seine Eulenspiegeleien, seine Dramen und Satiren, jeden eigenen Ton überhaupt aufgegeben: ragten einzelne durch Wissen und Bildung einigermafsen hervor, so gingen sie in der adlig-asketischen Richtung unterschiedslos auf, so die Armenier Minasowicz und Muratowicz, die Matyaskiewicz u. a., deren recht unbedeutende Werke oft erst Zaluski auf eigene Kosten drucken liefs; Minasowicz hat durch zahlreiche Übersetzungen aus dem Latein u. s. w., weniger durch eigene, alles mögliche ansingende Verse, genützt; das Bürgerliche an ihnen merkte man oft nur daran, dafs sie nicht nur Adlige, sondern gerade z. B. Warschauer Patrizier, die Dulfus u. a., ansangen. Staschiz dagegen, aus dem grofspolnischen Schneidemühl, hatte, nach vorzüglicher, moderner Bildung und Auslandsreisen, an Andrzey Zamoyski Anschlufs gefunden und kleidete daher seinen politischen Alarmruf oder Notschrei in die Form einer angeblichen Biographieskizze des alten Kanzlers, des ersten und bedeutendsten aller Zamoyski.

Staschiz knüpfte somit an die Richtung eines Klonowiz, nicht an seine unmittelbaren Vorgänger-Bürger an; aber auch von seinen adligen Vorgängern in der politischen Litteratur, die ja im 18. Jahrhundert in stattlicher Zahl erschienen waren, von Karwizki (De ordinanda republica, 1709) an bis Wybizki (1777), stach er grell ab. Seine Vorgänger hatten bei ihren Erörterungen oft leidenschaftslose Ruhe bewahrt, suchten den Vorteil ihrer Vorschläge plausibel zu machen, appellierten an die Vernunft; Staschiz, verbittert schon durch die seinem Stande anhaftende Zurücksetzung, leidenschaftlicher, gewaltsamer, appellierte an Gefühl und Herzen, führte die Parallele zwischem dem einst blühenden, mächtigen, gefürchteten Reiche und seiner jetzigen Hilflosigkeit, Armut, Verödung; haranguierte in mächtiger Aufwallung die Gleichgültigen, auf die eigene Ehre Un-

bedachten; brachte in den Vordergrund die Frage des gröfseren Heeres, das der Adel allein nicht stellen könne, das aus Bauern ergänzt werden müsse, forderte für diese Vaterlandsverteidiger und ihren Stand persönliche Freiheit nicht nur, sondern Verleihung von Grund und Boden, und eilte mit dieser Forderung, die nach Dezennien erst ohne und gegen den Adel durchgeführt werden sollte, allen voran, dem Könige Leszczynski sowohl wie dem Krakauer Rektor und Nationalökonomen (Physiokraten) Poplawski, einem Geistlichen, die über persönliche Befreiung der Bauern nicht herausgekommen waren. Die anonym erschienene Schrift erregte die gröfste Aufmerksamkeit, rief Gegenschriften hervor, hatte sie doch auf alle anderen Fragen (Wahlkönigtum, Majoritätenvota u. s. w.) übergegriffen und im Falle des Verharrens beim Alten mit dem unvermeidlichen Untergang der Nation gedroht. In den »Warnungen an Polen« (1790) ergriff Staschiz noch einmal das Wort: diese leidenschaftliche Beredsamkeit, diesen Ausbruch eines bis ins Innerste aufgewühlten patriotischen Fühlens hat kein adliger Redner erreicht, geschweige denn übertroffen.

Alle Hoffnungen der Reformfreunde wurden auf den 1788 zusammentretenden Reichstag gesetzt, der statt des hergebrachten sechswöchentlichen zum »langen« und schliefslich vierjährigen geworden ist. Eine Art vorbereitender Campagne eröffnete der Geistliche Hugo Kolontay, ehrgeizig, energisch, hochgebildet, weitblickend, der Proben seines organisatorischen Talentes, seiner Willenskraft, seiner Intelligenz schon beim Reformwerke der Krakauer Universität glänzend abgelegt hatte. In den »Briefen eines Anonymus« (1788), die er an den designierten Reichstagsmarschall Malachowski richtete, beleuchtete er alles, was auf den Tisch des Hauses kommen sollte: Erbmonarchie, Gültigkeit der Beschlüsse per maiora, Erhöhung der Heeresziffer, Befreiung der Bauern u. s. w.; besonders warm nahm er sich auch der Erweiterung der Bürgerrechte an; das Reformwerk vom 3. Mai, die »Konstitution« desselben, war wesentlich seinen Ausführungen entsprungen. Die Jahre 1788—1792 bezeichneten eine Hochflut der politischen Litteratur, die aber seltener, aufser bei Staschiz und Kolontay, zu gröfseren, umfassenderen Arbeiten ausholte; es waren meistens Broschüren, von ungleichem Umfange, Wert und Ton, in dialogischer Form, als Reden, Ver-

teidigung und Angriff, unter den mannigfachsten, mitunter wunderlichsten Titeln, über alle möglichen Fragen, Wahl- oder Erbmonarchie, Einschränkung der Hetmansgewalt, finanzielle Fragen, Stellung der Geistlichkeit, die Güter der toten Hand, Reform der polnischen Judenschaft, Durchbrechung ihres gewaltsamen Abschlusses von der übrigen Bevölkerung, sogar über nationale Kleidung, ein Tohuwabohu, in welchem sich der gewiegteste Bibliograph kaum auskennen würde, denn die meisten dieser Schriften erschienen anonym; einzelnes von gröſserem Wert, auch von seiten der Gegner der »Konstitution«, z. B. von Tomaschewski. Dieser Broschürenlitteratur ging parallel eine namhafte Belebung der Publizistik.

Die bisherigen polnischen »Kuriere« und »Gazeten« waren farblos, teilten einfach Nachrichten mit, unter denen bloſse Familiennachrichten nicht die geringste Rolle spielten; redigiert von Geistlichen, z. B. dem Exjesuiten Luskina, vertraten sie über Gebühr geistliche, ja mönchische Interessen, scheuten sonst jede Parteistellung und befriedigten niemand. Es waren junge Politiker, Niemzewicz, Weyſsenhoff, welche zum erstenmal ein Organ mit der politischen Tendenz der Reformfreunde geschaffen haben, welches freilich mit der Partei selbst der Reaktion bald wieder weichen muſste, »Nationale und ausländische Zeitung«. Aus der Fortschrittspartei, aus der »Schmiede« des Kolontay, gingen auch Werkchen hervor, wie die Katechismen und Wörterbücher des (Geistlichen) Jezierski, die politische Materien mit beispielloser Schärfe und blutigem Hohne erläuterten. Die Targowiza, unter dem Schutze russischer Bajonette, nachdem der König ihr beigetreten war und nachdem sie den Beitritt Kolontays abgelehnt hatte, machte diesem allen ein Ende; unter der vorübergehenden »Diktatur« des Tadäus Kosziuschko und Kolontays lebte fortschrittliche Publizistik noch einmal auf. Schon vorher, 1793, hatten die nach dem damals noch polenfreundlichen Dresden geflüchteten Ignaz und Stanislaw Potozki, Kolontay und Dmochowski ein zweibändiges Werk »Vom Entstehen und Untergange der polnischen Konstitution vom 3ten May 1791« (deutsch übersetzt von Linde, Leipzig 1793) in gemeinschaftlicher Arbeit herausgegeben, eine beredte Rechtfertigung »ihrer« Staatsumwälzung und eine scharfe Anklage der Targowiza. Die ganze Bewegung zeichnete sich übrigens durch Mäſsigung aus,

revolutionär war an ihr nichts, und umsonst schreckten die Gegner mit dem Popanz des Jakobinismus, dessen Losungen in der polnischen konservativen Umgebung sich wunderlich ausgenommen hätten: nur in einzelnen Köpfen hatten die Ideen des Konventes und des »citoyen« Wurzeln fassen können und das Lärmen eines »republikanischen« Sarmaten Turski vor den Schranken des Konventes hervorgerufen; schliefslich kamen ja in der Zeit der Not in Wilno und Warschau Ausschreitungen vor gegen die Verräter und Spione, aber zu einer roten Republik und zum Terrorismus liefs es Kosziuschko bis zum letzten Augenblicke nicht kommen.

Dafs diese ganze Zeit mit ihrem raschen Wechsel der Anschauungen und Ereignisse, mit dem gesteigerten Schreib- und Lesebedürfnis, der wachsenden Bildung, eine Fülle von Erinnerungen, Denkwürdigkeiten, Tagebüchern u. dgl. in polnischer, französischer, ja auch in deutscher Sprache, z. B. die des General Dombrowski über 1794, bringen würde, war selbstverständlich. Aber einmal fehlte ein entschiedenes Talent, das sich zum eigentlichen Sprecher für diese Menschen und Zeiten hätte aufwerfen können; zu oft blieb man dann an Äufserlichkeiten, an dem faktischen und anekdotischen Material haften; endlich erblickte damals nichts von dieser ganzen Litteratur das Licht der Welt; sie hat meist erst das 19. Jahrhundert niedergeschrieben und ein Raczynski, Kraschewski, Rzewuski u. a. veröffentlicht; wenn z. B. der bejahrte Niemzewicz oder Karpinski oder Ochozki oder Wybizki u. s. w. ihre Erinnerungen niederschrieben, konnten auch die früheren schärfer herauskommen als die späteren. In dieser Litteratur waren alle Stände und Parteien vertreten, Verteidiger und Gegner des Königs, Adlige und Bürgerliche, Geistliche und Soldaten, auch Leute ohne jegliche Partei und Überzeugung, auch Leute von zweifelhafter Wahrheitsliebe und Erinnerungsvermögen, ja sogar Leute, an deren Existenz gezweifelt wurde (wie Michalowski). Die lebhaftesten, obwohl im Grunde unbedeutendsten gehörten dem Lebemann Jan Duklan Ochozki an, der von dem sittenlosen Treiben der Zeit die ungeschminkteste Darstellung hinterliefs, doch hat sein Herausgeber (Kraschewski) die anstöfsigsten Bilder entfernt. Anspruchsvoller waren die des Westpreufsen, nachherigen Wojewoden Wybizki, der Zeit seines Lebens den Jesuiten ihre Prügelerziehung nicht zu ver-

gessen vermochte und über die Barer Konföderation Ungeheucheltes vorbrachte; die in französischer Sprache eines Oginski, von grofsem historischen Werte, auf seine Thätigkeit in den Donauprovinzen bezüglich, die Vorbereitungen und Werbungen zu einer aussichtslosen Aktion; die des Generals Kopez aus seiner sibirischen Verbannung; lebhaft und drastisch die Schilderungen des ehrbaren und patriotischen Warschauer Schusters, Jan Kilinski, der an den Vorbereitungen des Warschauer Aufstandes in den Ostertagen 1794 beteiligt war, dessen Regiment, — denn der Schuster wurde Oberst — den Angriff der Preufsen auf Warschau zum Wanken brachte und der in der Petersburger Gefangenschaft auf das Zureden von Niemzewicz u. a. in seiner einfach-anschaulichen, aber durchaus unlitterarischen Weise seine Erlebnisse erzählte, ehe er zu seinem Handwerke wieder zurückkehrte; hierher gehörten auch die Memoiren des Königs selbst, von denen jedoch vieles unzugänglich ist, alle (aus verschiedenen Perioden seines Lebens und in verschiedenen Graden von Ausführlichkeit und Aufrichtigkeit, besonders interessant die über seine Liebschaft mit Katharina) in französischer Sprache; die des Michal Czazki über den langen Reichstag; des Zaleski, Bukar, Drzewiezki u. s. w., manches erst nach 1840, vieles nur für die eigenen Kinder geschrieben, kein einziges der Bedeutsamkeit der Ereignisse voll entsprechend.

Hatte der König bei dem grofsen Reformwerke vom 3. Mai sich mehr schieben lassen, als dafs er die Bewegung geleitet hätte, so trat bei einem anderen grofsen Reformwerke seine Initiative noch mehr in den Hintergrund. Es handelte sich um den Unterricht; hier waren ja seit Konarski gesundere Anschauungen durchgedrungen, aber in die mönchischen Anstalten war nicht ohne weiteres neuer Geist, Plan, Methode einzuführen; die durch Jahrhunderte eingewurzelte Routine, die dazu den Beifall der Eltern immer noch fand, war nicht auszurotten; man sah immer noch Heil in den alten pädagogischen Kunststückchen, in der steten Weckung des Ehrgeizes, der »Emulation« durch Teilen der Klassen in zwei wetteifernde Parteien (der Griechen und Römer), durch Verleihung von Titeln (Imperator u. dgl.), durch gegenseitige Beaufsichtigung der Schüler (Censoren), im Memorieren und Latein als eigentlichem Ziel der Schule und in dem Bakel als dem zuverlässigsten Vermittler des heiligen Geistes. Zwar

war schon der Muttersprache gröfserer Raum geschaffen; man druckte, z. B. der auch hier wohl verdiente Bohomolez, mit Vorliebe die polnischen Exercitien in Vers und Prosa der Schüler ab (Oratorische, ebenso: Poetische Unterhaltungen einiger Kavaliere der Adelsakademie der Jesuiten in Warschau 1754, 1755 u. ö., — hier war auch eine Übersetzung der lateinischen Abhandlung des Bohomolez über die polnische Sprache, in Form eines Dialoges mit Herrn »Maccaronski«, dem Sprachmenger und Sprachverderber, enthalten, mit dem Lobe des Skarga und Kochanowski). Zwar war den mathematisch-physikalischen Disciplinen Raum gewährt worden, namentlich die Jesuiten mit ihren reichen Mitteln liefsen es an Einrichtung physikalischer Kabinette, an Experimenten vor dem Publikum, an tüchtigen Lehrbüchern, wie das des Rogalinski, nicht fehlen. Daneben war eine Musteranstalt völlig weltlichen Charakters, mit ausländischen Lehrkräften, für den Nachwuchs des Offizierskorps geschaffen worden, die Kadettenschule, für welche Fürst Czartoryski weder Mühe noch Kosten scheute, den Moralkatechismus, die Definitionen in Fragen und Antworten (über gesellschaftliche Tugenden und Untugenden) selbst verfafste, Lehrer und Schüler durch Belohnungen u. dgl. anspornte; aus dieser Schule gingen die tüchtigsten Patrioten und Offiziere, wie Kosziuschko, Niemzewicz, Sapieha u. a., hervor. Natürlich wurde auch hier Theater agiert, und der Fürst widmete seiner Ritterschule eine eigene Komödie, »Das heiratsfähige Fräulein«, in welcher natürlich ein Soldat alle Bewerber ausstach.

Die Aufhebung des Jesuitenordens gefährdete das gesamte polnische höhere Unterrichtswesen, das ja zum grofsen Teil in seinen Händen lag; nahe lag der Gedanke, die kassierten Jesuitenfonds einer besonderen »Edukationskommission« zu überweisen, welche aus denselben die Schulen und Lehrer unterhalten sollte; auch die übrigen Ordensschulen, der Piaristen, Basilianer u. a. sollten ihrem Einflusse der Einheitlichkeit wegen unterstellt werden: der Gedanke gelangte zur Ausführung und wurde von aufserordentlicher Tragweite.

Eine Reihe der angesehensten Männer (Chreptowicz, der litauische Unterkanzler, der Anreger der Idee; Potozki u. a.), sowie tüchtiger Pädagogen, in erster Reihe der Exjesuit Piramowicz (ein Armenier), wirkten zusammen, und so erschienen die

»Bestimmungen der Edukationskommission für den akademischen Stand u. s. w.« 1783, eine von wahrhaft humanem und fortschrittlichem Geiste diktierte treffliche Instruktion für das gesamte Unterrichtswesen im Lande, von den beiden »Hauptschulen« Krakau und Wilno an durch Kreis- und Bezirksschulen bis zum elementaren Unterricht hinab. Dieses »Unterrichtsministerium« (das erste derartige in Europa) mit seinen weitgehenden Vollmachten und ansehnlichen Mitteln sorgte für die Beschaffung von modernen Unterrichtsbüchern, durch Ausschreiben von Konkursen, an denen sich auch namhafte ausländische Kräfte, wie Condillac und Lhuillier, beteiligten; für die Umgestaltung des Lehrplanes, der formales und reales Wissen gleich berücksichtigen wollte; für Laicisierung der Schule; Pflege der Landessprache; als ihre Aufgabe wurde nunmehr die Erziehung von »Bürgern« hingestellt. Mit der Reform der mittelalterlich erstarrten Krakauer Universität war schon vorher Kolontay beauftragt worden, und mit der ihm eigenen Energie führte er sie aus durch Berufung neuer Lehrkräfte, namentlich der beiden im Auslande geschulten Brüder Jan und Jendrzey Sniadezki (der eine tüchtiger Mathematiker, der andere als Chemiker hervorragender, eine schöpferische Kraft), durch Änderung ihrer Organisation und bessere Dotierung. Damals entstanden Lehrbücher, die sich Dezennien lang bewährten, eine Grammatik von Kopczynski, in ihren Erläuterungen von sprachphilosophischem Werte; seine Autorität beherrschte die polnische Schule unumschränkt bis tief ins 19. Jahrhundert und beherrscht zum Teil noch heute die polnische Rechtschreibung; das »Elementarbuch für die nationalen Pfarrschulen« war eine hoch verdienstliche Leistung, die, wie andere, der besonderen »Gesellschaft für Elementarbücher« (seit 1775) ihr Entstehen verdankte. Es wurden Lehrerseminare eingerichtet u. s. w.

Freilich konnte die Edukationskommission nicht alle Schwierigkeiten überwinden; die gröfste war der Mangel an geeigneten Laienkräften; man mufste auf den alten mönchischen Personalbestand zurückgreifen, und dieser leistete der neuen Ordnung öfters passiven Widerstand; die Berichte der Schulvisitatoren stellten dies nur allzu oft fest. Auch war die Reform von oben, von den höheren Schulen her begonnen worden, und für diese vor allem wurde gesorgt; es fehlten die Mittel, den Elementar-

unterricht nach Gebühr zu fördern; man mufste ihn oft der privaten Initiative des Pfarrers, der Gutsherrschaft überlassen. Auch gelang weniger die Reorganisation der Hochschule in Wilno; die meisten Reformen, Ausstattungen u. dgl. blieben hier auf dem Papier, wie sich davon der aus Deutschland berufene Botaniker Forster zu seinem Leidwesen überzeugen mufste.

Während der König die Sorge um den Unterricht andern überliefs, selbst nur gelehrte und litterarische Unternehmungen förderte, hat er ins Kunstleben als Sammler, Mäcen, Anreger persönlich eingegriffen. Die polnische Kunst, insbesondere die Malerei, war von der Renaissance wenig berührt worden; die alte Lukaszunft trieb handwerkmäfsig ihr Gewerbe, beneidete die Ausländischen, die Italiener und Niederländer, am Hofe der Könige, z. B. Dolabella bei Sigismund III., suchte ihnen Schwierigkeiten zu bereiten, aber lernte von ihnen nicht; ebenso erging es den Steinmetzen und Maurern. Es gab einige, die ihr Handwerk tüchtig verstanden, z. B. der auch litterarisch (als Dichter nicht nur der Zunftordnung, sondern auch der Sprüche Salomonis u. dgl.) thätige Smiadezki, aber wenn es Polen in der Malerei weiter brachten, so waren sie dazu nur im Auslande gelangt und blieben auch meist Ausländer, wie Lubieniezki, der Professor an der Berliner Kunstakademie (1700), den freilich die Pastoren wegen seines Arianismus alsbald aus Berlin wegbissen, oder Chodowiezki, der sich immer als Pole von Geburt betrachtete, oder im 17. Jahrhundert der berühmte Kupferstecher Jeremias Falck »Polonus« oder der in Italien gebildete, in Tirol schaffende David Lukas der Pole. Es waren dies ausländische Künstler, sie lernten und wirkten im Auslande; andere, ein Czechowicz z. B., Schüler des Maratti, blieben auch in Polen Italiener. So war Polen in der Kunst vollständig zurückgeblieben, aber vor Augusts Sonne sollte auch diese Nacht schwinden. Der König war nicht nur Sammler, dessen Privatgallerie manche Perle, einen Rembrandt ersten Ranges u. a., enthielt; er zog Künstler ins Land, Bacciarelli wurde Hofmaler, Norblin und andere; gab Aufträge: so wurden im Schlofssaale Polens Könige verewigt, ein Standbild des Sobieski feierlich enthüllt; er schickte talentierte Jugend auf eigene Kosten ins Ausland, nach Italien. So legte er die Anfänge zur Entwicklung einer nationalen Kunst. Auch Musik fand verständnisvolle

Pflege; so wetzte in Slonim Oginski die Schlappe, die er als litauischer Hetman durch die Russen erlitten, als polnischer Komponist und Dichter wieder aus. Ja sogar für ein nationales Ballett wurde gesorgt; aus seinen Leibeigenen hob es Tiesenhaus aus, und als seine Fabriken und Etablissements und andere voreilige Unternehmungen alle gescheitert waren, sorgte der König auch für diese Tänzer-Kinder.

Bleibendes und Tüchtiges wurde auf anderen Gebieten geleistet; der so lange vernachlässigte Wohlstand des Landes begann sich sichtlich zu heben: schon die Ziffern der Finanzgebahrung bewiesen dies, die Vermehrung der Bevölkerung, das Aufblühen von Handel und Gewerbe; mochten auch die Uhrmacher, die Buchhändler (der berühmte Gröll z. B., dessen Drucke durch ihre Sauberkeit und Sorgfalt von der »sächsischen« Liederlichkeit stark abstachen) u. s. w. Ausländer sein, sie akklimatisierten sich rasch und sanken in die heimische Bürgerschaft völlig ein. »Sarmatien« wurde europäisch, allerdings nicht auf einmal und nicht gleichmäfsig; je weiter sich der Reisende von Warschau entfernte, desto mehr stiefs er auf Trümmer und Ruinen — in dieser Art Architektur sind wir allen Völkern über, scherzte trübselig Krasizki —, aber stiefs dafür auch in entlegenen Gegenden, z. B. in Kozk der Fürstin Jablonowska, auf Sammlungen, industrielle Unternehmungen, gemeinnützige Anstalten, die den höchsten Eindruck von der Kultur der Betreffenden erwecken mufsten. Und Kozk stand nicht vereinzelt da.

Die Selbständigkeit des Staates hatte die »Stanislaische Epoche« allerdings nicht mehr zu wahren vermocht. Ein Staatsgebilde, in welchem der König keinerlei Macht besafs und an seinen unabsetzbaren Ministern, am Hetman oder Kanzler, die unerbittlichsten Feinde hatte, an deren Widerstand alles scheiterte, auswärtige Aktionen wie Reformen im Innern; in welchem der pflichtentwöhnte Adel sich des Vollgenusses von Rechten ohne Gegenleistungen erfreute und dem Staate seine Existenzbedingungen, Geld und Soldaten, vorenthielt; in welchem der Bürger und der Bauer, von jedem Anteil am nationalen Leben ausgeschlossen, in Unwissenheit, Apathie und Trunk versanken —, ein derartiges Staatsgebilde inmitten von absolutistischen, waffenstarrenden Monarchien; eine Republik ohne republikanischen Geist und nur mit eigensüchtiger, verblendeter, alles lähmender

Opposition; ein oligarchisches Regiment mit den einander bekämpfenden Oligarchen war auf die Dauer unmöglich, reizte nur den Vergrößerungstrieb der Nachbarn und beschleunigte selbst durch unzeitige und ohne die nötige Entschlossenheit unternommene Reformen, sowie durch eine Politik der Gefühle und ein optimistisches Vertrauen auf ganz unzuverlässige Bundesgenossen die Auflösung. Den politischen Bankrott dieser Epoche mußte nur ihr großer kultureller Fortschritt aufwiegen, der das Auflösungswerk erfolgreich bekämpfte; man war unwillkürlich den Ratschlägen von Rousseau und Mably gefolgt: lasset euch teilen, aber nicht verdauen, und dazu müßt ihr euch aufklären.

Die Stanislaische Kultur stand zur sächsischen Unkultur in einem ganz eigenartigen Verhältnisse; sie übersprang das spezielle polnische Mittelalter und knüpfte unmittelbar an die Traditionen des 16. Jahrhunderts an. Ein Vers des Krasizki oder Naruschewicz von 1770 hat mit einem Verse von 1750 in Ausdruck, Stil und Gedanken nichts Gemeinsames, wohl aber ist er die unmittelbare Fortsetzung von einem Kochanowski von 1570: nicht das zwanzig, sondern das zweihundert Jahre Alte ist somit die nächste und eigentliche Vorstufe. Ebenso weckte Staschiz die Erinnerung an Zamoyski, d. h. an 1585, wenn er 1785 die Verblendeten zur Umkehr mahnen wollte. Das 17. Jahrhundert, besonders aber die Jahre 1700—1760, waren somit die »mittleren Zeiten«, welche von der glänzenden Vergangenheit trennten; jetzt erst läuterten sich wieder alle Anschauungen, die litterarischen, politischen, socialen; doch nicht auf einmal und nicht mit gleichem Erfolge. Am gründlichsten die litterarischen; in der That brach man entschieden und rasch mit allem Alten; der »Geschmack«, die Aufklärung stürzten an einem Tage die Idole der sächsischen Zeit, die Vorliebe für die versifizierte Prosa, für die gesprenkelte Sprache, für die Lobhudeleien der Großen und Kleinen, die Abkehr von den modernen Ideen, den Fanatismus im Glauben und die Ignoranz in den elementarsten Dingen; die chinesische Mauer, die die Gedankenwelt abgesperrt hielt, wurde ohne Kampf eingerissen.

Doch schon die politische Umwälzung ließ sich nicht mehr glatt durchführen, sie hinkte erst 1791 nach, war nicht ohne eine Art Staatsstreich durchzusetzen, und stieß faktisch auf erbitterten Widerstand, an dem sie scheiterte; mit der socialen

hatte es noch längeres Bewenden. So kam es denn, daſs das im Schlendrian, Anarchie und Apathie versunkene adlige Volk, namentlich die ganze ältere Generation, ohne Kampf die Katastrophe hinnahm; daſs es, mit Einfluſs der Fremden seit vielen Dezennien vertraut, sich mit dem Gedanken auch der Fremdherrschaft aussöhnte, zumal diese in den aufgeregten Zeiten eine Bürgschaft gegen Revolutionäre und Jakobiner bedeutete; die Steuern und Soldaten, die man dem eigenen Staate verweigert hatte, zahlte und stellte man dem fremden und hielt dafür wenigstens Besitz, Vorrechte und religiöse Freiheit für immer gesichert; der Aufstand des Kosziuschko fand demnach nicht in der »Nation«, sondern nur bei dem Heere, mit seinen neuen Ehr- und Pflichtbegriffen, und bei Bauer und Bürger, bis zum Juden, Wiederhall. Als der pflichttreue »Diktator« und sein tapferes Heer bei Maziejowize von der Übermacht erdrosselt waren, hörte jeder Widerstand auf. Das alte Polen war verschwunden, aber daſs aus dem Ruin des Staates die Nation als solche zu neuem Leben erstand, verdankte sie in erster Reihe der Spannkraft ihrer Kultur, welche, durch die Jahrhunderte aufgehäuft, auch im polnischen »Mittelalter« der Sachsenzeit nur zurückgedrängt, nicht erstickt war.

Wohl konnte die erlauchte Republik aus der Reihe europäischer Staaten gestrichen werden, aber Nation und Kultur blieben bestehen. Polnische Sitte und Sprache hatten sich ausgedehnt, soweit der staatliche Rahmen gereicht hatte, weit über die eigene, ungleich engere ethnographische Basis, wenn auch nicht überall gleichmäſsig; in den weiten russisch-litauischen Gebieten waren Adel und Bürgerschaft, und auch diese nicht überall, vollständig polnisch und gröſstenteils katholisch; das untere Volk blieb in seiner ethnographischen Besonderheit, oft auch im Glauben unangetastet. Für das Auge gab es nur den polnischen Firniſs; die Russen selbst, d. h. die Regierung, sahen die russisch-polnischen Gebiete als ganz polnisch an, kümmerten sich nicht um die »russischen Brüder«, und erst nach Dezennien entdeckte man sie in Podolien oder Wolhynien, gerade wie auch die österreichische Regierung die »Ruthenen« in Galizien erst später fand. Russische Eroberungspolitik in Polen war somit durchaus frei von nationalen Rücksichten; in den Vordergrund wurden etwa religiöse geschoben, denn die

einstige Protestantin Katharina, deren einzige Religion und Glaube ihr Absolutismus war, warf sich ebenso zur Beschützerin der »bedrückten Orthodoxen« auf, wie sie die polnischen Freiheiten gegen die Despotie der Maikonstitution schützte! Erst im 19. Jahrhundert knüpfte an die Entdeckung der Klein- und Weifsrussen die Russifizierungspolitik an, und da die oberen Schichten des Besitzes und der Intelligenz von den unteren in Sprache und Glauben geschieden waren, ging ihre Entwurzelung leichter von statten. Vorläufig waren alle diese Länder polnisch geworden und schienen es bleiben zu sollen; in Litauen und Podolien, in Wilno und Krzemieniez fühlte sich das polnische Element ebenso gefestet und sicher, wie in Warschau oder Krakau, in Gnesen oder Posen.

Das hatte die alte Republik endlich erreicht: die provinziellen, lokalen Unterschiede konnten bestehen bleiben, aber über Polen wie Litauen, über Westpreufsen wie Podolien war dasselbe Gefühl der Zusammengehörigkeit, dieselbe Kultur und Sprache, dieselben religiösen und socialen Anschauungen verbreitet, und auf dieser Grundlage, dem Vermächtnis aller vorausgegangenen historischen Entwicklung, konnte man auch der düstersten Zukunft entgegensehen. Diese Zukunft mufste sich nun aussichtsvoller gestalten, da der Republik noch etwas anderes gelungen war: war man in die Neuzeit mit einem national und politisch noch halb indifferenten Bürgertum eingetreten, das in seinem späteren, tiefen, materiellen Verfall sich förmlich selbst aus dem nationalen Leben ausschaltete, so war das Hauptverdienst der Stanislaischen Epoche gewesen, dafs die Reform der städtischen Verhältnisse angebahnt wurde, dafs ein patriotisches Bürgertum erstand, an dessen Spitze sich namentlich die Warschauer, die Dekert, Dulfus u. s. w. stellten, dafs die Maikonstitution einen tiers état und seine Rechte voll anerkannte, dafs die »Verbrüderung« zwischen Adel und Bürgertum offen als Ziel hingestellt werden konnte: diese, wenn auch späte, aber äufserst fruchtbringende, ja entscheidende Verbrüderung fand ihre Weihe durch massenhafte Eintragungen des Adels in die Bürgerlisten und ihre Bluttaufe in dem Gemetzel der vielen Tausende, das Suworows Soldaten in Praga anrichteten. Das Bürgertum war endgültig polnisch geworden; Polens kulturelle und nationale Basis war sichergestellt.

## SIEBENTES KAPITEL.

# Pseudo-Klassik.

Ins neue Jahrhundert war die Nation mit allen äufserlichen Anzeichen vollständiger Auflösung eingetreten. Ihr bisheriger ausschliefslicher Repräsentant, der Adel, schien seine Vaterlandslosigkeit mit stoischer Ruhe hinzunehmen, wirtschaftete auf seinen Gütern, wie der Podstoli des Krasizki, oder, in der Mehrzahl der Fälle, genofs in den Hauptstädten das Leben in vollen Zügen; Lemberg und Warschau namentlich, wo Fürst Joseph Poniatowski, der Neffe des Königs, den Ton der goldenen Jugend vom »Blechpalast« her angab, sahen niemals wieder solche Zeiten frivolster Ausgelassenheit, eines Taumels von Vergnügungen und Kurzweil. Jeder hatte jetzt sein neues »Vaterland«, manche deren sogar mehrere, als sujets mixtes, und besonders erfreute sich der frischgebackene Südpreufse und Neupreufse am fidelsten Treiben, gewährten doch die Berliner Institute Kredit nach Herzensbegehr, schien sonst alles beim alten bleiben zu sollen. So vertollte man in Saus und Braus die Tage und bildete sich der Typus des »polnischen Grafen«, der dann noch jahrzehntelang der gesuchteste und beliebteste Gast in allen Bade- und Spielorten wurde; der gedankenlose und frevelhafte, aber angeborene Leichtsinn fand wenigstens darin eine Art von Entschuldigung, ja förmlicher Begründung, dafs jede civile und militärische Carriere dem Polen meist verschlossen blieb; dafs nicht jeder in der Beaufsichtigung der Mistfuhren und Zählung der Getreidehaufen seinen einzigen Beruf erkennen mochte; dafs somit diese erzwungene, aufgedrängte Unthätigkeit eine ernstere Lebensauf-

fassung von vornherein unmöglich machte. Doch nicht umsonst sagte der Dichter: unser Volk ist wie die Lava, kalt und hart von oben, trocken und scheuſslich, aber das innere Feuer wird nicht in einem Jahrhundert erkalten. Und die Wirkungen dieses inneren Feuers zeigten sich allenthalben, von den unbedeutendsten Anzeichen bis zu folgenschweren Eruptionen.

So repräsentierte z. B. der wandernde Thespiskarren des Wojciech Boguslawski ein Stück nationalen Lebens. Nach dem Aufhören des Warschauer ständigen Theaters tauchte jetzt der Direktor mit seiner Truppe in Posen (zu S. Johannis) und in Krakau, in Lemberg und in Warschau auf; seine Vorstellungen in den improvisierten Bühnen, mochten sie nun mexikanische Tragödien oder heimische Stücke, wie die enthusiastisch aufgenommenen »Krakauer und Gebirgsleute«, das erste Volksstück, oder moderne Komödien, wie die »Modespasmen«, bringen, fanden aufserordentlichen Zulauf, weckten den Sinn für nationale Bühne und Dramatik. Wichtigeres ging in Warschau vor: der loyale Diener der Hohenzollern, Fürstbischof Krasizki, war aus Heilsberg als Primas-Erzbischof nach Lowicz übergesiedelt, und getreu seinem Grundsatze: nur ein niedriger Mensch verzweifelt, suchte er das 1794 jäh abgebrochene und nun erlöschende Leben neu anzufachen; wohl fiel es bei der allgemeinen apathischen Prostration schwer: unser fünf denken, zwei sprechen, einer (der Primas selbst, der schon 1801 in Berlin starb und nur deutsche Nekrologe erhielt) schreibt; da keine Bücher mehr erschienen, gab er seine »Woche« mit eigenen Beiträgen, Fabeln, Erzählungen heraus und wirkte bei der Errichtung einer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften mit, die aus Zusammenkünften bei Albertrandi hervorgegangen war; mochten nun ihre Anfänge noch so bescheiden sein, aber dafs jetzt ins Leben trat, was unter August III. und Stanislaw trotz aller Bemühungen und Versuche eines Zaluski nicht hatte erreicht werden können, war ein Zeichen der neuen Zeit, die auf Rettung und Erhaltung von Sprache, Kultur, Tradition drängte. Bezeichnend waren die beiden ersten Vorträge der öffentlichen Sitzungen: des Expiaren Dmochowski Gedächtnisrede auf Krasizki und des Jan Sniadezki Abhandlung über Kopernikus, die, bald ins Französische, Englische und Italienische übersetzt, zum erstenmal die alte Arbeit des Gassendi wesentlich erweiterte und

ergänzte und ein schönes Mittelglied der polnischen Kopernikuslitteratur abgiebt, zwischen den Broscius und Starowolski des 17. Jahrhunderts und derjenigen seit 1854 in Warschau, die jetzt durch L. Birkenmajer in Krakau zum krönenden Abschluſs gelangt. Beide inaugurierten würdig die neue Richtung, der sich bald als bedeutendstes anschloſs das groſse historische Wörterbuch der polnischen Sprache, das, von dem Sachsen Linde mit Hilfe eines Czartoryski und namentlich Ossolinski ausgeführt, den erheblichsten Fortschritt nicht nur in der polnischen, sondern in der gesamten slavischen Lexikographie bezeichnet, Dezennien lang durch die Fülle seiner Zusammenstellungen nirgends erreicht, noch heute durch kein anderes ersetzt blieb. Und wie dieses Wörterbuch nicht die Gegenwart berücksichtigte, sondern der Vergangenheit zugewandt war, ward auch sonst der historische Sinn und das Sammeln von Zeugnissen der Vergangenheit, zumal ihrer Bücher und Handschriften, beliebt. Die groſsartige, früher Zaluskische, später nationale Bibliothek war zwar als billige Kriegstrophäe nach Petersburg verschleppt, und Seume erzählte, wie es dabei zuging; diese gewaltsame Lücke füllten nun Privatsammlungen allmählich wieder aus, die des Czazki in Poryzk, des Ossolinski, welche dem Lindeschen Wörterbuch zu Grunde lag, der Czartoryski in Pulawy. Pulawy, wo auch die Fürstin selbst ein Museum für vaterländische Erinnerungen und Reliquien im Sibyllentempel anlegte, ward überhaupt Brennpunkt polnischen gesellschaftlichen Lebens, mit bewuſster Pflege nationaler Traditionen, mit Behauptung eines hohen geistigen Niveaus, auf dem Kultur- und litterarische Aufgaben jeglicher Art unternommen werden konnten: neben den jetzt allerdings verstummten Kniasnin und Zablozki haben sich ja die Damen des Hauses, Fürstin Isabella und ihre Tochter Maria von Württemberg, bedeutende Verdienste um populäre und belletristische Litteratur erworben.

Der Bruder der Fürstin Maria, Fürst Adam Czartoryski (1770—1861), befand sich seit längerem als eine Art Geisel für das Wohlverhalten der Familie in Petersburg, wo er innige Freundschaft des spätern Kaisers Alexander I. erwarb. Der Fall des Vaterlandes hatte auf den edlen, patriotischen Sinn tief gewirkt: 1795 war sein »polnischer Barde« entstanden, der in Klängen Ossians und Youngs die Katastrophe, zwar mit geringer epischer Anschaulichkeit, aber mit dem Geständnis eigenen Ver-

schuldens, der Hoffnung auf Wiedergeburt, im Vertrauen auf göttliche Vorsehung, auf eine besondere Mission Polens ergriffen aussang: eine Stimme desto schätzbarer, je seltener sie damals erklang, die freilich vorläufig im Manuskript verborgen blieb, wie z. B. Gedichte eines Ungenannten, der, auch aus Youngs Nachtgedanken Vorbilder schöpfend, das Elend des Unterganges schilderte, aber, seine Harfe zerbrechend, in neuen Kampf zu eilen mahnte. Die Thronbesteigung Alexanders eröffnete dem Fürsten, der nun zeitweilig die äufsere Politik Rufslands leitete, aufserordentliche Perspektiven; unter seinem Einflufs wurde eine der wichtigsten Aufgaben erfolgreich gelöst, die Neuordnung des öffentlichen Unterrichtes in Russischlitauen und Russischpolen.

Die Arbeit der Edukationskommission war durch den Krieg und die Teilungen, wie alles andere, jäh abgebrochen worden; der Unterricht in Galizien wurde in deutschen, germanisatorischen Bahnen geleitet, ebenso jetzt der Unterricht in Preufsisch-Polen, in Posen und Warschau, wo das neugegründete Lyceum deutsche Lehrer und Sprache erhielt, die Gründung einer Universität abgelehnt, die Polen auf den Besuch von Frankfurt und Königsberg angewiesen wurden. Ein nationaler Unterricht war somit nur in Russisch-Polen möglich, wo die späteren russifikatorischen Tendenzen noch tief schlummerten, wo an den alten Anstalten, d. h. meist Ordensanstalten der Basilianer, Dominikaner u. s. w., nichts geändert war. Die erste Sorge der neuen Regierung seit 1800 galt nun dem Unterrichtswesen, und so gelang die Neuorganisierung desselben durch das Zusammenwirken aller berufener Faktoren. Im Centrum dieser Organisation stand die einstige Jesuitenuniversität Wilno, die vielfach mit fremden, deutschen Kräften besetzt wurde (der klassische Philologe Groddeck u. a.), an der jetzt zum erstenmal das weltliche Element vorherrschte und die eine dreifache Aufgabe zu erfüllen hatte: denn neben der Hochschule funktionierte sie als Unterrichtsbehörde für den gesamten Lehrbezirk, d. h. sie ernannte die Lehrer, normierte das Unterrichtsprogramm und visitierte die Schulen; aufserdem war sie als eine Art gelehrter Gesellschaft gedacht, mit ständigen und teilweise öffentlichen Sitzungen. In den 28 Jahren, die ihr zu wirken vergönnt war, hat die Universität Wilno ganz Aufserordentliches geleistet: um ein Jahrhundert hat sie die Russifizierung dieser Länder hinausgeschoben, klagte

nachher ihr Verfolger, der »Liberale« und Freund Alexanders, Senator Nowosilzow. Sie wirkte im Geiste milder Aufklärung, ohne antiklerikale Spitzen, trotzdem ihrem Lehrkörper viele Freimaurer angehörten; sie hat eine ganze Generation fähiger, ernster, wifsbegieriger Männer erzogen; sie sorgte für gelehrten Nachwuchs, indem sie tüchige Kandidaten im Auslande sich weiter bilden liefs; sie zählte in ihren Reihen namhafte Gelehrte, wie den Chemiker Sniadezki, taktvolle Männer, wie dessen Bruder, den mehrjährigen Rektor und Mathematiker Sniadezki, der die Universität vor Napoleon wie vor Alexander I. mit Würde repräsentierte, loyale Charaktere. Sie war das angesehenste wissenschaftliche Institut, weder die ganz deutsche Universität Lemberg noch das zwischen deutschen und polnischen Formen schwankende Krakau reichten an sie heran. Unter ihren älteren Männern ragten die beiden Sniadezki hervor, von denen der Mathematiker eine weit über die Grenzen seines Specialfaches reichende Thätigkeit entfaltete, treffliche Handbücher (z. B. der physikalischen Geographie, auch ins Russische übersetzt) verfafste, mit dem Aufsatz »über Kopernikus« eine erste gediegene Schrift über den Astronomen in der heimischen Sprache lieferte, in Reden und Abhandlungen Locke und die englische Philosophie popularisierte.

Während Czartoryski und die Rektoren im offenen, vorbehaltslosen Anschlufs an das Rufsland Alexanders I. das friedliche Werk inaugurierten, hatten längst ungeduldigere, optimistischere, unerfahrenere Elemente, die dem Joche sich nicht fügen wollten, in den Umwälzungen von West- und Südeuropa auch für Polen eine verheifsungsvollere Zukunft erwarteten, die Heimat verlassen und mit den französischen ihre eigenen Geschicke verflochten. Zwar war das polnische Heer desorganisiert worden, Kosziuschko, Niemzewicz, sein Adjutant u. a. waren in der Petersburger Festung, von wo sie Pauls Regierungsantritt befreite, Niemzewicz ging nach Amerika, Kosziuschko verlebte den Rest seines Lebens in der Schweiz, unzugänglich gegen Napoleonische Anerbietungen. Aber andere Generale boten ihre Dienste der Republik, dann dem Konsul an; es scharten sich um sie die Reste der Armee, wie neue Freiwillige, und so entstanden die polnischen Legionen mit ihren bald so populären Führern, wie Dombrowski, Kniasiewicz u. a., der Kern eines neuen polnischen Heeres, die Hoffnung der

Patrioten, zugleich auch die Wiege einer speciellen Litteratur. Denn wo sie auch kämpfen mochten, in der Schweiz und Italien, in Deutschland und Spanien, ja auf San Domingo in den Antillen, überall war der Gedanke an das Vaterland der Stern, der sie bei diesen entfernten, hoffnungslosen Unternehmungen leitete, und ihre Sehnsucht krystallisierte sich in der »Poesie« dieser Legionen.

Sie erinnerte in ihrer Kunstlosigkeit, Anonymität und mündlichen Verbreitung an die Poesie der Barer Konföderaten, aber der neuen Generation war das religiöse Element jener bereits fremd, für Marienkult hatten ja Direktorium und Konsulat kein Verständnis mehr. Sie betonte daher politische und patriotische Momente, die Freuden und Leiden des Kriegers, seine Sorglosigkeit und Todesverachtung, besang das Liebchen und das Röſslein, Säbel und Pfeifchen, und schon vor der Ankunft der ersten Legionäre selbst hatten ihre Lieder den Weg in die ferne Heimat gefunden, die Vorboten des Frühlings, unter ihnen das noch heute wie vor bald hundert Jahren so populäre »Noch ist Polen nicht verloren«, der Marsch des Dombrowski. Ja, diese Poesie holte weiter aus: in der oft unfreiwilligen Muſse des Lagerlebens »redigierte« man Zeitungen (»Dekaden«), erdachte Romane, wie Cyprian Godebski seinen »Grenadier-Philosoph«, seine Idyllen aus dem Krakauer Lande, seine Liebes- und Freundeslieder. Und hier wurden oft Töne angeschlagen, die sich mit den daheim gewohnten nicht deckten.

Nach den Liedern kamen sie endlich selbst, die einstigen Legionäre, jetzt ein polnisches Armeecorps unter Poniatowski, und wenn sie auch vorläufig nur ein Warschauer Groſsherzogtum mit dem Sachsen an der Spitze brachten, so war man einer gröſseren Zukunft sicher, und verstummen muſsten alle Zweifler an Napoleon, seinem Stern und seinen wahren Wünschen für Polen; nur Kosziuschko, Czartoryski, Wybizki teilten den Enthusiasmus nicht. Treuer hielten die Polen zum Cäsar als alle seine anderen Verbündeten; zwar erschöpften Kontributionen und Rekrutenaushebungen das arme Land, aber polnische Ulanen bildeten die letzte Eskorte auf der Flucht aus Moskau, fochten an der Beresina wie bei Leipzig, und verlieſsen den Kaiser erst, als er sie selbst entlieſs. General Krasinski führte die Reste der Armee nach Polen zurück. Denn ein Polen war doch erstanden; das Groſsherzogtum Warschau hatte sich zwar noch ephemerer

erwiesen als Süd- und Neupreußen, aber Alexanders I. humaner Sinn und Gerechtigkeitsgefühl und Treue gegebenen Versprechen hatten den Diplomaten zum Trotz das Königreich Polen, Kongreßpolen, mit voller Autonomie, mit eigenem Heere, mit konstitutionellem Regime erstehen lassen. Jetzt zeigten die Polen, wie sie es bereits im Großherzogtum gethan hatten, daß wenn sie die Kultur von Fremden bekommen haben, sie ihre Meister wohl auch übertreffen konnten; in der kurzen Spanne Zeit, unter den ungünstigsten Verhältnissen, wurde Erstaunliches geleistet. Stanislaw Potozki als Unterrichtsminister hatte die trostlosesten Zustände angetroffen und hinterließ nach zehnjähriger Thätigkeit eine reiche Organisation nach bewährten Mustern von der Universität in Warschau bis zu den Dorfschulen hinunter; Fürst Lubezki ordnete die zerrütteten Finanzen in musterhaftester Weise; das Heer zeichnete sich durch Disciplin und Bravour aus; Administration und Justiz waren ganz im modernen Geiste geleitet; der Wohlstand nahm mit dem Aufschwunge des Gewerbfleißes und Handels merklich zu, und die endliche Beruhigung, Festigung der bis dahin so schwankenden Verhältnisse war eingetreten; nur mit Neid konnten »Galizier« und »Posener« auf ihre glücklicheren Brüder blicken. Jetzt brach auch die Zeit erneuter litterarischer Thätigkeit an.

Die Periode der Kämpfe, 1800—1815, hatte die Musen endgültig verbannt, es genügte, wenn sie zur Feier des Sieges über die Österreicher oder zur Begrüßung des heimkehrenden Heeres oder zur Verherrlichung Napoleons oder bei seinem Fall mit einer Ode sich einstellten. Man schrieb und las nichts außer Zeitungen, Requisitionsboletten und Steuerzetteln; Not der Zeit und Reste der alten Indolenz wirkten zusammen; die Sorge wegen des morgen ließ die Muße von heute nicht gewähren. Erst nachdem alle diese Stürme verrauscht waren, traten Thalia und Erato und der ganze Olymp in ihre angestammten Rechte.

Denn mochte auch in Europas Geist, Institutionen, Gesellschaft der alte Zopf unwiderruflich abgethan sein, in der Litteratur, in Frankreich wie in Polen, schien an Perücke, Degen und Schnallen die Revolution wirkungslos vorbeigegangen zu sein. Thalia, Erato und der Olymp schienen die Alleinherrschaft aus der Zeit vor Bastille, Konvent und Waterloo beibehalten zu haben; die Pseudoklassik der drei Einheiten im Drama, des be-

schreibenden Gedichtes, der überirdischen Maschinerie im Epos, des erkünstelten Enthusiasmus in der Ode; die Allegorien in den Erfindungen, die Antithesen im Stil, die Korrektheit in der Sprache; die Einschränkung von Phantasie und Gefühl, die ausschliefsliche Betonung der »raison«, der stete Hinweis auf die unerreichten römischen und griechischen Muster: das alles schien noch denselben Anspruch auf ewige Gültigkeit und ausschliefslichen »Geschmack« zu haben als in der guten alten Zeit, da Voltaire seine »Zaire« und seine »Henriade« zimmerte, Delille die »Jahreszeiten« und »Gärten« zusammenflickte oder gar Boileau die Regeln des »Geschmackes« leimte. Die totale Umkehr der germanischen Welt von diesem poetischen Tand und Flitter war in Frankreich und Polen gleich unbeachtet geblieben; die Litteratur der Deutschen, geographisch Polen so nahe, lag ihnen ferner als die antike, als jede andere.

An Frankreich hing Polen noch mit tausend Fäden. Die engeren Beziehungen — abgesehen von dem kläglich abgebrochenen Anjouintermezzo — hatten schon begonnen, als Christoph Opalinski im Namen seines Königs um die Ludovika Maria geworben hatte; dann waren die französischen Kandidaturen auf den polnischen Thron, die französischen Einflüsse in der hohen Gesellschaft gekommen; die Kandidaturen verloren sich zwar 1699 endgültig, aber die gesellschaftlichen und bald auch litterarischen Einflüsse wurden immer intensiver, das Nancy des Leszczynski, das Paris der Lebemänner verstärkten sie zusehends. Dann kam die Waffenbrüderschaft, die Franzosen, die an der Seite der Barer Konföderierten fochten, die Polen, welche bei Marengo, auf San Domingo, in der Schlucht von Somosierra glorreich kämpften, bei Leipzig den Rückzug deckten. Das Grofsherzogtum verdankte man Napoleon; nicht nur französische Moden, seit 1700, französische Uniformen seit 1800, sondern auch der Code Napoléon und französische Administrationspraxis waren die herrschenden; kein Wunder, dafs in diesen Chor die Litteratur einstimmen mufste. Sie hatte dies schon in der Stanislaischen Periode gethan; jetzt that sie es noch exklusiver. Jene älteren hatten über die Franzosen zu den Alten selbst und zu den Italienern zurückgegriffen, und waren trotz aller Nachahmung selbständig, wozu schon ihr Talent sie befähigte, die Anpassung *an ihre* Gegenwart und nächste Umgebung zwang, die Vielseitig-

keit und Gröſse ihrer Aufgaben sie brachte. Die jüngeren Nachahmer der Franzosen dagegen, diese Warschauer Klassiker mit ihrem Wilnoer Anhang, betrachteten nicht mehr Poesie und Kunst als eine Hauptaufgabe ihres Lebens und schränkten nicht nur die eigene Thätigkeit, sondern die Aufgaben der Poesie selbst erheblich ein. Kaum war in der vorigen Periode die Kunst blutigen Dilettanten und zufälliger, unzusammenhängender Pflege entronnen und hatte eine Stelle im öffentlichen Leben errungen, so gab sie jetzt dies alles wieder preis. Wieder traten an die Stelle von Dichtern von Beruf Dilettanten, Theaterdirektoren, Professoren, Referendare (Staatssekretäre), Soldaten, die in den Pausen ihres Dienstes oder ihrer Muſse an die Altäre der Musen herantraten. Sorgfältigere Form, gepflegter Vers, gewähltere Sprache verdeckten den Mangel von Gefühl und Geist; in der Schnürbrust des Geschmackes und der Regeln ging diesen »Dichtern« aller Atem aus.

Auf dem polnischen Parnasse der zwanziger Jahre herrschten besondere Sitten. Eine gewählte Gesellschaft, respektvolle Verehrer der Damen, von tadellosen Umgangsformen, brachten die Korrektheit aus dem Salon in die poetische Werkstätte. Gesellschaftliche Empfehlungen, die Abfassung einer Elegie oder Ode, eines Epigrammes oder einer Fabel sicherten Aufnahme in die Zunft, Schutz vor Aristarchen, Namen in den Salons. Man verteilte brüderlich die lobenden Epitheta eines polnischen Horaz oder Rousseau (des Odendichters), eines polnischen Vergil oder Delille, eines polnischen Corneille oder Racine; man feilte einander die Verse, förderte bereitwillig fremde Arbeit, kannte keinen Neid oder Haſs, keine Überstürzung, Anstrengung, Ernst; der Referendar Kosmian setzte behutsam Vers an Vers an seinen »Landbau«, jahrelang erwartete man geduldig die Erscheinung des Wunderwerkes, dessen Episoden man immer wieder in den Salons vortrug; als das Werk nach 25jähriger Arbeit erschien (1839), war jede Klassik und beschreibendes Gedicht längst eingesargt. Es zählte an 2000 Verse und ahmte in seinen vier Büchern Vergil nach, aber der Verfasser betonte ausdrücklich, daſs nie in ihm ein so vermessener Entschluſs erstanden wäre, nach Vergils Ruhmeskranz die Hände auszustrecken, dem kein Sterblicher im Reime gleichkam und der für die Welt sang, da er in Rom sang. Er zog es denn vor, einfach zu wiederholen,

was der Unsterbliche gesagt hatte, statt verblendet nach eigener Eingebung herumzuschweifen und abzuirren; das Werk liefs auch trotz der Form und der Regeln und der äufserlichen Anpassung an polnische Verhältnisse den Leser vollständig kalt.

Nicht besser erging es seinem heroischen Epos. Der Chozimer Krieg des Krasizki genügte nicht; man übersetzte die Henriade um die Wette; andere, Musnizki, Tomaschewski, versuchten nach demselben Rezepte eine »Poltawa« (Sieg Peters 1709) oder eine »Jagiellonide« aufzubauen: letztere schilderte in zwölf Gesängen alle Kriegszüge des Jagiello, verglich den Jagdlärm im Walde mit dem Tosen der Völkerschlacht bei Leipzig, liefs bei den Festspielen die bastbeschuhten Litauer auf Quadrigen rennen und ihren Dichter den Gangeszug des Bacchus besingen — aber eine Berühmtheit sichert sich die mühselige Arbeit nur dadurch, dafs der jugendliche Mizkiewicz seine ersten litterarischen Sporen an ihr verdiente. So schien der Platz für eine nationale Epopöe offen, und da die »Klassiker« für jedes poetische Genre ein vaterländisches Muster verlangten, so machte sich Kosmian an einen »Stefan Czarnezki, Poem in zwölf Gesängen» — die seit der Äneis obligatorische Zahl —, in welchem nach allen Regeln, eine einzige Handlung, Polens Befreiung aus Feindeshänden, von einem einzigen Helden an einheitlichem Orte (innerhalb des ganzen Polen, aus dem sich nur einmal der Held entfernte, aber dasselbe hätten Äneas und Henri Quatre auch gethan) innerhalb eines Zeitraumes (ununterbrochen durch fünf Jahre) ausgeführt wurde, mit den nötigen Episoden, die mit der Haupthandlung enge zusammenhingen, mit den unentbehrlichen übernatürlichen Kräften, die nur eine bestimmte Gestalt annahmen. Trotz der patriotischen Tendenz und wuchtigen Sprache konnte die Geschichtsklitterung nur denjenigen Leser einnehmen, der eine Verherrlichung der Vergangenheit verlangte und die langweiligsten Reden und Personifikationen mit in den Kauf nahm.

So präsentierte sich das Epos und das beschreibende Gedicht; wie hier die Henriade und Delille, so herrschten in der Dramatik Cid, Andromache und Merope in unumschränkter Herrlichkeit. Zwar mufsten der alte Boguslawski, der nunmehr von neuem eine ständige Bühne leitete, hierauf sein Schwiegersohn und Nachfolger in der Entreprise Ludwik Osinski, dem Moloch des Repertoires alle möglichen Opfer bringen, auch einen »Abellino

der Bandit«, die »Eiserne Maske« u. dgl., aber litterarisch zählten nur die »historischen« Tragödien der französischen Schule, die fortwährend neue Übersetzer fanden. Der aus Amerika 1807 zurückgekehrte Niemzewicz trat auch hier in die Bresche, dichtete Tragödien (Wladyslaw bei Warna, Piast, Zbygniew, Kiejstut, Jadwiga) ohne gröfseren Erfolg, trotz der vaterländischen Themen, sehr anständige Deklamationen, ohne historisches Kolorit, ohne dramatische Steigerung und scenische Effekte, dafür oft mit deutlich erkennbaren Beziehungen auf die Gegenwart. Nicht besser erging es Franz Wenshyk, trotzdem sein »Befreites Rom« als Gelegenheitsstück — nach der frischen »Befreiung« Warschaus von den Österreichern — wirken mufste, und dem General Kropinski und seiner »Ludgarda«, natürlich auch aus der polnischen Geschichte. Diese regte endlich den ehemaligen Sekretär des Kosziuschko, Alois Felinski, zu dem grofsen Wurf an. Er hatte in Übersetzungen des Delille, Crebillon und Alfieri sich versucht, vor seiner »Barbara Radziwil«, die 1811 gedichtet, nach der Horazianischen Vorschrift lagern mufste, ehe sie Freunde billigten und Osinski aufführte. Das für den Verfasser der offiziellen Hymne (»Gott, der du Polen durch so viele Alter«) eingenommene Publikum bereitete der »Barbara« 1817 einen enthusiastischen Empfang. Und in der That ragte sie durch Adel der Diktion und Gesinnung weit hervor; die dramatischen Einheiten waren gewahrt; den »braven« Figuren waren die lautersten Motive, Vaterlandsliebe, wetteifernde Entsagung auf eigenes Glück, Mäfsigung, den »bösen« ebenso die unlautersten zugeschoben; was an Aktion und Ideen fehlte, ersetzte oder verdeckte der tönende Vers. An dem rein rhetorischen Charakter, an den überlangen Tiraden, an der Dürftigkeit des Vorwurfs und an der nicht genügenden Motivierung der Katastrophe stiefs man sich nicht, konnte man doch die Vaterlandsliebe eines Sigismund August, des Tarnowski, der Barbara auf der Bühne bewundern. Und die Tragödie erhielt sich bühnenwirksam, ja sie wird noch ab und zu wegen der Paraderolle der Barbara aufgeführt. Gröfsere Erfolge waren diesem Theater nicht mehr beschieden, auch Wenshyk, Übersetzer des Don Carlos und Kenner Schlegels, wagte nicht in der Praxis die Schablone zu verlassen.

Zu diesen Schildhaltern des »klassischen« Geschmackes, die keinerlei Kompromisse kannten oder duldeten, zu Kosmian und

Felinski, gesellte sich als dritter unbeugsamer Kämpe der gewesene Rektor von Wilno, Sniadezki, der in die litterarische Arena herabsteigend seine Landsleute und speciell die Jugend vor allen romantischen Anwandlungen bewahren wollte; immer häufiger wurden ja die Erwähnungen deutscher Metaphysik und Romantik, ja, Wenshyk, im Auftrage der Gesellschaft der Wissenschaften, hatte gewagt, an der Athalie zersetzende Kritik zu üben, und Shakespeare in einer Parodierung des Horazianischen Rates zur täglichen und nächtlichen Lektüre allein zu empfehlen. Diese Häresie verblieb allerdings intra muros, denn die Gesellschaft unterdrückte sie, weil der Verfasser »sich allzusehr auflehne gegen schon allgemein anerkannte Normen, wozu bereits deutsche Schriftsteller auf Kosten des guten Geschmackes einen weiten und lockenden Weg eröffnet hätten«. Gegen die sich rasch mehrenden Zeichen des Abfalls zog nun Sniadezki mit dem schwersten Geschütze auf, in seiner Abhandlung »Über klassische und romantische Schriften« (1819). Er forderte: hören wir auf Locke in der Philosophie, auf die Vorschriften des Aristoteles und Horaz in der Litteratur, auf die Normen Bakons in den Erfahrungswissenschaften; fliehen wir vor der Romantik, wie vor einer Schule von Verrat und Pest. Zur Romantik gehörte ihm nicht nur die Einführung von Teufeln, Geistern und Hexen, die Flucht in die Natur, die Sehnsucht nach dem poetischeren Mittelalter, sondern die deutsche Metaphysik der reinen Vernunft, jegliches Verlassen aufklärerischer Principien, jegliche Verletzung des »Geschmackes«, Aufwiegelung der Phantasie gegen die Vernunft, Unabhängigkeit von Regeln und Vorschriften, die nach ihm nur von Willkür oder vom Unvermögen ihnen zu genügen zeuge; bei seinen Ausführungen scheute er nicht die bitterbösesten Ausdrücke. Und man hätte sich verwundert fragen können, warum diese ängstliche Einschärfung des bekannten: »tout doit tendre au bon sens« und des »aimez-donc la raison«, woher dieses Staublecken vor Horazens und Boileaus Füßen, warum Polen ihre einstige politische Anarchie mit dem jetzigen litterarischen Servilismus büßen sollten — wenn nicht diese scheinbar rein litterarische Frage auf einen ganz anderen Zusammenhang deuten würde, der bald immer schärfer hervortreten sollte. Die überzeugten Anhänger der Klassik in der Litteratur waren nämlich zugleich eingefleischte Konservative in Politik und

Leben und fürchteten — wie die nahe Zukunft zeigen sollte — mit Recht, daſs die Gefährdung des bisherigen litterarischen Besitzstandes, die Revolutionierung der ästhetischen Principien sich nicht auf die Litteratur allein beschränken würde, daſs bei der Erregbarkeit der Köpfe und den Besonderheiten der Lage die Romantik, die in Deutschland nur ästhetische Stürme im Glase Wasser erregte, in Polen politische Gewitterbildungen fördern würde, nationale Katastrophen heraufführen könnte. Sie ahnten es zuerst, mehr instinktiv, aufgeschreckt in ihrer bisherigen Ruhe, dann sprachen sie es unverblümt aus, aber das Verhängnis war nicht aufzuhalten.

Nicht alle »Klassiker« teilten jedoch die gleiche exklusive Stellung, die ängstliche Wahrung der im Litteraturgarten sorgfältig abgezirkelten und sauber gehaltenen Beete und Wege, namentlich nicht diejenigen, welche mit ihrer litterarischen Thätigkeit patriotische und publizistische Ziele verbanden. Zu solchen gehörte in erster Reihe Julian Ursyn Niemzewicz. Er ragte in die Gegenwart hinein als Zeuge und Aktor der wichtigsten Veränderungen, der Zögling des einstigen Kadettencorps, der Landbote im Reformreichstag, wo er für Bürger und Bauer so warm eingetreten war, der von der Bühne herab mit der wärmsten Empfehlung des Reformwerkes weit gewirkt hatte, der geistreiche Verfasser politischer Fabeln und Epigramme, die in jedermanns Munde waren, der Pamphlete, die jedermann kannte, der Adjutant des Kosziuschko und sein Mitgefangener in der Peter-Pauls-Festung, der amerikanische Bürger, der jetzt mit unverwüstlicher Frische in das litterarische Leben eingriff, jede neue Losung mit Begier aufnahm, seinem Werke keine Muſse, kein langsames Reifen, am wenigsten das Feilen und Ändern zu teil werden lieſs, der sich stets mit dem ersten Wurf begnügte, die Sachen schrieb, wie sie ihn amüsierten, und daher kein einziges Mal eine Leistung schuf, die seines unleugbaren Talentes ganz würdig gewesen wäre, der aber oft die gröſsten Momentwirkungen erzielte, ein Publizist mehr als ein Künstler, für dessen publizistische Begabung namentlich seine »Litauischen Briefe« (1812), die jede Episode des groſsen Jahres begleiteten und erläuterten, zeugten.

Als Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften nahm er in erster Reihe teil an ihren historischen Arbeiten und schuf das

Werk, das ihn am populärsten machte. Das grofse Geschichtswerk des Naruschewicz war ja ein Torso geblieben, eine der ersten Aufgaben der Gesellschaft war nun, dasselbe fortzusetzen: man verteilte die einzelnen Herrscher oder Perioden untereinander, und auch Niemzewicz übernahm die Geschichte Sigismunds III. und führte sie aus (1819, in drei Bänden). Aber für ihn war es wichtiger, statt endloser Einzelmonographien die erhebendsten, rührendsten Momente dieser glänzenden Vergangenheit den weitesten Kreisen vorzuführen, Liebe und Ehrfurcht dafür zu wecken, den Schatz dieser Geschichte in leicht gangbarer Münze auszuprägen. Als Amerikaner Kenner der englischen Litteratur, hatte er zuerst die Form der historischen Ballade im Polnischen nachgeahmt und wollte nun die markantesten Punkte polnischer Geschichte in sangbaren Liedern darstellen; der Kommentar zu ihnen gab dann förmlich eine kurze Landesgeschichte. So entstanden, zumal während der Dresdener Kanonade von 1813, seine »Historischen Sänge« (1816, in vielen Auflagen verbreitet), wie »Israels Volk an den Ufern Babylons des Jordan gedachte und in seinen heiligen Liedern vom Vaterlande, von der Vorfahren Thaten sang«; sie behandelten die Geschichte von der Piastwahl bis zum Wiener Entsatze. Die Lieder waren in der Ausführung etwas monoton, die Könige und Helden glichen sich fast alle; die Phantasie war ausgeschlossen, d. h. der Dichter erlaubte sich keine wesentlichen Änderungen; statt tiefen Gefühls gab es matte Sentimentalität, und an historisches Kolorit dachte der Dichter so wenig wie sein Illustrator, der in römisch stilisierten Hallen und Waffen dieselben konventionellen Typen vorführte. Die naive Zeit stiefs sich nicht daran, nahm das Werk, in dem die früheren, aufserhalb dieses Rahmens geschriebenen Sänge durch lebhaftere, individuellere Färbung leicht kenntlich waren, mit Begeisterung auf; es fand Nachahmer über Polens Grenzen, so z. B. bei dem Dekabristen Rylejew, dem Freunde von Mizkiewicz und dem Gehängten von 1826, der in ähnlicher Weise russische Geschichte für Empfehlung von Bürgertugenden ausbeutete, ohne historischen Ton und Charakteristik des Individuellen schärfer zu treffen. Der durch alle diese Arbeiten stark genährte historische Sinn des Dichters bethätigte sich dann in doppelter Richtung: einmal eröffnete der Dichter-Historiker die Reihe der Sammler und Herausgeber historischer Denkmäler aller Art, Reisebeschreibungen,

Reden, Briefe, Verhandlungen u. s. w. aus dem alten Polen (5 Bde., 1822—1830), andererseits notierte er die Denkwürdigkeiten des Tages und führte eigene Memoiren (letztere allerdings erst im hohen Alter begonnen) und Reisediarien, was jedoch alles erst nach seinem Tode, zum Teil noch nicht vollständig, gedruckt worden ist.

Mit mehr Geschick und geringerem Erfolg bethätigte er sich im Roman. »Die zwei Herren Sieziech« (1815) stellten im Grofsvater und Enkel den Typus aus der sächsischen Zeit und den aus dem Warschauer Herzogtum gegenüber; jener schilderte sich selbst, d. h. die Unsitten der Zeit in einer ungesitteten Sprache, die hier zum erstenmal künstlich wieder belebt wurde; dieser war zwar auch nicht ohne Fehl, aber trotz allen seinen Leichtsinns sind die politischen Katastrophen nicht spurlos an ihm vorübergegangen, er wird Gut und Blut nicht blofs in Worten opfern. Tendenziös war sein »Leibe und Siora« (1821). Seit den Verhandlungen des Reformreichstages war die Judenfrage nie ganz von der Tagesordnung abgesetzt worden, die Lösung hatte geschwankt zwischen weitestgehender Emanzipation einerseits und schroffen Repressalien andererseits; auch Krasizki im »Podstoli« hatte sie gestreift; der Ruf nach Durchbrechung der chinesischen Mauer, die den Juden von der bürgerlichen Gesellschaft abschlofs, wurde immer vernehmlicher. In einem neuen Stadium dieser Frage griff nun Niemzewicz zur Form eines Romans in Briefen; sein fortschrittliches, modernes Paar setzte er den Verdächtigungen und Verfolgungen der fanatischen Altgläubigen in Berdyczow aus, denen die Gojims nur zum Aussaugen und Bewuchern da sind, doch liefs er sie dieselben siegreich bestehen und für Bildung und Gesittung, gemeinsame Erziehung u. dgl. auch in der Zukunft eintreten; die unterrichtete, polnische Stunden erteilende Siora war allerdings 1821 eine Anomalie; der Roman fand sofort eine deutsche Übersetzung, der erste polnische. Die Judenfrage behandelte er übrigens auch von einem ganz anderen Standpunkte, da er in der Form eines Traumes die vollständige Verjudung Warschaus und der polnischen Gesellschaft drastisch verkündete; er irrte nur darin, dafs er den Eintritt dieses Faktums viel zu spät ansetzte. Auch dem Walterskotismus opferte Niemzewicz, und zwar wiederum der erste: dadurch und durch die Glanzzeit, die er wählte, verschaffte er

seinem »Jan von Tenczyn« die Beliebtheit und Verbreitung, welche ihm nach Fabel und Ausführung kaum gebührt hätte.

Neben Tragödien (und Komödien) und Romanen, neben historischen Gesängen und Denkwürdigkeiten hat der letzte Vorsitzende der Gesellschaft der Wissenschaften nach Lafontaines Vorgange nicht nur Fabliaux, mit mehr Frivolität und weniger Grazie, sondern auch Fabeln, noch weitschweifiger, aber oft mit politischer oder nationaler Tendenz verfaſst, mit Spitzen gegen leitende Persönlichkeiten oder rügend Arbeitsscheu, Mangel an Ausdauer, Miſstrauen und andere Fehler. Doch auch diese zahlreichen, schon seit 1790 datierenden Fabeln erschöpften nicht die Fruchtbarkeit des Dichters, der oft ganz eigenartige Probleme erfaſste, z. B. eine Wanderung durch die Weltgeschichte eines sich stets verjüngenden Helden in »Meine Wandlungen«, ein didaktisches Poem »Die vier Alter« u. a. Am gelungensten blieben seine anspruchslosesten Sachen, in denen er sich mit seiner ganzen Liebenswürdigkeit gab, namentlich sein »Sinnen in Ursynow«. Auf diesem seinem Landsitze bei Warschau, von wo er so oft die giftigsten Pfeile gegen die »Kalmuken« in der Stadt, gegen den Spieler (Nowosilzow) u. a. entsandte, beobachtete er das Leben der Natur, das Treiben der Tiere, bis zu den Bienen und Ameisen, die ihm so oft Stoff zu Vergleichen oder zu Fabeln boten, — die gesamte Warschauer Klassik hat nichts hervorgebracht, was sich mit der Wahrheit und Innigkeit dieser einfachsten Naturbilder vergleichen lieſse. Und nicht nur in diesem »Sinnen« stieg Niemzewicz von dem klassischen Kothurn zur nächsten und einfachsten Umgebung herab. So wurde der greise Dichter zu einem Lieblinge aller, namentlich verhätschelt auch von der Damenwelt, beliebt bei Klassikern wie bei Romantikern, denen schon sein erprobter Patriotismus imponieren muſste; mochten sie auch über seine Litteratur nicht die allgemeine schmeichelhafte Meinung teilen, ein Mizkiewicz hegte gegen ihn nur Gefühle unbegrenzter Verehrung. Und der Greis verdiente sie vollauf; viele gewann er schon durch seinen unauslöschlichen Haſs gegen die Russen, — einen grimmigeren Hasser der »Kalmuken« gab es wohl in der ganzen Litteratur nicht. Daher traf ihn 1831 tödlich, er verstummte seitdem, nur an seinen Memoiren noch arbeitend; mit den anderen verlieſs auch er sein Vaterland und starb in der Verbannung. Die

Rolle des Epigrammatikers und Fabeldichters, die Niemzewicz in Warschau spielte, übernahm Antoni Gorezki, ein tapferer Soldat, in Wilno mit geringerem Erfolge, aber empfindlicheren Mifshelligkeiten, und hatte Niemzewicz seine Gesänge bei 1683 abgebrochen, so sang der napoleonische Soldat den Tag von Samosierra oder seine Generäle an; der Litauer, den eine Wunde an Krakau gefesselt hatte, hat dann in den bekannten Vierzeilern, Krakowiaken, Soldatenliebe und Soldatenleben frisch und fröhlich besungen. Andere Fabeldichter, z. B. der General Franzischek Morawski, traten nur zeitweilig in die Schranken, wenn sie z. B. romantische Überschwenglichkeiten karikieren wollten.

Über den Parteien, wie Niemzewicz, hoch angesehen schon durch seine geistliche Würde, stand der einstige Pfarrer von Liw, nachmalige Bischof von Krakau, zuletzt Primas von Polen, Jan Pawel Woronicz, gestorben 1829. Jesuit einst und wandelnd in den Spuren von Naruschewicz, hatte er mit Elegien und Idyllen begonnen, um unter den Eindrücken der Zeit tändelnde Poesie aufzugeben und in zerknirschter Selbsterkenntnis nach den Ursachen des Unheils zu forschen, welches sein Volk getroffen. Seine tiefe Gläubigkeit liefs ihn in keinem Zweifel: »da uns Gott ohne Grund nicht strafen kann, mufs unser Schicksal Frucht eigener Verschuldung sein«, und Reue und Besserung nur kann den Segen des Himmels wieder verschaffen; man ist sich und Gott untreu geworden; das bedingte seine Rückkehr zur einstigen glänzenden Vergangenheit, ihrer liebevollen Verehrung. Da war es der Bauernkönig, der den Dichter mit der gröfsten Sympathie erfüllte, und von hier aus griff er weiter zurück, bis in nebelhafte Fernen, wo das Urvolk der Slaven-Sarmaten unter seinem Patriarchen Assarmoth auftauchte, um über Troja, Italien, das Illyrien der Heneter-Wenden, schliefslich in Gnesen Lechs Herrschaft zu begründen. In einer Reihe von Rhapsodien, die zum Teil ausgeführt, zum Teil nur skizziert sind, sollte bis zu einer »Jagellonide« dieser Riesenplan ausgeführt werden; vollendet wurde jedoch nur, wozu der häufige Besuch des Czartoryskischen Pulawy den äufseren Rahmen geliehen hatte, das beschreibende und epische Gedicht »Sybilla«, — nach jener Ruhmeshalle in Pulawy benannt; auf ihre Schilderung folgte eine Art Landesgeschichte, die zuerst jenem König Kasimir

in den Mund gelegt ist, und dann in immer schärferen Tönen den Niedergang der Nation unter Jan Kasimir, der prophetische Mahnungen aus Anlafs seiner Abdikation ausspricht, und nach dem Wiener Entsatz bis zum Untergange der Republik zeichnet und anklagt. Neben diesen episch-rhetorischen Darstellungen in harter, schwerfälliger Sprache war es die »Hymne an Gott«, welche den Namen des Verfassers mit Recht am weitesten bekannt machte: der tief empfundene Dank für die genossenen Wohlthaten, die Anklage eigener Verschuldung fanden hier den mächtigsten und ergreifendsten Ausdruck; ein Vergleich zwischen dieser Hymne und der berühmteren Dershavinschen Ode an Gott würde nur zu Gunsten der polnischen ausfallen, die formell nicht zurücktrat und in Gefühl und Gedanken tiefer und mächtiger ausklang, ödere, prosaischere Partien gar nicht enthält.

Woronicz stak noch in der alten Schule, nur fehlte ihm deren Geschmeidigkeit und Leichtigkeit des Ausdruckes; doch bezeichnete seine Poesie ein neues Element, das mit klassischem und französischem »Geschmack« nicht mehr harmonierte: war er auch nicht Dichter genug, um es voll zum Ausdrucke bringen zu können, so war es die religiös-nationale Richtung seiner patriotischen Muse, was ihm die ehrfurchtsvolle Achtung auch der Romantiker sicherte. Dieser patriotischen Muse diente er, ob er nun ein »religiös-nationales« Liederbuch auszuarbeiten begann oder als Krakauer Bischof seine Residenz den Maler Stachowicz mit Scenen aus der nationalen Geschichte ausschmücken liefs. Durch die ausschliefsliche Orientierung nach der nationalen, slavischen Vergangenheit geriet dann der Dichter unwillkürlich auf die Pfade, die zu einer slavischen Verbrüderung und Gemeinschaft, auch ohne Rücksicht auf konfessionelle und kulturelle Differenzen, führen könnten: der litterarische Panslavismus hätte sich, neben Slovaken und Böhmen, auch auf diesen Polen als seinen Ahn berufen können.

Und Woronicz war nicht der einzige, der sich auf slavische Zusammengehörigkeit berief; schon das Verhältnis zu Rufsland, auf das unter den Teilungsmächten allein Hoffnungen gesetzt werden konnten; das enthusiastische Vertrauen auf Alexander I., der an Stelle des entthronten Korsen auf die Altäre gestellt wurde; das steigende Interesse an den alten und ältesten Zeiten, die wissenschaftliche Gewifsheit, dafs ohne Zurückgehen auf den

Ursprung von Sprache, Sitte und Volk kein treues Bild nationaler Entwicklung und Geschichte zu gewinnen ist, rief slavisches Interesse, slavische Forschungen hervor. Ihnen hatte schon Linde im Wörterbuch gedient, sich nicht aufs Polnische beschränkend, sondern alle erreichbaren slavischen Quellen heranziehend; vor ihm schon der Phantast, Graf Jan Potozki, der urgeschichtliche osteuropäische Forschungen in bisher ungeahnter Weise betrieb, sich nicht auf die historischen Zeugnisse allein beschränkte, an der Oder (Mecklenburg) und im Kaukasus nach Slaven, auf archäologische und ethnographische Daten fahndete, Ausgrabungen betrieb und in seinen zahlreichen, französisch geschriebenen Werken anregend und verwirrend zugleich wirkte. Freilich genügten ihm seine historischen Forschungen und Phantasien nicht; sein unvollendeter Roman, eine angeblich in Sarragossa gefundene Handschrift, häufte an Wunder- und Schreckensdingen an, was Radcliffe kaum gewagt hätte: der mystische, an Cagliostro und die Rosenkreuzer anknüpfende Zug gewann dem sonderbaren Werke Liebhaber, Übersetzer und Plagiatoren, auch unter Aufgeklärten, die einem Rückfall in Gespensterglauben u. dgl. doch nicht abhold waren, wie der hochverdiente Ossolinski.

Wirtschaftete Potozki hauptsächlich in Taurien und den Steppenländern, so zog den Fürst Alexander Sapieha der Balkan an, nicht als Historiker allerdings, sondern als Touristen und Geologen, der ethnologische Züge und Parallelen notierte und nach Abbate Fortis (dem Vermittler von Goethes »Asan Aga«) der erste Europäer war, der serbische Lieder, Texte und Melodien aufzeichnete; leider ist von der Familie bis heute noch der zweite, wichtigere Teil seiner Aufzeichnungen nicht herausgegeben; der Fürst hatte den Balkan 1802 und 1803 bereist, d. i. zu einer Zeit, da die Halbinsel noch vollständig unaufgeschlossen war.

Jetzt erinnerte man sich auch der Litauer, die Arbeit von Fr. Bohusch über die Anfänge ihres Volkes gab zum erstenmal eine Idee von seiner Eigenart; vorher hatten sich nur Geistliche um dasselbe bekümmert, für litauische Evangelien, Gebetbücher, Kirchenlieder gesorgt; Bohusch fand Nachfolger, und fast gleichzeitig neben dem Königsberger Rhesa gab Stankiewicz Volkslieder, Niesabitowski eine Grammatik heraus und versuchte sich

Dionis Paschkiewicz in litauischen Texten zu alten polnischen Stoffen und Versen. Ebenso achtete man auf die russische Litteratur: Einzelübersetzungen hatte es bereits im 18. Jahrhundert gegeben; jetzt erregten Aufmerksamkeit Dershawin und Karamsin, die Oden des einen und das Geschichtswerk des anderen; bald sollte Shukowski den Anstofs zur polnischen Balladendichtung verstärken, und schon interessierten die ältesten russischen Denkmäler, das »Wort« vom Heereszuge Igors gegen die Polowzer, sowie das russische Recht des Jaroslaw und regten das Studium slavischer Rechtsdenkmäler an, das durch Kucharskis wissenschaftliche Reise inauguriert worden ist. Die Publikation der altböhmischen Texte (Hankascher Provenienz) gab einen anderen, aufserordentlichen Ansporn; wufste man auch nichts Ebenbürtiges, Eigenes zur Seite zu stellen, so freute man sich aufrichtig des unverhofft reichen Ertrages bei den Brüdern. Man ging immer eifriger alten Zusammenhängen nach; einige Jahre vor Bopp veröffentlichte Walenty Majewski seine Forschungen über die Verwandtschaft des Slavischen und »Samskredanischen« (Sanskrit), und vor Schafarschiks »Slavischen Altertümern« gab Lorenz Surowiezki, ein verdienter Nationalökonom, seine »Forschungen der Anfänge slavischer Völker« heraus, die Schafarschik ins Deutsche übersetzte, um, dadurch angeregt, später Gröfseres zu leisten. Zu diesen wissenschaftlichen Leistungen gesellten sich früh Mahnungen und Programme ethnographischer Arbeiten des vielseitigen Kolontay. Es hiefs, bei den jetzt Lebenden direkte oder indirekte Reminiszenzen, Traditionen, Überreste der alten, womöglich heidnischen Zeiten, Sitten, Bräuche, Lieder, Märchen, Aberglauben zu sammeln. Für derlei Forschung begeisterte sich und andere der merkwürdige Mann, Chodakowski für Publikum und Regierung oder (der russische Deserteur) Czarnozki für seine verschwiegensten Freunde. Begleitet von seiner Frau, unterstützt von Czartoryski und Rumianzow, pilgerte er unverdrossen von Dorf zu Dorf, von einem Kurhan und Grodzisko (Burgwall) zum anderen, sammelte Traditionen und Lieder, hoffte Aufklärung über die ältesten Stammesgrenzen und Organisationen aus den materiellen Überbleibseln, über patriarchalisches Leben und Glauben aus den mündlichen Überlieferungen zu erreichen. Niemals ist ein enthusiastischerer Artikel in der *gesamten* slavischen ethnographischen Litteratur bis heutzutage

geschrieben worden als sein kurzer Aufsatz »Über vorchristliches Slaventum« (1818), der den Augen der erstaunten Leser ungeahnte Ausblicke in eine neue Welt, voll eigener, heimischer Reize, unberührt von Civilisation, in Schöpfungen originaler Kultur und Poesie eröffnete: die stumme Welt »des Pöbels«, an der man achtlos oder verächtlich vorüberging, aus der man Züge für komische oder satirische Gedichte, für eine Vampyreis etwa, geschöpft hätte, war, wie mit einem Zauberstabe berührt, zu Leben und Sprechen gebracht und schien die ungeahntesten, poetischsten, nationalsten Geheimnisse und Züge enthüllen zu sollen. Freilich war es nicht Chodakowski selbst vergönnt, den Schatz zu heben oder gar zu verwerten, da er schon 1825 verstarb, aber seine enthusiastische Verehrung und Liebe des alten, heidnischen Slaventums, das die Christenboten und der Christenglaube mutwillig zerstört hätten, ging nicht spurlos verloren. Wie Majewski Bopp, so war Chodakowski den Gebrüdern Grimm vorausgegangen, kein Gelehrter freilich, kein Bücherwurm oder Sprachforscher, aber Idealist, der in freudiger Entsagung, fühlbarsten Entbehrungen zum Trotz, seinem slavisch-heidnischen Phantom nachjagte. »Klassiker«, wie Kolontay, Woronicz, Surowiezki, haben diese Forschungen und Entdeckungen, die sich schliefslich gegen jede »Klassik«, seichte Aufklärerei und kosmopolitische Indifferenz wenden mufsten, angeregt; so half die »Klassik« die Schätze heben, welche die »Romantik« allein verwenden konnte.

Zu keiner Zeit haben slavische Interessen, Gemeingefühl, litterarische Gegenseitigkeit so sehr im Vordergrunde der wissenschaftlichen und litterarischen Diskussion unter Polen sich behaupten können, wie in den Jahren 1815—1830; auf Werke wie diejenigen des Rakowiezki (»Russisches Recht des Jaroslaw«) und Surowiezki mufste man später Dezennien lang oder vergeblich warten; der politische Antagonismus nach 1831 doublierte sich mit dem nationalen; die polnische Wissenschaft verlor slavische Interessen und Beziehungen aus den Augen, und sie, die mit den Werken der Linde, Majewski, Surowiezki bahnbrechend vorangegangen war, gab nicht nur jede Führung an Russen und Böhmen ab, sondern schädigte sich selbst durch das Einschrumpfen ihres Gesichtsfeldes, durch die Behandlung polnischer Geschichte und Sprache nicht mehr von dem fruchtbaren ver-

gleichenden Standpunkt aus, sondern in ängstlicher Zurückgezogenheit auf sich allein. Eine neue Wendung zum Bessern erfolgt erst in den letzten Jahren.

Für das Gefühl der Späteren trugen viele Leute des ausgehenden 18. Jahrhunderts und der Warschauer Periode etwas von Panslavismus an sich; ein Trembezki hatte offen mit dem Aufgehen der Polen in einem gröfseren Ganzen als einer natürlichen Notwendigkeit gerechnet; auch Woronicz, der übrigens in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens nur noch seinem hohen Berufe lebte und in der Öffentlichkeit nur als Kirchenredner auftrat, schien ähnlicher Auffassung nicht ganz fremd; Staschiz lag der Gedanke eines vollständigen, bedingungslosen Anschlusses an Rufslands Gröfse und Macht gegenüber der drohenden deutschen Aufsaugung aufserordentlich nahe. Er arbeitete jetzt in allen möglichen kulturellen Richtungen, unterstützte Gewerbeschulen, prüfte den geologischen Reichtum des Landes (Beschreibung der Karpathen), verwirklichte Bodenreformen, wirkte als langjähriger Vorsitzender der Gesellschaft der Wissenschaften, die nicht nur auf rein wissenschaftliche, sondern auch auf praktisch-ökonomische Thätigkeit ausging, und hörte nicht auf, litterarisch thätig zu sein, in schwerfälligen, mit Neologismen, harten Zusammensetzungen gespickten reimlosen Versen nicht nur die »Ilias« zu übersetzen, sondern ein grofses didaktisches Poem über das »Menschengeschlecht« zu vollenden. Als Dichter stand er sogar Woronicz nach, als Gelehrter und Denker übertraf der alte Voltairianer die meisten Zeitgenossen, obwohl schliefslich das Andenken des hochherzigen Spenders, der der Gesellschaft der Wissenschaften ein eigenes Heim gründete und vor dasselbe den Thorwaldsenschen Kopernikus hinstellte, der die Hrubieschower Freibauernkolonie schuf, dasjenige des Dichters und Gelehrten überwand. Zwar liefs der Grofsfürst-Statthalter das didaktische Poem verbrennen, aber schon die Form hätte dasselbe ganz ungenossen, unverstanden werden lassen. Geschildert wurde der Werdegang der gesamten Menschheit, von den rohesten Anfängen bis zur Gegenwart und kühnen Ausblicken auf die endliche Zukunft. Es gestaltete sie der Pole nach den eigenen Idealen einer Völkerföderation, verwirklicht durch Rufsland, welches die Eigenart der unterworfenen Völker schon jetzt human schone: Staschiz dachte freilich nur an das

Rufsland Alexanders I.; er erwartete den Sieg der Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit. Besonders grimmig war der Voltairianer auf die Geistlichkeit zu sprechen und bekämpfte schonungslos in seinem »Lamismus« den Papismus, in seinen »Aberglaubenspendern« die ganze Klerisei. Einzelne Aufstellungen bewiesen zwar die unhistorische, doktrinäre Art des 18. Jahrhunderts, den Mangel geschichtlichen Sinnes, das Apodiktische des Raisonneurs, der über Zeit und Ort und andere Differenzen hinwegsieht, aber sein stupendes Wissen, die Kühnheit des Angriffes, die Verurteilung aller Konfessionen (es verblieb nur die Religion der Moral), aller Volksbedrückung durch Adel oder Tyrannen, aller Ungerechtigkeiten, deren gröfste auf der Welt die Teilung Polens war, hätten die ungenieſsbare Form bei dem denkenden Leser aufwiegen können. Was keinen Wiederhall finden konnte, war die unbedingte Verehrung Rufslands, das eben Europa befreit hatte und dessen, wie aller Slaven, des jüngsten Geschlechtes, Aufgabe die Sicherung des Triumphes der Gerechtigkeit und Freiheit in Europa blieb, aus welchem der Egoismus der Engländer und Juden verbannt werden sollte.

Ein anderer letzter Mohikaner der Stanislaischen Epoche, Graf Stanislaw Potozki, hat, wie Staschiz, nicht auf litterarischem Boden die Verdienste errungen, wie eigentlich diese ganze Generation von 1800—1830, deren Bedeutung ja nicht auf ästhetischem Gebiete, wo sie eher nur hemmend wirkte, gesucht werden darf. Wo sie zu suchen ist, zeigte der Graf, der 1807, als er in dem ehemaligen Preufsischpolen das Amt eines Direktors der Edukationskammer antrat, 137 Volksschulen antraf, und 1814, trotz der Kriegszeiten, die Zahl derselben mehr als verzehnfacht hatte (1491), der als Voltairianer seine »Reise nach Dunkelsheim« zur Verspottung des Obskurantismus und der Reaktion schrieb, die ihm heftige Angriffe von seinem Altersgenossen eintrug, Karol Surowiezki, der freilich den Mut hatte, Krasizki die Autorschaft der Monachomachie abzusprechen. Derselbe Unterrichtsminister, der der Sache der Aufklärung so wesentliche Dienste leistete, schädigte geradezu die Litteratur durch das Ausposaunen z. B. einer versifizierten Bagatelle des Schymanowski (»Tempel der Venus«, aus der Prosa des Montesquieu) als eines Meister- und Musterwerkes, durch autoritative Verbreitung eines so schiefen Urteiles, — denn der Graf

galt als bewährter Kenner und hatte sich durch ein mehrbändiges Werk über die Beredsamkeit, das Frucht seiner unfreiwilligen Muſse war, als solcher bethätigt.

Ungleich verdienstlicher als diese Häufung und Erklärung rhetorischer Künsteleien waren die knappen, aber inhaltsreichen »Gedanken über polnische Schriftsteller« des alten Fürsten Czartoryski (1804), der in seinem Sohne einen Fortsetzer seines Werkes erhoffen durfte, der auch wirklich in seinen Gedächtnisreden, z. B. über Woronicz, in seiner viel späteren Biographie des Niemzewicz, Mann und Werk trefflich zu charakterisieren verstand. Behandelten die »Gedanken« nur ausgewählte Fragen über Stil und Mittel, so umfaſste die erste »Geschichte der polnischen Litteratur« des Warschauer Professors Felix Bentkowski (1814), auf Anregung der Gesellschaft der Wissenschaften herausgegeben, die gesamte Litteratur, obwohl sie sich freilich auf eine kurze allgemeine Charakteristik der einzelnen Perioden und hierauf auf die ausführliche Nennung aller erreichbaren Schriften mit Inhaltsangaben oder Eklogen beschränkte. Noch summarischer verfuhr in Krakau Kanonikus Juschynski, der ein »Lexikon polnischer Poeten« nach der Ordnung des Alphabetes und mit vollständiger Bibliographie, sowie Mitteilung etwaiger Proben herstellte, ein verdienstliches Werk, das, auf reichen Sammlungen aufgebaut, Nachrichten über manches heute bereits endgültig verlorene Älteste und Neuere bietet. Geringer war der Wert eines anderen »Lexikons gelehrter Männer« des Chodyniezki und eines Lexikons berühmter Polinnen. Gegenüber diesen Sammlungen hat Monographien mehrerer Schriftsteller des »goldenen Zeitalters« der durch Begründung und Dotierung des »Ossolineum« in Lemberg (öffentliche Bibliothek und Musealsammlungen) hochverdiente Graf Maximilian Ossolinski hinterlassen in seinen »Historisch-kritischen Nachrichten zur Geschichte der polnischen Litteratur«, deren zwei erste Bände Stanislaw Orzechowski gewidmet waren, mit einer Fülle neuer und wohl dokumentierter Angaben; Ossolinski, der einstige Direktor der Wiener Hofbibliothek, gehörte mit Leib und Seele, trotz der Trennung durch den Grenzkordon, der Stanislaischen Aufklärungsepoche an, war durch Herausgabe alter Schriften, wirksame Unterstützung des Linde, Eifer für Hebung des nationalen Lebens in Galizien ein Mann von hervorragender Bedeutung, welcher der

etwas krause, schwerfällige, aber reine Stil des alten, zuletzt erblindeten Herrn keinen Eintrag that. Das Beispiel von Czazki und Ossolinski wirkte: so brachte Graf Jan Tarnowski in Dzikow seine schöne Bibliothek zusammen; die Czazkischen Sammlungen kaufte dann Fürst Czartoryski für Pulawy an.

Aber Tadeusch Czazki war nicht blofs Sammler; der neue Schulvisitator der drei Gouvernements Wolynien, Podolien und Kijow, auf seiner Intimität mit dem Kurator Czartoryski fufsend und von Kolontay Ratschläge und Instruktionen einholend, ging daran, in den drei Gouvernements je ein Mustergymnasium zu schaffen, und als dies aus Mangel an Menschen und Mitteln sich nicht erreichen liefs, wenigstens in seiner engeren Heimat, in Krzemieniez, ein Lyceum einzurichten, das trotz seiner kurzen Existenz in der Kulturgeschichte dieser Provinzen tiefe Spuren hinterlassen hat. In der Anstalt wurde, weit über ein Gymnasialprogramm hinaus, auch juridisch und philosophisch gebildete und nicht nur wissenschaftlich, sondern auch gesellschaftlich erzogene Jugend für das Leben selbst vorbereitet; was einst Zamoyski in seinem Zamosc neben Krakau mehr geplant als wirklich ausgeführt hatte, schuf Czazki in seinem Krzemieniez neben dem weit entfernten Wilno. Die Schule hat eine ganze Generation patriotischer und aufgeklärter Männer heranziehen helfen; an ihr wirkten Felinski (der Dichter der »Barbara«), Slowazki (der Vater des Dichters, Litterarhistoriker, Dramatiker, später nach Wilno berufen), Korzeniowski; unter ihren Schülern waren ein Malczewski, Przedziezki u. a. Der Begründer des Lyceums selbst, Czazki, lieferte den anschaulichsten Beweis für die Fülle von Kulturmomenten, welche die Stanislaische Epoche ausgestreut hatte; ein grundgelehrter Herr, in seiner Abhandlung »Über polnische und litauische Rechte« einer vergleichenden Rechtsgeschichte vorgreifend, nach nordischen Parallelen für heimische Institutionen mit Erfolg forschend, in anderen historischen Schriften die Geschichte der Juden, Zigeuner u. s. w. in Polen fördernd, hat durch seine aufopfernde Thätigkeit für allerlei Kulturwerke, obwohl kein Freund der Maikonstitution, mit den vorgeschrittensten um die Wette gerungen: Czartoryski und Ossolinski, Woronicz und Czazki, Niemzewicz und Staschiz, Sniadezki und Potozki, alles fast Altersgenossen, gaben das glänzendste Zeugnis dieser Epoche. Zu ihnen gehörte auch

Kolontay, der sie an Talent und originalen Gedanken übertraf, der jedoch nach dem Falle Kosziuschkos, dessen Mitregent er gewesen, seine Carriere ausgespielt hatte, und nachdem er endlich das österreichische Gefängnis verlassen hatte (wo er Gedichte und philosophische Schriften verfaſste), war er, mit geringem sich nicht bescheidend, zur Unthätigkeit gezwungen: die rege Korrespondenz, z. B. mit Czazki, groſse, leider unvollendete und erst spät nach seinem Tode herausgegebene Arbeiten, z. B. über den Stand der Aufklärung in Polen (unter Stanislaw August, doch behandelte das Werk in trefflicher Charakteristik und mit einer Fülle von Details nur die Ausläufer der sächsischen Zeit), philosophische Werke mit originellen Gedanken bewiesen die Macht dieses Talentes.

Endlich wurde auch in Warschau das noch aus preuſsischer Zeit stammende Lyceum zu einer Universität vervollständigt (1817); hier lehrten Bentkowski, der Lexikograph Linde, der Rechtsgelehrte Jan Bandtke, der, Czazkis Studien fortsetzend, wichtige alte Quellen publizierte; hier las Ludwik Osinski, der Theaterdirektor, Dramaturg und Kritiker, über vergleichende Litteraturgeschichte unter auſserordentlichem Zulauf, durch seinen deklamatorischen Vortrag glänzend, in der Theorie über Regeln und Nachahmung sich hinwegsetzend, in der Praxis an beides gebunden. In Warschau wirkte auch, an der Universität allerdings nur vorübergehend thätig, der Begründer der neueren polnischen Geschichtswissenschaft, ein Mann von erstaunlichem Wissen, eisernem Fleiſs, spartanischer Einfachheit, katonischer Sittenstrenge, Joachim Lelewel, der im Lyceum von Krzemieniez und besonders an der Universität Wilno, ihr einstiger Schüler und zeitweiliger Lehrer, den Geschichtsunterricht zum erstenmal in modernem Geiste leitete, der, ebenso in der Edda wie in arabischen Schriftstellern, in antiken Geographen wie in mittelalterlichen Chroniken, in der Geschichte selbst wie in allen ihren Hilfswissenschaften (Numismatik u. s. w.) bewandert, ganz in polnischem Geiste alles Wissen auf die Erforschung der heimischen Geschichte planvoll anwandte, nach Naruschewicz zum erstenmal in tiefeindringender Forschung eine Menge Vorfragen behandelte; ein fortschrittlich gesinnter, schlieſslich als Jakobiner verschrieener Mann; ein Gelehrter, der sich von seinen in schwerfälliger Sprache geschriebenen Einzelforschungen loslösen und

eine treffliche, populäre »Geschichte Polens« (»die der Oheim seinen Neffen erzählte«) verfassen konnte, die alle ähnlichen Versuche, auch den der Gesellschaft der Wissenschaften von 1810, vollkommen in den Schatten stellte. In rascher Folge drängten sich seine scharfsinnigen und gelehrten Arbeiten, von einer Übersetzung der »Edda«, Studien über den ältesten polnischen Chronisten und Kritik Karamsins bis zur Herausgabe einer Historik, bibliographischer Bücher (d. i. der ersten Bibliologie) und alter polnischer Rechtsdenkmäler in der einheimischen Sprache.

Gegen Wilno und Warschau trat die alte Jagellonenuniversität mit ihren geringen Mitteln und ihrem noch geringeren Wirkungskreise zurück, gebot doch die Republik, d. i. freie Stadt Krakau, nur über ein Territorium von 20 Quadratmeilen. Wohl hatte ihr die Reorganisation durch Kolontay frisches Leben zugeführt, aber ihr tüchtigster Lehrer, Sniadezki, hatte sie gegen Wilno eingetauscht, und in fortwährenden Schwankungen — bald war es eine österreichische Anstalt mit deutscher Vortragssprache, dann wieder polnisch — konnte die Hochschule nicht gedeihen. Schon 1789 hatte sie Anlafs gegeben zu scharfen satirischen Ausfällen des Piaristen Dmochowski, die ihrem talentlosen, aber fleifsigen Übersetzer, Jazek Przybylski, galten, der Homer, Camoens u. s. w. selbst übersetzte und alte Übersetzungen, z. B. des Ariosto, herausgab, und seinen Neologismen, von denen doch manche anstandslos sich eingebürgert haben; auch jetzt trat sie wenig markant hervor, obwohl sie einen sehr tüchtigen Mediziner, Brodowicz, den Bibliothekar Georg Samuel Bandtke (den Bruder des Warschauer Bandtke, Ordner der Bibliothek und Herausgeber alter Schriften) und in Soltykowicz einen fleifsigen Darsteller ihrer eigenen Geschichte besafs. Vollends zurück blieb Lemberg, wo die streng germanisatorischen Tendenzen des Guberniums dem Deutschtume zwar keinen Vorteil gebracht, aber das Polentum schwer geschädigt haben; die nach fortwährenden Änderungen endlich organisierte, aber unvollständige Universität (ohne medizinische Fakultät) diente nur als Durchgangsstadium für deutsche Professoren und beschäftigte keinerlei Polen von Belang, konnte sich daher mit den nationalen Anstalten nicht im entferntesten messen.

Schwächer als in der Wissenschaft pulsierte das Leben in der Publizistik. Politische Organe von Ruf und Einfluſs gab es

nicht; die belletristischen kämpften mit der Gleichgültigkeit und geringen Zahl der Leser, z. B. diejenigen, welchen der unermüdliche Graf Kizinski zu kurzem Dasein verhalf, oder waren schwerfällig, wie die Warschauer Memoiren des Bentkowski, das Tagblatt und das Wochenblatt in Wilno. Sie brachten Übersetzungen, ästhetische Studien, Rezensionen von Theater und Kunst, Originalpoesien, druckten ältere Sachen, aber gar selten waren Artikel, wie jener des »Chodakowski« über slavisches Heidentum, oder Diskussionen naheliegender Fragen, z. B. über den Vorzug deutscher Sprache und Litteratur vor der französischen für Polen, der lebhaft bestritten wurde, da die Germanismen schlimmer und gefährlicher als Gallizismen wären und man richtig hervorhob, dafs Werke, welche den phlegmatischen und ausschliefslich spekulativen Sinn der Deutschen kaum erregt hätten, Polen revolutionieren würden. Liberale Männer — das Freimaurertum stand in vollster Blüte und Übersetzungen antifreimaurerischer Schriften vermochten es nicht zu schädigen — bedienten sich dieser Zeitschriften mit Vorliebe zur Verbreitung moderner und humaner Anschauungen, zur Bekämpfung eingerotteter Mifsbräuche und Vorurteile, namentlich wirkte so die Wilnoer »Lumpengesellschaft« in ihren »Nachrichten vom Stadtpflaster«, eitlen Ahnenstolz, geistige und physische Indolenz, Trunksucht und Spiel, Bedrückung des Bauern, Liebedienerei nach oben, Bigotterie und jeglichen »Obskurantismus« satirisch in allen möglichen Formen (eines Tagebuches u. dgl.) bekämpfend. Die Hauptkämpen stellte die Universität, den Chemiker Sniadezki u. a.; die Jesuitenakademie in Polozk konnte in ihrer »Monatsschrift« alle diese Angriffe kaum parieren; die Vertreibung aller Jesuiten aus Rufsland und die Schliefsung aller Freimaurerlogen im ganzen Reiche benahmen dann diesen Kämpfen jegliche Schärfe. Das Dasein der Lemberger, Krakauer und Posener Publizistik war natürlich noch kümmerlicher und kurzlebiger.

Gröfsere Verbreitung und Beachtung erreichten die Anfänge polnischer Belletristik; das Lesebedürfnis wuchs ja stetig, zumal seit 1815, und bald genügten nicht mehr blofse Übersetzungen. Diese brachten Engländer, Goldsmith, Sterne u. s. w.; Franzosen, von Montesquieu an bis zu dem »süfsen« Florian, und noch hatte nach alter Weise Schymanowski französische Prosa in polnische

Verse bringen können; Gespenster- und Räuberromane (natürlich Rinaldini) neben sentimentalen Erzählungen der Damen Genlis und Cotton: die »Atala« neben »Paul und Virginie«. Die ersten einheimischen Versuche, der Soldatenroman des Godebski, dessen »Grenadier-Philosoph« die französischen Republikaner geringer achten lernte, um desto tieferen Respekt vor den Schweizern zu wahren, und die gräfslichen Geschichten à la Redcliffe der Mostowska gingen unbeachtet vorüber. Den ersten Erfolg errang Oberst Ludwig Kropinski mit seiner 1810 geschriebenen, handschriftlich verbreiteten, erst 1824 gedruckten »Julia und Adolf oder aufserordentliche Liebe zweier Herzen an den Ufern des Dniestr«, die trotz der unmöglichen Verlegung in das 16. Jahrhundert alle empfindsamen Leserinnen und Zuhörerinnen in den Salons zu immer neuen Thränen reizte und erwies, dafs auch die polnische Sprache rührende Gefühle ausdrücken könnte, für welche nur die Sprache der »Neuen Heloise« bestimmt schien. Gröfsere Wirkung erzielte 1816 Fürstin Maria von Württemberg (geb. Czartoryska) mit »Malvina oder der Instinkt des Herzens«, die zahlreiche Auflagen und Übersetzungen ins Französische, Russische u. s. w. erlebte. Sie hatte den Mut, den Roman statt in Olims Zeiten nach dem Pulawy und Warschau des Herzogtums zu verlegen; sie lieh ihrer Heldin manche eigene Züge, Schwermut und Sehnsucht; sie wahrte trotz phantastischen Zubehörs den Sinn für die Wirklichkeit, zeichnete einzelne Scenen nach dem Leben, auf ideale Vollkommenheit ihrer Gestalten, »die nur in Büchern existieren dürften«, verzichtend; die Sprache sollte wieder den Befähigungsnachweis für derlei Seelengemälde erbringen, war einfach und natürlich, aufser in den Liebesscenen. Ein sentimentaler Roman von Belang war auch des Bernatowicz »Unvernünftiges Gelöbnis« (1820), der allerdings wieder in ein mythisches 16. Jahrhundert verlegt und dessen Fabel auf konfessionellem Unterschied aufgebaut war; doch überliefs Bernatowicz bald die »Neue Heloise« den Damen und wandte sich Waverley zu.

Walter Scotts Erfolg war in Polen ebenso grofs wie anderswo, und der alte Niemzewicz trat schon 1825 mit seinem »Jan von Tenczyn« in die Schranken und erntete aufserordentlichen Beifall. Gleichzeitig mit ihm begann der gewesene sächsische Offizier Alexander Bronikowski, der auch in polnischen und französischen

Diensten gestanden hatte, seine lange Reihe historischer Romane aus Polens Geschichte von den Urzeiten an (»Der Mäuseturm auf dem See Goplo«, »Die Wahl«, »Olgert und Olga oder Polen im eilften Jahrhundert«, »Hippolit Boratynski und die Zawieprzyze«, »Die Gefangenschaft des Johann Kasimir in Frankreich«, »Die Prätendenten, Johann III. und sein Hof oder Polen im achtzehnten Jahrhundert« u. s. w.), die deutsch geschrieben und gleichzeitig mit dem Original auch polnisch herausgegeben wurden, frisch und lebhaft erzählt, besser, mannigfaltiger, historisch treuer als die meisten gleichzeitigen Romane eines Wenshyk, der das Mittelalter, eines Skarbek, der die sächsischen Zeiten sich ausersehen hatte. Das Beste schuf Bernatowicz, der, statt eigene Herzenserfahrungen darzulegen, die engere litauische Heimat als Stätte seiner »Pojata, Tochter der Lizdejko« aussuchte; eine sechste Auflage (1898) des Originals und deutsche, französische, russische, englische Übersetzungen beweisen den Anklang, den diese »Samogitierin« gefunden hat. Zwei Welten, die heidnisch-litauische und die christlich-polnische, wurden einander gegenübergestellt; um den Hintergrund zu zeichnen, hatte der Verfasser Reisen und Fufstouren unternommen, Gegenden und Bauten abgezeichnet, Traditionen gesammelt für diesen ersten »dokumentierten« polnischen Roman; der Roman litt nicht an der Weitschweifigkeit des Bronikowski; die Fülle von Details in den Schilderungen des Lebens und der Sitten imponierte; zwar erinnerte der Haupttrumpf eher an die verunglückte »Jagellonide« des Tomaschewski, die Psychologie der Gestalten liefs vieles zu wünschen übrig; dafür entschädigte die gewählte Sprache, die anschauliche Darstellung, der Takt, die grofsen historischen Persönlichkeiten möglichst diskret vorzuführen. Schon der folgende Roman desselben Verfassers, »Nalencz« (auch deutsch), der das wenig ältere Polen Kasimirs des Grofsen zum Vorwurfe nahm, war weniger sorgfältig durchdacht und ausgearbeitet.

Doch verdrängte der historische Roman trotz seines Interesses nicht mehr die anderen Richtungen; das Publikum war aufnahmefähiger, freute sich an den humoristischen Erzählungen aus der Gegenwart desselben Grafen Friedrich Skarbek, bei dessen »Tarlo« und »Damian Ruszczyz« es gähnte Er ahmte die Engländer nach, Fielding, Sterne in seiner »Reise ohne Ziel« mit

ihren wechselnden Stimmungen, verstieg sich in seinem »Herr Anton« bis in die Gefängnisse und brachte in seinem »Der Herr Starosta« den ersten polnischen Sittenroman, aus dem adligen Leben natürlich, dessen Held, ein kleiner Adliger, um die Hand der Aristokratin so lange vergeblich warb, bis ihn der Feldzug zwar zum Krüppel machte, aber dafür auch ans Ziel seiner Wünsche brachte: eine erste objektive Schilderung wirklicher Menschen und Verhältnisse. Übrigens hat trotz aller Beobachtungsgabe und Bonhommie der verdiente Professor der Nationalökonomie an der Warschauer Universität seine bleibenden Erfolge nicht auf dem Gebiete von Roman und Komödie davontragen können. Mit Skarbek, Bernatowicz u. a. wetteiferten mit Erfolg die, nach langer Pause, ersten Schriftstellerinnen, Klementine Tanska-Hofmanowa, Jaraczewska, Frau von Rautenstrauch u. a.

Die talentvollste unter ihnen war Elisabeth Jaraczewska, die in ihren Erzählungen — zu gröfseren Romanen fehlte ihr das Kompositionstalent — Leute ihrer Sphäre, des mittleren Adels darstellte, in ihrem Treiben, in ihren Herzensangelegenheiten, die nach ihr den Menschen entscheidend modeln (»Erste Liebe — erstes Gefühl«), in den Folgen verschiedener Erziehung (»Sophie und Emilie«), auf dem Hintergrund des Landlebens, des Karnevaltreibens, mit den ersten, schüchternen emanzipatorischen Neigungen, die sich nicht nur auf die Stellung der Frau, sondern auch auf die Verbesserung des Bauernloses bezogen; mit den Warnungen ihrer Lebenserfahrung, in einem etwas frischeren, originelleren Stile, als die Rhetorik der Zeit erwarten liefs; doch wich ihr gesellschaftlicher Roman der Konkurrenz des historischen.

Die verdienstvollste war Fräulein Tanska, spätere Frau Hofman, die Begründerin der polnischen Litteratur für Kinder und Mädchen, die bisher gefehlt hatte; Mütter und Erzieherinnen hielten sich im alten traditionellen Rahmen, der für die Tochter besserer Stände nur die gesellschaftlichen »Talente«, d. i. Französisch, Tanzen und Musik, vorschrieb, Herz und Kopf öde liefs; so war die Tanska selbst, fern vom Elternhause, aufgezogen worden, las nur französische Romane und betete aus einem französischen Gebetbuch. Später las mit ihr die Mutter Romane, um sie auf das Unnatürliche und Abgeschmackte aufmerksam zu

machen, und der patriotische Einfluſs von Pulawy, sowie ein Gedicht des Brodzinski an junge Polinnen wegen des Unrechtes, das die Muttersprache leide, brachten sie darauf, gegen die Fehler, welche sie eben selbst abgelegt hatte, mit Wort und Schrift aufzutreten. So entstand zu einer Zeit, wo es für die Frauenwelt in polnischer Sprache »auſser den längst veralteten ‚Schloſsabenden' nur die zahlreichen Romane der Genlis mit ihren schädigenden Einflüssen gab« (Brodzinski), das aus einer fremden Vorlage (Jakob Glatz, »Testament für meine Tochter Rosalie«) frei umgearbeitete »Andenken einer guten Mutter« für junge Mädchen (1818), welches »in Polen fast ebenso einfluſsreich wurde, wie der Emile in der ganzen Welt«. Tanska stand auf dem alten traditionellen Boden des festen Glaubens, des ausschlieſslichen Berufes des Weibes in der Familie, der Unlösbarkeit der Ehe, aber sie drang auf reicheres Wissen, harmonische Bildung von Geist und Körper, warnte vor der Romanlektüre, »durch welche die Mädchen, Bürgerinnen einer ersonnenen Welt, für die unsere verloren gehen«. Sie, der jeglicher Emanzipationsgedanke fern lag, nahm doch eine selbständige Lebensstellung ein, wurde staatliche Inspektorin weiblicher Erziehungsanstalten. Über alles liebte sie Kinder und begann, die erste, für sie zu schreiben, »Lenchens Geburtstagsgeschenk«, herauszugeben monatliche (1824 bis 1828) »Unterhaltungen für Kinder« und kleine Encyklopädien, in einer der Fassungskraft von Kindern und Mädchen wunderbar angepaſsten Weise, popularisierend Landesgeschichte, Gestalten der einheimischen Litteratur, die Sitten und Bräuche des Volkes, nicht vergessend Gesellschaftsspiele, überall für die Pflege der heimischen Sprache und Tradition eintretend: nicht umsonst trägt ihr Leichenstein die Aufschrift: »Alle polnischen Kinder sind meine Kinder.«

Sie bediente sich später auch des tendenziösen Romans zur Verbreitung ihrer Ideen; vorher schrieb sie zwei historische Erzählungen, »Briefe der Elisabeth Rzeczyzka« und das »Tagebuch der Franziska Krasinska«, wo sie, getreu ihrem Motto, Sachen und Menschen nach der Natur zu malen, wie wir sie um uns sehen, die Traditionen kleinadligen Lebens und die Erinnerungen an Krasinska, die in dem Hause, wo sie auferzogen wurde, fortlebten, schriftlich fixierte: diese anspruchslos wahrhaftigen Schilde-

rungen waren »historischer« als die gepriesensten der damaligen »Waverleys«.

Vor der Litteratur für Kinder war auch schon der erste Versuch einer Litteratur fürs Volk gemacht worden; auch hier ging die Anregung von Pulawy aus; die alte Fürstin Isabella verfaſste ein Gebetbuch für Dorfkinder, darauf den »Pilger von Dobromil«, eine Erzählung der Geschichte Polens fürs Volk, der sich dann »Dorferzählungen« aus der Feder der Fürstin Marie anschlossen; auſserdem arbeitete man mehrfach den »Simon ou le marchand forain« des Jussieu um; die eine dieser Umarbeitungen, von Jan Chodzko (Herr Jan aus Swislocz, der Wanderkrämer) wurde besonders populär und ist auch ins Litauische übersetzt.

Neben dieser Arbeit auf allen Gebieten der Aufklärung und gelehrter Disciplinen — die Gesellschaft der Wissenschaften nahm sogar die Reform der Orthographie energisch ins Werk — ging auch die leichte, vom klassischen Parnaſs und den didaktischen Tendenzen der Zeit — auch die Tanska erklärte ja als Ziel ihrer Erzählungen das zum Guten anhalten, nicht das Amüsieren oder in Erstaunen setzen — eigentlich fern zu haltende Litteratur nicht leer aus, die Litteratur der Parodie, des Scherzes, der Posse, des niederen und schlieſslich auch des höheren Lustspiels: gerade auf diesem, von der offiziellen Ästhetik kaum anerkannten Gebiete ist das einzige Groſse und Bleibende dieser »klassischen« Periode geschaffen worden; leichtere Lyrik ohne die Steifheit der Ode, bis zum Madrigal hinunter; das beschreibende Gedicht, welches weder Vergil noch Delille kopierte, herrschten an diesen amüsanten Katzentischchen der Litteratur, während an ihrer groſsen Tafel das permanente Gähnen unterbrochen wurde nur durch das Reiſsen schlechter Witze über den Hofnarr-Dichter der guten Gesellschaft, Karl Jaksa Marzinkowski, den unverwüstlichen Reimschmied, der alles ansang, gegen das »Korsett« kämpfte oder »Flüsse« pries; nicht viel höher stand auch Marzin Molski, der Verfasser einer »Stanislais« in zwei Gesängen, einer Anzahl von Oden u. s. w., auch einer der letzten Mohikaner aus der guten alten Zeit; beide jedoch wirkten unfreiwillig als komische Personen mit. Komische Gedichte verfaſsten in Wilno Schydlowski, »Die Bibeis«, in Warschau Krolikowski, »Die Suflerois«

aus Anlafs einer Tragödie des Niemzewicz; Okraschewski, der den eben aufkommenden »männlichen« (einsilbigen) Reim persiflierte; natürlich fehlte es seit Blumauer nicht an Parodien der »Äneis«, die Chotomski sehr witzig in Langversen, nicht wie Blumauer oder der Kleinrusse Kotlarewsky, travestierte, Sprichwörter einflocht, die tollsten Anachronismen einander jagen liefs, das lateinische Wort im polnischen Vers behielt, z. B. aus dem infandum von Buch II eine Infantin machte. Hierher gehörte Tymowski mit seinen »Oden an den Bauch«, einer Parallele zu der berühmten »Ode an den Kantschu« des Bohomolez, die beide die belebenden, antreibenden Wirkungen des Hungers und Stockes feierten; mit anderen satirischen und anakreontischen Liedern, Porter- und Weinliedern, die die Tradition des Kurdesch desselben Bohomolez fortsetzten; freilich übersetzte Tymowski auch lyrische Gedichte Schillers, Horaz, und sang weihe- und würdevoll »Träume eines polnischen Soldaten in einem altertümlichen Maurenschlofs am Tago« — aus der spanischen Campagne nach der Heimat sich sehnend. An ihn schlossen sich Stanislaw Starzynski (Übersetzer der »Ahnfrau«, 1822) mit den so beliebten Liedern des »Stas von Zamiechow«; rotrussische und podolische Landschaften begeisterten den Tymon Zaborowski zu »Podolischen Dumy« (Lieder-Träumen), den Mauryzy Goslawski zu seiner Beschreibung »Podoliens«, neben der Wenschyks »Krakaus Umgebung« keinen leichten Stand hatte: beide Gedichte fielen aus dem klassischen Rahmen heraus, durch Anschlufs an die Volksmotive, »Podole« namentlich in der Beschreibung einer podolischen Hochzeit und im Schildern von Podoliens Katastrophen, das an die »Roxolania« des Klonowiz eher erinnerte; Wenschyk wiederum unterbrach die Monotonie des beschreibenden Gedichtes durch Einflechtung historischer Lieder und Erzählungen.

Trotz aller Versuche entstand damals kein namhafteres satirisches Talent; die »Klassiker«, bequem auf dem Parnafs eingenistet, in ihren kollegialen Gesinnungen, fühlten kein Bedürfnis, sich oder sonst wem den Spiegel vorzuhalten; einer ihrer Chorführer, L. Osinski, kaufte auf und vernichtete seine poetischen »Jugendsünden« von 1799, da er noch Krasizki und dessen Satiren nachgeahmt hatte und im »Herr und Unterthanen« mit den *Bauern*bedrückern scharf ins Zeug gegangen war; sie liefsen es

bei einzelnen Ausfällen gegen die »Jungen« (Romantiker) bewenden, die gleiche Waffe jedoch verschmähten; nur General Morawski hatte den Mut, beiden Parteien die Wahrheit zu sagen, um keiner es recht zu machen. Dagegen erforderte schon das Repertoire die Pflege von Vaudeville und Posse, Farce und Komödie. Lange half man sich nur mit Übersetzungen, die natürlich ebenso wahllos waren, wie im tragischen Repertoire Franzosen und Schiller, Shakespeare und die Schicksalstragödie einander ablösten; Eigenes gelang nicht; für eine politische Komödie, wie »Des Landboten Rückkehr«, gab es keinen Platz mehr, aber es fehlte auch an anderen. Zwar trat der rastlose Niemzewicz in die Schranken, doch sein gelungenstes, das eine Vaudeville »König Johanns Pagen«, war dem Französischen nachgeahmt; auch das andere, »Jan Kochanowski in Czarnolas«, bot sympathische Züge, so in dem Porträt des alten Dichters, dem der moderne moderne Tendenzen ohne weiteres lieh; doch die Komödien, z. B. »Herr Nowina oder das Posthaus«, welche zwar politische Kannegiefserei und Gallomanie, aber mit den seit der Wisniowiezka und Rzewuski her abgebrauchtesten Mitteln verspotteten, fesselten nicht das Publikum. Eher gelang dies schon den Dmuschewski und Jasinski, die nach dem Vorgange des unvergefslichen Boguslawski gleich auch die Stücke schrieben, in denen sie agieren sollten; das beste Stück, das Dmuschewski insceniert hat, war übrigens sein »Warschauer Kurier«, bis heute das gelesenste Warschauer Blatt; die übrigen waren doch nur die Eintagsfliegen des Repertoires, und auf dem polnischen Parnafs, der mit Pindars, Vergils, Racines versehen war, vakierte immer noch der Platz des Molière.

Diesen nahm ein und behauptete bis heute Graf Alexander Fredro. Er entstammte einem hoch angesehenen Geschlecht, das im 15. und 16. Jahrhundert heldenhaft gegen Türken und Tataren gestritten hatte; ein Ahne war Gesandter an Sultan Bajazet gewesen, ein anderer mit einer Handvoll Ritter von der ungeheuren Übermacht der Tataren niedergemacht worden; im 17. Jahrhundert zählte es den ehrenwerten, bedächtigen und scharf beobachtenden Kastellan von Lemberg, Andrzey Fredro, zu den seinigen; von diesem Ahnen sind auf den Ururenkel nicht nur die Mottos gekommen, die er zu seinen Komödien aus dessen Sentenzen wählte. Die jungen Fredros

machten es wie ihre Ahnen; sie flohen aus Galizien — das Przemyschler Land war hier ihr Ursitz — zum polnischen und französischen Heere, schlugen sich bis zuletzt tapfer, und als alles vorüber war, kehrten sie auf ihre Landsitze zurück, zu jagen, zu spielen und Schulden zu machen, was sie in Lemberg fortsetzten, fleifsig den Damen den Hof machend. Gelernt hatten sie nicht viel; die deutschen Schulen waren ja auch nicht dazu da, um jemanden zum Lernen anzulocken, und zu Hause gab es nur den französischen Maitre. Graf Alexander hatte sich schon als Knabe im komischen und tragischen Genre versucht; im Lager erst lernte er die Geheimnisse der Cäsur; in Paris machte auf ihn nicht Talma, sondern die Komödie Eindruck, und nach Hause zurückgekehrt, vertiefte er sich in Molière. Keiner der Fredros war Müfsiggänger; und da jede Aussicht auf Krieg die unheilige Allianz benommen hatte, griff der Fünfundzwanzigjährige zur Feder. Die Form bot der Franzose, den Stoff die Umgebung: die flotten Offiziere, die mit gleichem Erfolg Somosierra stürmten wie sie die Herzen brachen, leichtsinnig, galant, chevaleresk, lebenslustig; die schönen, koketten und sentimentalen Damen, für jede Huldigung empfänglich, Untreue nicht tragisch nehmend, dem Herrn Gemahl Gleiches mit Gleichem vergeltend; die ältere Generation, leicht auf Thorheiten geratend, eine blinde Fremdensucht oder die Titelwut; die ältesten, ehrwürdigen oder komischen Überreste einer zeitlich so nahen und im Grunde so fernen Vergangenheit; neben ihnen die brummigen Majore, die es mit der Ehre sehr scharf nahmen, und ihre aufs Wort parierenden Wachtmeister, Produkte napoleonischer Zucht; die ersten Parvenüs, von schäbiger Herkunft und noch viel schäbigerer Gesinnung, auch Produkte napoleonischer Zeiten, d. h. ihrer Armeelieferungen; neben dieser vornehmeren, militärischen und plutokratischen Gesellschaft Vertreter anderer Schichten und Stände, vom tauben Bürgermeister einer Kleinstadt und Wirt bis zum Wucherer herab und anderen zweifelhaften Existenzen.

Die ersten Versuche des Grafen fielen wenig ermutigend aus; den ersten vollen Erfolg brachte nicht die Lemberger, sondern die Warschauer Bühne, wo Osinski 1821 den »Herrn Geldhab« aufführte, und seitdem blieb Fredro der Warschauer Bühne treu; bis 1834 folgten sich rasch 19 Stücke, worauf der Dichter die Arbeit für die Öffentlichkeit aufgab und, wie einer

jener Magnaten-Dilettanten des 17. Jahrhunderts, nur noch »sich und den Musen« sang.

Jenen ersten 19 Stücken, die das eigentliche Theater des Fredro ausmachten, war gemeinsam die unwiderstehliche »vis comica«, — in der gesamten Slavenlitteratur ist nur einer noch, den man hierin mit Fredro vergleichen könnte, Gogol, und dieser ist ungleich weniger fruchtbar. Fredro mochte das Unmöglichste, Widersinnigste angreifen, immer erfand er Situationen oder brachte eine Person hinein, über die man jeglichen Widersinn und Unmöglichkeit, vom ganzen Herzen lachend, vergafs. Was ist salopper als der Einfall Alfreds, um den Qualen und Gefahren der Wahl zu entgehen, die »erste beste« vom Fleck weg zu heiraten, aber die ältliche Martha mit ihrem litauischen Accent und Zähigkeit und ihrer vorsintflutlichen Kalesche bringt ihn vor Reue, den Zuschauer vor Lachen zum Weinen. Oder was kann unsinniger sein, als im Warschau von 1820 einen »Neuen Don Quichote« leibhaft auftreten zu lassen, aber die Situationskomik der Scenen im Wirtshaus und im Walde besiegt den Widerstand von Zuschauer und Leser. Und diese »vis comica« bewegte sich in steigender Linie: »Herr Geldhab« hatte noch am wenigsten davon, »Die Rache« (das letzte) am meisten. Fredros gesundes Lachen war und ist das Geheimnis seines Erfolges; seine Zeit liebte nicht das Satirische: nach der grofsen nationalen Katastrophe war es einfach Gebot der Pietät und des Anstandes, nicht zu spotten, am wenigsten über die Vorfahren; Fredro spendete ihr nun wenigstens auf dem Theater die zum Leben nötige Dosis Heiterkeit. Allerdings nahm er es mit Wahrscheinlichkeit und Natürlichkeit nicht genau, wählte sich die Handlung möglichst einfach, schürzte und löste den Knoten nach Belieben: an einer Vertiefung der Konflikte hinderten schon die Einheiten von Handlung und Zeit, die er niemals, von Ort, die er ganz ausnahmsweise übertrat. Ebensowenig sann er über den Stoff; er holte ihn einfach, wo er ihn fand, bei Cervantes oder bei der Kaiserin Katharina, in einer deutschen Novelle oder bei seinem polnischen Vorgänger (Zablozki, »Die Rache« stammte aus dem »Sarmatismus«). Von seinen Franzosen übernahm er dann nicht nur die »Einheiten«, die konventionellen Namen (Orgon u. dgl.), die von den Ehemännern und Hausfreunden geliebte Zofe-Soubrette, sondern auch die Typen statt der

Individuen. Schon die Namen deuteten, jede Diskretion aufser acht lassend, was da auftreten wird: Herr Antenazki (Ahnenstolz), der einzige Wucherer Flicklein, Herr Feinschmecker, Herr Brummbär, der Parvenü Geldhab, ein Deutscher aus Freistadt u. s. w., — diese Etiketten schlossen jeden Zweifel aus. Diese Persönlichkeiten standen nun so sehr im Mittelpunkt, dafs die Nebenpersonen darüber vernachlässigt und ganz flüchtig, schablonenweise eingeführt wurden; es wiederholten sich dieselben Liebhaber, Fräulein u. s. w., öfters sogar mit denselben Namen, — nur selten wurde auch eine Nebenfigur mit einigen wenigen Worten scharf charakterisiert, so der Kappellan in »Damen und Husaren«, der mit seinem ewigen »Es schickt sich nicht, schickt sich nicht« an den berühmten Podbipienta des Sienkiewicz erinnert. Und doch mufste die Gewohnheit des Dichters, zweierlei Verliebte, Geizhälse u. s. w. zugleich auf die Bühne zu bringen, ihn zu einer Herausarbeitung des Individuelleren drängen.

Theoretisch war er sich vollkommen bewufst, dafs es »mit der Molièreschen Komödie vorüber ist (sagte im »Herr Jowialski« der Dichter Ludmir): die Bildung schon hat die höhere Gesellschaft — in dieser bewegte sich fast ausschliefslich Fredro — mit dichtem Firnifs überzogen, alle Charaktere haben einerlei Äufseres, es giebt keine scharfen Konturen; die Rücksicht auf die Welt und ihre Meinung treibt jeden, auch der Geizhals spendet reichliches Almosen, wenn es nur die Welt sieht. In jedem stecken zwei Menschen, die Scenen müfsten immer doppelt sein, wie Medaillen zwei Seiten haben«. In Praxi blieb es jedoch bei den Typen statt der Individuen, obwohl auch hier ein Fortschritt nicht verkannt werden kann. Über einzelnem liegt heute dicker Staub; so könnten die Damen mit ihrer Sentimentalität ganz unnatürlich vorkommen, wenn man nicht wüfste, von unbefangenen Zeugen, wie lästig-aufdringliche Sentimentalität den Zöglingen der Genlis und Cotton eigen war, wie die heute unmöglich dünkenden Phrasen damals gang und gäbe waren. Anderes ist scheinbar veraltet, in Wirklichkeit ausgestorben, der gutmütige Jowialski mit seinen unerschöpflichen Sprichwörtern und Anekdoten, Verkörperung altpolnischen, nicht wählerischen Humors, und seine Gattin, die zimperlich wie eine alte Jungfer zu ihrem Herrn mit Bewunderung aufblickt. Oder die Gestalten

der »Rache«, einer historischen Komödie, nicht in dem Sinne, als ob irgendwelche Personen oder Fakta der Geschichte gestreift würden, sondern weil sie, wie der »Herr Thaddäus« im Epos, altadliges Kleinleben in komischer Beleuchtung vorführt. Es werden zwei Prozeſswütige — ein echt polnischer Typus — vorgeführt, der Mundschenk (aus uralten Zeiten, von den Teilfürsten noch waren die Titel verblieben, in denen die liebe Eitelkeit sich stets sonnte), aufbrausend, nach Säbel und Pistole greifend, sonst gutmütig und ehrenhaft; und der Regens Milczek (»Schweiger«), verschlagen, verbissen, Rabulist durch und durch. Neben ihnen der Schmarotzer und Bramarbas Papkin, der etwas von den Babiner Münchhausen und Karl Radziwil geerbt hat, der in einer köstlichen Scene — die in der Weltlitteratur ihresgleichen sucht — trotzig und herausfordernd den Regens einschüchtern möchte, um dann in desto schlimmerer Angst zusammenzukauern; endlich der Ökonom, dessen schwielige Hand und dicker Schädel mit Feder und Stil schwer ringen, — die Scene, wie der Raptusiewicz (»Brausekopf«) seinem Dyndalski (»Bimmelbammel«) den Brief diktiert, ist in ihrer Komik ebenso unwiderstehlich. Die Komödie, bis auf das etwas konventionelle Liebespaar, das die Montecchi und Capoulets versöhnen soll, ist die nationalste Schöpfung des Dichters.

Von den Franzosen hatte er den Vers behalten, auch den kurzen, wie der Achtsilber der »Rache«, der allein heute ihre Wirkung beeinträchtigt. Zur Prosa griff er selten, den Vers handhabte er mit wunderbarer Leichtigkeit, namentlich in seinen Konversationsstücken, in den schönen »Mädchenschwüren oder Herzensmagnetismus«, wo der flotte Gustav nach allerlei Irren doch mit Aniela sich zusammenfindet, der er eben noch seinen Liebesbrief an Klara diktiert hat, in einer der hervorragendsten Scenen des polnischen Theaters, ebenso die übermütige Klara mit dem süſslich-weinerlichen Albin, wohl nach dem Grundsatze, daſs Kontraste sich anziehen, — doch ob für immer? Oder in dem Stück mit der recht heiklen Moral »Mann und Frau«, wo die Komödienspielerei aller mit ihren Gefühlen und Worten einen höchst bedenklichen Grad erreichte: der Ehemann, der den »Hausfreund« zu einer Rolle trainierte, die dieser längst gegen ihn selbst spielte, war allerdings meisterhaft verspottet; Fredro liebte es, Personen vorzuführen, die spielen, was sie nicht

sind, und verdecken, was sie sind, wie der Eifersüchtige sein stets reges Mifstrauen.

In dem Humoristen, der mit gutmütigem Lächeln die Schwächen der Menschen beobachtete, im Komiker, der sie karikierte, stak jedoch ein gut Teil Sentimentalität, Idealismus, ja Enthusiasmus; wie sehr es ihm Schiller angethan hatte, bewies sein Einakter »Die Menschenscheuen und der Dichter«. Der Schillersche Hutten hat seine Bitterkeit an Astolf, seine Güte an Czeslaw abgegeben, die »Resignation« citierte Astolf, und der Dichter schilderte seinen Beruf mit flammenden Worten, die aus den »Idealen« zu stammen schienen; traurig stachen ab die Glossen Astolfs über den Beruf des polnischen Dichters, dessen Werke der Buchhändler nach langen Bitten »mit einem stattlichen Druckfehlerverzeichnis auf Fliefspapier herausgab«, dessen Bereich »zwei oder drei Theater und das Wägelchen eines Buchhändlers« ausmachten, Theater noch dazu, wo man heute die »Barbara« und morgen das Vaudeville beklatschte. In den sentimentalen Tiraden der Helden und Heldinnen spiegelte sich nicht blofs Geschmack der Zeit, sondern Eigentümlichkeit des Dichters ab, eine Erscheinung, die bei grofsen Humoristen wiederkehrt, bei Gogol z. B. bis zum Trübsinn und Mystik sich steigerte, wovor Fredro sein polnischer offener Sinn fürs Natürliche, Wahre schützte.

Die Komödien waren flüchtig entworfen und ausgeführt und müssen flott gespielt werden: ein langsames Tempo würde für »Damen und Husaren« oder für »Der neue Don Quichote« tödlich; die witzigen Worte und Situationen jagten einander bis zum oft überraschenden Aktschluſs. Daſs der Dichter auch vor den derbsten Mitteln, Taubheit sogar und komischer Verwechslung der Worte, Verkleidungen, Mifsverständnissen, nicht zurückscheute, hatte er schon von seinen Vorbildern, und doch hätte er auch ohne diese groben Mittel auskommen können. Das Publikum freilich lachte dankbar, und die Kritik kümmerte sich gar nicht um das »niedrige« Genre des Lustspiels, des einzigen doch, welches die ganze seriöse Litteratur der Niemzewicz und Woronicz, der Kosmian und Osinski, der Felinski und Wenschyk, ja nicht nur alles Klassische, sondern das meiste Romantische überleben sollte; und als sie endlich von Fredro Notiz nahm, *that* sie es in einer so griesgrämigen, undankbaren, schnöden

Weise, daſs sie den Dichter nur verletzen, nicht aneifern oder gar belehren konnte, und sie erwies damals der Litteratur den schlimmsten Bärendienst, den ihre Annalen je verzeichneten.

Das Hauptverdienst der Warschauer Klassik lag, und dies sollte sich lange Zeit nicht mehr wiederholen, gar nicht auf dem litterarischen Gebiet, sondern, noch viel ausschlieſslicher als in der Stanislaischen Epoche, auf dem kulturellen. Diese »Dichter« und »Prosaiker«, ohne gröſseres Talent, ohne Invention, unselbständig, sich forthelfend an den Krücken der Regeln und Muster, engten das Gebiet litterarischen Schaffens ein; lieſsen namentlich die Sprache verarmen, in ihrer Scheu vor dem prägnanten, vulgären, sinnlichen Ausdruck, nachahmend den farblosen, glatten französischen Salonstil, schädigten damit faktisch die Sprache, die sich erst spät von dieser Einschnürung, Blutleere, Saft- und Kraftlosigkeit erholen konnte. Dafür arbeiteten sie rastlos an der kulturellen und materiellen Hebung des Landes; Stanislaw Potozki mochte in seinem litterarischen Geschmack schmählich irren, dafür bot das damalige Europa nicht leicht einen zweiten Unterrichtsminister von gleichem Verdienst; die schlechten Dichter waren aufgeklärte, denkende, thätige Patrioten, und nur das jähe Abbrechen alles ihres Schaffens hat dessen vollen Ertrag verhindert.

Auch sonst bedeutete die »Pseudoklassik« keine unveränderte Fortsetzung der Stanislaischen Periode; auch in Polen hatten schon die äuſseren Bedingungen litterarischen Lebens eine radikale Umwälzung erfahren. Vor allem gab die Geistlichkeit ihre führende Rolle in der Litteratur für immer auf, die mit einem Male laicisiert, verweltlicht worden war. Die wenigen Geistlichen, die man vom 18. Jahrhundert übernahm, waren weltliche Menschen, der Piarist Dmochowski heiratete ja, und Staschiz verfolgte die Religion, wie es kein Abbé hätte schärfer machen können. Hatten im 18. Jahrhundert die Geistlichen überwogen, von Krasizki und Naruschewicz bis zu Kolontay und Jesierski, bedingte schon dieser Umstand manches in Ton, Haltung, Geist der Litteratur, so sind jetzt die Geistlichen aus ihr fast verschwunden, traten höchstens unter Historikern auf, wie Siarczynski, der in seinem »Bild der Regierung Sigmunds III.« mit Niemzewicz erfolgreich wetteiferte, ebenso die Juschynski und Chodyniezki, die sich, wie später die Baroncz u. a., oft auf bloſse Materialsammlungen beschränkten; in der schönen Litteratur

traten sie höchstens noch als Übersetzer auf, so Kopystynski des Racine oder Holowinski des Shakespeare. Und so blieb es durch das ganze Jahrhundert; einzelne von ihnen schrieben etwa noch Denkwürdigkeiten ihres Lebens, so der Warschauer Erzbischof Felinski oder Bischof Krasinski, Verfasser eines synonymen Wörterbuchs der polnischen Sprache, feinen Sprachsinn bethätigend. Die beiden Memoirenwerke sind ungleichen Wertes; die von Krasinski verweilen bei ziemlich unbedeutenden Jugenderinnerungen aus Wilno; dagegen die des 1864 nach Jaroslaw deportierten Erzbischofs, dessen Mutter dreifsig Jahre vordem näher, nur 2000 Werst hinter Tobolsk, deportiert war, gehören zu den interessantesten, die es giebt, enthalten Einzelheiten des Lebens, gegen welche die Phantasie der Eugen Sue und Dumas nicht aufkommen könnte, von dem Popen, der seine eigene Frau in der Kirche mit dem Offizier traute; von einem Polen, der orthodox wurde, worauf der Czar sagte, wenn noch zwei solche orthodox würden, würde er katholisch; von dem russischen Offizier, der bei der Exekution des edlen Konarski, statt »Feuer« zu kommandieren, vor der Fronte seinen Degen zerbrach, oder furchtbare Einzelheiten des polnischen Martyrologiums, von dem man im Westen Europas nichts ahnt. Von solchen Ausnahmen abgesehen, beschränkten sich die Geistlichen auf das Gebiet der Kirchengeschichte, Dogmatik u. s. w. von Th. Ostrowski bis Bulinski und Fijalek; zeichneten sich als Homiletiker aus, namentlich P. Hieronim Kajsiewicz, der bedeutendste Kanzelredner seiner Zeit, das politische Gewissen der Emigration erschütternd, neben ihm ein Choloniewski, Golian, Badeni u. a.; oder liefsen sich in Polemik und Apologetik ein, von dem groben Polterer Karol Surowiezki an, der Stanislaw Potozki und alle Freimaurer derb abkanzelte (»Der ausgepfiffene Pfeifer« u. dgl.), bis zu dem feinsinnigen P. Morawski, der in seinen »Abenden am Genfer See« in der gewähltesten Form Glaubenssachen dialogisch erörterte und durch Inhalt wie Form äufserst anregend, auch auf Anders- und Ungläubige, wirkte, z. B. auf den russischen Philosophen und Mystiker Solowjow. Sie spezialisierten sich jetzt, pflegten z. B. das Kirchenlied und seine Geschichte (Surzynski), Geschichte der Predigt oder des theologischen Unterrichts in Polen, eventuell zur Schulgeschichte übergreifend, *kirchliche* Altertümer u. dgl.; dagegen entglitt vollständig ihren

Händen jegliche Führung des nationalen Lebens, aufser in Schlesien oder Preufsen, wo sie allein unter dem Landvolke eine geistige Macht darstellten; sonst jedoch emancipierten sich Litteratur und Unterricht von ihrem einstigen geistlichen Gängelbande völlig. Ebensowenig verschonte der Umschwung der Zeit das Mäcenatentum; die Stelle des Königs nahm jetzt das grofse Publikum ein; sogar mit der feierlichsten Ruhmesode wandte man sich nicht mehr an den Einzelnen, und die Stimme des Recensenten, des Beraters dieses Publikums, mufste immer einflufsreicher werden, mochte auch Fredro noch spotten über die da andere schreiben lehren, ehe sie es selbst gelernt. Das Mäcenatentum beschränkte sich jetzt darauf, dafs die Czartoryski, Zamoyski, Dzialynski, Raczynski u. s. w. Sammlungen anlegten oder fortsetzten, für welche sie etwa Bibliothekare nötig hatten, und Publikationen ins Leben riefen oder unterstützten, für welche sich sonst kein Verleger gefunden hätte. Nun gab es keine Ämter oder Pfarren und geistliche Benefizien, keine Orden und Medaillen zu vergeben; der Schriftsteller wandte sich nur an das Publikum, im Buche oder auf der Bühne; seine Kunst wurde demokratisch, rascher als anderswo, als in Rufsland z. B., wo Katharina und Nikolaus die Litteraten stützten und förderten, falls sie sie nicht gerade hängen liefsen, wo Shukowskij noch in den zwanziger Jahren »für Wenige«, d. i. für den Hof, schreiben konnte, wo man von dem Kammerjunker oder vom Minister erwarten konnte, dafs er Warschaus Fall besingen werde. So lernte polnische Litteratur, vom Staate nicht gefördert, bald nach Möglichkeit gehindert, rasche Selbständigkeit.

Langsam bereitete sich eine andere Umwälzung vor. Bisher war die Litteratur vom Adel allein vertreten, vom dritten Stande nur ausnahmsweise, zuletzt durch Staschiz; mit dem Erstarken der Städte, mit der Hebung ihres Wohlstandes schon seit den Kommissionen boni ordinis unter König Stanislaw, mit der stetigen Polonisierung neuer fremder Elemente, die von der werbenden Kraft der polnischen gesellschaftlichen Kultur das glänzendste Zeugnis ablegte — wie oft machten die Söhne oder Töchter der grimmigsten »Polenfresser« die polnische Sache zu der ihrigen! —, drangen bürgerliche Elemente in die Publizistik, Litteratur und Wissenschaft ein. Die sociale Stellung des polnischen Adels, die grofse Zahl der Minder- oder Nichtbegüterten näherte seine

Lebensführung von selbst den bürgerlichen, und schon wurden Stimmen laut (Tanska), welche das Ergreifen bürgerlicher Gewerbe durch Adlige verlangten; die Niederreifsung der Jahrhunderte alten Schranken, 1791 so erfolgreich angebahnt, machte jetzt rasche Fortschritte, und wie durch den Eintritt bürgerlicher oder blutsfremder Elemente Litteratur, Kunst und Wissenschaft gekräftigt werden sollten, beweisen die Erscheinungen eines »Masuren« Lelewel, eines Hube, Pol, Helzl, Schajnocha unter Historikern und Dichtern, eines Chopin, Andriolli (Zeichner) und besonders des Meister Matejko, den seine Böhmen vergebens zur Leitung der Prager Kunstschule zurückriefen, der dem Kronprinzen (Kaiser Friedrich III.) nicht in seinem Atelier die Honneurs machen konnte, weil er aufser Polnisch keine andere Sprache kannte, der, wie Pol in der Poesie, Krakaus und Polens Traditionen in der Malerei verkörpern sollte, wie niemand vor oder nach ihm. Und diese Erscheinungen sind nicht vorübergehend oder vereinzelt, sie mehren sich trotz aller Ungunst der Zeiten, trotz des Verlustes politischer Unabhängigkeit, des Selbstbestimmungsrechtes, des territorialen Zusammenhanges. Bis 1772, ja noch bis 1795 hatten sich Litteratur und öffentliches Leben unter gleichmäfsigen Bedingungen entwickelt; es gab Unterschiede der Temperamente wie der Umgebung, aber ein Staat, eine Schule, eine Gesellschaft wahrten die Einheitlichkeit und Kontinuität des geistigen Lebens. Das hörte jetzt auf; der »Kordon« trennte vollständig den Bewohner Galiziens oder des Posenschen vom Kongrefspolen; in dreierlei Staaten, Schulen, Sphären zerschlug sich der einstige Zusammenhang. Während in Warschau der Unterrichtsminister Klöster kassierte, wurde im Posenschen die Bauernfrage gelöst, liefs das Lemberger Gubernium die Mandatare nach Herzenslust über die Bauern walten und chikanierte das Ossolineum; der kleinen Republik Krakau wiederum ging langsam unter der dreifachen Oberaufsicht der Atem aus. Auf die durch Grenzpfähle markierte Trennung folgte reale Entfremdung, das Hinneigen nach neuen Centren, die Einbeziehung in neue, fremde Interessensphären; jedes der drei oder vier Gebiete lebte jetzt sein eigenes Leben.

Warschau hatte längst aufgehört, was es unter Stanislaw gewesen, die auf allen Gebieten tonangebende »Sirenenstadt« zu sein, das kleine oder nordische Paris, nach welchem sich die

Provinzen zu richten hatten. Wilno und Lemberg, Krakau und Posen waren politisch ihm völlig fremd geworden; auf die Lösung des politischen konnte auch die anderer Zusammenhänge eintreten. Es befremdete förmlich, daſs der Galizier Fredro seine Stücke in und um Warschau spielen lieſs, als hätte es keine schwarzgelben Pfähle gegeben. Die Decentralisation brachte wohl manches Gute; schwerlich hätten je Wilno und Krzemieniez dasselbe geleistet, wenn sie nur von Warschau aus wären dirigiert worden; man lernte Selbständigkeit, vertraute eigenen Kräften, verlieſs sich nicht auf eine hochweise Centralregierung. Polnisches Leben an den Peripherien gewann auſserordentliche Intensität, auſser dort, wo die Fesseln der Germanisierung immer straffer angezogen wurden. Die neuen Centren an der Peripherie konnten nunmehr ihre alte, durch Jahrhunderte aufgelaufene Schuld begleichen: der polnischen Kultur erstatten, was sie bisher von ihr erhalten; mit dem anvertrauten Talente wuchern und sogar auf Warschau selbst zurückwirken, statt von ihm allein geleitet zu werden.

Jetzt begann bereits die polnische Litteratur eine Bedeutung anzunehmen, die nicht leicht einer anderen zu teil ward und, es wäre zu wünschen, keiner anderen zu teil werden sollte. Dem Russen, Deutschen, Engländer könnte es, gesetzt den Fall, gleichgültig sein, ob in seiner Sprache auch nur ein Wort geschrieben würde, ist er doch um volle und freie Bethätigung seiner Nationalität ganz unbesorgt; er hat ja immer eine nationale Schule, Justiz, Heer und alles was sein Herz begehrt. Der Pole hatte davon bereits vor 1830 recht wenig, und bald sollte auch für den kümmerlichen Rest die letzte Stunde schlagen. Das einzige, was ihm noch nicht benommen war, war nun seine Kirche und seine Litteratur und ihr Organ, die Sprache, die Träger seines nationalen Bewuſstseins; Litteratur, zumal schöne, die anderswo nur eine Nationalsache neben vielen anderen war, begann jetzt bereits dem Polen etwas Ausschlieſsliches, doppelt Wertvolles zu werden: da es bald keine polnischen Offiziere, Beamten, Richter, Professoren mehr geben durfte, steigerte sich die Zahl polnischer Litteraten — man vergleiche nur die entsprechenden Daten in Polen und Ruſsland —, steigerte sich das Interesse an polnischen Werken, am polnischen Theater. Und wie die Bühne, so war auch die Kanzel oft der letzte Hort des

nationalen Wortes; gelang es in der Kirche dieses Wort zu entwurzeln, so gab es für das nationale Leben überhaupt keinen schützenden Damm mehr. Daher nahm an dieser Ausnahmestellung, die in den folgenden Jahrzehnten durch die steigende Ungunst der Verhältnisse nur immer augenfälliger hervortreten mufste, auch die Kirche teil; daher die Achtung und Verehrung, derer sie sich auch bei den religiös ganz Indifferenten selbst heute noch erfreut; daher überschritt freigeistige Bewegung in Polen nie gewisse Grenzen, vergafs sich nie in frivolen oder gehässigen Angriffen, die von der Allgemeinheit immer abgelehnt worden wären; vereinzelt blieben sowohl Pamphlete des Josephinismus, wie die Schrift des Ministers Potozki, um deren willen der sonst hochverdiente Mann seinen Abschied nehmen mufste.

## ACHTES KAPITEL.

# Anfänge der Romantik.

Trotz der Einseitigkeit und Hohlheit der Pseudoklassik machten sich innerhalb ihrer selbst Elemente bemerklich, die die Fesseln der »Regeln« zu sprengen geeignet waren. Der erwachende historische Sinn, der das Mittelalter nicht nur als eine Zeit ausschliefslicher Barbarei und Verrohung betrachtete und die einseitige Vorherrschaft der klassischen Welt stürzte; der Sinn für das Nationale, für die Eigenheiten von Tradition und Sitte, für das Volksleben, für die heimische Landschaft, wovon schon die beschreibenden Gedichte eines Wenschyk und Goslawski, die Artikel und Forschungen eines Czarnozki, Schyrma u. a. Zeugnis ablegten; das stetige Anwachsen der Erzählungslitteratur, des sentimentalen, historischen und socialen Romans, der Prosa endlich, welche dem Epos, dem lehrhaften Gedichte, der poetischen Epistel das Wasser abgruben; das Eintönige der stets nur räsonnierenden, nur die äufsere Form pflegenden, in beschränktem Wort- und Bildervorrat sich bewegenden Ode oder Tragödie, einer stetigen Deklamation, die nicht an Gefühl und Phantasie, immer nur an den Verstand sich wandte; die offenkundige Unfruchtbarkeit der ganzen Richtung mufste Neuerungen einen empfänglichen Boden bereiten.

Hierzu gesellte sich der Einflufs der Fremde, zumal Deutschlands. Nichts war charakteristischer für die Entfremdung zwischen polnischem und deutschem Geistesleben und für die Allgewalt des französischen als der Umstand, dafs trotz des Durcheinanderwohnens von Polen und Deutschen, trotz der

deutschen Regierungen und Schulen der Pole von der deutschen Litteratur erst über Paris, erst aus dem Buche der Frau von Staël etwas erfuhr. Die Stanislaische Epoche kannte Goethe und Schiller gar nicht; sie verehrte und ahmte etwa Gefsner nach, den sie fleifsig übersetzte, seit 1768 (z. B. den »Tod Abels« mehrfach), kannte von Gottsched nur die Grammatik (in lateinischer und polnischer Übersetzung, — auch sein philosophisches Werk erschien zur Einführung der philosophia recentiorum in polnischer Übersetzung), las Gellerts Fabeln und Briefe im Original (bei der Gottschedschen Grammatik), ebenso Lessings Fabeln, übersetzte einen und den anderen deutschen Roman (z. B. wieder Gellert), aber in dem klassisch-französischen Strome ging dies alles unter. Eher waren es ökonomische, agronomische, medizinische Specialwerke, die freilich nicht aus litterarischen Gründen gröfsere Verbreitung und Bedeutung erhielten. Nur auf dem Theater grassierte ein Kotzebue für das Sonntagspublikum. Und so wurde man erst nach Decennien durch die Französin auf die neuere Litteratur der Deutschen aufmerksam, begann Schiller zu übersetzen, Schlegel zu lesen und schliefslich sogar Kant (und Schelling) zu studieren; schon 1805 empfahl Schaniawski ihr Studium als das geeignetste zur Erlangung und Festigung geistiger Unabhängigkeit, Selbständigkeit.

Während breiteren Kreisen erst Franzosen deutsches Geistesleben vermittelten, waren einzelne Polen, zumal die Zöglinge österreichischer Schulen, mit der deutschen Litteratur vertrauter geworden; so verehrte bereits Fredro den idealistischen Dichter, und vor ihm schon die beiden Brodzinski. Der ältere von ihnen, Andrzey, der Übersetzer der »Jungfrau von Orleans«, schlofs in Krakau mit Winzenz Reklewski u. a. einen Freundschaftsbund, den gleiches Alter, dieselben patriotischen Gefühle und verwandte litterarische Neigungen festigten; es waren ja napoleonische Soldaten, der eine starb in Moskau, andere fielen vor Raschyn oder an der Beresina; Idyllendichter, die in ihren »Dorfgedichten« oder »Unterhaltungen in Vers und Prosa« Krakauer Land und Leute besangen, noch Haller, Gefsner, Kleist nachahmten, aber bereits mit stärkerem heimischem Kolorit, mit nationalen Namen und Zügen. Der bedeutendste wurde der jüngste dieser Gruppe, Kasimir Brodzinski, Soldat unter Reklewski und Gefangener von Leipzig, dann in Warschau Lehrer, bis er

an die Universität als Professor für »kritische Geschichte der polnischen Litteratur« berufen wurde, die er wie kein anderer gewissenhaft und erschöpfend behandelte. Selten hat jemand der Fluch der Mäfsigung so schwer und so wenig gerecht getroffen, wie den Dichter, dessen milde Töne fast ungehört verklangen, den Schriftsteller, der mit dem Abdruck seiner Werke selbst einhalten mufste, den Professor, dessen gehaltvoller Vortrag keinen empfänglichen Schüler fand; und doch gab es nicht leicht eine sympathischere, edlere, humanere Erscheinung, als dieser napoleonische Soldat und polnische Patriot.

In den ersten Jahren seines Warschauer Aufenthaltes setzte er sein noch unter dem Einflusse des Bruders und des Reklewski begonnenes Dichten fort, das bald seinen Höhepunkt erreichte in der Krakauer Idylle »Wieslaw« (1820), ein »Hermann und Dorothea«, nur gemäfs polnischen Verhältnissen aufs Land, ins Dorf verlegt. Die nationale Katastrophe barg hier nur den ersten Keim der Verwicklung; das Lieben, Werben und Erhalten der Halina durch Wieslaw hob sich von keinem geräuschvollen und stürmischen Hintergrund ab, lief in eine ungetrübte Dorfidylle aus: die Gestalten der Männer, weniger die der Frauen waren ausgearbeitet mit charakteristischen Zügen, einige Naturbilder eingeflochten, Brauch und Sang des Volkes nachgeahmt, ohne einen einzigen grellen, unästhetischen, naturalistischen Zug, etwas manieriert und überschwenglich, doch frei von Puder und Schminke der alten Idylle, was man von seinen anderen Gedichten nicht behaupten könnte, wo die Tändelei mit dem Olymp und den übrigen altmodischen Requisiten fortlebte. Lehrreicher als diese Gedichte waren seine ästhetischen und kritischen Aufsätze, die seit 1818 erschienen. Schon in einer poetischen Epistel an Daphne 1816 hatte er seinen obersten, unerschütterlichen Grundsatz formuliert: in welchem Lande, mit welchem Volke du zusammenlebst, dessen Bild seien deine Gesänge; mögen andere arkadische Haine besingen ... du, überall die Schönheit schätzend, besinge dein eigenes Land ... an deinen Landsleuten lerne die Menschen kennen, von ihnen schöpfe deine Begeisterung, ihnen weihe den Gesang, den ihr Gefühl erregte; seien wir kein Echo des Auslandes, betonte er immer wieder in den Ausführungen in Prosa. Das Gefährliche und Unvernünftige der Ausländerei war schon vor ihm mehrfach betont worden,

schon seit dem Ausgange des 18. Jahrhunderts, aber niemand hat so klar und nachdrücklich das Wesen der ausländischen Richtungen und den Gegensatz der nationalen auseinandergesetzt, wie Brodzinski.

Seine Kenntnis der modernen europäischen Litteraturen, der deutschen, die er hochschätzte, namentlich Goethe — blieb er doch der einzige Übersetzer von »Werthers Leiden«, während andere vor diesem Roman, der zum Selbstmorde anleite, nur warnten —, Schiller und Herder, der auf ihn besonders tief schon durch die »Stimmen der Völker in Liedern« gewirkt hatte, zeigte ihm nicht nur die Schwäche der französischen Klassik, die Unmöglichkeit längeren, verbissenen Ausharrens auf dem verlorenen Posten, sondern liefs ihn die nahe Umwälzung des litterarischen »Geschmackes« in Polen sicher voraussehen. Seine friedliche, gern vermittelnde, stets mafshaltende Gesinnung versuchte nun die Gegensätze der Alten und Neuen zu mildern, jeglicher Einseitigkeit und Schroffheit entgegenzutreten. Er verehrte bei den Alten ihren verständigen Patriotismus, ihre tüchtige Arbeit, ihren Dienst der Aufklärung, ihren guten »Geschmack«, die Klarheit und Sorgfalt ihres Ausdruckes, aber unmöglich konnte er Sniadezkis Angriffe gegen Metaphysik und Romantik teilen. Der hartgesottene Empiriker hatte Kants Kritizismus und jegliche transcendentale Philosophie in einer besonderen Abhandlung »Über Metaphysik« (1814) als bewufstes Gaukelspiel zur Irreleitung menschlichen Verstandes gebrandmarkt, es als eine Verblendung und Katastrophe zugleich für den Verstand bezeichnet, die Lehre von Wunderlichkeiten und Absurditäten menschlichen Denkens für Philosophie auszugeben; die deutsche Metaphysik war dem Lockeaner nur »eine wahrhafte Verschwörung zur Verdunklung des Menschenverstandes«. Bei dem Kampfe gegen die Romantik, den er mit noch derberen Waffen führte, leitete Sniadezki im Grunde der bei einer anderen Gelegenheit ausgesprochene Gedanke: durch politische Anarchie sind die Polen zu Grunde gegangen, sollen sie auch noch durch litterarische Anarchie Sprache, Geschmack und Vernunft verlieren?

Denn unter »Romantik« verstand Sniadezki, und viele mit ihm, das Sich-lossagen oder -Auflehnen gegen alle »Regeln«, aus Neuerungssucht, Eitelkeit oder aus dem Gefühl der Schwäche;

andere verstanden darunter die Poesie der nordischen Völker überhaupt, Shakespeare und Goethe ebensogut wie Byron und Jean Paul. Brodzinski sah schärfer, aber auch er dehnte Namen und Begriff der Romantik willkürlich aus; ihm war »romantisch« alles Naive, Ursprüngliche, Unverfälschte, Enthusiastische; »klassisch« alles Erklügelte und Berechnete, Nüchterne und Verstandesmäfsige, Höfische und Künstlerische; seine Sympathie hatte Romantisches allein. Er fürchtete jedoch für seine Landsleute die Verirrungen des romantischen Gefühls; er, der Freimaurer, fürchtete die Schwärmerei für Mittelalter, Rittertum, Fanatismus, Aberglauben, fürchtete die grausen Übertreibungen, die düstere Phantasie, die entsetzlichen Gemälde menschlicher Verirrungen und Leidenschaften, und wäre es bei Shakespeare selbst; er fürchtete krassen Spuk, Gespenster und Unholde, — schon aus dem Grunde, weil er dies alles für fremd, unslavisch, ja als dem ganzen Nationalcharakter zuwider ansah. Was sollten nach ihm jetzt Minnedienst, Turniere und Kreuzzüge, die dem Polen selbst im Mittelalter völlig unbekannt geblieben waren? Sollte polnische Romantik darin aufgehen wollen, in der Welt von Abenteuer, Legende und Zaubereien, so wäre dies wieder nur Nachahmung der Fremde, die nur noch schädlichere Folgen verhiefse als der Glaube an den französischen Geschmack. Und ebensowenig konnte er sich in Polen für die Pflege deutscher Mystik und Phantastik, deutschen Idealismus und Weltbürgertums erwärmen.

Er versuchte nun der neuen Richtung ihren wahren Weg zu weisen. Vor allem betonte er die Wichtigkeit der Volkspoesie, aus der allein wahre Originalität geschöpft werden könne, und überschätzte ihre Rolle. Dann verlangte er Anlehnung an die eigene Vergangenheit wie an die gegenwärtige Umgebung; nicht an Schlofsruinen und Teufelsfelsen hafte polnische Romantik, sondern an den wogenden Getreidefeldern des Landes, an den Ziegelbauten seiner Städte, an den Psalmen seiner Priester, an den Fahnen seiner Ritterschaft. Und er verlangte, dafs die neue Poesie dem nationalen Charakter entspreche; alles Gewaltsame, Phantastische, Übersinnliche sei ihm fremd, ihn kennzeichne Liebe zur Natur, ein heiteres und frohes Gemüt, die Resignation, eine angeborene Bescheidenheit und Sittsamkeit, ein einziger Enthusiasmus, die Liebe zum Vaterlande, — ein Hauptfehler,

besonders das nachzuahmen, was ihnen am fernsten liegt, — als verdienten die Slaven namentlich in ihrem Geistesleben den Sinn, den Fremde an ihren Namen — Sklaven — knüpften.

Diese idyllische, gezierte, einseitige Auffassung des Slaventums war dem Panslavisten Brodzinski eigen. In einem seiner Briefe über polnische Litteratur hob er nach einem langen Citat aus Herders »Ideen zur Geschichte der Menschheit« hervor, wie die Grabhügel, verstreut über die weiten Gefilde slavischer Länder, rührendere, aufrichtigere Gefühle erweckten als Trümmer römischer Bauten; berühmter sei die Arena mit ihren Triumphen und Spielen, aber mehr sprächen das Herz an die religiösen und Familienfeste der Slaven; in mit Empörung gemischtes Staunen versetze uns das Rittertum, diese Nacht Europas, mit seinen irrenden Abenteurern, aber in liebliches Fühlen das ruhige, ackerbauende Volk der Slaven, das sich nie mit dem Schwerte des Fanatismus und der Eroberung gewaffnet hätte; ja, schon die Mythologie der alten Slaven im Vergleiche zu den bluttriefenden nordischen Gebilden zeige, wie höher, sanfter, civilisierter die Grundsätze der Slaven gewesen. Nicht umsonst spottete nach einigen Jahren Mizkiewicz des sentimentalen Dichters, den er sagen liefs, unser Volk rühme sich der Einfachheit, der Gastfreundschaft, liebe nicht schreckliche, gewaltsame Scenen . . . wir Slaven lieben die Idyllen. Deutlich wahrzunehmen war der Einfluſs der panslavistischen Poesie eines Kollar, so in seinem »Weilen auf den Karpathenbergen«, die er in einer Mondnacht anredete, die weitarmigen Hüter einst slavischer Erde, wo er in ossianischen Nebeln die Schatten der Ahnen aufsteigen sah und den Gesang des »Barden« Bojan erklingen hörte, in dem dieser klagte über das Verstummen slavischer Sprache, Verwischen slavischer Sitten über so viele Länder hin; nur der weite Norden und Osten hätte erhalten die verbrüderte Sprache und die Merkmale des Stammes.

Mit diesen slavophilen Sympathien vereinte er die einzige Leidenschaft seines Lebens, seinen Patriotismus, der ohne jegliche Exaltation, dafür desto inniger und aufrichtiger war. Auch in Ausoniens lachenden Gefilden und unter seinen fröhlichen Menschen hatte sich Brodzinski nach seinem Norden zurückgesehnt, wo man das Vaterland mit desto gröſserer Rührung *liebe, je* karger die Natur sein Geschlecht ausstatte . . . mit

gröfserer Inbrunst liebt man eine minder glückliche Mutter . . . ihr ergeben, in ihrer Hoffnung will ich leben, und sollte ich sie nur im drückenden Schweigen lieben dürfen.

Er verzichtete auf äufseren Glanz und Erfolg für das eigene Volk, hatte sich mit dessen Lage vollständig ausgesöhnt, verehrte dankbar Alexander I. und bezeichnete, wie Sniadezki, als einziges Ziel, »an moralischer Erleuchtung und nationaler Würde zuzunehmen, um die uns Vorausgeeilten einzuholen, damit wir ein gleich unentbehrliches Glied in der Kette menschlicher Gesellschaft würden«. Im engsten Bunde von Religion, Politik, Nationalität und Philosophie erkannte er als deren gemeinsames Ziel, die Nation wahrer Aufklärung entgegenzuführen; nur diese hat uns vor vollständigem Untergange bewahrt, nur in ihr läge unsere Hoffnung, aber nicht wünschte ich meinem Volke, Bibliotheken zu füllen, nicht die Philosophen Griechenlands, die Gelehrten Deutschlands, die Reimschmiede von Paris; wohl aber, dafs es dereinst den Namen eines wohlhabenden, gebildeten, moralischen Volkes trage, wenn das Ziel praktischer Weisheit, Friedensliebe, Sparsamkeit erreicht und die Masse gelehrter Untersuchungen und Bücher fortgeworfen wird, wie die Aktenmassen nach Beendigung eines langwierigen Prozesses.

Solches Mafshalten befriedigte weder die Alten noch genügte es der Jugend. Wohl hatte den »Klassikern« der »Wieslaw« gefallen, weil hier »die Krakauer Mazken zu Wieslaws idealisiert waren«, wie sich Kosmian ausdrückte, und auch die Jugend liebte das Gedicht; aber die kritischen Bemerkungen verhallten ungehört, und vergebens würde man nach einem Citat aus ihnen ausschauen. Die Litteratur galt dem Professor »als Nährerin und Spiegel der Nationalität«, die Liebe zum Vaterlande liefs er der Liebe zur Kunst vorausgehen, daher wandte er sich scharf gegen die Salonlitteratur der Klassiker, ihre glatten Formen, ihre gepriesenen Tragödien, »die in den Augen eines Denkenden keinerlei Wert hätten«, und fühlte Sympathie für die frisch erstehende Romantik: mag sie auch zum Teil bloíse Nachahmung der Deutschen und Engländer sein, wie wir früher die Römer und dann die Franzosen nachgeahmt haben, so steckt doch in ihr etwas Erhabeneres, ja sogar etwas Nationaleres, denn es spricht durch sie ein Geist von Philosophie und Religiosität, ohne die es keine Poesie giebt, spricht edle Begeisterung, die den

Menschen über Sinnlichkeit erhebt; wenn zu diesen Eigenschaften klassische Formvollendung hinzuträte, wären von der neuen Kunst schöne Früchte zu erhoffen.

Diese Aussichten schienen jedoch zu trügen, die Entwicklung schien immer einseitiger zu werden. Und es überging fortan der Professor die Romantiker mit Stillschweigen in seinen Vorlesungen, und im Druck äufserte er sich auf das abfälligste über die neuen romantischen Helden, die mit Gott und der Welt, in Wirklichkeit mit der eigenen Vernunft in Hader lägen; er verzichtete gern auf reichen Schmuck und die grellen Farben, in denen Hajdamaken und Tataren, wie Mordbuben und wilde Tiere, in den Dichtungen aufträten, für welche er lieber die Zolkiewski, Chodkiewicz, Czarnezki sehen möchte; er klagte, dafs der litterarische Teil der Zeitschriften in Beschlag genommen wäre von jungen Leuten aus der Provinz, die in Warschau so neue und hohe Begriffe von Poesie verbreiteten, dafs die einheimische Einfalt, mit vor Staunen offenem Munde, nur schwiege; dafs, wer jetzt verständig bliebe, nur noch Reimschmied, ein Dichter aber sei, wer Vernunft verachte. Er protestierte gegen jegliche Exaltierung der Jugend durch die Poesie, was er als einen Mifsbrauch brandmarkte: er ahnte gar nicht, dafs diese Exaltierung nur Mittel zum Zweck war, dafs sie den Boden für die politische Revolution vorzubereiten hatte, dafs man die zur Ruhe, Mäfsigung, Besonnenheit Mahnenden als Feinde des Vaterlandes verdächtigte. Getroffen von einer ähnlichen romantischen Kritik, brach Brodzinski die Herausgabe seiner kritischen Schriften ab.

Und doch hatte er eine wohlthätige Wirksamkeit geübt. Nicht ungehört waren seine fortwährenden, dringenden Mahnungen zur Pflege der eigenen Sprache verhallt; nicht vergebens hatte er den litterarischen Gesichtskreis erweitert durch Übersetzungen aus Schiller und Goethe, aus Walter Scott, aus dem Mahabharatta und der Bibel (Hiob, das Hohe Lied), aus den Volksdichtungen aller Zeiten und Stämme, namentlich der slavischen (serbischen und böhmischen) und litauischen; nicht fruchtlos war die Betonung der Wichtigkeit des Volksliedes für Wiedergeburt und Originalität der Poesie geblieben. Es fehlte ihm das grofse Talent; noch war er in der alten Weise befangen, schien Nachfolger des manierierten Karpinski mit seinem Filon und Chloe;

mit seinen Übersetzungen der Franzosen (Ducis und Raynouard); mit seiner beschränkenden Auswahl aus Schiller, wobei »Ritter Toggenburg« zu »Alfred und Malvina« sich wandelte, die griechischen Stoffe (Klage der Ceres, Kassandra, Siegesfest), die philosophischen Gedichte ausschliefslich hervortraten; mit seiner Verehrung des Ossian; mit seiner Sentimentalität, sanften Rührung und stillen Fröhlichkeit, die er auf alles poetische Thun der Slaven ausdehnen wollte. Er mufste auch den Gegner entwaffnen durch die Milde und Lauterkeit seines Wesens, das Streben nach Mafs und Harmonie, durch sein warmes und inniges Gefühl, durch die verzehrende Liebe seines Volkes und Landes, aber fortreifsen, begeistern, enthusiasmieren konnte er niemand. Wie Moses sah er das gelobte Land nationaler Dichtung, ohne es erreichen zu können, und er gestand offen (1820): wir verlangen alle nach »Nationalität«, aber das ist ein Geist, von dem zwar alle sprechen, der aber nirgends in seiner wahren Gestalt zu erblicken ist; alles ist national aufser der »Nationalität« selbst. Da nahte der nationale Josua, und die Mauern des klassischen Jericho sollten zum Entsetzen ihrer Wärter in Schutt und Staub über ihren Köpfen zusammfallen.

Er kam aus Litauen. Wie in dem historischen Nationalhelden, in Thaddäus Kosziuschko, so vereinigten sich auch in dem poetischen Heros der Nation in glücklichster Mischung polnische und litauische Eigenheiten, in dem Abkömmling einstiger Masovier, die auf litauischem Boden, in litauischer Umgebung und Tradition ihr polnisches Naturell nur temperiert, nicht verändert hatten. In Adam Mizkiewicz ist litauische Zähigkeit, Innerlichkeit, Abkehr von eitlem Flitter und Tand, tiefer, schwermütiger Ernst gepaart mit dem polnischen Elan, polnischer Offenheit und Beweglichkeit, Phantasie, Leidenschaftlichkeit, eine Mischung scheinbar widersprechender Eigenschaften, welcher Religiosität, ein liebevolles Herz, grofse Fähigkeit zu Selbstaufopferung und Entsagung, hohes Pflichtgefühl zu Grunde lagen.

Die Entwicklung des Kindes und Knaben war normal verlaufen in dem Stillleben einer kleinen litauischen Stadt mit ihrer ausschliefslich polnisch denkenden und sprechenden Bevölkerung, im Elternhause mit seiner alttraditionellen Lebensweise, wo schon das Kind den Erzählungen und Gesprächen alter Bekannten oder Diener gelauscht hatte, von lärmendem Treiben der Alters-

genossen sich zurückziehend; in der Bezirksschule mit ihren würdigen Lehrern — Dominikanermönchen, die der Jugend liebevoll zugethan waren. Der Knabe ragte durch nichts hervor, aufser etwa durch frühe Fertigkeit im Verseschreiben, wozu äufsere Anlässe, wie ein Brand im Städtchen, oder Gelesenes Anlafs gaben; die Epiker, Tasso in der alten Übersetzung des Kochanowski, die Ilias und Aeneis in der neuen des Dmochowski, gehörten zur Lieblingslektüre; auch Erzählung und Roman hatten ihn angezogen, so der »Numa Pompilius« des Florian, den er in Reimen umschrieb. Neue Anregungen brachte das Universitätsstudium in Wilno; das solide philologische Wissen Groddecks, Lelewels historische Methodik, Borowskis umfassendere Litteraturkenntnis, frei von allzu engen »klassischen« Schablonen, auf der einen Seite, auf der anderen inniger Freundschaftsbund mit gleichgesinnter, hochstrebender Jugend, namentlich mit dem Idealisten und Optimisten Thomas Zan, brachten das Talent zu rascher, doch nicht überhasteter Entwicklung. Der Meister des Stiles und der Sprache, Trembezki, war das von Borowski warm empfohlene Muster; mit seinen Metaphern besang der Anfänger Bilder städtischen Lebens, versuchte sich in der Fabel und schritt gar zum heroisch-komischen Epos. Nicht umsonst hatte der auch in Wilno autoritative Cours de littérature des Laharpe den modernen Dichter auf die Entdeckung Amerikas und Kolumbus hingewiesen: in einem ersten und ernsten Gesang schilderte Mizkiewicz die Verzagtheit der Mannschaft, die Schrecken der Stürme, die ruhige und gottvertrauende Entschiedenheit des Genuesen, während im Himmel selbst über das Unternehmen entschieden wurde, wobei ein Erzengel den Nutzen, ein anderer die Schäden, Verbrechen, Verfolgungen darlegte, die entstehen würden; schliefslich entschied die Kartoffel und ihr Nutzen; die Stürme hörten auf, die rettende Insel war erreicht, deren Boden und Leute geschildert wurden; im zweiten, humoristisch gehaltenen Gesange liefs nun der Kartoffelbau Scenen heimischen Dorflebens ausmalen. In gleichen Vorstellungskreisen bewegten sich die poetischen Versuche Zans selbst, heroisch-komische Epen und Komödien aus dem Studentenleben und seiner Umgebung, vom Kuchenbäcker, und wie er geprellt wurde u. dgl., nur dafs er den klassischen Olymp dabei in Anspruch nahm, während sich Mizkiewicz mit dem christlichen begnügte.

Der Verkehr mit Gleichgesinnten nahm schliefslich festere Formen an; man fand sich in einem Philomathenbund zusammen, der, ohne jegliche politische Tendenz, allerdings nicht nur litterarisch-wissenschaftliche Zwecke verfolgte, sondern auch auf die übrige Jugend im nationalen und ernst-aufklärenden Geiste wirken sollte, eine Art Tugendbund im kleinen; für den Verein wurde nun Adams Muse in Kontribution gesetzt, und in klassisch-schwerfälligen Versen stellte er das Programm auf von der Arbeit als dem Idol und der Freundschaft als der Losung. Dem ersten Studentenvers folgten andere; der Philomathenbund hatte seinen Wirkungskreis ausgedehnt auf die »Strahlenden«, die Verehrer Zans und Bekenner seiner Theorie von den Strahlen alles Guten und Schönen, die aus dem unschuldigen Herzen durch das Auge drängen und anzögen; aus dieser »Genossenschaft zu nützlichem Spiel«, die von den Universitätsbehörden autorisiert war, warben die Philomathen passende Glieder für einen geheimen Philaretenbund. Für Zusammenkünfte und Feiern der Philareten dichteten nun Mizkiewicz, Zan und ein dritter Philomathe, Czeczot, die Lieder, letzterer im weifsrussischen Provinzialdialekt. Auf die Lieder des Mizkiewicz wirkten deutsche Burschenlieder; in dem einen erinnerte die heilige Trias »Vaterland, Wissen, Tugend«, der man die Treue geschworen in jeder Lebenslage, am Pfluge oder auf dem Throne, an die Sandsche »Tugend, Wissenschaft, Vaterland« der Bundesmatrikel; in die andere war die erste Strophe eines Burschenliedes wörtlich aufgenommen, doch lieh ihr die schwärmerische Ansicht des polnischen Dichters von der Unwiderstehlichkeit des jugendlichen Enthusiasmus einen höheren Schwung. Am höchsten erhob sich der Dichter in seiner berühmten »Ode an die Jugend«, die niemals dithyrambischer gefeiert worden ist: über die tote Welt mit ihren Völker-Skeletten erhob sich der Dichter auf den Adlerschwingen der Jugend, verachtend die Egoisten, Wunder kündend von den vereinten Jugendarmen, die, reichend, wohin das Auge nicht reicht, und brechend, was Vernunft nicht bricht, die Welt von dem toten Geleise abdrängen; es fällt ab die verschimmelte Kruste, und es birst das Eis der Vorurteile: sei willkommen Morgenröte der Freiheit, und nach dir der Erlösung Sonne!

Einzelne Wendungen erinnerten an Schiller; längst hatte der

Dichter der deutschen, dann der englischen Litteratur sich zugewandt; auf Goethe, Schiller, der unendlich anzog, trotzdem dem energischen Jüngling Schillersche Resignation völlig fernlag, Bürger, Jean Paul folgten Shakespeare und Byron. Den litterarischen Streit um die Romantik, zwischen Brodzinski, Sniadezki und anderen, verfolgte er aufmerksam, liefs sich auf die Wichtigkeit des Volksliedes und der Tradition hinweisen; so entstanden seine »Balladen und Romanzen«, das erste Bändchen seiner 1822 erschienenen Gedichtsammlung. Hier fand sich eine Parallele zur Bürgerschen »Lenore«, die somit bei Polen wie Russen (Shukowskij) den romantischen Reigen eröffnen half; Bearbeitungen eines Volksliedes oder einiger Volksmotive; das meiste jedoch war frei erfunden und nahm oft auf den Dichter selbst Bezug; auf eine Vorrede in Prosa, die über die neue Dichtungsart Aufschluſs geben sollte, folgte eine Allegorie der eigenen Poesie »Primula veris«, ein Gespräch zwischen Blümlein, das sich aus dem Schnee hervorwagte, das einen Augenblick im April vorzog Monaten im Herbst, und dem Dichter, der vergebens abmahnte; hierauf »Romantismus«: was der neugebackene Gymnasiallehrer dem Veteranen Sniadezki nicht in Prosa zu sagen wagte, gab die Erzählung vom Mädchen, das am hellen Tage des verstorbenen Geliebten Schatten sieht; vom Gelehrten, der auch durchs Glas nichts erspähen kann; von der gläubigen Menge und dem fühlenden Dichter, der Herz haben und ins Herz sehen läfst. In die Balladen und Romanzen, sowie in andere Gelegenheitsgedichte derselben Zeit spielte jedoch bereits des Dichters unglückliche Liebe zu Fräulein Maria Wereszczaka, die demnächst Gräfin Puttkamer werden sollte, herein. Der Student und Lehramtskandidat hatte während der Ferien, die er in dem begüterten und angesehenen Hause verlebte, das Fräulein lieben gelernt und bei der sentimental Veranlagten, etwas Exaltierten entgegenkommende Neigung gefunden; der jugendkeusche Bund wurde nicht einmal durch die Heirat jäh zerrissen, und gefiel sich »Maryla« in der Rolle einer Herzensunglücklichen, so nagte dem Dichter, nachdem er alle Hoffnung verloren, die Enttäuschung, das Liebesleid, Weltverachtung desto tiefer am Herzen; er vergafs Schiller; Byrons Pessimismus reizte ihn immer mächtiger; er vernachlässigte sich und seine Gesundheit, trug sich mit Selbstmordgedanken, und auch des

polnischen Werthers Leiden klangen in einem grofsen Poem verzweifelnder Liebe aus, doch brachten sie ihm nicht die Beruhigung wie dem deutschen; erst ein roher Eingriff von aufsen, die erste politische Verfolgung, schüttelte den Polen aus seinem erotischen Fieber auf, liefs ihn sich auf sich selbst und höhere Pflichten besinnen.

Das Liebespoem waren die »Ahnen«. Dem Romantiker genügte allerdings nicht, das Paar sich finden und wieder verlieren zu lassen und dem Jünglinge (Gustav) das Leben zu nehmen, d. i. mit Goethe oder mit Frau von Krüdener, aus deren »Valérie« der »Gustav« stammte, zu rivalisieren; es sollte, noch deutlicher als Werther, Gustav zugleich als Warnung dienen, schon weil der Christ den Selbstmord keinenfalls ungeahndet lassen konnte. Das neue Evangelium von der Volkspoesie lockte zu einer originellen, doch keineswegs glücklichen Einrahmung der Liebeskatastrophe in einen volkstümlichen Brauch. Die »Ahnen«, die Ahnenfeier, eine Art Seelenkult, aus heidnischen Anschauungen mit christlichen Vorstellungen untermischt, wurden vom Volke um Allerseelen begangen, die Toten dabei bewirtet und den im Fegefeuer Duldenden eine Erholung gespendet: diese verliefsen den Ort der Strafe und berichteten, was und wofür sie gelitten, zur Warnung den Lebenden, meinte der Dichter, der mit romantischer Willkür die wenigen Brocken der Überlieferung ummodelte und ergänzte. Auch sein Gustav erhob sich aus seinem Grabe, um sein verfehltes Leben und Lieben in wenigen Stunden neu durchzumachen. Das Poem war mit Teil II und IV bezeichnet, in romantischer Willkür, denn in der That gab es keine Lücke; eine Ballade »Der Vampyr« kündete den Zusammenhang; im »zweiten« Teil fand die Ahnenfeier selbst statt, unter Leitung des traditionellen »Zaubermannes«, der die Seelen aufrief, tröstete und entliefs, wobei der Seele eines unbarmherzigen Gutsbesitzers und Bauernschinders das furchtbarste Los beschieden erschien; zuletzt war die Seele des Jünglings-Selbstmörders aufgetaucht und hatte sich durch keinerlei Beschwörung bannen lassen. Im »vierten« Teile suchte sie in der Gestalt eines phantastisch gekleideten Einsiedlers das Heim des einstigen Lehrers-Priesters auf, um die letzte, die Warnungsstunde, ihres Erdenwallens zu durchleben, die auch die Stunden des Liebesglückes und der Verzweiflung umfafste: ein phan-

tastisches Drama somit oder Monolog, unterbrochen durch kurze Einwände, Trostworte, Lehren des Priesters. Aus diesem Monolog sprach eine Glut der Leidenschaft, welche polnische Poesie noch nie vernommen hatte; der kurze Liebesrausch, die Enttäuschung, die Verbitterung gegen Welt und Menschen, Anklagen der Ungetreuen, des Weibes überhaupt, Schilderung des Elendes, das Zähneknirschen des Verratenen und wieder eine stille Resignation: für diesen stürmischen Wechsel von Gefühlen und Gedanken, für flüchtiges Aufjauchzen und grimmigste Herzensqualen waren die stärksten Töne angeschlagen worden; »Maryla« konnte stolz lächeln: eine solche poetische Hekatombe war noch keiner Liebe und am allerwenigsten in polnischer Sprache dargereicht worden.

Um diesen subjektivsten, lyrischesten Ausbruch zu mildern, waren die »Ahnen« in demselben, zweiten Bändchen der »Gedichte« begleitet von einer epischen Erzählung aus Litauens Vergangenheit, »Grashyna« (die Schöne); nationale Elemente sollten nicht nur im Gefühlsleben der Gegenwart, sondern auch in der Vergangenheit hervorgekehrt werden; hatte Gustav mit Hintansetzung aller höheren Ziele seinem egoistischen Fühlen sich preisgegeben und war ruhm-, ja ehrlos untergegangen, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, so sollte ein Weib ihr Lebensglück ohne Bedenken dem Vaterlande opfern. Nicht zum erstenmal hatte sich der Dichter in kurzen, prosaischen Erzählungen aus längst vergangener Zeit versucht; jetzt ermunterte ihn das englische Beispiel zu einer Mischung von Tasso und Scott. In die Eifersüchteleien und Streitigkeiten litauischer Fürsten, die in ihrer egoistischen Verblendung auch den Todfeind, den preufsischen Orden, anzurufen sich nicht scheuten, griff das Weib mit dem Instinkte ihres Herzens und fiel, dieser Aufgabe nicht gewachsen; sie büfste mit ihrem Leben, dafs sie ihren geliebten Mann und Fürsten vor dem (moralischen) Tode, vor dem Hochverrate an der Sache des eigenen Volkes bewahrte; im Namen des schlafenden Fürsten verletzte sie durch schroffen Abweis den Ordensritter; in des Fürsten Rüstung bestand die litauische Klorinda den ungleichen Kampf; ein Scheiterhaufen nahm dann die Leiche der Geliebten und des Fürsten auf, der zu spät zu ihrer Rettung geeilt war: ein historischer Stoff in romantischer Beleuchtung, und wie helles Mondlicht mit tiefem

Schlagschatten, deren Spiel zum erstenmal in die polnische Poesie eingeführt war, wechselte epische Ausführlichkeit mit lyrisch-geheimnisvollen Andeutungen: doch rechnete noch der Dichter auf wenig Verständnis bei seinen Lesern, und wie er den Schlüssel zu den »Ahnen« im »Vampyr« gereicht hatte, ergänzte er in einem »Epilog des Herausgebers« die Lücken der »Grashyna«.

Die beiden unscheinbaren, 1822 und 1823 herausgegebenen Bändchen revolutionierten die polnische Poesie; mochten auch die Warschauer Klassiker sie mit gewollter oder wirklicher Achtlosigkeit übersehen, mochte privilegierte Kritik von ihnen fast keine Notiz nehmen, die Herzen der Jugend, soweit die polnische Zunge reichte, waren gewonnen, in Wilno und Lemberg noch eher als in Warschau, wo die Stimme pedantischer, kurzsichtiger, verblendeter Aristarchen mehr ins Gewicht fiel. Froh flatterte nun das nationale und romantische Banner, das nicht Brodzinski zu schwingen berufen war; national waren Stoff und Einkleidung, romantisch der Ton oder Inhalt. In der ersten Freude übersah man, daſs die Stellung des Dichters zu seinem Vorwurfe keineswegs einwandsfrei war, daſs er mit einem etwas überlegenen Lächeln herantrat; daſs sein Stoff nur zu einem kleinen Teile das war, wofür er sich ausgab; daſs Form und Sprache durch ihre Unkorrektheiten, Provinzialismen, Flüchtigkeiten verbesserungsbedürftig waren; daſs nicht alles gleich frisch und ursprünglich, ja manches recht manieriert war, an Karpinski erinnerte. Man übersah Wichtigeres: die erstaunliche Vielseitigkeit des dichterischen Proteus, welcher gleichzeitig klassische und romantische Formen, epische Objektivität bis zu scheinbarer, unbeweglicher Teilnahmslosigkeit und lyrische Ausbrüche eines tödlich verwundeten Herzens, modernes Fühlen und historische Plastik, volkstümliche Naivität und Frische mit subjektivstem Empfinden vereinte. Zum erstenmal hatte er das Kolorit von Zeit und Ort, durch seine ernsten historischen Studien, getroffen, Effekte von Licht und Schatten verwendet, dem Herzen eine Sprache geliehen, die durch ihre Leidenschaftlichkeit alles Bisherige blaſs und farblos erscheinen lieſs. Der Jugend genügte die neue Form, und sie ahmte, was das leichteste war, die Ballade nach in einer wahren Balladomanie, der ein Odyniez, Witwizki, Chodzko u. a. in Warschau und Wilno, in Zeitschriften, Almanachen und Gedichtsammlungen, verfallen schienen.

Mit dem vile imitatorum pecus hatte der jugendliche Meister nichts zu schaffen; immer inniger fühlte er einem Byron mit, den er wunderbar übersetzte; immer zerrissener und menschenscheuer wurde sein Gemüt; immer ängstlicher wachten Freunde über der Veränderung, dem »Brande, welcher den Wald verwüstet hatte«, suchten Reisen zu ermöglichen, um ihren geliebten Adam vergessen zu lassen, was an ihm zehrte. Was sie nie erreicht hätten, brachte mit einem Male der Despotismus zu Wege. Der auf Fürst Czartoryski eifersüchtige Senator Nowosilzow benutzte nach bewährtem russischem Muster Zufälligkeiten und Kleinigkeiten, ein paar Worte, die ein Knabe auf die Schultafel geschrieben, das unbesonnene Geständnis eines anderen, um an dieselben eine langwierige Untersuchung zu knüpfen, aus welcher dem Kurator Czartoryski, den liberalen und patriotischen Universitätsprofessoren, den Hervorragendsten der Jugend der Strick gedreht werden sollte, was bei dem in Petersburg allmächtigen Obskurantismus, Intoleranz und Mifstrauen spielend gelang. Aufgedeckt wurde die Vereinigung der Philareten und Philomathen, und die Mitglieder wanderten ins Untersuchungsgefängnis, die Mizkiewicz, Zan, Czeczot und andere. Zan, Czeczot, Susin nahmen alle Verantwortlichkeit auf sich, auch die übrigen suchten wenigstens den Dichter nach Möglichkeit zu entlasten; trotzdem geriet er in die Kategorie der Schuldigeren, und nachdem er fünf Monate im Gefängnis in der Basilianerzelle in Wilno gesessen, erfolgte die gnädige Verurteilung — für nichts und wider nichts, aufser für »unverständigen« — Nationalismus zur Verschickung nach Rufsland.

Am 24. Oktober 1824 — den 23. Oktober 1823 war er verhaftet worden — verliefs Mizkiewicz sein heifsgeliebtes Vaterland für immer. Er ging nach Petersburg und wurde von dort nach Odessa, als Lehrer am Richelieukollegium, versetzt; trotz der Kürze seines Petersburger Aufenthaltes schlofs er Bekanntschaft mit den hervorragendsten nachmaligen »Dekabristen«, und die Empfehlung, welche damals von Rylejew und Bestuschew die beiden »Prachtjungen« (Mizkiewicz und sein Genosse Malewski) nach Odessa mitbekamen, wiegt heute alle Orden der Welt auf. Der Aufenthalt in Odessa war flüchtig, da dieses zu nahe dem Bereiche des »unverständigen Nationalismus« lag, und so ging es nach Moskau, zwischen welchem und Petersburg der Dichter

hin und her pendelte, bis es seinen russischen und polnischen Freunden und Gönnern gelang, den Pafs für die Auslandsreise zu erwirken, die er am 27. Mai 1829 antrat, als »berühmter polnischer Dichter«; war er schon nach Rufsland grofs gekommen, so verliefs er es jetzt als ein geistiger Machthaber.

Dies war er nämlich geworden, der anerkannte Führer gegen die Klassiker, obwohl er sich persönlich an diesem immer heftiger geführten Streite gar nicht beteiligte; freilich ward jedes seiner Werke eine neue Losung im Kampfe. Zu solchen Werken führten neue Eindrücke aus Odessa, wo er ein zerstreutes, ein Salonleben, das Leben eines Pascha in allerlei Liebeleien geführt hatte; aus den imposanten Landschaften der Krim, die er auf einem längeren Ausfluge kennen lernte; aus russischem Leben und Treiben, das er fast von Petersburg bis zum Kaukasus durchmessen und scharf beobachtet hatte; aus seiner Lage und Bestimmung, worüber er noch in der Basilianerzelle wie als kleiner Beamter in Moskau nachzusinnen unfreiwillige Mufse hatte. Freilich konnte nicht alles gleich ausgeführt werden; manches mufste für jahrelang zurückgelegt bleiben, weil es auf keinen Fall in Rufsland oder Polen gedruckt werden konnte; manches mufste, um der Censur willen, gewaltsame Änderungen und Einrenkungen erfahren. Vorläufig wurde seine Poesie ganz individualistisch, handelte nur vom Dichter selbst, was er gefühlt, gesehen, gedacht hatte; im Grunde war sie immer so; schon in den Balladen hatte er sich nicht verleugnen können; die »Ahnen« hatten nur von ihm gehandelt, und die »Grashyna« erschien manchem Leser steif und langweilig, weil er sie nicht offen mit eigenem Fühlen und Denken hatte beleben können. Diese individualistische Poesie wandte sich in den 1826 erschienenen Sonetten seinen Lauren zu, der Jugendgeliebten mit dem ungestillten Sehnen, mit dem nicht zu bannenden Erinnern, den anderen, an die er sich in Odessa in flüchtiger Leidenschaft und sinnlicher Tändelei gefesselt hatte. Aber neben diesen erotischen Sonetten, zum Teil Nachahmungen des alten Italieners, enthielt das Bändchen 18 »Krimsche Sonette«, in denen mit wunderbarer Plastik die gewaltigen Natureindrücke fixiert waren; sie konnten in die lyrische Form desto eher gezwängt werden, als es sich nicht um blofse Beschreibungen, sondern um die Eindrücke handelte, die sie in des Dichters Seele weckten. Und wiederum

waren der polnischen Poesie mit einem Male neue Gebiete erschlossen worden. Es galt dies nicht so sehr dem Sonette, obwohl auch dieses, im 16. und 17. Jahrhundert gepflegt, jetzt erst neu ins Leben gerufen ward und an die eben noch am schlimmsten grassierende Balladomanie eine nicht minder verheerende Sonettomanie sich reihte, als vor allem dem für Polen noch ganz neuen Orientalismus. Dieser nahm in den »Krimschen Sonetten« eine sehr erhebliche Stelle ein, in der Wahl des Stoffes, der Bilder und Ausdrücke, und die Klassiker daheim spotteten weidlich über die türkischen und tatarischen, Europäern unverständlichen Schönheiten, entsetzten sich über diese Profanierung des nationalen Verses und Wortes, stellten sich auf einmal als Hüter des nationalen Bewufstseins, das durch Aufdrängen orientalischer Elemente verletzt würde. So gaben die »Krimschen Sonette« das Signal zum Orientalismus in der polnischen Litteratur; der Dichter selbst sollte noch ab und zu an diesem Altar opfern, vor welchem sich wieder die Nachahmer, die Chodzko, Witwizki u. a., drängten.

Im Schlufssonett hatte der Dichter die Stürme seiner Leidenschaften den Wellen verglichen, welche den Strand zu verschlingen drohen, um bei ihrem Zurückprallen Muscheln, Perlen und Korallen ans Land zu schleudern: so verliere sich auch die Leidenschaft, wenn er seine Laute erhebt, in der Vergessenheit Tiefen und lasse nur unsterbliche Lieder hinter sich, aus denen die Jahrhunderte den Schmuck deiner Schläfen flechten werden. Von den Odessaer Dichtungen liefs sich dies nicht ohne weiteres behaupten, in denen scherzende, ja frivole und lascive Töne angeschlagen waren, aber dem Vorsatz, den der Dichter beim Verlassen Odessas ausgesprochen: nun lafst uns fliegen und unsern Flug nicht mehr senken, diesem blieb er treu; und wie hoch er den Flug jetzt richtete, bewies der 1826 auf 1827 vollendete »Konrad Wallenrod«.

In »Konrad Wallenrod«, einer epischen Erzählung aus Litauens Vergangenheit, wie es die »Grashyna« gewesen, pulsierte eine Heftigkeit und Innigkeit, gegen welche »Grashyna« wie tot erscheint; es herrschte eine solche Fülle von Formen und Stimmungen, eine Sprache von solcher Kühnheit und Schwung, Scenen von so erschütternder Dramatik und Tragik, *Bilder von* so ungeahnter Pracht und Farbe, dafs die hart-

gesottensten »Klassiker«, welche das Gedicht schon seiner Tendenz wegen verabscheuten, sich seinem mächtigen Eindrucke nicht ganz entziehen konnten, daſs die Jugend enthusiasmiert war, die russischen Freunde des Dichters die groſsartige Schönheit des Einzelnen bewunderten, aber im ganzen einen Abklatsch von Byron erkannten, daſs der russische Feind Gedicht und Dichter vor dem Nero in Warschau denunzierte und öffentliche Besprechungen desselben verhinderte. Jede dieser Parteien hatte von ihrem Standpunkte recht, und noch heute kann man verschiedenen Wertschätzungen und Anklagen des Gedichtes begegnen.

Wie die Grashyna fürs Vaterland sich geopfert hatte, so rettete Wallenrod das dem sicheren Untergange geweihte Litauen nicht nur durch Zerstören seines und seiner Aldona Glückes — er hatte ja keines, weil es sein Vaterland nicht hatte —, sondern indem er preisgab Ehre, Glauben, Gewissen, indem er zum ruchlosen Verräter wurde, indem er nach jahrelanger Verstellung, am Ziele seines Wunsches, ein zweiter Simson, sich und den Orden unter Ruinen begrub. Das war der gewagte Vorwurf; Aufgabe blieb, das lodernde Feuer, das des Dichters Brust beseelte, den Hörern einzuflöſsen, ihre Herzen mit dem Geschoſs tönender Worte zu treffen, damit sie den alten Herzensschlag, die alte Seelengröſse noch einmal fühlten und einen Augenblick so hoheitlich verlebten wie ihre Ahnen einst ihr ganzes Leben. Und dies alles sollte die Argusaugen russischer Censur unbeanstandet passieren!

Freilich würde sich der biedere Ordensmeister im Grabe umdrehen, wenn er ahnen könnte, was aus ihm und seiner Rolle in der Geschichte des Ordens gemacht worden ist. Mizkiewicz gestattete sich das souveräne Walten mit historischen Verhältnissen zum Teil in gutem Glauben; die verdächtige, ganz sonderbare Rolle, welche in den ihm zugänglichen Quellen der Marschall zu spielen schien, glaubte er durch eine kühne Kombination und Fiktion erklären zu können; der Ruin, dem der Meister den Orden angeblich entgegentrieb, wäre ein beabsichtigter gewesen, von langer Hand vorbereitet, im passendsten Augenblick ausgeführt; der Meister hatte Wallenrods Namen nur erschlichen, er wäre ein Litauer Kind, auf einer der »Reisen« erbeutet und im Orden erzogen, wo ihn der gleich geheimnisvolle Mönch

Alban (Halban), auch ein Litauer, über seine Herkunft unterrichtete, im grimmen Hafs gegen den Orden aufzog, mit ihm nach Litauen floh und, als sie die Unmöglichkeit weiteren Widerstandes gegen den von Europa unterstützten Orden erkannten, wieder aus Litauen floh, um nach Jahren als Konrad Wallenrod und Halban im Orden selbst aufzutauchen, wo Konrad wegen seiner Tüchtigkeit schliefslich Grofsmeister wurde und als solcher dem Orden die Falle grub, im verräterisch geführten Unternehmen gegen Litauen sein Gut und Blut verdarb. Der Dichter nahm sich somit Freiheiten, welche dem Romancier nicht verübelt würden; er wählte diesen Stoff nicht nur, weil er als Litauer sich fühlte und ihm schon aus der »Grashyna« der Stoff nahelag, sondern auch der Sicherheit halber: betonte er doch im Vorworte, dafs Litauen ganz der Vergangenheit angehöre, also dem Dichter die grofse Gunst gewähre, seine Vergangenheit ganz objektiv, vom rein künstlerischen und historischen Standpunkte darzustellen, ohne dafs er an Leidenschaften oder Neigungen der Leser zu appellieren brauchte; solche Stoffe liefse Schiller aufsuchen: Was unsterblich im Gesang soll leben, mufs im Leben untergehn. Wem auch diese Versicherung nicht genügte, für diesen betonte der Dichter, dafs er der Liebenden, Konrads und Aldonens, Schicksal besinge; darum verweilte er ausführlich bei den Liebesgesprächen des gealterten Paares und seinen romantischen Einfällen, darum liefs er das grandioseste Gedicht politischen Hasses ausklingen in den gleichgültigsten Worten: so ist mein Sang von Aldonas Geschick, mag ihn im Himmel der Engel der Harmonie und der gefühlvolle Hörer in seiner Seele zu Ende singen; darum betonte er immer wieder das Motiv epischer Vergangenheit: ich singe euch, der letzte Sänger in Litauen, das letzte litauische Liedchen.

In der Wirklichkeit zielte der Dichter nicht auf den Orden, sondern auf Rufsland, und das aus Macchiavell zusammengestoppelte Epigraph strafte Lügen das Gedicht von Aldonas Schicksal, und manche Wendung im Gedicht selbst geriet so deutlich, dafs sie dem Stift des Censors geopfert werden mufste, z. B. der Vers: ein Sklave bist du, des Sklaven einzige Waffe ist der Verrat, obwohl der Censor aus dem Epigraph die Worte bisogna essere volpe e leone nicht gestrichen hatte.

Welche Rolle fiel nun dem Dichter selbst im »Konrad« zu?

Als Konrad das Gift genommen hatte, um der Vollstreckung des Femeurteils zu entgehen, floh sein Halban, um den Ruhm seiner That den Jahrhunderten zu künden, um durch Litauens Gaue mit diesem Sange zu eilen, den wiederholen werden der Barde den Rittern in den Schlachten, das Weib daheim den Kindern, und einst in Zukunft wird aus diesem Liede der Rächer unserer Gebeine erstehen. Der Dichter ist ein böser Genius, sein verräterischer Gesang umflicht schon in der Wiege des Kindes Brust wie eine Schlange und gieſst ihm in die Seele die schärfsten Gifte, alberne Ehrsucht und Vaterlandsliebe; dieses Lied verfolgt unablässig den Jüngling, mischt Blut in die Freudenbecher. Und in der That, Halban ist es, der Konrad führt, der den Erschlaffenden antreibt, den Übersprudelnden zügelt, der ihn unentwegt, erbarmungslos dem groſsen Endziele zutreibt; Halban ist Mizkiewicz selbst.

Das Gedicht sollte mit einem Vorgesang beginnen, wie einen gleichen kein Epos der Welt aufzuweisen vermag, mit einer Verherrlichung der nationalen Tradition, dieser Bundesarche von einst und jetzt, in der das Volk seiner Ritter Waffen, seiner Gedanken Gewebe, seiner Gefühle Blumen niederlege, die ungebrochen dasteht, unerreichbar dem Feuer und Schwert der Feinde, solange das Volk selbst sie nicht entehrt. Der Dichter belebt sie, wie des Erzengels Drommeten am Tage des Gerichtes; er sieht die Vergangenheit in ihrer ganzen Pracht erstehen, — doch aus seinen Träumen ist er grausam geweckt worden, erstorben ist die Laute in seinen erstarrten Fingern, und inmitten kläglichen Gestöhnes seiner Landsleute hört er oft nicht mehr der Vergangenheit Stimme, doch glühen in der Tiefe seiner Brust junger Begeisterung Funken, die sich zur Flamme anfachen und in die Brust der Hörer eingieſsen lassen. Auf dieses Vorspiel von hinreiſsender, bezaubernder Beredsamkeit sollten folgen die Erzählungen von der Jugend des Alf-Walther, des Knaben und Jünglings; hierauf die von Aldonas Gatten und seiner Flucht aus Litauen und seinem Auftauchen im Orden; seine Wahl; das Gespräch zwischen Konrad und seiner jetzt im Turm, nach dem Vorbild der Dorothea von Montau, eingemauerten Aldona; das Festmahl, wo der »Wajdelote« von dem Erscheinen des Ordens in Litauen singt, das schlimmer wie die Pest sich ankündigt, Konrad und den gegenwärtigen Witold von Litauen

reizt, bis Konrad selbst in einer Ballade aus dem Maurenkriege in Spanien eine ähnliche Situation und ihren Ausgang schildert; in rascher Folge drängen sich dann der Krieg — der winterliche Heimzug der kümmerlichen Reste der grofsen Ordensarmee war dem napoleonischen, den der Dichter mit angesehen, nachgebildet — und der Abschied. Dieser einfache, klare Plan mufste jedoch der Censur halber umgeändert werden. Die Worte des Einganges, über Bedeutung von Tradition und Dichter, durfte nicht mehr der Dichter selbst, der sie doch nicht missen konnte, aussprechen; er mufste sie somit nicht nur dem Halban in den Mund legen, sondern auch die beiden Erzählungen; so schwoll das Gastmahl, bei dem Halban als dieser litauische Sänger unerkannt auftrat, zu ganz unproportionellen Dimensionen an. Aber nicht nur die Architektonik des Gedichtes wurde dadurch zerstört, es fiel dabei auch manches Wesentliche fort, z. B. die naheliegende Frage nach dem Christentum Walthers-Konrads, die für den heidnischen Sänger nicht, wohl aber für den denkenden Leser existierte, nach dem Christentum, das ja Walther seiner Aldona mit solchem Erfolge eingeflöfst hatte, dafs sie als Einsiedlerin ihr Leben fern von ihrem Litauen beschlofs.

Andere Fragen und Zweifel betrafen den Grundgedanken selbst. Die Klassiker, die Vertreter des offiziellen Polens, spotteten über die »edle Art«, in welcher der Litauer sein Vaterland geliebt haben will; spätere Gegner des Mizkiewicz haben ihn bis heute geradezu der Apotheose des Verrates geziehen, den »Wallenrodismus« als Schule des Verrates gebrandmarkt. Die feine Nase des Senators und freiwilligen Spitzels Nowosilzow witterte richtig; in der Denunziation an Grofsfürst Konstantin bezeichnete er das Gedicht als ein Verschwörerpoem, dafs der Dichter einen ersonnenen Rächer von Litauens Unabhängigkeit feiere, um einen wirklichen erstehen zu lassen. In der That war das Poem Niederschlag der Gefühle und Gedanken, die den Dichter seit 1824 heimsuchten und marterten, aber von einer Apotheose des Verrates als solchen war keine Rede. Ebensowenig wie er in den »Ahnen« Gustavs Selbstmord gebilligt oder gar empfohlen hatte, ebensowenig kleidete er hier den Verrat in lockende, gleifsende Hüllen: sein Konrad, am Ziele seiner Pläne, war ja der Unglücklichste, verwünschte sich und sein Los, bezeichnete *sich als die giftige* Schlange, deren Durchschleichen entstellt und

zerstört, sein Herz als den übergrofsen Bienenkorb, den Honig nicht ausfüllt, in dem die Eidechsen sich einnisten; er greift zu schweren Weinen, um sich und die nagende Gewissenspein nur für den Augenblick zu betäuben, und verlassen, allein sieht er sich in der schwersten Stunde seines Lebens. Von einer Apotheose des Verräters und des Verrates, deren Gräfslichkeit immer betont, die Hinausschiebung der That immer versucht wird, konnte somit keine Rede sein, Wallenrod war zu beklagen, nicht zu bewundern, und seine stolzen Worte zu Ende des Gedichtes konnten kaum das verfehlte Leben aufwiegen. Wahr blieb, dafs er kein Glück finden konnte, weil sein Vaterland unglücklich war; dafs er diesem Lande auf jede Weise, auch gegen Gott, dienen wollte; dafs in der aussichtslosen Lage er zu einem aufserordentlichen, unmenschlichen Mittel greifen mufste; an seiner Vaterlandsliebe, nicht an seinem Verrat, wollte der Sänger den empfänglichen Hörer zum Opfer fürs Vaterland, nicht zum Verrat begeistern. So fafste es die Jugend, so Nowosilzow auf. Fremde, welche gleichgültig an das Gedicht herantraten, stiefsen sich an scheinbaren oder wirklichen Reminiscenzen aus Byron, an der Trunkenheit des Konrad-Lara, an dem Schrei der Aldona-Parisina, an dem verworrenen Gang der Erzählung, und mahnten den Dichter, den sie noch immer zu Füfsen Byrons wähnten, sich zu erheben, selbst Gott zu werden. Das Gedicht war eine schwere Geburt gewesen; nie hat Mizkiewicz gleich lange an einem gleich kurzen Stück gearbeitet; es war nicht aus einem Gusse, es befriedigte ihn auch nicht; nur die wunderbaren Einzelheiten erkannte er an, sahen, bewunderten und übersetzten andere, z. B. Puschkin; der Dichter hatte nach späterem eigenem Geständnis nicht alle Konsequenzen, nicht den ganzen Wallenrod sich klar gemacht. Der »Konrad« war somit eher eine Mosaik, zusammengesetzt aus einzelnen Stücken, und entfernte sich so schon äufserlich von Byrons Erzählungen, wie der Held selbst in seinem sentimentalen Überschwange Byrons Helden, den stolzen, selbstbewufsten, Verehrung fordernden, nicht spendenden, fremd war: nicht das Epos, sondern seine lyrischen Stellen, Gefühlsausbrüche wie Schilderungen der Landschaft, waren von sieghafter Schönheit.

An unmittelbarer poetischer Ausbeute war der Aufenthalt in Rufsland nicht besonders reich gewesen. An die Sonette und

»Wallenrod« reihten sich nur einzelne Gedichte, unter denen das bedeutendste der »Farys« (Held) war, gleich interessant durch die besungene Person wie die Form und Ausführung, nach den »Krimschen Sonetten« der namhafteste Beitrag, den Mizkiewicz dem immer stärker grassierenden Orientalismus spendete. Neben den Engländern, neben Byron, Moore und Southey, welche, aus zweiter Hand gleichsam, Sinn und Kunde des Orients vermittelten, suchte er direkt, durch das Studium arabischer Dichter bei De Sacy und Hammer-Purgstall, in Geist und Formen orientalischer Poesie eingeweiht zu werden, übersetzte, frei wie immer, Kassiden-Elegien und dichtete die Kasside auf seinen Emir, Rzewuski. Es war dies eine hoch interessante, durch ihre Abenteuer, Reisen und Pläne etwas geheimnisvolle Gestalt, der Sohn des polnischen Hetman, des Helden der Targowiza, der Mann einer schönen Frau, der Tochter eines Opfers der Guillotine, der in seiner nächsten Umgebung das Brandmal des väterlichen Verrates, sowie den Hafs der Frau gegen die Freiheit und ihre Helden nicht ertragen konnte und in den Orient, zu Arabern flüchtete, als Kenner ihrer Sprache, Sammler ihrer Handschriften, der ausdauerndste Reiter unter den Beduinen, von tollkühner Verwegenheit, der dann unter Kosaken dasselbe Leben, als der Ataman Goldbart, fortsetzte und im Kampfe gegen Russen spurlos, geheimnisvoll für immer verschwunden war. Den Ritt eines solchen »Farys« durch die Wüste, das Aufsuchen und Trotzbieten jeglicher Gefahr, die sieghafte Überwindung aller Hindernisse, wie die Natur selbst vor dem eisernen Willen des Ungebeugten scheu ausweicht, schilderte die Kasside in unnachahmlicher Kraft des Ausdruckes, von dem ersten Abstofsen des Kahnes-Rappen in die sandigen Fluten, vorbei an den drohend warnenden Felsen, trotz des unheilkündenden Krächzens des Geiers, trotz der grausigen Reste der Karawanenskelette, nach siegreichem Ringen mit dem Hurragan des Sandes, bis zum erhebendsten Gefühl seiner Allmacht, die auf den Schwingen des Gedankens in den Himmel selbst einzudringen scheint.

Ein Farys unter Geistern war der Dichter selbst, der in sieghafter Überwindung aller Hindernisse, der Umgebung, der unglücklichen Liebe, der politischen Verfolgung, der Ausstofsung *in die Fremde*, des ungewissen Loses, von den ersten, schüchternen

Anfängen in Wilno und Kowno immer höher gestiegen war, der, kein Knauserer und bedächtiger Sparer, Schätze seiner Poesie in grofsen Improvisationen vor bewundernden Hörern verstreute, der auch unter Fremden durch die Unabhängigkeit und den Adel seiner Gesinnung, den Freimut seiner Rede, das gewinnend Einfache seiner Erscheinung und Haltung tiefsten Eindruck erregte. Noch nach Jahren, als Puschkin sich von dem polnischen Revolutionär längst abgewandt hatte, bezeugte der Russe von dem Polen der Wahrheit gemäfs: wir haben ihn geliebt; friedfertig, wohlgeneigt, besuchte er unsere Gesellschaften; mit ihm teilten wir keusche Träume und Lieder, vom Himmel her war er begeistert und blickte von oben herab auf das Leben; oft sprach er von kommenden Zeiten, da die Völker, ihres Streites vergessend, in einer grofsen Familie sich einigen werden. Gierig lauschten wir dem Dichter; er schied von uns nach dem Westen, und unser Segen hat ihn geleitet. Und als seine Moskauer Freunde, die Elite russischer Geister, von ihm Abschied nahmen, sprachen sie von seiner Sehnsucht und seinem Herzenszittern, als sehnten sie sich und zitterten sie selbst.

Am hartnäckigsten und längsten sträubte sich Warschau gegen diese litauische Invasion des polnischen Parnasses, gegen die Pinszczuken und Poleschuken, die zu Spott und Parodien förmlich herausforderten. Denn an die Fersen des grofsen Litauers hatte sich geheftet der Trofs von Nachahmern, die die Manier, die Unkorrektheiten, die Äufserlichkeiten bis auf den farbigen Umschlag der Bändchen nachäfften, die »Balladirenden« und »Sonettirenden« in Wilno, Warschau und Lemberg, von Odyniez an und anderen, Talentloseren noch bis Slowazki und dem Theaterdirektor Kaminski. Man konnte förmlich von einer »litauischen« Schule sprechen, in welcher allerdings der Meister allen Geist repräsentierte, seiner Schüler sich schämte oder gar sie verspottete; doch blieb die »litauische Schule« nicht vereinzelt. Wie von der litauischen kam jetzt auch von der russisch-ukrainischen Peripherie das Signal zur Verjüngung polnischer Poesie, zu ihrem Bad im Urbrunnen der Nation, das sie von allen französischen und klassischen Gebrechen für immer heilen sollte.

Wie Litauen so tilgte die andere Mark — das bedeutet ja der Name der Ukraine —, erst spät ihre kulturelle Schuld am Mutterlande. Die konfessionellen und socialen Gegensätze hatten einst

überwogen; die Polanen am Dniepr (um Kijow) waren zu erbitterten Feinden der Polanen an Weichsel und Warthe geworden, hatten sich Tod und Teufel, Russen und Türken, in die Arme geworfen, hatten sich, um dem Druck der Panen, Priester und Juden zu entgehen, wie das Pferd in der äsopischen Fabel, den unerbittlichen russischen Reiter aufgehalst, der nicht mehr loslieſs und einen Druck durch einen härteren ersetzte. Ein groſser Teil der Ukraine war jedoch bei Polen verblieben, und polnisches adliges Leben war nach dem »Ruin« der Ukraine wiederum erblüht und war auch nicht durch den Hajdamakenaufstand 1768 dauernd gestört worden. In der Kornkammer Europas, auf der podolischen Schwarzerde, lebte es sich bequemer und wohler als auf groſspolnischem oder masovischem Sande, und auf den Latifundien der Lubomirski, Jablonowski und Rzewuski, der Branizki, Potozki und Sanguschko fand der kleine polnische Adel lohnende Beschäftigung, als Kommissare, Verwalter, Pächter bei den groſsen Herren in Steblow, Tulczyn, Slawuta; in den Städten oder Städtchen, von Berdyczow und Krzemieniez an bis Bar, Wieniza und Kamieniez, in ihren Schulen und Kirchen, auf ihren Märkten, herrschte polnisches Leben, das etwas von der Ungebundenheit und Wildheit der nahen Steppe anzog; das Volk wuſste sich hier an der Grenze mehr Unabhängigkeit als im Binnenlande zu wahren, in Charakter und Auftreten; die Traditionen des Kosakentums waren nicht auszurotten, und zu Kosaken wurden mitunter die Jablonowski, Potozki, Rzewuski selbst. Der berüchtigte Starosta von Kaniow, von ungebändigter Wildheit, der Schrecken der Juden, wurde die populärste Gestalt, — nahm er doch sogar den Glauben seiner Kleinrussen an und starb in der Basilianerzelle; Fürst Dymitr Jablonowski lebte nur mit seinen Kosaken als Bauer unter Bauern, und »Ataman« Rzewuski erweckte die Traditionen der alten Zeit. In dem Südostwinkel der alten Republik erstarb das altpolnische Adelsleben auch nach dem Fall Polens mit nichten. Hier waren ja die Magnaten zu Hause, von hier aus, von der Targowiza, hatten sie der Maikonstitution und damit Polen selbst den Garaus gemacht; hierher flüchteten, wenn nicht sie selbst, doch ihre einstigen Helfershelfer, die, oft in gutem Glauben handelnd, das Unglück heraufbeschworen hatten und *jetzt in* furchtbarer Gewissenspein sich zu verteidigen und zu

rechtfertigen suchten, ein Tomaschewski, einst Barer Konföderierter, dann Verfasser des Manifestes der Targowiza, von diesem Flecken wie Lady Macbeth gepeinigt, jahrelang wie ein Verbrecher rastlos umherirrend, in der jetzt unheimlichen Nähe des Potozki, in Hamburg oder Galizien, bis er zurückkehrte, in Tulczyn mit Trembezki verkehrte, der neuen Ära des Warschauer Herzogtumes freudig entgegenging, Delille übersetzte, die Jagiellonide, die in wenigen Jahren drei Auflagen erlebte, verfaſste und doch vergebens an seiner Rehabilitation arbeitete. Oder jener Hulewicz, Gefährte und Spaſsmacher desselben groſsen Herrn, der berüchtigste Zotenerzähler und dabei selbst der sittsamste, nüchternste und ernsteste Mann, der schwerfällige Übersetzer der Elegien des Ovid, unerschöpflich in seinen Witzen, der »polnische Barde«, wie ihn der jüngere Rzewuski bewundernd nannte. Neben diesen Älteren, neben Originalen wie Marchozki mit seiner Marchozkischen Herrschaft in Ladawa, ihren Erntefesten und Konstitutionen u. a. trat auf die jüngere Generation, der Fabulist Mizowski, der Übersetzer des Molière, Kowalski, Stanislaw Starzynski auf seinem »Podolischen Parnaſs«, mit seinen satirischen Versen, dem schlieſslich nach 1831 Podolien verleidet wurde; Tymon Zaborowski mit seinen im Grunde farblosen »Podolischen Dumen«, der sich aber aus wirklichem Liebeskummer ertränkte; Mauryzy Goslawski, Dichter von Fabeln und humoristischen Balladen (gegen Dichterlinge und Kritikaster), beschreibenden Gedichten (»Podolien«), historischen Liedern und sentimentalen Tragödien (Übersetzer des Oserow); Choloniewski, der Soldat und Diplomat, hierauf Geistlicher, kenntnis- und geistreich, asketisch und moralisch wirkend, und eine lange Reihe anderer wolhynischer und podolischer Herren, die um die Kultur der Provinzen wohlverdient waren, Schüler und Anhänger des Czazki und seines Krzemieniez. Die Eigenart von Land und Leuten, ihre besondere historische Entwicklung und Verhältnisse schufen endlich auch eine besondere Richtung in der polnischen Litteratur, von welcher man als von der »ukrainischen Schule« zu sprechen pflegte, obwohl sie gar nicht durch ein dominierendes Talent, wie die litauische durch Mizkiewicz, zusammengehalten wurde, obwohl hier der Einzelne eigene Wege wandelte.

Am wenigsten von polnischem Leben und Wesen entfernte sich Antoni Malczewski, ein wunderliches Opfer der Schicksals-

launen, von reicher und vornehmer Geburt, schöner Gestalt, gröfsten Gaben des Kopfes und Herzens, um unbekannt, arm, verlassen in der Blüte seiner Jahre dahinzusterben, in vergeblichem Sehnen nach einer Anerkennung, die ihm erst nach seinem Tode ganz ungemessen zufallen sollte. Die Folgen französischer häuslicher Erziehung streifte er im Lyceum von Krzemieniez ab als ein Lieblingsschüler des Czazki, den französischen litterarischen Geschmack erst nach einer (persönlichen) Bekanntschaft mit Byron (den er zum »Mazeppa« angeregt haben soll) und den eigenen trüben Lebenserfahrungen, die ihn zu einem der melancholischesten Dichter der Polen, die sonst zu nichts weniger als zur Melancholie neigten, gemacht haben. Ein kleines Epos, die »Maria, ukrainische Erzählung« (1825), machte seine litterarische Bagage aus; was er vordem schrieb, war belanglos, und schon 1826 ist er gestorben. Der Beisatz »ukrainische Erzählung« vermöchte irrezuführen, denn eine polnische Begebenheit, eine Kollision zwischen Magnaten und Adel, bildet den Inhalt, Land und Leute der Ukraine nur den stimmungsvollen Hintergrund. Die Begebenheit, aus der Geschichte der Potozki und Komorowski, wurde vom Dichter um ein Jahrhundert zurückverlegt und ihres niedrigen, ja komischen Beiwerkes entkleidet, geadelt durch die Verhältnisse, den Kampf an den Grenzen der Christenheit mit dem tatarischen Erbfeinde, ohne nähere Bezeichnung von Namen und Ort. Die Mesalliance des Wojewodensohnes hatte den Vater verstimmt, denn trotz des Wahrspruches vom Edelmann in seinen vier Pfählen und seiner Gleichheit mit den Wojewoden war der Magnat auf »ebenbürtige« Verbindungen erpicht und suchte nun das Geschehene mit Gewalt rückgängig zu machen; er heuchelte Aussöhnung, liefs seinen Sohn und den verhafsten Schwiegervater zusammen gegen Tataren ziehen und benutzte deren Abwesenheit, um Maria, die Schwiegertochter, aus dem Hause ihres Vaters, des einfachen »Schwertträgers«, zu rauben und ertränken zu lassen; vom Siege heimgekehrt, fand Wazlaw statt der liebesfrohen Gattin die entstellte Leiche.

So war ohne die konventionelle romantische Einmischung mittelalterlicher Schauer, dämonischer Gestalten oder orientalischen Blendwerkes ein häuslicher Konflikt, ein nationales Motiv in den Mittelpunkt eines Epos gerückt worden; aus gleichem Stoffgebiet

war bisher nur der Mazeppa behandelt worden. Mesalliancen waren im alten Polen bei der ganz unbestrittenen Tyrannis der Eltern und dem leidenschaftslosen Charakter der Jugend aufserordentlich spärlich und bei der nichts weniger als rachsüchtig oder dämonisch veranlagten Rasse stets ohne tragische Folgen geblieben: insofern war der Stoff der »Maria« ein ausnahmsweiser; der Dichter liefs auch mit gutem Bedacht den Wojewoden ganz im Hintergrunde. Ihn beschäftigten nur Wazlaw und Maria, der Unbestand menschlichen Glückes, an dessen üppigster Blüte der Todeswurm nagt und sie keine Frucht ansetzen läfst; die Tücke des Schicksals, welches die Besten ohne ihr Verschulden zu namenlosem Elend verdammt; tiefe Schwermut und stille Resignation, welche die Auserwählten umfafst hält. Ihre Schatten lagern auf den Glücklichen; dunkle Ahnungen nahenden Leides verlassen sie nicht; sie fürchten den Neid der Götter, als wäre Glück und Lust ein Verbrechen. Der alte »Miecznik« bleibt am Grabe seiner Lieben gefafst; er, der vorher auch mit dem Wojewoden den Säbeltanz frisch gewagt hätte, sinnt weder auf Rache noch verwünscht er das Verbrechen und seinen Anstifter; als Christ wird er die schwere Last bis zum nahen Tod-Erlöser tragen. Nur Wazlaw stürmt in die Welt davon; sein junges Leben ist für immer zerstört; der nagende Gram wird es nur weiter aushöhlen, und kaum deutet der Dichter an, wie sich die Verwüstung alles edleren Gefühles in ihm dereinst rächen werde. Maria selbst war schon bei Lebzeiten kein rein irdisches, selbstzufriedenes Wesen, gehörte mehr dem Jenseits an, an das sie vertrauensvoll sich wandte.

Auf diese blasse, melancholische Schönheit hat der Dichter die gröfste Mühe verwandt und zum erstenmal in der Litteratur eine bedeutende Frauengestalt gezeichnet. In den »Ahnen« hatte es nur scharfe Invektiven gegen das Weib gegeben, »den nichtigen Flaum, das windige Wesen, deren Gestalt die Engel beneiden, und deren Seele ärger als die der . . . .«, und in der Grashyna war eine Amazone geschildert, die dem Vaterlande sich opferte, — das Weib als solches kam gar nicht zu seinem Rechte; die ältere Litteratur hatte überhaupt bei ihrem politischen, patriotischen, ritterlichen Charakter für Frauentypen keine Verwendung. Malczewski schuf, der erste, eine grofse, ideale Gestalt; sie mochte für das 17. Jahrhundert zu sehr von des Gedankens Blässe an-

gekränkelt sein, zu sehr französisch geziert sich ausdrücken, zu wenig auf der Erde haften; aber ihre Liebe gegen den Mann, ihre Verehrung des Vaters, ihre Ergebung in das Schicksal waren nachdrücklich und zart und innig hervorgehoben; trotz der Reflexe von grünlicher Blässe und hektischer Röte auf ihrem Antlitz gab sie sich so sehr als Heldenweib, von solchem Pflichtgefühl und Entsagung, daſs sie aus dem Rahmen der wilden Zeiten und eisernen Menschen durchaus nicht heraustrat; ihr Erscheinen an der Seite des Vaters, den sie, die Schwache, stützte, ihr Abschied vom Manne, den die Ätherische tröstete und kräftigte, das Gebet, zu dem sie niedersank, da die Lieben von ihr geschieden, waren Perlen der Poesie.

Noch eigenartiger fesselte die einheitliche Stimmung, in die das Ganze und jedes Detail getaucht war. Stimmungen kannte die polnische Poesie nicht, bis auf die verzweifelnde Liebesstimmung der »Ahnen«; die ältere Poesie machte sich kein Gewissen, sogar die heroischesten und edelsten Bilder und Stimmungen durch drastische, derbe Züge und gallige Worte zu entstellen und zu unterbrechen; man müſste bis Kochanowski zurückgehen, um Stimmung zu finden. »Maria« ist in unendliche Schwermut getaucht; die Schluſsworte: »und öde, traurig, schwermutsvoll ist es auf der üppigen Ukraine,« summierten nur die einzelnen Eindrücke; die Personen wie die Gegenden sind von diesem Hauch umzittert, es verlieren sich in der unbegrenzten Steppe die Worte, die Thaten, die Leiden der Menschen, verweht sind bald ihre letzten Spuren, vergänglich ist alles wie der Schall der raschen Hufschläge, den man im ersten Verse vernahm. Nicht umsonst bezeichnete der Dichter in seiner Widmung an Niemzewicz sein düsteres Gemälde als ein »schwermütig-einförmiges, wie unsere Felder und mein Gemüt; nur mit dunklen Farben zeichnet es Euch unausgeführte Bilder«; nur zu viel von eigener schmerzlicher Enttäuschung hatte der noch unlängst so glänzende Offizier und Liebling der Frauen hineingethan, in dessen eigener Seele ausgejätet war jeder Gedanke an Freude, der da lachte, doch nur wie zur Buſse, der da sang, doch nur auf traurige Weise. Durch diese unendliche Trauer und Schwermut, die in lyrischen Ergüssen, düsteren Betrachtungen und Bildern sich Luft machte, unterschied sich der Dichter von dem *Grimm* und Groll des Briten, an den er sich sonst öfters anlehnte.

An Byron erinnerte, neben anderen Einzelheiten, die absichtlich verworrene Erzählung, die im entscheidenden Augenblicke aussetzte; sein Wazlaw trug Züge des Giaur oder Lara oder des Korsaren, und der Page, die Personifikation jeglichen Jammers, in seinem fast gespenstischen, rätselhaften Auftreten war ein durchaus unpolnisches Accessoir. Manches war recht vag gehalten: so war die Schlacht nur das konventionelle Gewühl gewesen; nach Byrons Vorbild waren die Allegorien gehäuft, ja aus ihrer Sphäre waren Vergleiche entnommen; die Sprache war noch nicht geschmeidig genug, stellenweise nicht kräftig oder korrekt, denn die Folgen französischer Erziehung machte fleifsige Lektüre des Kochanowski nicht sofort wett. Aber der Pole sprach hier aus jeder Zeile; diese Steppe durchbrauste wirklich der Geist des alten Polen und seiner Ritter, die sich dem Feinde kühn entgegenstellten, um den Dank des beschützten Landmanns zu empfangen; kein leerer Schall war hier das Vaterland, dem die Herzen fröhlich entgegensprangen, wie zur Sonne der Vogel im Frühling. Und kurz und knapp war die Erzählung, einheitlich, mit wenigen Mitteln ausgeführt; gelungen die Charakteristik auch der Nebenpersonen, so der Kosak und sein trotzig-zuversichtliches Wesen. Und doch konnte ein derartiges Gedicht in Warschau spurlos vorübergehen; mit Recht wunderte man sich in Lemberg, dafs in Warschau »solches Zeug nicht gelesen wurde«; die Kritik hatte es totgeschwiegen, sein einziger Recensent betete den klassischen Rosenkranz ab, hielt sich darüber auf, dafs man über das Endschicksal der Hauptpersonen (der Wojewode und sein Sohn) nichts erfahre. Erst die romantischen Kritiker, Grabowski und Mochnazki, machten den Fehler gut; jener erklärte, wenn wir nur die »Maria« und die »Grashyna« hätten, besäfsen wir bereits eine nationale Litteratur (1828); letzterer suchte zu retten »das Opfer einer unwissenden Kritik, eine der schönsten und gröfsten Schöpfungen der gegenwärtigen polnischen Litteratur, das unübertroffen wäre in der Gröfse seiner Anlage, in der künstlerischen Exposition, in der Kontinuität seiner Stimmung« (1836). Auch der bissigste Kritiker, Goszczynski, schlofs seine Besprechung mit den Worten: man darf ohne weiteres die »Maria« den Werken beizählen, die, wenn sie auch nicht vollständig national sind, uns doch mit grofsen Schritten einer rein polnischen Litteratur entgegenführen (1835). Das Gedicht hat die gröfste

Zahl der Auflagen erlebt, die einem polnischen je zu teil geworden sind.

Mizkiewicz hat die Ukraine nur aus der Postkutsche gesehen; was ihm Mizowski erzählte, regte ihn zu der Ballade an »Die Lauer«, in der der Kosake seinen Herrn, den Wojewoden, statt des Geliebten seiner Frau erschiefst; die Ballade, wie die ungefähr gleichzeitige von den drei Budrissen, deren jeder statt Gold und Schätze lieber eine schöne Polin erbeutete, verliefs das Geleise der Wilnoer und Kownoer Balladen; keine Reverenz mehr vor der Volkstradition, kein Spuk, keine Phantastik, dafür in vollen, saftigen Worten, im raschen Aufeinander, im klaren, scharfen Bild die rein menschliche Anekdote oder Tragödie mit greifbarer Anschaulichkeit skizziert. Doch die Ukraine bedurfte keines litauischen Succurses; einheimische Kräfte hoben um die Wette ihre grofsen poetischen Schätze. Die eigenartigste Erscheinung bot Seweryn Goszczynski, eine auf dem polnischen Parnafs bisher nicht gesehene Figur, der leibhafte Kontrast von Malczewski, ebenso arm, häfslich und vierschrötig, wie dieser reich, schön und elegant gewesen; nicht mehr Demokrat oder Republikaner, sondern Revolutionär, ein Marat der Poesie, der schon als Gymnasiast die Polizei auf seinen Fersen hatte, und dem sie treu blieb, solange er im Lande weilte; ein geborener Verschwörer und Emissär, von eiserner physischer und psychischer Konstitution; gehetzt wie ein scheues Wild, dem Hungertode nahe, ohne Dach und Fach Zeit seines Lebens, aber ungebeugt, trotzig, ehrenhaft, lauter wie Gold. Kein Wunder, dafs ein solches Temperament die Ukraine mit anderen Augen ansah als Malczewski; dafs er mit ihren Magnaten und Adligen, d. i. mit ihrem polnischen Element nichts zu thun haben wollte; dafs ihn das Volk allein in seinem Hafs und in seinen Leiden fesselte.

Nach einer sehr lückenhaften Schulbildung, nachdem er durch seine »Melancholie (Duma) auf den Trümmern des Vaterlandes« die löbliche Obrigkeit aufgebracht hatte, nach einer Warschauer Episode als Geheimbündler und nach vergeblichen Versuchen, zur griechischen Insurrektion sich durchzuschlagen, irrte er jahrelang in der Ukraine umher, durch revolutionäre Lieder, die er in Abschriften verbreitete, dem Publikum und der Polizei die stärksten Emotionen schaffend, bis er 1830 nach Warschau *zurückkehrte*, wo er am Tage konspirierte und nachts dichtete,

bis er am 30. November sein gefährlichstes Gedicht agierte, da er das Belvedere überrumpeln und stürmen half. Musen hatten an seiner Wiege nicht gestanden; rauh, ungeschlacht, eckig wie der Mensch selbst waren die Verse, in denen er auch Mord und Umsturz predigte, der tiefen Sympathie für das unterdrückte und verdummte Volk kräftigsten Ausdruck lieh, die Sonne der Aufklärung die Nebel der Vorurteile durchbrechen liefs und durch Offenheit seiner Sprache wie Vorliebe für Naturbilder für die mangelnde Feile und Feinheit entschädigte. Gedruckt werden konnte nur (1828) sein Epos »Schlofs von Kaniow«. Die Ukraine der Hajdamaken, des furchtbaren Bauernaufstandes von 1768, der in Strömen Blutes durch Polen und Russen erstickt ist, mit ihren grellsten Episoden waren sein Vorwurf, die Tradition von der totgehetzten Polin, die mit blutigen Händen an den Schlofsmauern herumtastete, deren Blutflecken kein Regen abwusch, oder von der wirren Hexe Ksenia, die mit weithin gellendem Geschrei die Dörfer vor dem Massacre alarmierte. Das Gedicht war ein Nachtstück im buchstäblichen Sinne des Wortes; es erzählte, was während dreier Nächte geschah; in der ersten, wo der Kosak Nebaba und seine Orlika zusammenkamen, in der zweiten, wo er sie vergeblich erwartete und, als er erfuhr, dafs der Schlofshauptmann sie ihm zu Willen zu werden gezwungen, über den Dniepr zu den Hajdamaken setzte, um sie zum Überfall des Schlosses zu bewegen; in der dritten ermordete Orlika selbst den Schlofshauptmann, plünderten und verbrannten die Hajdamaken das Schlofs und wurden von den herbeieilenden polnischen Truppen geschlagen und gefangen; die Sonne beleuchtete nur die Pfählung des Nebaba und seiner Genossen bei lebendem Leibe. Die Häufung von Schrecklichkeiten war fast willkürlich, als wenn sich der Dichter am Martern der Nerven ergötzte; gleich der Anfang spielte unter dem Galgen, wo die Leiche des Gehenkten gestohlen wurde, damit der Wächter zum Tode verurteilt werden könnte, was dann Orlika, sich selbst für ihren Bruder aufopfernd, verhindern mufste, — als ob damals der Schlofshauptmann solcher Umwege bedurft hätte, um zu seinem Ziele zu gelangen! Schon nach wenigen Jahren erklärte der Dichter selbst als Kritiker in seiner »Neuen Epoche der polnischen Poesie« (1835), wo er Fredro wegen seiner antinationalen Nachahmerei der Franzosen und Italiener, wegen seines Kosmopolitismus, wegen

seiner unmoralischen und niedrigen Gesinnungen verdonnerte (was nach damaliger Überzeugung Fredro zum Zerbrechen seiner dramatischen Feder gebracht haben soll), sein eigenes Gedicht als eine der vielen Sünden polnischer Dichtung unter dem unglücklichen Einflusse von Byrons schwarzer Phantasie. Mit unverkennbar Byronischen Zügen hatte er ja seinen Helden, Nebaba, ausgestattet, ein altes Verbrechen an der Ksenia die Änderung seiner »Seele« und die Katastrophe herbeiführen lassen, um von ihm sagen zu können, daſs der Blitz seiner Leidenschaften den Nebel seiner Blicke erhelle, ein spöttisches Lächeln das frische Antlitz entstelle, oder daſs es im Walde düster ist wie in Nebabas Seele und das Land immer anders, wie seine Begierden. Mit derselben Absicht war die Erzählung geheimnisvoll gehalten, klagte sich der Dichter selbst der Übersättigung und Gleichgültigkeit seines Herzens an, wählte mit Vorliebe Gleichnisse aus Abstrakten (über Berge, wild wie der Verzweiflung Stirn!) und der Welt der Dämonen, worin allerdings schon Malczewski gesündigt hatte.

Mochte auch das Gedicht ästhetisch durch die grelle Häufung von Spuk und Schreck, von Käuzchen und Nachtmaren, Mordgesellen und Irren befremden, so war es doch von einer socialen Tragweite, die man von einer romantischen Schöpfung am wenigsten erwartet hätte. Nicht umsonst war es ja auf dem Boden der Ukraine, der Latifundien- und Pächterwirtschaft, der scharfen socialen Gegensätze entstanden. Anderswo in Polen mochte die Lage des Bauern rechtlich dieselbe sein, aber in praxi bei dem oft jahrhundertelangen Verbleiben der Güter im Besitz derselben Familie, bei dem steten Weilen der Herren auf dem Gute, die keine Hof- oder Militärdienste abriefen — der Absenteismus, der beim russischen Adel z. B. die Beziehungen zwischen Gutsherrschaft und Bauer früh lockerte und schlieſslich ganz zerriſs, ist dem polnischen noch heute fremd — bei dem lässigen, weichen Naturell bildeten sich oft patriarchalische Verhältnisse, die den sonst unerträglichen Druck erheblich milderten; auf dem mageren, kalten, vielfach geteilten Boden in Litauen, Masovien, Klein- und Groſspolen ergab sich oft eine ganz überraschende Harmonie zwischen Herrenhof, Pfarrhaus und Bauernhütte. Anders in der fruchtbaren Ukraine, wo der Groſsgrundherr fernab weilte, der *Pächter* hart drückte und der Bauer mit seinen Kosakenreminis-

cenzen trotziger entgegentrat. Bei Goszczynski nun erschienen die Polen nur als Unterdrücker; die schwersten, leidenschaftlichsten Anklagen in der Rede des Nebaba wurden gegen sie geschleudert, Worte, wie sie seit fast anderthalb Jahrhunderten, seit Wazlaw Potozki, in der Litteratur nicht mehr gewagt waren; und damit der Leser über das Verhältnis in der Gegenwart nicht getäuscht würde, schlofs das Gedicht mit den Worten: so sind nach dem Kriege die Höllenthore zugeschlagen worden, — wieder herrscht der alte Friede und die alten Verbrechen! Gegen die Verdammung des grausamen Herrn in den »Ahnen« war hier das Anklagematerial furchtbar gewachsen.

Die Romantiker entzückten die krausen Übertreibungen, die ihnen volkstümlich schienen; Grabowski, der ja aus denselben Gegenden stammte, Schulkollege des Goszczynski, fand im Prolog, »dem besten Teile der Komposition«, in seiner Schilderung der Nacht »die vollkommenste romantische Schöpfung, die nicht erblasse vor dem Prolog des Macbeth und dem Hexensabbath Goethes«, in dem Lied der irren Ksenia an den Nachtalp »diese wahre Volkspoesie, an der man in unserem Jahrhundert fast verzweifelt habe«; er verteidigte sogar das Gespräch der Käuzchen; »unsere Dilettanten, die sich daran stofsen, bewiesen damit nur, dafs ihnen bei der romantischen Taufe der klassische Staar noch nicht völlig gestochen wurde;« Mochnazki zögerte nicht, »das Schlofs von Kaniow« redlichem Schmucke der Poesie beizuzählen. Die Klassiker, auch die mafsvollsten, wie Franz Morawski, entsetzten sich über die »Anmut der Gehenkten« wie über die Sprache mit ihren Gewaltsamkeiten und Russismen. 1830 verliefs der Dichter den Boden seiner Ukraine für immer, aber seinen Prinzipien blieb er treu und erklärte »seinen Brüdern« 1834 die Eigenart seines Genius in einem bezeichnenden Gedichte; nachdem er zugegeben, welch düsteren Tempel er der Poesie errichtet, nach einem schönen Naturbilde von der alten Eiche bei Nacht und bei Tage schlofs er mit dem Ausrufe: o solange dunkel bleibt die Sonne der Millionen, mache mir niemand den Vorwurf, dafs es so düster sei in der Einöde meiner Gefühle.

Es gab noch eine andere Möglichkeit, die Ukraine poetisch zu betrachten und ihrem Geiste, ohne altpolnisches Ritterleben oder demagogische Greuelscenen, poetische Geheimnisse abzulauschen: durch liebevolles Versenken, Aufgehen in Blütenpracht

und Wonneduft, in Sonnenspiel und Luftmeer der Grassteppe, in den heiteren und schwermütig-sehnsuchtsvollen Weisen ihrer Bewohner. In und unter ihnen hatte seine Kindheit friedlich und ruhig Joseph Bohdan Zaleski verträumt, und als er später fernab weilte, hat ihm die Erinnerung, das Herzleid, die Poesie alle diese Bilder und Gefühle, diesen Duft und diese Musik, diese Lieder und Sagen unendlich schöner vorgegaukelt, und er wurde nicht müde, von dieser hellen, heiteren, schwärmerischen Seite das Leben der Ukraine und ihrer Kosaken, sowie in dieser Einkleidung sein eigenes Lieben und Denken auszusingen. Denn singbar, melodisch und harmonisch waren seine Verse und schmeichelten dem Ohre, wie sie nie vorher in der Poesie vernommen waren; den ärmeren geistigen Gehalt ersetzte die reizvolle Form. Er variierte einige wenige Motive; die Kosaken des Zaleski waren die Kämpfer für die erlauchte Republik, welche sie dafür mit Privilegien reich entlohnte; sie dachten nur an Tataren und Türken, fuchtelten mit den krummen Säbeln den Paschas vor den Augen, brandschatzten Konstantinopel und die kleinasiatischen Küsten, fochten, tranken und dachten der Mutter-Ukraine, des Liebchens, der heimischen Weisen, — die reinsten Salonkosaken, zierliches Filigranwerk; die Wildheit, der brutale Egoismus, die Sonderinteressen dieser Naturkinder, die mit elementarer Gewalt, sich zum Verderben, Polen zum Trotz, das Grab für beide gruben, waren wie eskamotiert oder vergessen. Und sah man ab von den Balladen und den epischen Fragmenten (zu grofsen Kompositionen fehlte dem Dichter der Atem), so war auch seine Lyrik in ihren heiteren und schwermütigen Weisen auf einen geringen Kreis von Mitteln, Stimmungen, Farben oder Tönen beschränkt: immer nur die Steppe mit dem Dufte ihrer balsamischen Kräuter, mit ihren sagenumwobenen Kurhanen-Hügeln, mit ihren blinden, bärtigen Sängern, dem Bojan der alten Kiewer Fürsten, dem Leiermann der Neuzeit. Wohl erzielte der Dichter grofse Wirkungen: schwerlich ist je ein Liebesroman in glänzendere Farben und süfsere Töne gekleidet als in seinen »Rusalki« (Feldnixen), wo sich nur der Epilog mit der obligaten Byronischen Enttäuschung, Erkaltung, Verbitterung mit dem Gewebe von Sonnenlicht und Regenbogen, Frühlingsduft und Blütenzauber, Morgenpracht und Vogelgesang schlecht einte. *Wie stimmungsvoll* und bezaubernd das Einzelne auch war, so

ermüdete die Eintönigkeit, die Bevorzugung ausschliefslicher Töne und Farben, das Süfsliche und Manierierte; die Herbheit, Tragik der Volkspoesie verschwand unter den überwuchernden Accessoirs; die kindlich reine, heitere Seele des Dichters schlofs Dissonanzen, Konflikte, Katastrophen sinnig-gläubig, gottvertrauend, freundschaftsbauend aus; ihren himmlischen Lazuren war irdische Galle fremd; ihre Fata Morgana in der Steppe zerstob vor dem heftigeren, kühleren, kritischeren Windhauch. Es war eine Idylle, wie die seines Lehrers, Kasimir Brodzinski, nur aus dem Krakauer Lande, von dem Grabhügel des Krak und seiner Wanda her nach dem Dniepr, nach der Iwanhora verpflanzt und auf den »Teorban« des kosakischen »Lirnik« abgestimmt, eine Verschmelzung polnischer Laute und russischer (kleinrussischer) Weisen, in einer harmonischen Vollendung, die kein Nachahmer, — ihrer war Legion, und die Species ist noch heute nicht ausgestorben, — je zu erreichen vermochte; es waren auch die Vorbilder eines Uhland, der Sentimentalität eines Shukowskij, denen der Jüngling folgte. Durch Brodzinski kamen denn auch panslavistische Töne auf diese Laute, doch konnten sie den scharfen Gegensatz zwischen dem Chochol und dem Kazap, dem Klein- und dem Grofsrussen (Namen nach der charakteristischen Haartracht Haarbusch und Bocksbart beider), nicht verwischen.

Noch weiter ging der Altersgenosse, — sie alle, Zaleski, Goszczynski, Grabowski, gehörten einer Generation, ja einem Jahrgange der berühmten Basilianerschule in Humanj an —, Thomas Padura, der in Sawranj bei Wazlaw Rzewuski, dem Emir Tadschel-Fehr, weilte, mit seinem »Herrn« wanderte und für ihn dichtete, die »Dumki« in der kleinrussisch-ukrainischen Sprache, die der Volkssänger Witort dann verbreitete, die Zaleski entzückten; sie sind trotzdem nicht ins Volk selbst gedrungen und fanden Eingang, wo sie Karpinski ablösten, bei dem kleinen Adel, bei den Meiern und Ökonomen. Auch Padura behandelte nur das polnische Element der alten Kosakenwelt, ebenso einseitig wie Zaleski, in demselben Ideenkreise, nur ohne denselben Schmelz und Wohllaut der Verse; seine Lieder waren lange nur mündlich und schriftlich verbreitet, bis sie 1844 (»Ukrainki« mit Melodien) erschienen; heute sind sie, von den Kleinrussen selbst nicht anerkannt, von den Polen vergessen. An diese originalsten, bedeutendsten Sänger der Ukraine schlossen sich Nachahmer,

die Olizarowski, Groza u. a., ohne sie irgendwie erreichen zu können.

Neben den poetischen Herolden aus Litauen und der Ukraine wies der polnische Romantismus auch seine kritischen auf, den Ukrainer Grabowski und den talentvolleren, philosophisch geschulteren Mauryzy Mochnazki, dessen Schrift »über polnische Litteratur im 19. Jahrhundert« (1830) wohl durchdacht und ausgeführt ihren Charakter darlegte, wie sich in Wissenschaft und Litteratur das nationale Selbstbewufstsein wiederspiegele, das auf Reflexion gegründet sei; wie die polnischen, im Empirismus erstarrt, der Befruchtung durch eine neue Idee bedurften, der nationalen; daran knüpfte sich eine Charakteristik des bereits Erreichten, wobei »die Ahnen«, als Abschlufs des Werther, die »Grashyna« und die so unsäglich traurige »Maria« glänzend, »Wallenrod« schlimmer wegkamen: von dessen tiefen, politischen Sinne mufste der Kritiker absehen und stiefs sich dafür an der Unfertigkeit der Komposition, an der Affektiertheit der Aldona, an dem sentimentalen Konrad, der — welch Anachronismus — das verliebte Gespenst aus den »Ahnen« wäre; dies Urteil blieb lange mafsgebend; den Zaleski verglich er nur einem Feuerwerke in der Nacht. Ihm trat Grabowski zur Seite, dessen eigene Poesien (Ukrainische Melodien) fragwürdig waren, der aber in seinen »Gedanken über polnische Litteratur« (1828) den Romantismus zu definieren und den engen Zusammenhang der Litteratur mit Zeit und Umgebung nachzuweisen suchte, daher sein Respekt vor Ossian, die Abneigung gegen Byron, das Betonen historisch-nationaler Elemente. So war der theoretische Kampf entbrannt, der erste in den Annalen polnischer Litteraturgeschichte, die bisher höchstens konfessionelle, politische, grammatische Polemik gekannt hatte. Der Kampf zog weite Kreise; man begegnete ihm überall, sogar eine Schrift über Mifsbrauch des Quecksilbers begann mit einer Klage über die Neuerungssucht der hirnverbrannten Romantiker. Allerdings stiegen die Klassiker selbst nicht in die Arena herab; sie waren froh, in Sniadezki ihren Cuvier gefunden zu haben, der ja ebenso auf die Romantiker als Erzfeinde von Vernunft und Sprache loszeterte, und wenn sie keine Eingaben an den König machen konnten, wie ihre französischen Kollegen, damit den Romantikern ihr frevles Gewerbe, *ihr Niederreifsen* aller ästhetischen Bastillen und Barrieren von

Amts wegen untersagt würde, so fehlte es ihnen nicht am besten Willen dazu. Sie rächten sich durch Parodien, Epigramme, schnöde Aburteilungen in den Salons, Ignorieren der Jugend; sie mufsten sich gefallen lassen, dafs man von ihrer Borniertheit das Unglaublichste behauptete, von Kosmian, dafs er sich gerühmt hätte, nach Horaz nichts mehr gelesen zu haben, um sich den Geschmack nicht zu verderben oder dafs nach ihm Mizkiewicz noch unter Marzinkowski stünde; von Osinski, dafs Tragödien, wie die Schillerschen, jeder Student schreiben könnte! Sonst ruhten sie auf ihren wohlfeilen Lorbeeren, verliefsen sich auf Kosmians »Landbau«, der nie kommen wollte; auf Fabeln des Dmochowski oder auf die Episteln des Morawski; dieser spottete zwar über die den Windeln kaum entwachsenen Weltschmerzler, doch geifselte er ebenso die schnarchenden Klassiker, die auch ohne etwas gelesen zu haben, darüber mit ihrem Urteil fertig waren, die wie ein dummes Echo nur die Alten parodierten, um nur einen Vers dem Horaz oder einen Gedanken dem Tacitus zu stehlen. In diesen Streit mischte sich zu guterletzt auch Mizkiewicz ein; hatten ihn Byrons Lorbeeren nicht ruhen lassen? Eine neue Herausgabe seiner Werke begleitete er mit einem sanglanten Ausfall »Über die Warschauer Kritiker und Rezensenten«, 1829, wobei die schärfsten Streiche die Unschuldigsten, die sich aber hervorgewagt hatten, trafen, einen Franz. Dmochowski (den Sohn des Übersetzers), der ja schon 1825 die ganze Stanislaische Periode mit Recht für nicht »national« erklärt hatte und die neue Richtung nur zur schärferen Beobachtung der »Korrektheit« mahnte; die Einseitigkeit, Verbohrtheit, Unwissenheit der Klassiker war hier witzig und rücksichtslos blofsgestellt. Sonst pflegte der Dichter rücksichtsvoller zu sein, so gegen den greisen und verdienten Grafen Chodkiewicz, der schlimme Tragödien verbrochen hatte und beim Vorlesen des Wallenrod durch den Dichter selbst tief bekümmert war, dafs Mizkiewicz weder die klassische Rubrik seines Opus, noch die Anzahl seiner Bücher oder Gesänge anzugeben wufste.

Nicht mit Unrecht schüttelten die Klassiker ihre bezopften Häupter. Zwar die Furcht vor den Provinzialismen, mit denen Mizkiewicz schon der couleur locale wegen freigebig war, dafs sie zum Partikularismus führen könnten, war übertrieben, war es doch das Talent des »Smorgoniers«, das sie fürchteten, aber auch

hier trafen sie das Richtigere, dafs man einigen, nicht entzweien und trennen solle, auch in der Litteratur nicht. Bald sprach Osinski im engen Kreise die Vermutung aus: wenn die Jugend bewundere, was wir nicht verständen, bediene sie sich nur einer abgekarteten Sprache mit einer für uns unbekannten Bedeutung; auch diese Vermutung war richtig; darum griff man Brodzinski so scharf an, der Enthusiasmus und Exaltation eindämmen wollte, und noch nach Jahren gab dies Mizkiewicz ohne weiteres zu, die ungerechten, aber instinktiven Angriffe der Jugend gegen Brodzinski und »das schädliche Element in seinen Werken«; der Kritiker Mochnazki und der Romantiker Goszczynski waren ja die ärgsten Verschwörer. Und die langsam aber stetig genährte Exaltation, Unzufriedenheit, Nachahmerei der Franzosen und ihrer Julirevolution — als ob diese dabei, aufser den eigenen Knochen, irgend etwas, z. B. die Zukunft des Vaterlandes, riskiert hätten! — machten das Ihrige, und eines schönen Tages sah sich die Nation ohne Wissen und Willen aufs Geratewohl fortgerissen in die furchtbarste Gefahr, die mit einem Male alles vernichten oder in Frage stellen sollte, was die verachteten Klassiker durch ein Menschenalter hindurch mit dem besten Erfolge für jetzt, mit den glänzendsten Aussichten für später aufgerichtet und gestützt hatten. Die nationale Aufwallung schwemmte sie einfach von der Erdoberfläche weg; den ästhetisch-litterarischen Streit entschied zu Gunsten der Romantik und zum Verderben der Nation der Handstreich auf das Belvedere! »Die Revolution«, schrieb nicht mit Unrecht General Krasinski an seinen Sohn, »haben fünf Studenten, vier Fähnriche, drei Dichter und drei Offiziere gemacht; was dann wird, weifs Gott allein; dem Lande wird sein Grab gegraben.« Und doch hatte niemand Mut, sich entgegenzustemmen, 1830 ebensowenig wie 1863; eine falsche Scham, ein übelangebrachtes Ehrgefühl liefs eine Solidarität aufkommen, eine Verantwortung für Sachen übernehmen, die niemand geahnt und am allerwenigsten vorbereitet hatte.

Zur Exaltierung der Gemüter hatte die Romantik ihr Teil beigetragen, die Warnungen derjenigen bestätigend, die da gemeint hatten, was den phlegmatischen Deutschen nicht aufregen könnte, würde den sanguinischen Polen in Feuer und Flammen setzen: ein Schauspiel, das man bei der polnischen Jugend noch *lange* beobachten konnte, die dem Agitator immer auf den Leim

ging und sich opferte für Sachen, die den Agitator selbst, trotz seiner Propaganda, kalt liefsen. Auf das Konto der Romantik kam nun, neben jenem doch nur bedingten politischen Schaden, ein gewaltiges Plus: sie suchte nach allen den Jahrhunderten zuerst, mit vollem Bewufstsein, eine nationale, originale Litteratur zu schaffen. Seit Kochanowski hatte man sich doch immer nur am fremden Gängelbande führen lassen: bei Lateinern und Griechen, bei Tasso und Marino, bei Corneille und Boileau war man nacheinander zur Schule gegangen; es stellten schon die aufmerksameren Beobachter im 16. Jahrhundert fest, einheimische wie fremde, Kromer und Nidezki wie Ruggieri, den Mangel eines Strebens nach Originalität, nach eigenem Finden. Noch vor den Romantikern hatte Brodzinski den Vorwurf formuliert: soll sich denn der slavische Stamm, der die meisten Völker und den gröfsten Bodenbesitz sein eigen nennt, nicht auch durch einen eigenartigen Geist in Geschmack und Werken des Genius auszeichnen, wie ihn seit undenklichen Zeiten unwandelbare Sprache und Charakter kennzeichnen? Es war dies leichter gesagt als gethan; die »Klassiker« waren allerdings der Überzeugung, dafs die Behandlung äufserlich nationaler Stoffe in der nationalen Sprache schon eine nationale Litteratur schaffe; die Romantiker lehrten sie eines anderen. Und mochten sie selbst zu Anfang irrend umhertappen, in Volksmotiven, als ob diese immer original wären, in phantastischen Dramen, in orientalischer Vermummung abwechselnd das Unfindbare und Geheimnisvolle, das Nationale suchen, jedenfalls waren sie auf dem besten Wege, und schon die nächste Zukunft sollte den Strahl nationaler, originaler, unvergänglicher Poesie mit elementarer Gewalt aufschiefsen sehen. Vorerst war allerdings eine schwere Prüfung zu bestehen; ein Strafsenputsch ohne Bedeutung, noch geringfügiger an sich als der Petersburger »Dekabristenaufstand« von 1825, war durch Mangel an Energie und leichtsinnige Konnivenz in den höheren Sphären, durch völlige Kopflosigkeit in den Spitzen zu einer förmlichen Revolution, zu einem regelrechten Kampfe ausgewachsen, der von der Genialität einzelner Führer (Prondzynski), von der Aufopferungsfähigkeit einzelner Generale (Sowinski), von dem Geiste der jungen Armee glänzend zeugte, aber die Nation verschlingen zu sollen schien.

## NEUNTES KAPITEL.

# Die Romantik der Emigrationslitteratur. Adam Mizkiewicz.

In dem ganz ungleichen Kampfe von 1831 zog die Nation den kürzeren, und bald wieder »herrschte die Ordnung in Warschau« — trotzdem gab es keine Besiegte. Der Landtag, das Heer, die geistige Elite, mit dem gealterten Fürsten Czartoryski, mit dem greisen Niemzewicz, mit Historikern, Dichtern, Kritikern, zogen in einer neuen, unerhörten Art Völkerwanderung über die Grenze, in die Emigration, nach dem gastlichen Frankreich, das die Dankesschuld erstattete, die es einst auf italienischen, spanischen und überseeischen Schlachtfeldern auf sich geladen. Wohl glaubten die Bedauernswerten, dafs diese freiwillige Verbannung von kurzer Dauer sein würde, dafs die Völker selbst die polnische Sache zu der ihrigen machen würden — klangen doch die Stimmen deutscher und anderer Dichter so ermutigend und sympathisch —, dafs es sich eigentlich nicht lohnte, auf dauernde Niederlassung irgendwo, auf das morgen zu rechnen, dafs die Fahnen »für unsere und euere Freiheit« wieder wehen und der Marsch der Legionen bald ertönen würde. Indes vergingen Wochen, Monate, Jahre, und immer düsterer, aussichtsloser wurde die Zukunft, immer gröfser die Verzweiflung dieser aus ihren Lebensbahnen herausgeschleuderten, gezwungen müfsigen, oft darbenden, unter den Fremden sich höchst unglücklich fühlenden, nach der Heimat vergebens sich abhärmenden *Jünglingen* und Männern. Und immer höher stieg die Zahl der

Selbstmörder, der Irren, und immer toller wurden die Versuche, das Land zu revolutionieren, Europas Aufmerksamkeit zu erregen, auf Interventionen und politische Kombinationen aller Art zu rechnen. Immer gedrückter und gereizter wurde die Stimmung, die gegenseitigen Vorwürfe, Verdächtigungen, das Gezänke zwischen Weifsen und Roten, zwischen Gläubigen und Ungläubigen, zwischen Royalisten und Republikanern (ohne König und Republik), die Abwälzung der Schuld von den einen auf die andern, die Uneinigkeit, die Kannegiefserei und Projektenmacherei, die Propaganda für Legionen, Klubs, Gesellschaften, der Abfall Einzelner — geistiges, moralisches und physisches Elend schien die Emigration verschlingen zu sollen, eine erschütternde Tragödie, der auch das Satyrspiel nicht fehlte. Doch ging auch dieses Polen nicht zu Grunde.

Es verdankte dies dem gewaltigen moralischen Kapital, das es im Kampfe selbst wie in seiner vorausgegangenen Kulturarbeit aufgespeichert hatte. Wohl war man physisch unterlegen, aber einem Triumphe glich der Zug der Emigrierenden, und Rufslands Sieg wagten nicht einmal russische Hofdichter nachdrücklich zu feiern. Es verdankte dies seinen Tugenden, der Aufopferung, der Begeisterung, dem tiefen, nur äufserlich von Frivolität, Spötterei, Gleichgültigkeit überdeckten, aber innerlich lebend sprudelnden Glauben: ging doch aus der Emigration ein neuer religiöser Orden, der der Resurrektionisten, hervor, und wie viele Freigeister sind hier, trotz des Auftretens von Papst Gregor XV. gegen die nationale Bewegung, zu frommen Christen geworden! Es verdankte dies vor allem auch seinen Dichtern, welche, grofs und klein, die unterlegene Sache zu der ihrigen machten, Trostesworte spendeten, die Gefallenen aufrichteten, den Glauben, die gute Sache begeistert verfochten, und war es ihnen auch nicht vergönnt, mit Tyrtäus zum endlichen Sieg zu führen, erwiesen sich auch ihre Prophezeiungen nahen, sicheren Erfolges als trügerische, so haben sie doch das nationale Bewufstsein verjüngt, gestärkt, gehoben, wie Poesie bei keinem anderen Volke dies zu erreichen vermochte.

Denn charakteristisch wurde für diese Poesie ihr patriotisches Gepräge; sie suchte der Nation das Geheimnis ihrer Bestimmung zu lösen, ihr die Wege der Zukunft zu weisen, den Sinn ihrer glorreichen Vergangenheit zu erklären. Sie wollte kein ästhe-

tischer Zeitvertreib bloſs sein für die Müſsigen, für die Wenigen, für die Zufriedenen und Satten; sie wandte sich an die Jugend, an das Volk, an alle, die nicht im Dienste von Mammon und Bauch abgestorben für höhere, edlere Gefühle. Daher die Begeisterung, die sie weckte; die Zuversicht, mit der diese litterarischen Sanskulotten Horaz zum Trotz sein Exegi monumentum parodierten, das Gemach sich errichteten, das kein »Schuft Württemberg mit Bomben zerstören wird« (wie dies der Fürst mit Pulawy seines einstigen Schwiegervaters gethan hat), die Bücher schrieben, welche dem Zaren zum Trotz und den Zollwächtern zum Ärger der Jude einschwärzte, die Jugend abschrieb, sogar der Herrenhof las.

Allen voran Mizkiewicz. Bei ihm bedurfte es ja nicht erst der Erfahrungen von 1831, um seine Muse patriotisch werden zu lassen. Mit den Sonetten aus Odessa und der Krim hatte er den ästhetischen und individualistischen Standpunkt für immer verlassen; schon die Verfolgung von 1824 hatte den Gustav, der in unglücklicher Liebe sich abhärmte, zum Konrad, der nur fürs Vaterland lebte, langsam gewandelt. Er hatte Ruſsland verlassen, war über Berlin, wo ihn Hegels Klügelei nur abstieſs, über Weimar, wo ihn Goethes erhabene Ruhe nur abkühlte, nach Italien gegangen, wo neben ästhetischen und historischen Studien, neben Winkelmann und Niebuhr, eine tiefe Veränderung im Wesen des Dichters vor sich ging. Auf Roms heiſsem Boden verlieren die einen, gewinnen die anderen ihren Katholizismus; er gehörte zu den letzteren; äuſsere Einflüsse und Anlässe begünstigten den Wandel. In diese stille Entwicklung platzte die Bombe, die Nachricht vom Aufstande und Kampfe. Der nüchterne, verständige Litauer — trotz allem Enthusiasmus hatte sich der Dichter seinen scharfen, klaren Blick stets gewahrt —, zweifelte keinen Augenblick lang an der Erfolglosigkeit, Gefährlichkeit, ja Verderblichkeit des planlosen Unternehmens, hatte er doch aus nächster Nähe Ruſslands unerschöpfliche Mittel und unbeugsame Politik kennen gelernt und täuschte er sich keinen Augenblick lang über den wahren Wert liberaler Sympathien in Europa oder gar in Ruſsland selbst oder groſssprecherischer Verheiſsungen der Ungarn. Die von vornherein verlorene Sache zog ihn nicht recht an, und als er endlich Rom verlieſs und auf weitem Umwege der polnischen Grenze sich näherte, war der Kampf bereits

entschieden, und der Strom der Emigrierenden riſs ihn über Dresden und Straſsburg nach Paris.

1832—1834 bezeichneten den Höhepunkt polnischer Litteratur, nicht nur für Mizkiewicz allein, allerdings für ihn ganz besonders. Auf die Erregung, in welcher »Wallenrod« zu Ende geschrieben war, war gefolgt eine Zeit der Sterilität, des Aufnehmens und Verdauens aller möglichen Eindrücke von Menschen und Landschaften, Werken der Kunst und Litteratur, religiösen und socialen Theorien und Lehren. In Dresden, in der Kirche, überkam den Dichter plötzliche Inspiration, es schien ihm, als wäre ein Gefäſs mit Poesie über ihm zerschlagen worden, und der Gesalbte des Herrn nahm mit der Feder den Kampf auf, an dem er sich nicht mit dem Schwerte beteiligt hatte; er wurde zur Schreibmaschine, in fieberhafter Eile warf er zu Papier, was ihn Tag und Nacht bedrängte; so entstanden seine »Ahnen« (der neue Teil), »das Buch des polnischen Volkes und der polnischen Pilgerschaft«, zuletzt als Art Gegengewicht »Pan Tadeusch«. Zuerst veröffentlichte er das »Buch«, eine Broschüre im biblischen Stil, wie er es nannte, die das gröſste Aufsehen erregte, vielfach übersetzt, so durch Montalembert, und nachgeahmt wurde, so durch Lamennais, Paroles d'un croyant.

Der Schrift lag, wie ähnlichen und gleichzeitigen Expectorationen des Brodzinski, die Verquickung, Verwechslung von Politik und Moral, von göttlicher und menschlicher Ordnung zu Grunde. Im Feuerschein der Novembernacht hatte sich Brodzinski bekehren lassen, hatte in der Begeisterung der Jugend nicht mehr tollen Byronismus und künstliche, unslavische Exaltierung gefunden, hatte sich der neuen Bewegung, der alte napoleonische Soldat, rückhaltlos angeschlossen und in diesem Sinne bei der letzten öffentlichen Festsitzung der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften (3. Mai 1831) eine begeisterte Rede über die Nationalität der Polen gehalten, in welcher er sie als den Kopernikus unter den Völkern feierte, weil sie bewiesen, durch ihren jetzigen Aufstand gegen Sklaverei und Finsternis, daſs kein Volk sich selbst Mittelpunkt sei, sondern jedes sich um eine höhere Idee bewege. Und an die Emigration, nach welcher er sich sehnte, richtete er seine »Botschaft aus dem Lande der Bedrückung«, sie zur Einigkeit mahnend, zum fleckenlosen Wandel, zum Festhalten an dem Glauben der Väter, an der glor-

reichen Vergangenheit; wie die Sehnsucht nach Gott Bürgschaft zukünftigen Lebens wäre, so sei die Sehnsucht nach dem Erringen des Vaterlandes heilige Weissagung seines Lebens; das wiederhergestellte Polen werde der Menschheit den Frieden, den Völkern und Konfessionen die Union verschaffen; edel seien dazu ihre Waffen, denn an List und Trug sind die Feinde stets überlegen gewesen.

Dieselben Gedanken variierte Mizkiewicz. Gläubigen Menschen warf sich ja die Frage nach dem Grunde unverdienter Leiden und Strafen auf; wozu habe die Vorsehung Polens Teilung bestimmen können? ihre Antwort lautete anders als diejenige des Woronicz. Sie gingen nicht mit sich und anderen ins Gericht; sie wufsten nur, dafs sie und die Ihrigen ganz unverdient litten, und gehörte nun dieses Leiden in den Plan der Vorsehung, so drängte sich ihnen ein anderes unverdientes Leiden vorbildlich auf: Polen wurde Märtyrer unter den Nationen, trug das Kreuz, brachte sich zum Opfer, damit das Unrecht aus den öffentlichen Beziehungen ebenso gebannt würde, wie es durch Verchristlichung der Gesellschaft aus den Privatbeziehungen ausgeschieden sei. So wurde Polen zu einer Art Messias der Völker, und diese Rolle fiel ihm gerade zu, weil seine Geschichte von Ländergier und Länderraub stets frei gewesen, weil es andere Völker mit sich nicht durch List und Trug und Gewalt, sondern in christlichstem Bunde, in dem grofsen Unionswerk von Lublin, vereint habe, weil es das Christentum aufopfernd jahrhundertelang geschützt, weil es entsagungsvoll für andere, bei Warna 1444 für die Südslaven und Ungarn, 1683 für Österreich sein Blut verspritzt hat. Aus diesen Vorstellungen ergab sich der Inhalt des »Buches des polnischen Volkes«: im Stile der Genesis wurden die Phasen der weltgeschichtlichen Entwicklung dargelegt, wie auf den heidnischen Götzendienst, der die Sklaverei gebracht habe, jetzt der politische gefolgt sei, mit seinen Idolen der merkantilen Interessen, der Abrundung der Territorien, des europäischen Gleichgewichtes, in deren Namen auch Polen geteilt wurde, das ihnen nicht hatte huldigen wollen; wie nach dem Kreuzestode des Heilands die Blutopfer aufgehört hätten, so würden nach Polens Auferstehung die Kriege in der Christenheit aufhören. Wirkungsvoller war der zweite, an die Emigration selbst gerichtete Teil mit seinen Lehren und unvergleichlich schönen

Parabeln: die Pilger zum heiligen Lande, d. i. zum freien Vaterlande, wären Auserwählte, da sie den Geist christlicher Aufopferung am meisten bethätigt hätten, daher müfsten sie leben und handeln in brüderlicher Einheit, ohne zu zweifeln, zu klagen, zu verzagen. Für das aus tausend Wunden blutende Volk, für die allen Schrecken der Not und Uneinigkeit preisgegebene Emigration, für alle die Verzweifelnden und Müden waren diese Worte Balsam; sie traten mit der Sicherheit und Autorität eines Evangeliums auf, waren für das Verständnis der Kleinsten zugänglich, schilderten in so glühend beredter Weise das an der Nation verübte Unrecht, gaben ihren Hoffnungen so schwungvollen Ausdruck, verlangten von dem Einzelnen eine moralisch so hohe Lebensführung, dafs sie wie ein Evangelium stärkend, tröstend, erhebend gewirkt haben und noch heute, mag man auch über Einzelheiten mit dem Dichter hadern, mag man nicht alles bei sich makellos, bei den anderen nicht alles unchristlich finden, man sich eines tiefen Eindruckes nicht erwehren kann.

Das war für die Massen und mufste zunächst gedruckt und umsonst verteilt werden in den Depots, wo man die Emigranten vereinte, wie unter die Einzelnen. Nun kam die Abrechnung mit dem Feinde. Wer war es denn, der den Sieg über Polen davongetragen hatte? Es erfolgte eine Beschreibung von Land und Leuten, eine »Winterreise in Rufsland«, aufgelöst in einzelne Bilder aus der Hauptstadt, vom Paradefelde, aus der Vorstadt, vor dem Denkmal Peter des Grofsen, vor der Überschwemmungskatastrophe; von solchem Sarkasmus, so giftig-treffenden Worten gegen die geist- und herzlosen Lenker, von solchem Mitgefühl für alles Edle in Rufsland, namentlich für die unterdrückte Menge mit ihrem »Heroismus der Sklaverei«, von so wunderbarer Schärfe der Detailmalerei, dafs diese »Episode« des polnischen Childe Harold oder Heine zu einer Perle aller lyrisch-beschreibenden und satyrischen Dichtung zugleich geworden ist. Im Eingangsgedichte, in der Widmung und Absage förmlich »an meine Freunde-Russen«, zuckte das Schmerzgefühl aus über den Wandel der Menschen und Zeiten: gehenkt und verbannt sind Rufslands Propheten und Dichter, deren Andenken mir unvergefslich bleibt; andere schmeicheln gar dem Tyrannen; wenn jetzt zu euch aus der freien Ferne meine Klage dringt, möge sie euch Freiheit künden, wie Kraniche den Frühling; an der Stimme werdet ihr

mich erkennen, wohl habe ich in Schlangenweisheit den Despoten getäuscht, aber für euch hatte ich immer nur die Einfalt der Tauben; jetzt gieſse ich aus diesem Kelch Gift, gesogen aus Blut und Thränen meines Landes; es fresse euere Fesseln — doch würde einer von euch gegen mich klagen wollen, mir würde seine Klage das Gebell eines Hundes, der sich so an seine Kette gewöhnt, daſs er die Hände beiſst, die an der Kette reiſsen. Dies hat Puschkin gethan; sein Gedicht an Mizkiewicz schloſs mit den Worten: unser friedlicher Gast ist uns jetzt Feind geworden, und jetzt singt er Haſs in seinen Versen, dem frechen Pöbel zu gefallen, von ferne dringt zu uns die bekannte Stimme des erbosten Dichters. In würdigerer Weise hat er dann in seinem »Ehernen Reiter« die Herausforderung des Mizkiewicz angenommen, sein Petersburg, seinen Peter den Groſsen verteidigt und gefeiert. Andere urteilten richtiger; ein Alexander Herzen z. B. schrieb noch 1843 von dem »vielen Herrlichen, hoch Künstlerischen in diesem Weinen des Dichters — mein Gott, wie schön ist sein Bild der russischen Winterstraſse«. Diese »Episode«, die zum Teil vor 1830 noch in Ruſsland selbst Geschriebenes enthält, bildete den Anhang zum dritten Teile der »Ahnen«.

Denn so, aller Chronologie zum Trotz, bezeichnete der Dichter die Dresdener »Ahnen«, als plante er eine Umarbeitung der ganzen »Ahnen«, in welchen dann Teil zwei und vier der Wilnoer »Ahnen« zusammen vorausgestellt und in einem ersten Teil die Entwicklung des Gustav und seiner Geliebten geschildert werden sollte. Die Dresdener »Ahnen« behandeln die eigene Geschichte des Dichters und seiner Leidensgenossen aus der Basilianerzelle von 1824; äuſserlich wurde die Verknüpfung mit den vorausgegangenen Teilen und der nachfolgenden »Episode« hergestellt. Diese »Ahnen« zeigten in einer Reihe loser Scenen das frivole Treiben im Warschauer Salon, wobei Kosmian und Brodzinski schlecht fuhren, das frivole und gewissenlose Treiben im Empfangszimmer des Senators in Wilno, wo die Denunzianten und Spitzel in würdiger Harmonie mit ihrem Chef den Gipfel aller Niedertracht erreichten, Bilder aus dem Traumleben und namentlich Bilder aus dem Gefängnisleben, von eigenen und fremden, geistigen und physischen Qualen.

Das Traumleben spielte eine bedeutende Rolle und mit ihm alles Visionäre, Wunderbare, von den grotesken Formen einer

Teufelsbeschwörung bis zu dem »anderen Gesichte«, bis zu dem Instinkte der Mutter, deren Ohr die Klage ihres heifsgeliebten Kindes durch die dicksten Kerkermauern heraushörte, bis zu den Prophezeiungen, die ergreifend und mahnend eintrafen, bis zu den Weissagungen, die dem Dichter selbst unverständlich blieben. Schon in seinen ersten Gedichten hatte ja Mizkiewicz hervorgehoben »die Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen eure Philosophen sich nicht träumen lassen«, hatte das Sehen mit geistigen Augen, Gefühl und Glauben, lebende Wahrheiten ausgespielt gegen das Glas, gegen die toten Gesetze des Empirikers, für den nichts existiert, was sich nicht ausmessen oder abwägen liefs. Und dieser Glaube an den Zusammenhang zwischen dem Diesseits und einem Jenseits, an gute und böse Geister, an Träume und Visionen war im Laufe der Jahre, namentlich seit den römischen Eindrücken, gesteigert; der Dichter, der die Kraft der Begeisterung kannte, an dessen Improvisationen so viele gehangen hatten, der zu Visionen und Ekstasen neigte, der eine Art »magnetischer« Kraft zu üben vermochte, war für diese «Nachtseiten« menschlichen Lebens gar empfänglich.

Im Vordergrunde stand er selbst, der verliebte Gustav der früheren »Ahnen«, der im Konrad Wallenrod den Rächer des Vaterlandes und den verliebten Gustav vereinte, der jetzt als Konrad zu neuem Leben berufen ward. Es war am Weihnachtsabend; die Untersuchungsgefangenen feierten das Fest in Konrads Zelle; Erzählungen neuer Leiden und Verfolgungen stachelten sie auf, sie zürnten dem Schöpfer, Konrad dürstete nach Rache mit oder ohne Gott. Da überkam ihn Inspiration, und er schwang sich zu Höhen auf, von denen er künftige Geschicke übersah, aber dem Adler stellte sich Rabe Finsternis entgegen, doch trieb das Nahen der Runde die Freunde auseinander. Konrad blieb in seiner Zelle zum Gesange, der nicht für Menschen, nur für Gott und Natur bestimmt war, und immer höher stieg sein Flug; der Menschheit ganzer Jammer faste ihn an, und er richtete die vorwurfsvollen Fragen an die Gottheit: in ihm konzentrierte sich ja das Gefühl einer ganzen Nation, er und Vaterland waren eins, sein Name war Million; er forderte, wie er selbst schöpferische Kräfte verspürte, einen Teil göttlicher Macht, damit er Menschen mit seinem blofsen Blicke lenkte; er wollte diese Macht, um Glückliche zu schaffen. Aber als seine Herausforderungen, auf

Herzen als Waffen, unbeantwortet blieben, glaubte er, Gottes Natur erkannt zu haben, und lästerte: er blickte auf sein armes Vaterland, duldete mit ihm und raste, aber Gott, fröhlich und weise, richtete und herrschte weiter und irrte nie: Gott ist somit nur weise, nur menschlicher Verstand entreifst ihm Teilchen seiner Macht, ein liebendes Herz mufs immer büfsen; Gefühl ist nur Anarchie, auf leidende Millionen blickt er wie auf eine verwickelte Gleichung; er ist nicht Vater der Welt, sondern ihr Zar. So reihte sich diese gewaltige Improvisation Konrads den Klagen des Prometheus — der den Dichter in Rom besonders fesselte — und Hiob und Faust und Byrons Kain würdig an, nur diktierte hier den Protest gegen die göttliche Ordnung die allumfassende Liebe, das Mitleid.

Konrad hatte hochmütig gefrevelt, aber für ihn betete der Geistliche, Peter, in der Zelle nebenan, betete das keusche Mädchen, das seine »Liedchen« gelesen hat, und beide wurden erhört. Dem zerknirschten, demütigen, ergebenen, herzensreinen Geistlichen wurde zu teil, was dem stolzen, hochfahrenden Genius verweigert blieb: in einer Vision enthüllten sich ihm die künftigen Geschicke seines Landes, das er auch ans Kreuz geschlagen erschaute, bis der Retter nahte: die Einzelheiten dieser Vision des Dichters entzogen sich der Deutung. Von dem phantastischen Drama in Himmel und Hölle, von dem gewaltigsten lyrischen Ausbruch der polnischen Poesie stach ab die realistische Schilderung der irdischen Scenen, die grausigen Einzelheiten der Verhöre, Foltern und Zellen, der Leiden der Jugend, der Gemeinheit ihrer Peiniger; — der Traum des Senators, sein Schwelgen in der Hofgunst, das Entsetzen bei Ungnade, schlofs sich würdig an —; desto stärker hob sich ab die ehrwürdige, gottvertrauende Gestalt des Priesters, der mit seiner unerschütterlichen Ergebenheit und Ruhe, mit seinen Lehren und Parabeln den Tyrann reizte und einschüchterte, als seine Warnungen und Prophezeiungen eintrafen. Das Gemälde war in seinen Einzelheiten richtig, aber seine Beleuchtung und Stimmung war durch die nachträglichen Ereignisse hereingetragen; 1824 wurde mit den Augen von 1831 angesehen, an die Spitze des folgenden nationalen Märtyriums gestellt, und in einer Fortsetzung der »Ahnen« sollten die Schicksale des Deportierten, sein Zusammentreffen *mit* älteren Deportierten, aus der Zeit des Kosziuschko noch,

geschildert werden; doch dazu ist der Dichter nicht mehr gekommen.

Die Arbeit an den »Ahnen« hatte ihn förmlich gesunden lassen; auf die kurze Ruhepause in Dresden war das ihm verhaſste Paris mit seinem geräuschvollen Parteitreiben gefolgt, in dem er sich immer unbehaglicher und fremder fühlte. Desto lieber flüchtete er, hinter Europas Lärmen die Thüren zuwerfend, zur Poesie, die ihm und einigen wenigen Gleichgesinnten das einzige Land wies, wo in aller Vergangenheit und Zukunft für den Polen, den in der Welt ungebetenen Gast, es Glück noch gab, in das Land der Kindheit, wo wir selten weinten, nie knirschten, dieses glückliche, arme, enge Land, wo uns alles gehörte, alles vertraut war, von der unter ihrem Schatten die Kinder versammelnden Linde bis zu jedem Bache und Steine, bis zur Grenze, — den Nachbarhäusern. Im Gespräch halfen die Freunde, warfen ein Wort zum andern, wie im Märchen die vorbeiziehenden Kraniche dem klagenden Knaben auf der Zauberinsel je eine Feder zuwarfen, er machte sich Flügel daraus und kehrte zu den Seinigen zurück. So fand sich auf den Zauberflügeln des Gesanges der Dichter in sein Jugendparadies zurück; in Zeiten bitterer Not, zehrenden Haders, liebender Sorge um den in seinen Armen sterbenden Freund, abgehetzt und abgerissen, schuf der polnische Dichter, allen Elementen zum Trotz, das poetische Meisterwerk der slavischen Litteraturen aller Zeiten und Länder. Er schuf es mit wunderbarer Leichtigkeit, er improvisierte es förmlich, zwölf lange Gesänge in etwa vierzehn Monaten, wochenlang durch alles mögliche, durch eine Übersetzung des Giaur, durch publizistische Aufsätze, erschöpfende Reisen mit dem todkranken Freunde gehindert. Anfangs hatte er keinen festen Plan, ahnte nicht den Umfang des Ganzen, sprach von einem »Hermann und Dorothea«, von seinem »Edelmann«, seinem »adeligen Poem«, und mit jedem Monat schwoll das Gedicht an; als er die Feder endlich weglegte, meinte er davon zum Freunde, es wäre viel Nichtiges, auch viel Gutes dabei und das Beste daran die nach der Natur gezeichneten Bilder unseres Landes und unserer häuslichen Sitten; das Niederschreiben dieser Sachen hat mich aufserordentlich unterhalten, indem es mich in unsere lieben heimischen Gegenden hinüberführte. Und wie mühelos es geschrieben war, so wurde es ursprünglich ohne tiefergehende

Wirkung aufgenommen; es fanden sich nur wenige, die es sofort würdigten; mit jedem Jahre und mit jedem Dezennium wuchs die Zahl der Bewunderer, änderte sich die Wertschätzung; Krasinski z. B., der 1834 den »Pan Tadeusch eine Epopöe unseres Kleinadels, ewig wie der Don Quichote, wie Polichinello in Italien, vier Köpfe höher als die Monachomachie« nannte und seinen Freund aufforderte, in demselben Genre, z. B. die Warschauer Universität mit ihren Skurilitäten darzustellen, schrieb 1840: Das ist eine Epopöe, eine der drei grofsen Epopöen der Welt! Andere stiefsen sich an der Hervorkehrung des provinziellen, partikularistischen Elementes; wunderten sich, dafs ein polnisches Gedicht mit den Worten »Litauen, mein Vaterland« beginne; meinten, es könnte jede polnische Gegend ein ähnliches »Lokalgedicht« stellen, während in der That nur einmal noch der Versuch gemacht wurde von dem verdienten und sympathischen General Franzischek Morawski, im »Hof meines Grofsvaters«, in einem grofspolnischen Pendant zum litauischen Original: die ausführliche, direkte, unpoetische Beschreibung des »Hofes« trat in den Mittelpunkt, angeknüpft an eine tragische Handlung, alles so unepisch wie möglich. Der grofse Gegner des Mizkiewicz, Slowazki, der den »Pan Tadeusch« zuerst mit einer gleichgültig spöttischen Bemerkung hätte abthun wollen, erkannte vor allen anderen seinen Wert und hat in einigen der schönsten und tiefst empfundenen Strophen seines (späteren) Beniowski die wunderbare Macht des Werkes gefeiert. Wie oft unterbrach Schluchzen das Vorlesen des heiterfrohen Werkes unter Männern und Greisen, schrieb der Emigrant Graf Worzell aus London an Mizkiewicz; die bekannte Novelle des Sienkiewicz, in welcher der alte Pole, der Leuchtturmwächter, den »Pan Tadeusch« zum erstenmal zu lesen bekommt und darüber alles, den Leuchtturm und die ganze übrige Welt vergifst, kann auch dem Fremden die Wirkung des Gedichtes versinnlichen. Die zahlreichen Übersetzungen bezeugen seinen Zauber; an deutschen allein giebt es drei; die alte von Spazier, Leipzig 1836, der sich einer Mitarbeiterschaft des Dichters rühmte, von der dieser nichts wufste; die neueren von A. Weifs, 1882, und S. Lippiner, die gelungenste, von 1884; mehrere französische, russische, auch eine kleinrussische und eine weifsrussische — in diesem Dialekte versuchten sich Polen öfters mit *Erfolg* seit dem Jugendfreunde des Dichters, Czeczott, der in

kleineren Gedichten den Volkston traf, oder dem älteren Manjkowski, der eine weifsrussische Travestie der Äneide, die »umgestülpte«, verfafste, bis zu Barszczewski mit seinen Bauerngeschichten von 1812, Rypinski, Marzinkiewicz, dem Übersetzer des »Pan Tadeusch«, u. a.; eine litauische von dem nachmaligen samogitischen Bischof Baranowski, den Mizkiewicz auch zu seiner »Heide von Anikszty« angeregt hatte; böhmische, italienische (von Arigo Boito), spanische und englische.

Im »Pan Tadeusch oder der letzte Zajasd in Litauen« — Zajasd hiefs die gewaltsame Exekution eines Urteils — wird ausgegangen von der Fehde, die zwischen den Sopliza und den Horeschko (statt Orzeschko, wie z. B. der Mann der berühmten Schriftstellerin hiefs) herrschte, zumal um ein altes Schlofs, an dem dem jungen »Grafen« nichts gelegen wäre, wenn nicht der alte Schliefser Gerwasy, der ergebene Diener der Horeschko, ihn zum Widerstande aufreizen würde. Die Horeschko sind im Mannesstamme erloschen; den letzten von ihnen, den Untertruchsefs, erschofs Jazek (Hyacinth) Sopliza, dem die Tochter verweigert worden war, in augenblicklicher Aufwallung; nur eine Enkelin, Sophie, war geblieben, die der Bruder des Jazek, Sopliza, der Richter, aufzog, neben dem Sohne dieses seines nach jener Missethat bald verschollenen Bruders, Thaddäus (so dem grofsen Kosziuschko zu Ehren zubenannt); der Graf war den Horeschkos nur von weiblicher Seite verwandt. Das Gedicht begann mit der Beschreibung des Abends, Ende Juli (an einem Freitag) 1811, da Thaddäus von der Universität Wilno nach Soplizowo zum Oheim für die Ferienzeit zurückkehrte. Am Schlusse des ersten Gesanges wurde die Höhe der Situation markiert: der Vorabend des gewaltigsten europäischen Krieges; schon nahte vom Westen her die Katastrophe. Am folgenden Morgen erprobte man in Soplizowo die Vorzüge der Jagdhunde, um welche abends vorher ein Streit entbrannt war, und eilte nach dem Frühstück in den Wald, Schwämme zu sammeln; beim Mittagsmahl kam die Kunde vom Erscheinen eines Bären im Walde. Am Sonntag fand die Bärenjagd statt: Thaddäus und der Graf schwebten dabei in Lebensgefahr; der Kernschufs eines Bernardinermönches, des Pater Robak (Wurm), der seit langem die Gegend von Soplizowo halb als Quästar (der für den Unterhalt des Bettelklosters freiwillige Gaben einsammelt),

halb als politischer Agitator bereiste, rettete beide. An die erfolgreiche Bärenjagd schloſs sich das Festmahl im Schlosse, dem Streitobjekte zwischen dem Richter Sopliza und dem Grafen als Erben der Horeschko, und der bittere Streit, den der alte, eigensinnige Schlieſser Gerwasy absichtlich anregte. Es kam zu Thätlichkeiten, der Graf lieſs sich zu einem Gewaltakt überreden, und es gelang dem Gerwasy, Montags den benachbarten Kleinadel gegen die begüterten und angesehenen Sopliza, die daher viele Neider hatten, aufzureizen; sie überfielen alle Soplizowo und feierten den leicht errungenen Sieg mit einer solennen Zecherei. Die Bezechten wurden in der Nacht von einem in der Nachbarschaft stationierten russischen Jägerbataillon unter Major Plut und Kapitän Rykow überrascht und gefesselt; doch nahte bereits Dienstags der Entsatz, den Pater Robak und die Anhänger der Sopliza brachten. Jetzt kehrten sich alle, von Robak geführt, gegen die Russen selbst; nach längerem, wechselreichem Kampfe wurden diese besiegt, Plut getötet, Rykow begütigt, die am meisten kompromittierten Adligen rasch über die Grenze gebracht; Pater Robak, der sich im Kampfe exponiert hatte, wurde tödlich verwundet und starb gegen Morgen, nachdem er gebeichtet, daſs er jener Jazek Sopliza gewesen, welcher die Schuld seines Lebens, die Ermordung des Horeschko aus gekränktem Ehrgeiz, durch Preisgeben jeglichen Ehrgeizes, durch entsagendes Dienen der nationalen Sache auf Schlachtfeldern, Missionen, in Kerkern voll gebüſst hat und sogar von seinem Todfeinde Gerwasy die Vergebung erhielt.

Dies enthielten die ersten zehn »Bücher«; die beiden letzten schilderten einen sechsten Tag, im Mai 1812, als das französisch-polnische Heer in Soplizowo rastete und bei dem Festmahl mit Musik und Tanz die Brautpaare, Tadeusch mit Sophia u. a., proklamiert wurden. In diesem zeitlich und räumlich (die Handlung griff nicht über Soplizowo und seine Waldungen heraus) engsten Rahmen hat der Dichter altlitauisches adliges Leben dargestellt. Seine Wahrhaftigkeit dabei war eine auſserordentliche; für jede der vorgeführten Gestalten und erwähnten Traditionen lieſse sich der dokumentierte Nachweis führen; auch die sympathische Gestalt des russischen Kapitäns, eines alten Haudegens aus Suworows Schule, ruhte auf persönlicher Reminiscenz *und trug* sogar den wirklichen Namen, während andere Namen

mitunter leicht geändert waren; auch das Zimbelnspiel des Juden hatte der Dichter in Petersburg von dem berühmten Silbermann gehört. Ebenso wahrhaftig und genau waren die heimischen Traditionen von den Sternen am Himmel an bis zu den Pilzen im Walde und bis zu den Fliegen auf den Wänden, vom Jagdleben, von litauischen Waffen und Hunden, Wäldern und Bäumen, Speisen und Getränken, Menschen und Tieren, vom Auerochs an, den die explodierende Granate im Urwalde verscheuchte, bis zu dem fröhlichen Gequake der Frösche in den Dorfteichen, alles mit seinen charakteristischen Zügen, Lauten und Farben. Zahllose Beschreibungen, von dem litauischen Dorfwirtshaus und seinen Juden an, durch Hof und Schloſs mit ihren Gärtchen und Garten, mit dem Treiben der Frauen und Mädchen, mit dem Leben auf dem Hühnerhof, im Eſssaal und in den Gastzimmern, in der Käserei und beim Kaffee, bis zu den geheimnisvollen Schauern im Herzen des Urwaldes und dem furchtbaren Tosen des Sommergewitters, reihten sich in wunderbarer, unübertroffener Plastik an.

Trotz aller Helle und Heiterkeit, die über dieser Dorfidylle ausgegossen war, wurde man ein schwermütiges Gefühl nicht los. Denn eine untergehende Welt war es, die in den Abendstrahlen der sinkenden Sonne friedfertig und anheimelnd erstaunten, gerührten und dankbaren Blicken sich öffnete. Nicht zufällig war bereits auf den Titel das epische Wort »der letzte« geraten; immer wieder ertönte es in allen möglichen Lagen. Der »letzte« Gerichtsbote des alten litauischen Tribunals wiederholte seine einst bewährten Praktiken im Protestieren, erquickte sich an der Erinnerung längst vergangener berühmter Prozesse; der letzte Wojski (Tribun) erfreute das Ohr der Anwesenden mit seinem Jagdhorn, der letzte, der in litauischen Wäldern diese Kunst übte; bald war es der letzte Adlige, der so die Polonaise zu führen, den kostbaren Pas (Gürtel) zu schlingen vermochte; der letzte Litauer, der den schweren, noch halb mittelalterlichen Flamberg schwang: fortwährend mahnte dieses Wörtchen wie eine Totenglocke an das Versinken dieser altlitauischen, polnisch-adligen Welt, die nur im Gesange unsterblich fortleben wird.

In deren engen Grenzen bewegte sich das Gedicht. Napoleon, Joseph Poniatowski und die französischen Marschälle wurden nur erwähnt, die napoleonische Epopöe, zu der einst Gans in Berlin

den Dichter aufgefordert hatte, wurde nicht vorgeführt, obwohl das Gedicht in ihr ausklang, von der schwärmerischen Verehrung des Korsen deutlich zeugend; nicht einmal aus der litauischen Sphäre wurden die führenden Persönlichkeiten, sondern der anonyme Kleinadel, die gleichförmige, unansehliche Masse dargestellt, die Mizkiewicz, Domeyko, Zan und wie sie hiefsen, über die der Graf durch Rang, Vermögen, Ausländerei und Sentimentalität, der Richter durch Ansehen, Verkörperung altpolnischen Geistes, seiner Anschauungen und Tugenden, Pater Robak nicht durch Bildung, aber durch Erlebnisse, Charakter, Erfahrung, geläuterten Patriotismus, der Unterkämmerer endlich durch Autorität seiner gesellschaftlichen Stellung hervorragten. Der Held, nach dem sich das Gedicht benannte, war nichts weniger als Held; ein frischer, offener Junge, herzensgut, leichtsinnig, unerfahren, kein Lumen, aber ehrenhaft, brav und edel, leicht verliebt, über alles das Vaterland stellend, ohne von ihm auch nur zu reden, als selbstverständliche Pflicht dies übend. Der eigentliche Held war sein Vater, der nach der Aufwallung des Jähzornes in namenloser Zerknirschung — denn man sah in ihm ein Werkzeug der Russen, einen Verräter der eigenen Sache — Familie und Land im Stiche liefs, um sich auszusetzen den Gefahren des Spielberges, der preufsischen Festungen, der russischen Knute, in Italien und Deutschland zu kämpfen und schliefslich als Emissär den Boden und die Gemüter in Litauen für die künftige Erhebung zu sondieren und vorzubereiten; den Ehrgeiz, sein heifsgeliebtes Soplizowo zum Ausgangspunkte der Insurrektion zu machen, büfste er mit dem vorzeitigen Losbrechen der Bewegung und eigenem, ruhmlosem Tode. Gegenüber den Polen, dem anarchischen Treiben in der Adelschaft, die man mit dem Köder des pro publico bono so leicht zu täuschen und zu allem zu bewegen vermochte, den wenigen, der Menge und dem geschickten Agitator gegenüber machtlosen Klügeren standen einzelne Russen, namentlich der prächtige Rykow; nur über den Plut (d. i. Gauner), den russifizierten Polen, gofs der Dichter alle Verachtung aus.

Von der Fülle, Mannigfaltigkeit und Frische der männlichen Charaktere stach in echt altpolnischer Weise das weibliche Element, durch wenige und nicht immer einwandsfreie Individuen vertreten, stark ab. Allerdings war die naive Zosia, in ihrer

kindischen Ursprünglichkeit und Unschuld rührend, der Liebling im Dorfe bei der kleinen Welt wie auf ihrem Hühnerhof, der etwas ungeschliffene Diamant, mit ihrer unwillkürlichen Koketterie, ihren offenbaren Anlagen von Gefallsucht, eine echte Tochter Evas, würdig ihres Tadeusch; dagegen ihre Tante, die Telimena mit ihren sentimentalen Allüren, die ältliche Kokette mit Männerfang als Lebenslosung, die kühl die Chancen des einen oder anderen Ehekandidaten erwog, wenn auch nicht im Grunde ihres Herzens verdorben, so doch von dem Ideal eines polnischen Weibes aufserordentlich entfernt. Dieses Ideal fand in dem Gedichte keine Verkörperung; in Zosia steckten schon in ihrer Abneigung gegen das Stadtleben und in ihrem Sinn für Wirtschaft die Anlagen zu einem solchen; freilich war im Plane dieses Männerpoems, wie diese polnische Gesellschaft selbst nur Männergesellschaft war, für ein hervorragendes Weib kein rechter Platz, das ja erst in tragischen Konflikten, in Not und Elend, unter Druck und Verfolgung, als Krankenpflegerin, Almosen- und Trostspenderin, Hüterin des nationalen Feuers, Erzieherin der Jugend ihrer Aufgabe gerecht wurde. Damit vertrug sich nicht der Ton des heiter gestimmten Gedichtes: seine Frauengestalten erscheinen nur im Tanze, auf dem Spaziergang, bei Tische; kaum dafs ein indiskretes Auge sie bei der Toilette überraschte.

Nicht nur Männerpoem, das Gedicht war noch ausschliefslicher Adelspoem, beschränkte sich auf eine einzige Klasse der Nation. Es fehlten die Magnaten, kaum dafs der eine oder der andere Name, Radziwil, genannt wurde, bei zufälliger Erwähnung ihrer Jagden. Es fehlte der Bürger und Bauer; denn wenn auch letzterer ab und zu gezeigt wurde, zu den Festlichkeiten mit scheuer Neugierde sich herandrängend, von dem Brautpaar nicht nur bewirtet, sondern auch mit Freiheit, Grund und Boden beschenkt, so fühlte man doch mit Gerwasy, dafs dies alles einen Einbruch in die alte Adelswelt der neuen demokratischen Prinzipien bedeutete; dafür fehlte der Jude nicht. Die Geistlichkeit war nur durch den patriotisch-derben Robak vertreten, aus dem im alten Polen so unendlich populären Bettelorden, der weniger in Theologie und Dogmatik als bei Met und Hungaricum Bescheid wufste und unter der groben Kutte ein goldenes, patriotisches Herz barg. So kam in diese einheitliche Gesellschaft mit

ihrer homerischen Ursprünglichkeit, in diese ländliche Welt, der jegliche städtische, jede Hyperkultur fremd war, kein falscher, fremder Ton herein: beschränkt waren die Köpfe, offen die Herzen, unbedacht die That, fern jede Rachsucht, unmöglich die Verstellung; reizbar, wandelbar, unberechenbar wie Kinder, aber dem Appell an die Ehre, an die Vaterlandsliebe, das publicum bonum folgsam, genügsam, tapfer, gastfrei, zu jeder Aufopferung fähig, dem Freunde ergeben, treu; die Verkörperung aller slavischen Vorzüge und Fehler: des ackerbauenden, patriarchalisch lebenden, einfachen Volkes, das seine Freiheit, seine Sitten, seinen Boden über alles liebte, auf fremden Köder nicht anbifs, nach der Urväter Weise Gott ehrte, die Familienbande achtete, auf den gewohnten Lauf der Welt sich verliefs.

Wie das Volk, so war auch sein Land und dessen Natur. Auch deren Schilderung brachte nichts Aufserordentliches, keine klassischen Landschaften, überwältigenden Naturschönheiten: die niedrigen Hügel, die lachenden Wiesen, die goldigen Felder mit dem grünenden Rain und den alten Birnbäumen darauf, der Holzbau des stillen Adelshofes zwischen den hohen Pappeln, die Birkenhaine, die Teiche mit ihren Fröschen, der Wald mit seinen Geheimnissen. Die verschiedene Beleuchtung, das Spiel der Wolken, das Gewitter, der laue Frühlingsabend: man sah ihre milden Farben, lauschte den harmonischen Geräuschen, atmete die balsamischen Lüfte. Keine Stimmungsmacherei, die Natur existierte für sich, unbekümmert um das Getriebe ringsum; die Menschen keine nervösen Puppen, urgesund, robust, aber eingelebt in diese Natur, selbst ein Teil von ihr.

Dies war der erste polnische Roman, Sittenroman, wie »Oniegin« der erste russische war; doch welch charakteristische Unterschiede zwischen Mizkiewicz und Puschkin, zwischen Polen und Russen: diese, nach Petersburg oder Moskau gravitierend, das Landleben als freiwilliges oder unfreiwilliges Exil betrachtend, vor Langweile, Unverstandenheit, Blasiertheit alles mögliche wagend oder aufgebend, ohne den geringsten politischen Instinkt, der »vorgesetzten Behörde« alles Denken überlassend, sonst ebenso leichtsinnig, gastfrei, in Sachen der Ehre empfindlich, zu keiner Arbeit, namentlich nicht auf die Dauer, zu keinem regelmäfsigen, pedantischen Thun im striktesten Gegensatz zu Deutschen *und ihrer* Accuratesse veranlagt; zum Glauben sich verhaltend wie

zu jeder politischen oder polizeilichen Institution oder Behörde: so boten sie in strengster staatlicher Zucht Analogien oder Kontraste zu ihren in jahrhundertelanger Unabhängigkeit und Anarchie erzogenen Brüdern.

Hoch über seinen Gebilden weilte der Dichter selbst, als wenn er in die Geschicke seiner Helden nirgends eingriffe, teilnamslos scheinbar, mit einem Gefühl sicherer Unbefangenheit, Überlegenheit, etwas wie Mitleid über die Schwäche der Menschen und Lächeln vereinigend; doch war diese Beherrschung und Reserviertheit nur eine geheuchelte: gleich im Eingangsverse war ja dieses Litauen als die Gesundheit selbst, die man schätzt erst, wenn man sie verloren, mit absichtlicher Anlehnung an Worte des Kochanowski gefeiert: »Deine Schönheit sehe und beschreibe ich in ihrem ganzen Schmucke — denn ich verzehre mich in Sehnsucht nach dir.« Daran schloſs die Anrufung an die Mutter Gottes in Czenstochowa und Wilno, die uns wiederbringen wird im Wunder zum Vaterlande, wie sie mich kleines Kind vom tödlichen Fall zum Leben zurückrief, doch unterdessen trage sie die sehnsuchtsvolle Seele nach den heimischen Auen. Dieses unstillbare Heimweh vergeistigte und verschönte jeden Vers des Dichters: das Gleichgültigste wurde bedeutsam, und mitunter durchbrach er sein Schweigen, in erregten Worten enthüllte er seinen Schmerz und seine Lust.

Mit tausend Seelenfasern war der Dichter mit seinem Werke verknüpft; er gab nicht nur den persönlichen, überwältigenden Eindruck des Frühlings von 1812 wieder, da er hochklopfenden Herzens die polnischen Uniformen sah und die polnischen Märsche hörte, nicht nur sein inniges Hängen an Land und Leuten der Jugend, sondern wie in den »Ahnen« und in allem, was er geschrieben, stellte er auch sich selbst, eigene Herzenserlebnisse dar, im Pater Robak. Nicht weil ihn der Beruf des Geistlichen einmal gelockt hatte, in der Herzensgeschichte des Robak, abgesehen von der tragischen Lösung, spiegelte er seinen eigenen italienischen Roman ab. Im Gedichte köderte förmlich der stolze Untertruchseſs den Jazek Sopliza mit der Aussicht auf die Hand der Tochter, um trotz der tiefen Herzensneigung des jungen Paares den Jazek schlieſslich schnöde abzuweisen, dessen Rache und das Unglück heraufzubeschwören; auf die Grafentochter hatte der Dichter Eindruck gemacht und war selbst von

ihrer frommgläubigen Unschuld, die bei seinem Bekehrungswerke nicht die letzte Rolle spielte, mächtig ergriffen gewesen; auch hier war es durch den Vater zum Bruche gekommen; nicht auf einmal verwand der Dichter die seinem Gefühl und Stolze geschlagene Wunde; wohl erkannte sich der Graf im alten Horeschko wieder und ahnten Eingeweihte den Sachverhalt; die epische Ruhe und Gleichgültigkeit des litauischen Homers schien dadurch nicht weiter alteriert.

Denn ein Homer war der Sänger des litauischen »Sittenromans in Versen«, der einzigen grofsen modernen Epopöe der Weltlitteratur. Sie hatte sich an keine ästhetischen Regeln gekehrt, denn sie schuf selbst Regeln; sie hatte nicht die Musen, nur die heilige Jungfrau angerufen; hatte statt Helden und Heldenkämpfe alltägliches Leben und Dutzendmenschen, die sich allerdings von dem fernen Hintergrunde welthistorischer Kämpfe wirkungsvoll abhoben, mit dem Zauber echter, inniger, unvergänglicher Poesie verklärt; hatte Lessing zum Trotz Beschreibungen, die köstlichsten Perlen beschreibender Dichtung aller Zeiten, an die Goldschnur ihrer Verse gereiht; hatte jegliche Eintönigkeit und Starre, die gefährlichsten Klippen aller Epen, an der die Vergil, Tasso und Camoëns scheiterten, ihre Künstelei, Affektiertheit und Pose, glücklich vermieden, weil das heifsglühende Herz, nicht kühle Berechnung das Werk schufen; sie hatte dem humoristischen Elemente Eingang gewährt und so die Töne wirkungsvoll vermehrt; hatte jedem einzelnen Menschen oder Bilde seine charakteristischen Worte, Gesten, Züge gewahrt, mit der überraschendsten Naturtreue, mit einem nicht zu überbietenden Realismus. So war das ewig heitere, sonnige Gemälde des heimischen Paradieses geschaffen von dem, der da blutenden Herzens fühlte, dafs der Engel mit dem flammenden Schwerte ihm und seinesgleichen, den vaterlandslosen Flüchtlingen, den Zugang zu diesem Paradiese für immer wehrte; dieses Gefühl hatte ja nur den Schwung, den Schmelz, die Innigkeit seinen Tönen geliehen. Merkwürdig stach ab von dem titanischen Aufruhr der Geister, von der Ironie und den Sarkasmen der »Ahnen« diese einfache, frische, den Duft der Wälder und Felder atmende Poesie, das lieblichste Abbild altpolnischen Wesens, das die Fehler mitleidsvoll bedeckte, die Tugenden leuchtenden Auges wies, das *aus der* Katastrophe, die alles zu verschlingen drohte, die Bundes-

lade nationaler Erinnerungen für eine bessere Zukunft rettete, das begeisternde Programm des »Wajdeloten« im »Konrad Wallenrod« mit ungeahnter Macht und Pracht ausführte.

Mit »Pan Tadeusch« verstummte jedoch die Muse des Mizkiewicz für immer. Zuerst war allerdings, nach der zweijährigen, ununterbrochenen, fieberhaften Thätigkeit, nur die notwendige Reaktion eingetreten, und schon trug sich der Dichter mit neuen Plänen, mit der Fortsetzung der »Ahnen«, mit einer Fortsetzung des »Pan Tadeusch«, die höher gestimmt werden sollte, unabhängiger von dem Drucke widerwärtiger Umgebung. Aber während dieser Reaktion traten äufserliche und innerliche Momente zusammen, die den Dichter seinem Berufe entfremdeten. Er hatte geheiratet; die Sorge um die Familie liefs den Dichter der Emigration, der litterarischen Kontrabande auch nach aussichtsvolleren Stoffen greifen; er versuchte in französischen Dramen heimische Stoffe, aus der Konföderation von Bar, der Belagerung von Krakau, der Teilnahme französischer Kämpfer oder aus dem Schwanken der Parteien in Wilno, darzustellen, die jedoch bei den Theaterdirektoren des bourgeoisen Paris, trotz aller warmen Befürwortung einer Georges Sand und Alfred de Vigny, keine rechte Gegenliebe fanden und bei den Wanderungen des Manuskriptes von Pontius zu Pilatus heute zum gröfseren Teile ganz verloren gegangen sind; von »Les confédérés de Bar« sind die drei letzten Akte verschollen, die beiden ersten lassen eine allzu breite Exposition und das Überwiegen des Dialoges über die Aktion, die sich weder rasch noch kräftig zu entwickeln scheint, nicht verkennen. Von einem anderen Drama, das auch den Gegensatz des tugendhaften sarmatischen und des frivolen französischen Polen betonen zu sollen schien, sind nur einige Scenen ausgeführt. Brachten diese Arbeiten nur Enttäuschungen, so blieb eine Geschichte Polens, die der Verfasser 1835 begann und unter grofsen Anstrengungen vorwärtsführte, eine ebenso undankbare Mühe; es rächte sich der Mangel passender Vorarbeiten, die Arbeit rückte auch schliefslich, trotz einzelner trefflicher Charakteristiken, über das 13. Jahrhundert nicht vor. Dankbarer, aber aufreibender und namentlich unpoetischer erwies sich die akademische Laufbahn. In Lausanne, an Akademie und Gymnasium, auf dem Lehrstuhl lateinischer Litteratur, erwies sich der einstige Schüler Groddecks als tüchtiger

Latinist, der sich in das neue Gebiet rasch einarbeitete und durch seine lebhaft-anschauliche Gestaltungskraft seinem Gegenstande Interesse zu leihen wufste. Doch auch in Lausanne, trotz aller aufrichtigen Sympathie und hohen Achtung, die sich der Emigrant zu erobern verstand, war nicht seines Bleibens; der französische Unterrichtsminister V. Cousin hatte am Collège de France die Errichtung eines Lehrstuhls für slavische Sprachen und Litteraturen beschlossen und für denselben den grofsen slavischen Dichter in Aussicht genommen; den Ruf glaubte Mizkiewicz nicht ausschlagen zu dürfen, hiefs es doch vor einem glänzenden Auditorium, dem ersten im Auslande, das Interesse für die jetzt zu ihrem Bewufstsein erwachte Slavenwelt, für ihre Stellung in der europäischen Vergangenheit und Zukunft zu wecken und zu nähren, und es mufste doch aufserordentlich viel daran gelegen sein, dafs dies nicht in einer der lateinischen (katholischen) und polnischen Welt gleichgültigen oder gar feindseligen Richtung geschah; es lockte die Lehrkanzel als eine Art öffentliches Organ für alles Slavische, in Wahrung des berechtigten polnischen Interesses. So tauschte der Dichter, nicht besonders freudig, das liebgewordene, stille und freundliche Lausanne gegen Lärm, Parteiungen und Ansprüche des Pariser Lebens, den lateinischen Lehrstuhl gegen den slavischen, und es hiefs wiederum die Lücken des Wissens im fortwährenden Kampfe mit dem Mangel an Quellen und Vorarbeiten zu ergänzen; an die Leistungskraft des Dichters wurden immer neue, immer gröfsere Anforderungen gestellt. Schon die ersten »Kurse« zeigten die glänzende Befähigung des Dichters für Charakteristik von Land und Leuten, die er gesehen und deren Eigenheiten er oft in wenigen Zügen vollendet wiederzugeben wufste; für die Bestimmung der Eigenart eines Schriftstellers fand er den glücklichsten Ausdruck; noch heute sind manche seiner kurzen, aber treffenden Schilderungen, z. B. aus der älteren polnischen Litteratur, nicht überholt worden. Fern von jeglicher Detailkrämerei, wufste er in knappen Worten plastische, farbige Bilder, von dem einwandernden Nomaden an, der, ans Pferd gebannt, mit seinem vorgeneigten grofsen Kopf förmlich das Gleichgewicht erhält, bis zu dem statt zur Interpunktion nach dem Schnurrbart oder dem Säbel greifenden alten »Polonus« der Memoiren zu entwerfen. Er sprach den Franzosen und Polen, die die Masse der

Zuhörer bildeten, nicht nur von polnischer und russischer Litteratur und Geschichte, die er unzertrennlich behandelte, sondern auch von der südslavischen Epik, vom Königssohn Marko und seiner Bergvila, von den böhmischen Funden, die ihn trotz allen Glaubens an ihre Echtheit einigermafsen befremdeten; überall suchte er das Charakteristische, Originale hervorzukehren, historische und nationale Gerechtigkeit zu wahren. Das trug ihm gerade von den Landsleuten manche Anfeindung und Verdächtigung ein; sie hatten erwartet, ja sie verlangten, dafs der Lehrstuhl einseitig politischer Propaganda dienen sollte; Russen, die den Dichter hörten, ein Pogodin z. B., trugen sich mit der Chimäre, für ihn eine Professur in Rufsland zu schaffen, hatten keine Scheu, auf Banketten in Moskau »den grofsen abwesenden slavischen Dichter« leben zu lassen (1844), der das Petersburger, nicht das russische Rufsland hafste. Jedenfalls war »der Kurs der slavischen Litteraturen« ein glänzender Beweis von der Vielseitigkeit des Talentes, von der Objektivität des Polen, der hier zum erstenmal in litterarischem Panslavismus mit vollem Erfolge debütierte, die Arbeiten eines Linde, Surowiezki und Rakowiezki nach fast zwanzigjähriger Pause aufnahm und fortführte, sie auf ein Gebiet übertrug, das bisher in diesem Zusammenhange niemals berührt worden war und das doch wichtiger, naheliegender, dankbarer war, zu tieferen und sichereren Ergebnissen führen konnte als alle Untersuchungen über Ursprung und Ursitz der Slaven oder über ihre Altertümer.

Neben schweren materiellen Sorgen und aufreibenden geistigen Arbeiten, die keine Mufse aufkommen liefsen, hatte sich der Dichter schon seit 1834 von seinem poetischen Berufe mit Absicht abzukehren begonnen. Es befriedigte ihn zu wenig, was er bisher geschrieben; es war viel zu viel eitles Werk, das nicht belehren, bessern konnte. Seine Religiosität steigerte sich zusehends; und immer gröfser wurden die Forderungen moralischer Selbstvervollkommnung, die er an andere und nicht zuletzt an sich selbst stellte, und diesen Forderungen gegenüber erschien ihm seine bisherige Poesie, ja Poesie überhaupt, zu wenig heilig, zweckdienlich; nach ihm mufste der Dichter erst Wunder wirken können, dann schreiben, wenn seinen Worten Gewicht beigelegt werden soll. Die lyrische Spannung ergofs sich in Gebeten, Ermahnungen, Kasteiungen, und langsam bereitete sich in ihm

der Prozefs vor, der ihn, wie Gogol, wie Tolstoj, endgültig von dem Dienste des Schönen abwenden sollte. Äufsere Momente drängten zur Katastrophe. In gehobene Stimmung hatte den Dichter schon die Überführung der Leiche Napoleons, seines Lieblingshelden, des Mannes der Vorsehung, Kriegsgottes, versetzt, und diese hatte sich entladen in den grofsen Improvisationen von Weihnachten 1840 und Neujahr 1841, in Improvisationen über die Aufgabe des nationalen Sehers-Dichters (Ich suche keine Reime und baue keine Verse . . . ich schlage nur aufs Herz, sofort sprudelt eine Flut von Worten . . . für den Dichter giebt es nur einen Weg, vom Herzen durch die Liebe dort zu Gott!) und über die glorreichere Zukunft seines Volkes. Bald folgte die (nochmalige) geistige Erkrankung seiner Frau; in dem Augenblicke tiefster seelischer Depression nahte ihm nun derjenige, der durch einen Blick und Wort die Frau ihm heilte, der durch dieses und anderes die Autorität seiner Mission bewahrheitete; es tauchte in Paris Andrzey Towianski auf.

Wie Kosziuschko und Mizkiewicz war auch Towianski der Typus eines Litauers, von unbeugsamer Energie und Zähigkeit, allem Äufserlichen abgekehrt, den Enthusiasmus nicht in Worten vergeudend, von tiefster innerlicher Anlage; nur richtete sich bei ihm diese Energie auf die übersinnliche und moralische Welt; von der Thätigkeit in der physischen hatte ihn schon ein Augenleiden, das ihn monatelang Einsamkeit und Dunkel aufsuchen liefs, abgewendet; eine religiöse Schwärmerei und Manie, die Sucht, alles in Einklang zu bringen mit dem Göttlichen, zeichnete ihn schliefslich ebenso wie die russischen »Mystiker« aus. Wie diesen, genügte auch Towianski nicht die offizielle Kirche, welche ihm nur das Gefäfs, nicht den Geist und Inhalt des Christentums zu wahren schien; das alte Evangelium schien tot und unwirksam, die Zeit für eine Erneuerung gekommen, für eine moralische Wiedergeburt, die das Glück der Einzelnen und der Völker verbürgen sollte. Towianski bot keinerlei besondere Enthüllungen, Visionen, Verheifsungen; eine Art Seelenwanderung, Säulen lichter und dunkler Geister, ihr Kampf untereinander, Kult von Männern der Vorsehung, namentlich eines Napoleon, wären eine gar ärmliche Ausstattung der neuen »Lehre« gewesen, wenn nicht die strengen Forderungen der eigenen *mo*ralischen Wiedergeburt, der geistigen Anspannung und Er-

hebung zu Gott, des »Tones«, auf welche dann göttliche Gnade erleuchtend und beseligend herabfliefse, und die im Einklange damit stehende Lebensführung des Mannes selbst, sowie die Sicherheit seines Auftretens trotz aller Zurückhaltung, ja Scheu und Einsilbigkeit die ernsteste Gewähr für seine Mission geboten hätten. Vor Mizkiewicz-Tolstoj erschien sein Sutajew-Towianski.

Die »Bekehrung« des litauischen Dichters war nicht minder gründlich vorbereitet und bedingt wie die des Autors von »Krieg und Frieden«. Seit 1830 datierten bei ihm konstante »mystische« Regungen, angestrengte Lektüre aller Mystiker von dem Areopagiten an, den er übersetzen wollte, bis Böhme, Angelus Silesius, S. Martin und den Visionen der Nonne Emmerich, aus denen er Sprüche wählte, übersetzte und eigene nachverfafste; schon Ende 1834 hatte er einen religiösen Bruderbund mit Gleichgesinnten geschlossen, wo es wenig auf äufsere Praktiken, mehr auf innere Wandlung ankam. Towianski brachte insofern nichts Neues; dem Dichter schien durch ein merkwürdiges Zusammentreffen, seine Vision des Priesters Piotr aus den »Ahnen« von 1832, die ihm selbst unverständlich war, auf Towianski bezogen werden zu sollen. Towianski seinerseits fand denjenigen, der für ihn eine Autorität und werbende Kraft in die Wagschale werfen konnte, denn seine eigenen Versuche erlahmten an seiner Scheuheit, Ungelenkigkeit des Ausdruckes; die Versuche, Männer der Kirche (den Erzbischof von Gnesen-Posen), des Schwertes (General Skrzynezki) zu gewinnen, waren gescheitert; für Towianski sollte der Mann der Feder Mizkiewicz in der Emigration, ja unter Franzosen der Lehre Anhänger schaffen. Und in der That genügte das grofse moralische Ansehen des Dichters, um seinen Worten die Aufmerksamkeit aller, die Nachfolge einiger wenigen zu sichern. Zwar betonte die Lehre, der Towianismus, wie erbitterte Gegner unter der polnischen Geistlichkeit sie bald nannten, die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche, stellte sich auf ihren dogmatischen Boden, aber die gegen die hohle offizielle Kirche gerichtete Spitze liefs sich auf die Dauer nicht verhüllen, trotz aller Schritte, die auch beim Erzbischof von Paris, später bei Pius IX. gemacht wurden oder werden sollten. Andererseits hätte die verzweifelnde Emigration mit ihrer immer mehr erlahmenden Widerstandskraft, wie ein Ertrinkender nach

dem Strohhalm, nach der verkündeten nahen Rückkehr ins Vaterland gegriffen, wenn sich nicht bald gezeigt hätte, daſs Towianski nichts weniger als politischen Wandel und dessen äuſsere Erfolge im Sinne habe. Wie jedem echten Mystiker, wie Tolstoj war auch Towianski das Vaterland — die ganze Menschheit, ihr Ziel der Himmel, nicht die Wiederaufrichtung Polens; daher sträubte er sich gegen gewaltsame Aktionen, lieſs an Rothschild und Nikolaus I. persönliche Eingaben zu ihrer Gewinnung schreiben, statt mit einer portugiesischen oder italienischen Erhebung zu fraternisieren. Diese Unthätigkeit in Sachen der Welt, diese ausschlieſsliche Verinnerlichung enttäuschte am schwersten die wenigen Anhänger, welche die flammende Begeisterung des Mizkiewicz gewann und erhielt, enttäuschte auch den Herold der Lehre selbst, welcher durchaus nicht auf seinen Patriotismus verzichten konnte, der auch als Mystiker Pole verblieb, anders als Tolstoj. So begann sich das Verhältnis zwischen dem »Meister« und dem Schüler zu trüben; der Meister beklagte das ungestüme Drängen, den weltlichen »Ton« des »Bruders«. Der Gegensatz wurde immer klaffender; es zeigte sich, daſs ein vollständiges Zusammengehen nicht möglich war, daſs Aussöhnungen und Unterwerfungen den tiefgehenden Riſs nicht füllten. Trotz dieser Scheidung, die seit 1846 schärfer sich aussprach, verblieb Mizkiewicz im Bann dieser Ideen. Sie schlossen jede dichterische Thätigkeit vollständig aus; die Energie seines Geistes verbrauchte der Dichter in dem Zusammenhalten des schmelzenden »Kreises« und seiner Organisation, in dem Erheben der armen, einfachen Leute auf einen geistig hohen Ton, in der fortwährenden Beaufsichtigung, Prüfung von Herz und Nieren, im Gebet und religiösen Anreden. Wie seine poetische Kraft opferte er dem Towianismus auch sein Lehramt; der Professor, der sich mit Recht geweigert hatte de faire de la politique en slavon, begann bereits in seinem zweiten Kursus den Boden für den Towianismus vorzubereiten, hervorzukehren Erscheinungen von Enthusiasmus und Selbstaufopferung, gegen Egoismus und Materialismus, zu betonen den egoistischen Charakter russischer Geschichte gegenüber dem Altruismus der polnischen, zu forschen, wo das neue Licht, der kommende Mann zu suchen wären. In den beiden letzten Kursen beschränkte er sich auf litterarische Erscheinungen, an die messianistische Er-

örterungen sich knüpfen liefsen (Krasinski u. a.), auf immer schärfere Abkehr von dem Raffinement der weltlichen Kultur, hier schon ganz Ideen wie nach vier Dezennien Tolstoj entwickelnd, auf das niedere slavische Volk mit seiner unmittelbaren, instinktiven Kenntnis und Erfüllung seiner Pflichten hinweisend, kommunistische Grundsätze auf religiöser Grundlage anpreisend und wiederum die Slaven als Verkörperer derselben, als Vorbild für Europa, wenn es seine socialen Schäden heilen wolle, hinstellend. Zuletzt ging er zu offener Propaganda des Towianismus über, zu schärfsten Anklagen der toten Kirche, zum Auffordern zur moralischen Wiedergeburt mit Preisgebung des nationalen Standpunktes, zum Hinweis auf Napoleon, in welchem das neue Wort, das heilige Feuer hätte konzentriert werden können. Nun regte sich aufs schärfste der Protest polnischer klerikaler wie liberaler Kreise, und auch das orleanistische Ministerium schritt gegen die Glorifizierung Napoleons und des längst aus Paris verwiesenen Towianski ein; Mizkiewicz mufste einen längeren Urlaub nachsuchen und betrat nicht mehr das Katheder; so verlor der Towianismus sein letztes öffentliches Organ. Wohl wurde in kleinen Konventikeln die »heilige sprawa« (Sache) fortgesetzt, aber auch hier erregte Mizkiewicz durch seine Forderungen, den Ton des Hasses gegen Rufsland abzulegen — mit dem nichts auszurichten wäre, nur dem Gegner das Recht gegeben würde, den kriechenden, giftigen Wurm niederzutreten —, Spaltungen und Abfall. Er suchte dem Meister nachzufolgen, der den Gedanken an ein irdisches Vaterland ohne göttlichen Willen als einen verbrecherischen brandmarkte, der immer ausschliefslicher die Reform des religiösen Lebens allein betonte. Seine öffentliche Thätigkeit hörte vollständig auf; zwar hatte er bei den Bewegungen von 1848 neue Hoffnung geschöpft, den Gedanken einer Bildung neuer polnischer Legionen in Italien nach dem Vorbilde der alten erfafst und mit aller Energie gefördert, doch bald fehlte es an Mitteln und Menschen. In seiner Publizistik von 1849, in der bald unterdrückten »Tribune des Peuples« predigte er Abschaffung der Dynastien, Aristokratien, geistlichen Hierarchien, trat für Revolution und Socialismus ein, hob die Rolle des Bauern und seines Glaubens hervor. 1853 und die Anfänge orientalischer Wirren belebten von neuem seine Hoffnungen und Thätigkeit; was in Italien mifslungen war,

sollte in gröſserem Maſse in der Türkei versucht werden; und in Konstantinopel ereilte den 57jährigen der Tod (26. November 1855); 1890 wurde sein Leichnam nach Krakau in die Königsgrüfte auf dem Wawel übergeführt, wo er nicht fern von Tadeusch Kosziuschko ruht.

Stufenweise war das Talent des Dichters entwickelt. Begonnen hatte er mit dem Aufsuchen der Poesie in der Poesie, d. h. in der Form, in den gewählten Worten, gesuchten Bildern und koketten Umschreibungen der französisch-klassischen Weise; dann suchte er Wahrheit, namentlich echtes und tiefes, nicht konventielles und manieriertes Fühlen in der Poesie, und schlieſslich fand er die Poesie in der ungeschminkten, einfachen Wahrheit selbst. Er war durch und durch Realist, wuſste aber »wunderbar des Lebens graue Wirklichkeit mit erhabensten Motiven von Poesie und Philosophie zu versöhnen«, haſste im Thun wie in Wort und Schrift jeglichen Schwall, suchte nur nach Wahrheit und hielt es für Ehrensache des Dichters, nur was er selbst gesehen, erlebt, durchfühlt, darzustellen. Daher war seine Poesie ausschlieſslich persönlich, betraf ihn, den Verliebten (»Ahnen« IV) und Patrioten (»Ahnen« III), oder seine nächste Umgebung, von den »Krimschen Sonetten« bis zum »Pan Tadeusch«; sogar in den mittelalterlichen »Wallenrod« konnte er die persönliche Erinnerung an das liebliche Thal in Kowno einschmuggeln. So haftete er an der Wirklichkeit wie kein anderer polnischer Dichter. Wohl erfuhr er fremde Einflüsse: auf seine Germanomanie, auf Schiller und Goethe — zum letztenmal noch im Leben überkam ihn poetische Begeisterung, als er seinem Sohne die Übersetzung von »Hermann und Dorothea« zu diktieren begann — folgten die Briten, weniger Shakespeare — Mizkiewicz war ein episches, kein dramatisches Talent, wie slavische Dichter überhaupt — als Byron, dessen Pessimismus den Enttäuschten lockte. Auch diese Beeinflussung war eine vorübergehende nur, und als seine russischen Verehrer den Dichter ganz zu Füſsen des britischen Idols wähnten, hatte er bereits die orientalischen Reiseeindrücke in die schwierige Form des Sonettes gepreſst, nur um nicht mit Childe Harold zu rivalisieren, und hatte einen Augenblick die litauische Erzählung ganz abgesetzt, nur um nicht an Lara oder an den Korsaren zu erinnern. *Es konnte* ja nicht anders sein: von Byron stieſs Mizkiewicz ab

seine selbstlose Aufopferungsfähigkeit, seine innige Liebe, seine feste religiöse Grundlage, die nur zeitweise überwuchert, nie beseitigt werden konnte, seine nationalpatriotische Richtung; zehrende Vaterlandsliebe und tiefes religiöses Gefühl, mag es sich auch nicht immer den Forderungen der offiziellen Kirche beugen, sind die beiden Merkmale polnischer Poesie überhaupt, gleich tief begründet in der Geschichte wie in den Traditionen und dem Charakter des Volkes. Ein unpersönliches Gefühl, die Liebe zum ganzen Volke, zur Mission, mit der er sich verkörperte, trieb ihn zum höchsten lyrischen Schwung; dieselbe heifse Liebe seines Landes und seiner Leute durchgeistigte seinen episch-ruhigen und episch-anschaulichen Roman in Versen; dieselbe Liebe in mystisch-religiöser Färbung hiefs ihn die Feder niederlegen, um durch sein Leben selbst, durch das Beispiel, durch die Lehre an der moralischen Wiedergeburt seines Volkes nach den materiellen Katastrophen, an der Erreichung der höchsten Ziele durch Polen, den »Christus« oder »Messias« unter den Völkern, mitzuwirken. Wohl erwies sich der Weg einer plötzlichen »Verengelung« der »Brotesser« als ungangbar, die angebliche besondere Mission des ganzen Volkes als phantastisch, aber es war kein blofses Irrbild religiöspatriotischer Ekstase, welchem Mizkiewicz sich selbst, seine Stellung und seine Talente aufopferte. Denn hier fand und kündete Mizkiewicz die Losungen, von denen wir heute leben oder leben sollen, trat auf gegen den Nationalhafs, forderte Beseitigung jeglicher Privilegien und Schranken der Geburt und des Geldes, verlangte die endliche Verchristlichung aller menschlichen Verhältnisse, predigte das neue Evangelium des heiligen Geistes, die neue Offenbarung einer Religion der Liebe und Gerechtigkeit. Längst hatte bereits der Dichter seine nächste Aufgabe erfüllt: das polnische Dichterschiff, das bisher in den Buchten der Nachahmung verankert gewesen, hat er, der erste, von den Ketten losgelöst, hinausgeführt auf die weite See der Originalität, seine Segel mit dem mächtigen Hauch seiner Phantasie und seines Gefühls geschwellt und seinem Ziele, der heimischen Küste, siegreich zugeführt. Unerschöpflich, unergründlich war nur sein Gefühl; die plastische, nicht musikalische Phantasie schuf nur klare, scharf umrissene Gebilde, Verschwommenes, Phantastisches lag ihr völlig fern; sie verliefs niemals die Realität, und wäre es die des Traum-

lebens; der scharfe Verstand bevorzugte das Greifbare, Nächste, hielt sich von Abstraktionen fern, verabscheute Dialektik, Disputation, Analyse, liefs Totalität auf sich wirken; jegliche Einseitigkeit blieb fremd; sein reiches Wissen, sinnendes Wesen, bezaubernde Liebenswürdigkeit rissen bei näherer Bekanntschaft hin, während eine erste oder eine vorübergehende Begegnung dem Verschlossenen und Zurückhaltenden kaum gerecht wurde. Materielle und noch viel mehr moralische Sorgen furchten frühzeitig seine hohe Stirn und bleichten sein wallendes Haar: so sah Herzen den Dichter am 24. Februar 1849, beim Eröffnungsbankett für die »Tribune des Peuples«: den Kopf mit dem prächtigen weifsen Haar, mit dem müden Ausdruck, den Zeichen innerlicher Schmerzen, einer Exaltation des Kummers zugleich mit einem etwas zerstreuten, irren Blick des Mystikers; dem Russen schien die Gestalt des Dichters Polens Los selbst zu repräsentieren. Aber das goldene, glühende Herz hat er sich bis zum letzten Lebenshauche gewahrt; ungebeugt durch alle Enttäuschungen, Verluste, Anfeindungen, lauschte er auf jeden neuen Ruf, folgte jeder neuen Hoffnung, suchte nach immer neuen Bahnen. Und dem Dichter folgte sein Volk: »Für die Leute meines Geschlechtes,« meinte Krasinski, den doch von Mizkiewicz Religion und Politik abstiefsen, bei der Nachricht vom Tode des Dichters, »war er geistige Milch und Honig, Galle und Blut, wir alle stammen von ihm. Er hatte uns fortgerissen auf der hochtreibenden Flut seiner Begeisterung und in die Welt geworfen. Er war ein Pfeiler, der die Gewölbe aus Herzen, nicht aus Steinen stützte, ein Riesenpfeiler, obwohl selbst geborsten... der gröfste Dichter-Seher, nicht nur seines Volkes, sondern aller slavischen Stämme.«

An diesen Titan des Gefühles und der Poesie reichten seine Freunde und Jünger nicht heran, sein gutes Herz liefs ihn den Wert ihrer Leistungen überschätzen und, wie bei Stefan Garczynski, eigene Mühe auf das Ausfeilen ihrer Verse verschwenden. Diesen für alles Edle begeisterten Jüngling, der als Grofspole in Berlin die Universität bezog und eifriger Hegelianer wurde, den heifser Patriotismus zum Glauben zurückgeführt hätte, wäre ihm nur längeres Leben beschieden gewesen, hatte Mizkiewicz zum Dichten angeregt; die Campagne von 1831, die der Tapfere *mitgemacht*, lieh ihm Körnerische Accorde, die seine Popularität

schufen; er wagte sich an ein philosophisch-patriotisches Drama, dessen ersten Teil nur, »Wazlaws Jugend«, ihm zu vollenden beschieden war (1832), da ihn bald Schwindsucht wegraffte. Das Drama war aus den Dresdner »Ahnen«, aus »Manfred« und »Faust«, geboren, ergänzte und erweiterte den »Konrad«, zeigte in dem durch philosophische Reflexion entnüchterten und durch eine verbrecherische Neigung ausgehöhlten, auf Selbstmord sinnenden Wazlaw die durch patriotische Reminiscenzen bewirkte Umkehr, neuen Wagemut und Enthusiasmus, der, ohne auf die Gebote des kühl abwägenden Verstandes-Dämons zu achten, in Verschwörungen sich und sein Volk stürzen möchte; bei aller Gesuchtheit und Unreife einzelner Scenen, Bilder und Gefühle war das allegorisch-philosophische Element neu und bedeutsam, und wie wenig Mizkiewicz irrte, als er es ganz dem Geiste der Zeit entsprechen liefs, zeigten die folgenden Versuche anderer.

Neben Garczynski wirkten um Mizkiewicz in Paris andere, Freunde und Bekannte, deren Dichtung die Katastrophe von 1831 mächtig beeinflufste. Da war Goszczynski, der Konspirator und Soldat von 1830 und 1831, Konspirator in Galizien, bis er nach Strafsburg und dann in sein »Fegefeuer«, Paris, übersiedelte. Er hatte seine Haidamaken und die Ukraine längst verabschiedet, trotzdem blieb seine revolutionäre Lyrik mit ihren rauhen Tönen die alte, und neue Bilder gewährten ihm die galizischen Karpaten und das Vorland; auch hier fand er seine grellen Effekte, die phantastischen Gestalten schildernd, mit welchen das Volk seine Wälder und Schluchten belebte; der Held seines Gedichtes, ein Räuber, erinnerte schon im Namen an den bekanntesten der Zunft. Charakteristisch für den Emissär war die Prosaerzählung: »Der König der Schlofsruine.« In den Ruinen in Odrzykonj, den imposantesten im ganzen Vorlande, hauste nämlich in den dreifsiger Jahren Machnizki, ein gewesener Kalkulator, der seinen Verstand verloren hatte; er wurde Held der Erzählung als der einzige Bewahrer patriotischer Glut in der kühlen, gleichgültigen, spottenden Umgebung; drastisch herausgearbeitet war der Gegensatz zwischen dem heifsen Herzen und wirren Kopf des Narren, dessen Narrheit förmlich Maske schien, so urvernünftig besprach Machnizki, auch in kühnen Allegorien, die verrottete oligarchische Vergangenheit und die hoffnungsvolle demokratische Zukunft Polens, und der egoistischen

Borniertheit des satten und selbstzufriedenen Pöbels. Illusionen machte sich somit der Emissär nicht, auch dann nicht, als er seine demokratischen, irreligiösen, materialistischen Prinzipien aufgab und eingefleischter Towianist wurde, nicht aus Neigung zu religiöser und patriotischer Träumerei — dem Manne der That war jede Träumerei verhafst und galt ihm als schädlich —, sondern nach moralischer Erhebung und Vervollkommnung strebend, in Polen keinen »Messias« der Völker verehrend, vom Dichter das strenge Leben nach moralisch-asketischen Grundsätzen verlangend, das er selbst übte; obwohl er litterarisch thätig blieb — den Towianisten lockte sogar das Libretto Robert des Teufels —, publizierte er fast nicht mehr.

Anders Bohdan Zaleski, der sich ebensowenig, trotz aller Enttäuschungen, von seiner poetischen Ukraine losreifsen als in seinen ultrakatholischen Anschauungen durch den Towianismus, trotz aller Lockungen seiner Freunde, Mizkiewicz, Goszczynski, der ihm durch sein spartanisches Leben und unbeugsames Polentum besonders imponierte, erschüttern liefs. Seine Muse hatte lange gefeiert; 1831 hatte er in demselben Regiment gedient mit dem Kritiker Mauryzy Mochnazki, der in der Emigration die Ästhetik an den Nagel hing, Publizist wurde und eine »Geschichte der Erhebung des polnischen Volkes« begann, eine glänzend geschriebene, lebhaft anschauliche, nicht unparteiische Darstellung, die sein baldiger Tod (1834) unterbrach; er war dann emigriert und begann erst seit 1835, als Mizkiewicz Poesie bereits aufgab, ihr von neuem zu huldigen. Er war der alte geblieben, trotz aller Veränderungen ringsum; nur seine Schwermut ward tiefer und inniger; die Fata Morgana seiner Ukraine lockte ihn desto stärker, je unerreichbarer sie ward, und seine religiöse Gesinnung accentuierte sich immer deutlicher. Er nahm zwar gröfsere epische Probleme in Angriff, ohne sie doch recht zu bewältigen und über blofse schöne Einzelheiten zu einem interessanteren, einheitlicheren Ganzen vorzudringen. Wohl gefiel sein religiöses Epyll (»Die allerheiligste Familie«, vom Heiland-Kinde im Tempel), aber von echtem Leben und wahrer Gröfse waren auch seine heiligen Personen ebenso entfernt wie seine Kosaken; es gefiel das Zierliche und Zarte an den Menschen wie an der Natur, die alle milden Reize der Ukraine, nicht Glut und Grelle *des Orientes* zu atmen schien. Anspruchsvoller, ein historio-

sophisches Poem, war sein »Geist von der Steppe«, eine sonderbare Verquickung platonischer Ideen, konfessioneller Einseitigkeiten und mystischen Träumens. Das geistige Auge des Dichters liefs sich durch den Wind der Steppe von einem Bilde der Weltgeschichte zum anderen tragen, von Paradies und Sündenfall bis zu den Kreuzzügen, wo er, wie Mizkiewicz, die aufsteigende Entwicklung der christlichen Menschheit ihren Gipfel erreichen liefs, von dem sie zum tiefen Falle eilte, durch Schisma, Despotismus, Materialismus. Natürlich erklang auch hier der patriotische Ton: in einer Vision, die sehr an seinen verehrten Lehrer Brodzinski erinnerte, ersah sein Geist Polen als die schöne Büfserin im Kreise der russischen und litauischen Schwestern knieend, die Slavenapostel kündeten ihre Vergebung und der Slavenbarde Bojan pries ihre Auferstehung, aber Schneenebel verdüsterte die Vision und gellende Töne störten die Harmonie. Schön waren Einzelheiten, die heitere Idylle jugendlichen Heidentums der Griechen oder patriarchalischen Naturlebens der Slaven; imposant die unaufhaltsame Flut der durch die Steppe gen Süden wallenden Völker, unter dem stahlharten, unnahbaren, wie tauben Führer, der den Seinigen dumpf zurief: »nicht mehr ist Roma weit, dort nur hinter dem siebenten Berge, dort nur hinter dem neunten Flusse«; erschütternd war das Leidensbild des Vaterlandes in der Gegenwart. Sein Panslavismus Brodzinskischer Provenienz wurde intensiver und einseitiger. Er liebte und kannte das Slaventum, so übersetzte er die serbischen epischen Lieder aus Vuks Sammlung; aber sein Slaventum trug ausschliefslich polnisch-katholischen Charakter; Schisma und Moskau-Petersburg bedeuteten ihm den Abfall vom wahren Slaventum, waren byzantinische Erfindungen aus Hafs gegen Rom und turanisches Eindringen und Aufsaugen slavischarischer Elemente; letztere Auffassung teilte er mit dem Arzte und Anthropologen Duchinski. Ihm herrschte Polen inmitten des Slaventums; sein russisch-polnisches Herz liefs die Ahnen der Polen an der Warthe und der Polen (Polanen) am Dniepr erhoffen, dafs ihre Nachkommen, das Auge gegen Himmel gewandt, sich in die Arme aufrichtig fallen werden; russische Melodie und polnische Sprache führte er wie zwei Schwestern, zwei Königinnen zum festlichen Mahle. Dieser absonderliche Panslavismus zählte noch unlängst — aber nur unter Polen —

gläubige Verehrer, als würdiges Pendant zu jenem anderen Panslavismus, welchem schon die »lateinische« Schrift, geschweige denn der »lateinische« Glaube verhaſst sind und der die Weigerung, alles Heil nur beim cyrillischen Alphabet, bei Schisma und Autokratie zu suchen, gar nicht fassen kann. Neben diesem patriotischen und katholischen Fühlen war es die exaltierte Vorstellung von der Bedeutung des Seher-Dichters, die er schon aus dem Verkehr mit Mizkiewicz davontrug, als das poetische Organ zum einzigen nationalen Organ überhaupt werden zu sollen schien, als nur der Dichter dem Volke seine Wege, Zukunft, Bestimmung wies: die romantische Überschätzung des begeisterten »Sehers« — kein polnischer Dichter wandte diesen Ausdruck für Poet so beharrlich an wie Zaleski —, des auserwählten, kostbaren Gefäſses, etwas von Gottes Allmacht in mürbem Lehm, des wunderbaren Spiegels, der nur durch Menschendunst trübe angelaufen ist. Alle Einseitigkeiten und Überschwenglichkeiten, sowie die Eintönigkeit seiner ukrainisch-kosakischen Begeisterung machte wett der wunderbar melodische musikalische Vers, mit seiner auſserordentlichen, einschmeichelnden Sangbarkeit, worin Zaleski unübertroffen geblieben ist; nicht mit Unrecht behauptete von ihm Mizkiewicz im »Litteraturkursus«: zur Beendigung des poetischen Festspieles der Slaven hat Zaleski eine Blumenfülle ausgeschüttet, und immer wird er zur Verzweiflung bringen, wer die Kunst nur um der Kunst willen lieben möchte. Daher die Popularität des Zaleski, seiner Themen und Weisen, die vielen, talentlosen Nachahmungen, die sich an Äuſserlichkeiten, an Häufung von Interjektionen, Koseformen, Neubildungen hefteten und Mizkiewicz um Geduld und Nachsicht brachten. Das Wertvollste in seinem poetischen Nachlaſs machten kleinere Dichtungen aus, die meist melancholischen Dumki und die weniger zahlreichen, heiter-frohen Schumki, durch den unnachahmlichen Wohllaut ihrer Sprache, den Rythmus ihrer Verse, die Zartheit ihrer Bilder; der Dichter verstummte übrigens bald und druckte von seinen Schätzen nur das wenigste. Einen nach den anderen seiner Jugendgenossen sah er ja fallen; immer einsamer und leerer wurde es um ihn, immer tiefer seine Wehmut. Ab und zu griff er in die Laute, 1863, als nach dem kurzen Hoffnungsrausch unsägliches Elend über sein Polen heraufzog; *1867, als* er den panslavistischen Festkuchen aus Moskau mit

polnischem Salze bestreute; 1870, als er im Namen des heimlosen, irrenden Polenhäufleins für Schwester-Frankreich, die barmherzige, liebe, die Gnade Gottes anrief; als er über das Verstummen der polnischen Sprache klagte: sie, die von unseren Herzen hochgeliebte, harmonisch und klangvoll wie das Spiel von Engelssaiten, soll sie nur Gemurmel dienen? Zum letztenmal trat vor Leo XIII. der »Ukrainer« inmitten seiner Polen auf, schon äufserlich an die blinden Sänger seiner Heimat erinnernd, aufgewachsen mit ihrer Theorbe, ihren Gesängen und Klagen über den Fall des Kosakentumes lauschend; später sich als Mitsänger des Taras Schewczenko bezeichnend, das Kind, das zu den Grabhügeln der Steppe hinauslief, auf traurige Weisen horchte oder an Altäre sich schmiegte.

Wie Zaleski in der Poesie, so machte gleichzeitig der einstige Schüler von Krzemieniez und Soldat von 1831, Michael Czajkowski, durch historische Erzählungen und Romane die Ukraine und das Kosakentum populär, etwas vom polnischen Bestushew-Marlinskij, in der Wildheit, Ungebundenheit, Tollkühnheit seiner kampf- und sieggewohnten Helden, wie in dem eigenen unruhigen, ungestümen Thatendrang, der ihn schliefslich als Sadyk-Pascha ottomanische Kosaken in der Krimcampagne formieren und gegen die Russen führen liefs; vielleicht hätte Bestushew, wäre er nicht von Tscherkessensäbeln zerfetzt, auch die letzte Wandlung des Sadyk-Pascha mitgemacht, wäre noch der überzeugte Verehrer der Autokratie geworden, als welcher Czajkowski, dreifacher Renegat und bekehrter Russe, in seiner Ukraine durch Selbstmord endigte. Seit 1838 erschienen seine gröfseren und kleineren Erzählungen, früh in die Nachbarsprachen übersetzt, aufserordentlich populär, wahllose Leser bestechend durch die romantischen und phantasievollen Abenteuer, durch das fortwährende Schwertgeklirr und Schlachtgetümmel, durch den Heldenarm und die Bedürfnislosigkeit seiner Atamane, durch die seherische Kraft seines Wernyhora und seiner Zigeuner, ohne tieferen Gehalt, ohne schärfere Charakteristik von Menschen und Zeiten, schon durch seine Stoffe, einen Czarniezki, den Heldenkrieger von 1660, patriotischen Instinkten entgegenkommend, nationale Sympathien erweckend, über lärmenden Kosakengeschichten vergessen lassend wertvollere eigene Schöpfungen, wie den »Owruczanin«, der 1812 in der Heimat des Erzählers den Kleinadel, patriotische Regungen und deren Hemmnisse schilderte. Kein anderer Erzähler der

Emigration konnte mit ihm rivalisieren; eine Zeitlang dominierte er überhaupt auf dem Felde des Romans, aber seine Einseitigkeit war bald erschöpft.

Zaleski hatte sich trotz seiner Verehrung für Mizkiewicz vom festen Grund des Katholizismus durch den Towianismus nie abdrängen lassen; der schroffste Bekämpfer desselben wurde ein anderer Freund des Mizkiewicz, der unlängst noch am »Pan Tadeusch« mitschuf, Stefan Witwizki, wieder ein Schüler von Krzemieniez, nachher Emigrant. Vor 1830 hatte er sich in Balladen und Romanen und in seinem »Edmund«, einem phantastischen Drama à la »Manfred«, versucht, mit solchem Erfolge, daſs er selbst die Exemplare aufkaufte und verbrannte; er lieſs jetzt seinen Flug sinken, beschied sich, wie ein Brodzinski, mit »ländlichen Liedern« und »biblischen Melodien« und sorgte für erbauliche Lektüre, durch seine erzkatholische Richtung Slowazki zu Sarkasmen herausfordernd. In Paris fand sich 1841 Alexander Chodzko ein, einer der wenigen polnischen Orientalisten (Senkowski, Pietraschewski u. a.), den Mizkiewicz noch 1824 in einer Improvisation als seinen künftigen Nachfolger auf dem Thron der Poesie bezeichnet hatte, der aber nur sein Nachfolger im Collège de France wurde, nachdem er in den beiden Kassiden seines »Derar« dem poetischen Orientalismus am gründlichsten gehuldigt hatte; sein arabischer Held hatte freilich litauische Entsagungsfähigkeit. Die in Wilno und Petersburg begonnene dichterische Thätigkeit setzte er jetzt nicht mehr fort; gelehrte Studien und towianistische Affektionen erstickten in ihm den poetischen Funken.

So stand 1834 Mizkiewicz unerreicht über seiner Umgebung und suchte vergebens in ihr einen Nachfolger, täuschte sich über Zaleski, in dessen Hände er vertrauensvoll seine Laute niederlegte, — ein Rivale und Gegner erstand ihm auſserhalb dieses Kreises, in Slowazki.

ZEHNTES KAPITEL.

# Julius Slowazki.

Für Slowazki wurde verhängnisvoll, dafs in Zeiten nationaler Katastrophen, politischer Agitationen, dumpfer Erstarrung seine Poesie ungehört, ungewürdigt verklang, dafs erst in Dezennien nach seinem frühen Ableben ihm zu teil wurde, was schon der Knabe von Gott erflehte, der Ruhm, der sich immer noch zu steigern scheint.

Schon der Feminismus des Slowazki, etwas vollständig Neues, erschwerte in den bewegten Zeiten allgemeine Wirkung seiner Poesie. Bisher war die polnische Litteratur ausschliefslich männlich, nicht etwa, weil bis auf die neueren Romanschriftstellerinnen der polnische Parnafs mit verschwindenden Ausnahmen, wie die Stanislawska im 17. und die fromme und lyrische Sängerin Benislawska im 18. Jahrhundert (neben der Radziwil, Drushbazka und einigen anderen), nur Männer aufwies, sondern weil diese Litteratur in ihrer vorwiegend didaktischen, politischen, patriotischen Richtung den Feminismus ausschlofs; grobe Sinnlichkeit und Zoten der Morstin oder Trembezki verstärkten nur diesen Charakter; nirgends schien das »mulier taceat in litteris« trotz allen Anteiles der Frauen an den Anfängen der Litteratur so zu gelten wie in Polen, dessen Litteratur fremd blieb das Weib und alles, was sein ist, Unbestand, Laune, Träumerei, Phantasieren, Scheu vor der Wirklichkeit, Gefallsucht, Eitelkeit, Nerven und Capricen. In der sentimentalen Litteratur fand und erkannte sich das Weib zum erstenmal, doch unter ganz konventioneller Sprech- und Denk-

weise, unter Schminke und Schönpflästerchen; der Mann spielte mit ihr und ihren Gefühlen, und sie gefiel sich als Puppe. Die Romantik erst mit ihrer Entfesselung des Individualismus emanzipierte das Weib, huldigte ihm inniger und tiefer als im alten Minnedienst, zerschmolz und schmachtete nicht nur, sondern stellte das Weib hoch in Achtung und Bedeutung. Nicht bei Mizkiewicz, der keine einzige weibliche Gestalt geschaffen hat, die etwa an Puschkins »Tanja« heranreichte, der in der »Grashyna« eine Tassosche Amazone und im »Wallenrod« ein sentimentales Liebespaar, sonst nur männliche Leidenschaft darzustellen wufste. Eher bei Malczewski, dessen »Marja« — der Name bringt immer Unglück und war im alten Polen, dem Lande des Marienkultes, gar nicht für Menschen beliebt — eine vereinzelte, allerdings herrliche Gestalt blieb, die seinen männlichen ebenbürtig zur Seite trat. Erst Slowazki wurde Psychologe und Bildner des Weibes: kein polnischer, ja kein slavischer Dichter hat je eine gleiche Fülle der zartesten, leidenschaftlichsten, stolzesten, rührend unschuldigsten und abstofsend verbrecherischsten Mädchen und Frauen geschaffen; seine weiblichen Typen wichen nur an Zahl, nicht an Bedeutung seinen männlichen, und eine Reihe seiner Dramen trug nicht zufällig den Namen der Heldin, die Maria Stuart, Balladyna, Lilla Weneda, Cenci u. a. Der Feminismus des Slowazki beschränkte sich jedoch nicht auf das Schaffen interessanter Frauen, auch seine männlichen Helden trugen weibischen Charakter; sein Kordian, sein Anheli gingen wie Frauen an ihren Nerven zu Grunde, empfanden und räsonnierten wie Frauen. Ja, des Dichters Wesen selbst trug viele weibische Züge.

Anlagen und Erziehung haben Slowazki seiner Zeit, seinen Mitmenschen etwas entfremdet. Vom Vater erbte er die Keime der Schwindsucht, einen melancholischen Sinn, ästhetisches Talent; letzteres kräftigte der Einfluſs der Mutter. Der Vater, Lehrer polnischer Litteratur in Krzemieniez und Wilno, Übersetzer der Henriade, Verfasser klassischer Tragödien, Ästhetiker, der bereits beim Abschätzen des Schönen vom Moralischen und Praktischen absehen liefs, starb zwar frühzeitig; desto eifriger widmete sich die Mutter mit ihrer sentimentalen Richtung und ihren litterarischen Neigungen der Pflege des zarten Kindes; als *sie zum* zweitenmal heiratete, verhätschelten die Töchter aus der

ersten Ehe ihres neuen Mannes den Stiefbruder; so wuchs »Julek« — das Deminutiv verblieb ihm zu lange — in weiblicher und weibischer Atmosphäre auf, wurde kapriziös, eitel, äufserlich, träumerisch, phantastisch; mied die Spiel- und Schulkollegen, schlofs sich an einen genial veranlagten Träumer und Schwärmer wie er selbst, der dann, kaum ein Jüngling, durch Selbstmord endete; hing an einsamem Sinnen, vertiefte sich in Swedenborgsche Lektüre; hatte der Knabe, von mädchenhafter Sauberkeit und Schüchternheit, fleifsig gelernt, so lastete auf dem älteren Träumer das römische Recht und noch mehr die mechanische Anwendung im Finanzdepartement mit einem Drucke, dem er in seine Welt der Phantasien und Träume auswich. Eine Liebe, die das ältere, begabte, lebhafte Fräulein nicht ernst nahm, bereitete dem Phantasten schweres, dauerndes Leid, und nur Eitelkeit hielt ihn vom Selbstmorde wegen seiner Maryla oder eher Chaworth ab. Byrons Pessimismus bestärkte ihn in seiner phantastischen Welt, schmeichelte seinem Hochmut, liefs ihn sich als höheres Wesen betrachten. Wohl pflegte damals Jugend in erträumter Welt zu leben, auf die Erde nur zeitweilig herabzusteigen, sich auf ihr nicht recht heimisch zu fühlen, sie nicht recht ernst zu nehmen, — Schiller und Cooper lesend konnten wir nicht einförmig, ordentlich leben wie andere; wir träumten fortwährend und erwachten nur ab und zu, schrieb damals Zaleski von sich. Aber Slowazki übertraf alle, schon weil seine Phantasie eine ungleich mächtigere, lebhaftere war. Diese Phantasie nährte sich in erster Linie von der Lektüre, von Mizkiewicz und Maria, von Byron und Shakespeare, von Dante und Ariosto später, von Calderon, von der Bibel und orientalischer Litteratur (in den französischen Übersetzungen), und es blieb eine Eigenheit seines Schaffens, dafs er sich von den Eindrücken dieser Lektüre nie recht zu emanzipieren wufste, dafs er seinem Gedächtnisse Motive und Einfälle entnahm, die ihn in einer steten Abhängigkeit erscheinen machten, wie Epheu an fremden Stämmen und Stützen sich emporranken liefsen; dieser weibische Zug ist lange nicht verwischt worden. Zu schreiben hatte er schon als Schulknabe begonnen, und die glückliche Mutter konnte schon damals, vor 1824, Komplimente von Mizkiewicz über das künftige Talent ihres Sohnes ernten. In die Vorlesungen über Jurisprudenz mischte er seine Sonette und orientalisierenden Versuche; in Warschau, während der

zwei Bureaujahre, entstanden die poetischen Erzählungen und die Versdramen, welche die drei ersten Bändchen seiner Gedichte ausmachten.

Er druckte sie in Paris; am Kampfe 1831 hatte er nicht teilgenommen, hatte Warschau in persönlicher Mifsstimmung verlassen und kehrte nie wieder in sein Vaterland zurück, zur geliebten Mutter; die rege Korrespondenz mit ihr wurde ein schönes Denkmal von hohem litterarischem Werte. Er war nach Paris gegangen, das er ebenso hafste wie die Mizkiewicz und Goszczynski, dem er, als dem neuen Sodom, in prächtigen Stanzen von 1832 die Katastrophe durch feindliche Kugeln und inneren Kampf weissagte. Aber auch in Paris war, wiederum wegen einer persönlichen Verstimmung, die sich diesmal gegen Mizkiewicz richtete, seines Bleibens nicht, und er zog in eine Pension nach Genf, wieder unter Frauen lebend, verhätschelt, ruhig, friedlich, durch keine tiefe, echte Leidenschaft aus seinen Träumereien herausgerissen, der Musik und Lektüre ergeben, nur zur Herbstzeit, wie Puschkin, aufserordentlich produktiv, in zwanzig Tagen z. B. 2200 Verse verfassend. Eine Reise nach Italien, an die sich dann eine Orientreise (Ägypten und Palästina) anschlofs, brachte ihn schliefslich wieder nach dem ungeliebten Paris zurück, und er setzte sein träumendes und schaffendes, jedenfalls poetisches — wie er es sich immer gewünscht hatte —, aber auch einsames, freudloses Dasein fort, bis ihn der Towianismus in seinen Strudel zog, 1842.

Die poetische Ausbeute dieser vierzehn Jahre (1829—1842) war eine aufserordentlich zahlreiche und mannigfache, aber auch ungleichwertige. Am wenigsten befriedigten die Jugendgedichte, zumal die Epyllen à la Byron, mit ihren fremdartigen Stoffen, aus dem Mittelalter von Ritterorden und Feme, aus dem christlichen und heidnischen Orient, aus Griechenland, aus der Ukraine; mit ihren sonderbaren Verwicklungen, förmlichen Rätseln für den geduldigen Leser; mit ihren unwahren Menschen: der Träumer-Vaterlandskämpfer, der sein Traumleben durch Haschischgenufs verlängerte, weil die Wirklichkeit ihn abstiefs; der Verbitterte, der an den Unschuldigsten und Unglücklichsten, ja an der toten Natur selbst sein Mütchen kühlte, die reinste Parodie Byronschen Menschenhasses; mit ihren deutlichen, überflüssigen *Anlehnungen* an »Grashyna«, »Lara«, »Das Schlofs von Kaniow«,

sogar mit Beibehaltung derselben Namen. Schon nach zwei Jahren waren dem Dichter selbst diese Schöpfungen verhaſst, und noch am Abend seines kurzen Lebens schämte er sich sehr »dieser byronischen Melancholien, dieser melancholischen Klagen eines unerwachsenen Kindes«.

Und doch stak schon in diesen Nachdichtungen ein ihrem Verfasser allein eigentümlicher Zug, der ihm eigentlich zeit seines Lebens anhaften sollte, der auſserordentlichen, herzzerreiſsenden Trauer und Schwermut, die nur an Malczewski erinnerte; Schuld trägt daran, sagte er einmal selbst, teilweise meine Jugend, zum Teil die Gräber, die sich in Polen häufen, zum Teil diese fortwährende Einsamkeit im Leben! Die Melancholie des Slowazki umzitterte, löste förmlich auf die festen Umrisse seiner Gestalten und lieh ihnen besonderen, stimmungsvollen Zauber. Sein Narr Nick z. B., der treue Diener seines Herrn, der für ihn den Giftbecher leerte, war einer der vielen Shakespeareschen Narren, aber in seiner Sterbescene, wo er sein Los von Jugend auf schilderte, ergriff er mächtig durch seine einfache, rührende Klage, und in seinen Ausruf: »O Mutter, wie schlecht war mir doch auf der Welt!« legte der Dichter zitternd sein eigenes Empfinden, und der Shakespearesche Narr wurde zu einer echt Slowazkischen Gestalt. Diese beiden ersten Bändchen brachten auch noch den Beweis, daſs zum erstenmal, seit all den Jahrhunderten, ein dramatischer Dichter unter Slaven erstanden war. Die polnische Litteratur, um von den anderen zu schweigen, besaſs nämlich auſser dem phantastischen Drama des Mizkiewicz und der »klassischen« »Barbara« und ähnlichen jetzt einen »Mindowe« und eine »Maria Stuart«, die, frei von aller »Klassik«, das Drama Shakespeares und Victor Hugos nationalisierten. Wohl waren dies nur erste Versuche, aber sie führten nach sich eine lange Reihe anderer, immer wirkungsvollerer, interessanterer. Unter Slaven sind dramatische Talente auſserordentlich selten, und sehr zu bedauern blieb, daſs Ungunst der Zeiten und rein äuſsere Verhältnisse die volle Entfaltung und Reife dieses Talentes gehindert haben. Zu diesen Umständen gehörte in erster Reihe der absolute Mangel einer Bühne für den Dichter-Emigranten; Slowazki hat alle seine Dramen mit völligem Ausschluſs des Theaters, als bloſse Lesedramen geschrieben; daher kam das Verzichten von vornherein

auf straffe und knappe Komposition; das Nichtherausbringen vollster scenischer Effekte; die Sorglosigkeit der Mache, z. B. die nicht gehörige Motivierung der Abgänge und des Auftretens; das Auftauchen überflüssiger Motive, auf denen nicht weiter gebaut wurde, überflüssiger Persönlichkeiten, die weiterhin keine Verwendung fanden; die Grellheit einzelner Scenen oder Figuren, deren Dämpfung, Milderung die Bühne gewifs erzwungen hätte. Zu diesem Mangel des Slowazkischen Theaters gesellte sich sein Mifsgeschick, dafs er seinen heimischen Boden, die Fühlung mit ihm verloren hatte; diesen Mangel konnte die Fremde, wo er, wie im Luftballon, über, nicht unter den Menschen lebte, nicht ersetzen; diese Fühlung hätte ihn vor mancher Überschwenglichkeit, Ungerechtigkeit, Verworrenheit leichter bewahren können. In den Jugendwerken, namentlich im »Mindowe«, erdrückten diese Fehler den scenischen Erfolg; sie verloren sich auch später nie vollständig; daher blieb kein einziges seiner Stücke einwandsfrei; aber keines entbehrte Scenen, um welche ihn jeder Dramatiker der Welt beneiden müfste.

Vorläufig unterbrach die Reihe seiner historischen Dramen, von denen »Maria Stuart« der leichtsinnigen Schottenkönigin und Mörderin Darnleys, nicht dem Opfer Elisabeths gewidmet war, ein phantastisches, »Kordjan«. In den Dresdner »Ahnen« hatte Mizkiewicz nicht mit Recht den Stiefvater des Slowazki eine anrüchige Rolle spielen lassen; statt ihn zu fordern, stellte ihm Slowazki seinen »Kordjan« entgegen, der ebenso von den »Ahnen« inspiriert war, wie der »Wazlaw« des Garczynski. In »Kordjan« klang auch der patriotische Ton, den der Dichter bisher nur vorübergehend, in einigen Liedern von 1831, gestreift hatte, mächtig aus. Schien »Konrad« nach Überwindung seines individuellen Fühlens im »Gustav«, nach Überwindung seines trotzigen Hochmutes in der Herausforderung an den Schöpfer sich mit Ergebung in sein Los zu finden, so sollte »Kordjan« als Retter und Held wirken; leider liefsen dabei den Kordjan-Slowazki die Nerven im Stich. Sein Kordjan, Züge der eigenen Persönlichkeit des Dichters annehmend, schweifte enttäuscht durch die Welt; es verliefs ihn die Liebe bei der Courtisane und der Glaube in Rom; erst auf Tells Boden überkamen patriotische Anwandlungen den Grillenfänger, und er eilte nach Warschau, um an derselben Verschwörung teilzunehmen, die auch Wazlaw

lockte. Und da der verbrecherische Plan an dem Widerspruche des Niemzewicz und dem Gewissen der anderen scheiterte, wollte der Weibmann Kordjan allein die That wagen, aber den Königsmörder in spe überfielen die Hallucinationen seiner Nerven, und entkräftet sank er zu Boden, um im Irrenspital den Rest von Glauben an die Menschheit zu verlieren. Die Handlung war mit phantastischem Beiwerk aus »Faust« u. a. geschmückt; ein ultrademokratisches Höllenvorspiel brandmarkte die Leute von 1831, die Führer einer Bewegung, die sie weder erwartet noch gewünscht hatten! Für die Hohlheit des Ganzen entschädigten die Volksscenen, die Hallucinationsscene — hier war Slowazki, der Träumer im Wachen, Meister, ebenso wie er vorher schon im »Lambro« die Wirkungen des Haschisch unübertrefflich geschildert hatte; der furchtbare Auftritt zwischen den zarischen Brüdern. Für den Helden selbst war äufserst charakteristisch das eigene Geständnis: nachdem er eben den Leuten vorgeredet, dafs er grofs, kräftig wäre, nagt ihm am Herzen der Wurm der Trauer, »so dafs ich mit euch redend aufhören und in Thränen ausbrechen möchte«. »Kordjan« war nur das erste Stück einer geplanten Trilogie, deren Schlufs vielleicht aufgelöst im »Anheli« (Engel) vorliegt; auch am Anheli nämlich hafteten Züge des Dichters, trotz der ganz phantastischen Rolle, die ihm auferlegt ward. Wie im »Kordjan« mit den »Ahnen«, so rivalisierte »Anheli« förmlich mit dem »Buche des polnischen Volkes und der Pilgerschaft«, wenigstens nach der formellen Seite, in der biblischen Prosa. Das Gedicht war eigentlich das schwermütigste, trostloseste der gesamten polnischen Litteratur. Der Dichter führte nach Sibirien und verkörperte die schneeige Schönheit in den wunderbarsten Eisesblumen; unter Emigranten, die in Parteiungen einander zerfleischten, wie in Paris: nur das Elend hat sie so böse und schädlich gemacht; ihre Schuld sollte Anheli lösen, nicht durch eine rettende That, nicht durch weise Lehren, sondern durch ruhig-unmännliches, ergebenes Leiden, ein passives Opfer, das von der Wiege an das erschrockene, trauervolle Gesicht trug, dem das Leben ein trauriger Traum war, dem der Tod das Heil brachte und der schlafen soll, auch wenn der Tag der Rache und des Triumphes gekommen sein wird. Romantisches Beiwerk, die Liebende und der wachende Engel, eine Höllenfahrt durch die Leiden seines Volkes erhöhten den furchtbaren,

beängstigenden, nur zu Ende in leiserer Wehmut ausklingenden Druck der stillen, resignierten Verzweiflung. Es gefiel sich vielleicht der Dichter selbst in einer solchen Pose des Kummers, ihn, seinen steten Begleiter, dahin stellend, wo andere liebevolles, unverdrossenes Wirken erwählt hätten. Aber aus dem Gedicht wehte ein ganz unsagbarer, eigenartiger Zauber, borealisches Licht über den Einöden von Eis und Schnee; jeder Zug, jedes Wort verstärkte die Stimmung.

Auf den »Kordjan«, an welchen »Anheli« erst später, unter dem Einflusse von Krasinski und unter dem Eindrucke schneeiger Alpenlandschaften sich lehnte, folgte eine Reihe Dramen und Entwürfe, ganz oder halb verschollene — der Dichter achtete seiner Produkte gar wenig — oder gedruckte. Slowazki zeichnete vor den anderen Dichtern der Emigration aus, daſs er förmlich gezwungen nationale Themen wählte; immer wieder läſst er sich ertappen auf verbotenen Wegen, auf denen er einen schottischen Wallace oder eine Beatrix Cenci fand, und wählte er das nationale Thema, so verfuhr er mit solcher Willkür, daſs das Thema etwas völlig Neues darstellte. Er war sich wohl bewuſst, daſs neben Mizkiewicz im nationalen Epos für ihn kein Platz war, daſs seine phantastischen Träume, seine himmlischen Lazuren ohne den irdischen Granit und Galle zerstieben würden an den kräftigen Konturen und verblassen vor den reichen Farben des »Pan Tadeusch«, doch für ein nationales Drama war die Bahn frei. Auf diese warf er sich, ohne daſs er eigenen Ansprüchen sofort genügte; den »Mazepa« soll er einmal verbrannt haben, den »Horstynski« von 1794 würdigte er nicht des Druckes, vielleicht wegen seiner Prosa, und alle entscheidenden Scenen sind aus dem Manuskripte verloren gegangen, so daſs er sich nicht leicht wieder herstellen läſst, ein auſserordentlich tragisches Thema, der Sohn zwischen Vater-Verräter und Vaterland gestellt, beinahe wie sein Herzensfreund Krasinski; die Liebe zwischen ihm und der Frau und ergebenen Pflegerin des Blinden und Alten. Im »Mazepa« wiederholte sich ein ähnliches Motiv: die nicht eingestandene Liebe zwischen der Frau des Wojewoden und ihrem Stiefsohn, verquickt mit den Abenteuern des bigott-lüsternen Königs und den Streichen des Mazepa, ein Stück, reich an gräſslichen Scenen, mit dem Tode aller Unschuldigen endigend, aber von groſser dramatischer Wirkung. Von

anderen historischen Dramen sind nur Scenen und Entwürfe vorhanden.

Dagegen wählte sich Slowazki ein Gebiet, auf dem seiner Phantasie keine Fesseln angelegt werden konnten: die Vor- und Urgeschichte seines Volkes, worüber sogar fabelhafte Tradition ganz wenig anzugeben wufste und er sich mit souveräner Willkür seinen Stoff zurechtlegen durfte. Ihm genügten die geringsten Andeutungen, das Motiv einer Volksballade oder ein in einer Chronik überlieferter Zug, um auf dieser Grundlage ein luftiges, ariostisches Gebäude zu errichten; um Materialien war er nie verlegen; das Gedächtnis mit den Brocken Shakespearescher Dramen und die rastlos schaffende Phantasie liefsen ihn nie im Stiche. In sechs dramatischen »Chroniken« sollte die Urgeschichte des Landes »erhellt« werden, ausgeführt wurden davon und gedruckt zwei, »Balladyna« und »Lilla Weneda«; vom »Krakus« sind nur Fragmente erhalten.

Zur gerechten Würdigung dieser Chroniken mufs man sich auf den Standpunkt des Verfassers stellen, absehen von einer kritischeren und nüchterneren Auffassung des heimischen Altertums, zugeben dem Dichter, dafs seine Intuition das Richtige treffen kann. Gelockt hatte den Phantasten im Grunde »der neue Weg, das neue poetische Land, unberührt vom Menschenfufs, geräumiger als diese arme Erde, denn ein ideales«. Er schmeichelte sich, dafs seine »Balladyna« »der Überlegung und Geschichte zum Trotz die Polenkönigin werden würde und der Blitzschlag, der ihr Herrschen traf, aufleuchten und den Nebel der Vorgeschichte zerstreuen wird«; er hatte sie nach Art einer Ballade — daher ihr Name — angelegt, gegen jede historische Wahrheit, ja gegen die Wahrscheinlichkeit selbst mitunter; nur ihre Menschen sollten wahrhaft sein, unsere Herzen tragen. Es reizte ihn, seine »Balladyna« auszustatten mit der inneren Kraft zu spotten über das Menschengewühl, über Ordnung und Plan der Welt, über die unerwarteten Früchte, welche die von Menschenhand gesetzten Bäume hervorbringen. In der That beruhten die meisten Effekte auf dem »Der Mensch denkt, Gott lenkt«; jede bestgemeinte That schlug nämlich in gerades Gegenteil um und brachte nur die Folgen, die man eben vermeiden wollte; daneben die Konsequenzen der bösen That, die neues Böse schafft; endlich das unmittelbare Eingreifen der Vorsehung, der

Blitz aus heiterem Himmel, welcher die Unthat traf, die Menschen nicht mehr treffen konnten. Leider geschah zu vielerlei; es wirbelten im tollen Durcheinander Motive und Effekte aus »Macbeth«, »König Lear«, dem »Sommernachtstraum«; nur einzelne hochpoetische Schöpfungen entlohnten die Mühe des Lesers, namentlich die Fee Goplana, vom sagenberühmten Goplosee, die Titania des Briten, aber um wie vieles ätherischer, poetischer, schwermütiger!

So hatte sich Slowazki die Freiheit angemafst, die für nordische Geschichte ein Macbeth oder Hamlet ihm zu verkörpern schienen, doch war in der noch 1834 geschriebenen »Balladyna« der grofse Wurf nicht gelungen; sie mutete trotz der polnischen Bäuerinnen, Nixen und Ritter wenig polnisch an. Ganz anders die sechs Jahre spätere »Lilla Weneda«. Zwar war hier die Form eine fremdartigere, die der antiken Tragödie, mit ihren Chören, mit ihren grandiosen, auf dem Kothurn einherschreitenden Gestalten, mit ihrer Tragik, die aufserhalb persönlichen Verschuldens ein unerklärliches, blindes Fatum gegen Geschlechter und Völker wüten liefs, — aber mit Geschicken und Geschichte der Nation hing diese euripideische Tragödie ungleich inniger zusammen als die buntschillernde Romantik der »Balladyna«. Und wiederum löste sich aus der »Lilla Weneda« dasselbe Gefühl unendlicher, unerträglicher Trauer, welches aus dem »Anheli« sprach: sogar das zarte, diskrete Kolorit schien beiden gemeinsam; der Grundgedanke war wo möglich noch hoffnungsloser.

Die besondere Stellung des polnischen Adels, die Unterdrückung des Volkes hatte längst den Einfall nahegelegt, dafs diese Stellung einer Eroberung zu verdanken wäre, dafs der polnische Adel Nachfolger einer fremden, erobernden Kaste gewesen sei, welche, aus Westen oder Süden kommend, das »wendische« Volk an der Warthe und Weichsel unterworfen und dienstbar gemacht hätte; noch heute zählt diese Hypothese unter einheimischen Historikern überzeugte Vertreter. Auf einen ähnlichen Standpunkt stellte sich Slowazki. Das friedfertige Volk der »Weneden«, dessen eigentliche, geistige Führer seine Sänger sind, »Eichenlaub auf der Stirne, in der Hand die goldigen Harfen, Bernsteinherzen in der Brust, goldig und lauter wie die Sonne, Grabessänge auf den Lippen, die der Völker Löwen

wecken«; dessen Los, wie in Märchenzeiten, an das Schicksal einer Harfe gebunden ist, wie das Glück an das Glas von Edenhall; unter seinem edlen König Derwid (Name des Königs und die Harfen des Volkes stammten wirklich aus den Chroniken), wurde überfallen von den herumräubernden Lechen, dem König Lech mit seiner Schlachta, die eben erst mit dem Bruder Czech Böhmen eingenommen hatten und bei der Beuteteilung uneins geworden waren. Trotz des Heldenmutes seiner Söhne, der Aufopferung seiner Töchter, trotz seiner numerischen, moralischen, physischen Überlegenheit erlag das Volk der Weneden den frechen, prahlerischen, unmäfsigen, faulen Lechen, als wären den Weneden ihre Herzen angenagt, als wären sie von vornherein dem Untergange geweiht, als gäbe es dagegen keine Ermannung, keine menschliche Hilfe. Und diese traurige, resignierte Anschauung mufste jeder Pole unwillkürlich auf seines Volkes Los beziehen, das sich 1840 wie 640 zu wiederholen schien. Der nahen Beziehungen gab es noch viel mehr; vor allem waren die Lechen mit ihrem Könige Löwen im Kampfe, weibisch zu Hause, unbeständig, lässig und schwach, ohne Konsequenz im Hassen, den Erfolg nie auszunützen verstehend, — der polnische Adel selbst mit seinem Sobieski, und merkwürdig stach von diesen tapferen und schwachen Männern das grimme nordische Weib, die Guinona-Chriemhild ab, welche die stets Erlahmenden stets anfeuern, führen, zwingen mufste, verachtend diese schwachen, energielosen Herzen mit den starken, tapferen Armen. Ja, damit über den nötigen Zusammenhang niemand zweifle, fügte der Dichter seiner Tragödie den Vers »Agamemnons Grab« an, wo er das Andenken des Leonidas und der Thermopylen anrief, um sein eigenes Volk, »den Pfau und Papagei« unter den Völkern, schwer zu verunglimpfen, den Mangel antiker Gesinnung zu beklagen.

Unter den Personen seiner Tragödie ragte besonders hervor die Titelheldin, die slavische Antigone und Cordelia zugleich, der holdselige Engel, die wunderbarste Verkörperung jungfräulicher Unschuld und hingebendster Liebe für Vater und Brüder; diese Brüder selbst, die Castor und Pollux der Slaven, in halb mythischer Gestalt, zumal in der ergreifenden Sterbescene; ihre andere Schwester, die blutrote Rosa gegenüber der lilienweifsen Lilla, die Kassandra dieser slavischen Tragödie, aber auch die

Verkörperung ihrer Rache, denn empfangen wird sie aus der Asche der Verbrannten den Sohn »Popiel« (Asche), der die Weneden an den Lechen einst rächen soll. Von diesen grofsen, heidnischen mehr Statuen als Menschen stach unvorteilhaft ab der erste, kleinmütige, ungeschickte Verbreiter des Christentums, der heilige Gualbert, und namentlich sein feiger Diener Slas (aus dem »Krakus« wiederholt, wo er den Fallstaff nachahmen sollte), dessen Niederträchtigkeit und Verlogenheit die Katastrophe herbeiführte, Karikaturen des Christentums, seine Possenreifser inmitten der grofsartigen heidnischen Welt, ohne für die Ökonomie des Stückes unentbehrlich zu sein, seinen grofsen, einfachen Ton herabmindernd, entgeltend die Ungehaltenheit des Dichters über polnischen Katholizismus. Heftig protestierte Krasinski, und mit Recht, gegen diese lumpige Umgebung der Heldenbrüder und ihrer engelhaften Schwester, deren weifse Tunika Slas mit seinen Händen besudelte.

Das lyrische Schaffen des Dichters förderte reinere Perlen, so schon unter den Jugendgedichten die autobiographische Elegie (»Gedankenstunde«) mit ihrem schwermütigen Reize; später das Liebespoem »In der Schweiz«, die Geschichte einer Liebesidylle auf dem Hintergrunde alpiner Landschaft, wie sie keuscher nicht von der jungfräulichsten Phantasie gedacht werden kann, gewoben aus Regenbogenfarben über dem Sturzbach, aus Mondlicht, aus schneeigem Abglanz, aus leisem Wassergerinsel, in hellen Eisgrotten, vor Tells Kapelle, ohne eigentliche Handlung, die Liebenden nur im Herzen und in Worten geeint, von einander wieder für immer sich trennend, ein goldiges Traumgebilde, das mit dem hellen Morgen entwich; und wieder sprach daraus die unendliche Melancholie des Slowazki, so hob es an und klang es aus: hier wie dort, wo ich nur meinen armen Gedanken entsende, immer fühle ich Trauer und überall geht es mir schlecht und wird, ich weifs es, schlecht ergehn! Mit diesem still resignierten Liebesweh kontrastierte »der Vater der Verpesteten in El Arisch«, auf einem dem Dichter in der eigenen Quarantäne in El Arisch mitgeteilten Faktum beruhend: der Araber erzählte von seinem Unglücke, wie ihm in der Quarantäne die Pest die Kinder, eines nach dem anderen, wegraffte; die Steigerung des Empfindens, von einer stillen, fast gleichgültigen *Hinnahme* des Unglückes bis zu den konvulsivischesten Zuckungen

einer gepeinigten Seele, gegenüber der umgebenden, gefühllosen Natur, ohne den geringsten phantastischen Zusatz, steht in der Weltlitteratur vereinzelt da, liefse sich am ehesten mit der Wirkung der Laokoon-Gruppe vergleichen, wenn nicht bei Slowazki der Vater am Leben bliebe. Das Gedicht würde an die »Threny« des Kochanowski, eines seiner Lieblingsdichter, erinnern, doch fehlte der versöhnende Abschluſs; die Wirkung war so ergreifend, daſs man sich bei dem einfachen, vom Dichter selbst angegebenen Faktum nicht beruhigte, sondern dahinter eine Allegorie auf Polens Los witterte und auslegte, was dem Dichter selbst völlig fernlag. An die Höhe, Einheitlichkeit der Stimmung, Einfachheit der Mittel beider Dichtungen reichten die gleichzeitigen epischen Versuche nicht mehr heran: das Höllenpoem des Dantiskus — Dante war neben Shakespeare Hauptlektüre des Dichters —, wo die grotesk-derbe Erzählungsweise des »Piasten« (Polen) Leliwa von den grausigen Schrecken und dem Meere von Blut und Qual allzu grell abstach; das schönste blieb dabei das Widmungsgedicht an Warschau; und »Wazlaw«, der Wazlaw des Malczewski, der Felix Potozki der Geschichte, am Abend seines Lebens, der Landesverräter, verraten und verhöhnt von der schönen Griechin-Sklavin, seiner letzten Frau, die ihn vergiftete, eine unerträgliche Häufung grausigster und unwahrscheinlichster Effekte und Situationen, wichtig nur durch den Hinweis auf Zeit und Ort, in denen bald seine gröſste Schöpfung spielen sollte.

Der Proteusnatur des Slowazki konnte auf die Dauer die melancholische Grundstimmung allein nicht genügen; schon nach dem Gesetze des Kontrastes waren nicht humoristische, wohl aber satirische oder sarkastische Töne zu erwarten. Was »Childe Harolds Pilgerfahrt« fehlte, ergänzte seine »Reise ins Heilige Land«, die zwar nur bis Griechenland in der Beschreibung gedieh, dafür neben schwermütigen leichte, lustige, satirische Töne anschlug, in fortwährenden Abschweifungen vom Gegenstande, in launenhafter und launiger Willkür. Eine andere Art Humor, den derben, altpolnischen eines Passek und Sopliza, versuchte er unglücklich, weil ganz deplaziert, im »Dantiskus«, glücklich in dem »Goldenen Schädel«, einem Adelsdrama aus Polens grellsten Zeiten unter Jan Kasimir, und in den prosaischen »Präliminarien« zur Pilgerfahrt des Radziwil Sierotka, beides unvollendet.

Von scharfer Beobachtung und feiner Satire zeugten seine »Unverbesserlichen« — der Titel übrigens ist, wie bei den öfters namenlos hinterlassenen Werken, erst von den modernen Herausgebern hinzugefügt —, zu denen die Bekanntschaft mit dem urpoetischen Krasinski Anstofs gegeben haben mag: die gewollte, überspannte Sentimentalität der Hauptheldeu, des Grafen Phantasus und der Gräfin Idalia, deren Namen schon bezeichnend waren, im Gegensatz zum wahrhaften und natürlich-einfachen, desto beredteren und rührenderen Empfinden, war unendlich wirkungsvoll persifliert, doch wurde die Einheitlichkeit der Stimmung durch derb komische und unvermutet tragische Momente gestört, und der meisterhafte, glänzende Dialog täuschte nur über die Unnatürlichkeit, Erzwungenheit mancher Situationen. Dies alles blieb ungedruckt und bereitete nur den Ausbruch des lang aufgesparten Sarkasmus vor, mit dem jetzt Slowazki die Welt und seine Gegner überraschte (1841).

Er hatte nämlich Gegner oder glaubte solche zu haben, ungerechte, neidische, boshafte; mit ihnen rechnete er in den fünf Gesängen seines »Beniowski«, des polnischen »Don Juan« (Byrons), ab. Zu diesen Gegnern zählten in erster Reihe Kritik und Publikum, jene seine Werke gar nicht oder nur kurz und absprechend beurteilend, dieses den Dichter nicht verstehend und nicht verstehen wollend. Diese Gleichgültigkeit und Apathie hatte er schon in der Vorrede zum »Lambro« 1833 gerügt: durch kein Lob ermuntert, durch keine Kritik bisher erschlagen, werfe ich diesen dritten Band in den schweigenden Abgrund, welcher die beiden ersten verschlungen hat, — die Antwort darauf war die lakonische Bemerkung des Goszczynski: für Werke fremdartigen Inhaltes, wie »Lambro«, haben wir keinerlei Bemerkungen übrig. Es wiederholte der Dichter seine Klagen in der Vorrede zur »Balladyna«, wo er sich mit dem alten blinden Sänger verglich, der das Gemurmel der Meereswellen, denen er sein Lied vortrug, für den Beifall der Menge gehalten hatte; in der Widmung der »Lilla Weneda« an Krasinski, wo er ihn bat: nur du verlasse mich nicht inmitten der kalten Welt der Hörer, nur du lafs mich nicht die Kühle fühlen, die mir von den Menschengesichtern her die Stirne anweht; er sprach von seiner Stimme, die kaum so weit dringe wie die Kreise im Wasser beim

Hereinwerfen eines Steines. Ein Hauptgrund seiner Melancholie war ja, dafs er niemanden der Edlen gewonnen hatte und vergebens seine leidenschaftlichen Worte schleuderte, voll Thränen und Blut und glänzender Blitze, auf Herzen, die gegen ihn immer abstofsend waren. In der Emigration war es speciell die katholisch-konservative Richtung, welche Slowazki beargwöhnte oder verfolgte, der aus seiner antiklerikalen Gesinnung nie Hehl gemacht hatte, im »Kordjan« Papsttum und Czartoryski angriff, ja schon in der Vorrede zum »Lambro« jede Gemeinschaft abwies »mit der religiösen Schule (dem Abendmahl des Herrn) der polnischen Dichter in Paris, auch wenn sie echt wäre, nicht künstlich begeistert durch F. Schlegel, der die einzige Quelle der Poesie im Katholizismus suchen liefs«; auf Witwizki und Genossen des »jungen Polen« war Slowazki sehr schlecht zu sprechen. Dazu kamen nun die »Litauer« und Mifsverständnisse aller Art. Auf Mizkiewicz grollte der Dichter schon wegen dessen Ausspruches über seine ersten Gedichte, die Mizkiewicz einen schönen Tempel, doch ohne Gott darin, genannt hatte, und noch mehr wegen des Angriffes auf Doktor Bécu in den »Ahnen«; die siegende Macht der Poesie im »Pan Tadeusch« hatte Slowazkis edles Herz bezwungen, und er nahte dem Meister in einer Improvisation mit der aufrichtig gemeinten Bitte: am Stengel meines Lebens blühten zwei Blumen, die eine der Abneigung gegen dich, sie ist verwelkt und gefallen, die andere der Liebe, neige dich und pflücke sie. Es waren wieder geschäftige Freunde, welche über diese Improvisation und andere Vorgänge dabei entstellte Berichte an Zeitungen sandten, voll Demütigung für Slowazki; er erwartete vergebens, dafs Mizkiewicz diese lügenhaften Ausstreuungen desavouieren würde; dieser, vollauf beschäftigt mit seinem »Litteraturkurs«, hatte sie vielleicht gar nicht beachtet; gröfser war sein Versehen, dafs er in den Vorlesungen — wo er übrigens auch von sich und seiner Poesie stets schwieg — nur einmal, von Sibirien sprechend, blofs den Namen des Dichters erwähnt hat. Alles dies erweckte in dem reizbaren, krankhaft empfindlichen, mifstrauischen Dichtergemüt die Vermutung, ja Gewifsheit, dafs Mizkiewicz zum Komplotte gegen ihn gehöre, die gebührende Anerkennung aus neidischer Furcht absichtlich verweigere, ihm jede Existenz-

berechtigung abspreche, und dagegen appellierte er jetzt an die Nation und an die Zukunft mit den glühendsten Oktaven seines »Beniowski«.

Er hatte den Rahmen gewählt wie Byron, möglichst weit, worin sich möglichst viel unterbringen liefs; das abenteuerliche Leben des ungarischen Edelmannes, der, mit den Konföderierten von Bar kämpfend, gefangen von den Russen, deportiert nach Kamtschatka, nach Madagaskar geflohen war, wo er ein Reich gründete, es den Franzosen übergab und von ihnen (1786) ermordet wurde. Die Barer Konföderierten und Beniowski speciell hatten den Dichter seit längerer Zeit gefesselt; die heroischen Gestalten eines Pulaski, des Kosakenhelden Sawa, des Mönches und Sehers Marek, des Sehers und Sängers Wernyhora, Gestalten, die ja gleichzeitig in den Erzählungen des Czajkowski Aufsehen erregten, waren ihm vertraut; mehrere Versuche dramatischer Behandlung dieses Stoffes liefs er jetzt endgültig fallen und wählte die epische. Allerdings trat dabei Beniowski und sein eigenes Los in den Hintergrund: der Held war etwa ein Pendant zu Pan Tadeusch oder Don Juan, mit seinem goldenen Herzen, starken Arm, gesunden Kopf, ohne die geringste Veranlagung genialischer Art, kräftig-männlich, ganz unähnlich allen bisherigen Helden des Slowazki, lebenslustig, leichtsinnig, von keines Gedankens Blässe angekränkelt; ungleich bedeutender waren die Sawa und Marek, interessanter der Herr von Ladawa, poetischer die beiden Mädchen, die treue, energische, innig liebende Aniela und die reizende Gauklerin, die Schwester des Sawa, Sweftyna, »die Nymphe meines Parnasses, wie ein Geist von Nebel rosig in der Sonne«, würdig eines Ariosto, die verkörperte Anmut. Mit diesen Personen und einer Landschaft, die von dem geliebten Krzemieniez seiner Kindheit nicht allzu weit ablag, gedachte er mit dem grofsen Litauer zu rivalisieren.

Doch nicht die Erzählung bildete das Hauptinteresse. Wohl sollte sie Gelegenheit geben zu unerwarteten Wendungen, überraschenden Bildern, grellen Abenteuern des neuen fahrenden Ritters, aber schon die fortwährenden Abschweifungen, Reflexionen, Ausbrüche des lyrischen Gefühls unterbrachen den epischen Flufs. In diesen Digressionen streifte Slowazki alles, besonders Politik und Religion der Emigration, ihre Klubs und Generalstäbe, ihre Führer und Sprecher, ihre papistische und

jesuitische Richtung: solltest du nach ihrem Geschmack, Polen, erstehen, dann lieber nicht — bleibe, was du bist, grofser Menschen Staub; ihre Irrwege führen zum spurlosen Aufgehen im Panslavismus, oder sie sehen in der Tiara ihren Leuchtturm; alle sind sie nach dem Mafs des Schneiders, keiner nach dem Ideal geschaffen; das Finis Poloniae werde an ihnen wahr werden. Neben diesen politischen persönliche Digressionen, sein Credo an den Gott des Donners und Sturmes; seine Erfahrungen; sein Herzensleid, noch einmal tauchte auf das Bild der Jugendgeliebten: siehe, ohne Herz und Ruhm kehre ich zurück, ein verirrter Vogel, und liege zu deinen Füfsen; fürchte du nicht, dafs des Schwanes Gefieder an der Brust blutgerötet ist — ich bin rein! Dann wieder beruhigte er das Publikum wegen seiner Bitterkeit: bei Gott, ich weifs es selbst nicht, woher sie mir gekommen ist; lange beging ich die Welt, ein geheimnisvoller Pilger, sammelnd die Farben zu meinem Werke; jetzt aber zählt meine Muse ihre Strophen nicht mehr und hat gute und böse Sterne zu säen begonnen; wem nun durch Zufall hinter den Kragen fällt ein von ihr herabgeworfener Sirius oder ein Skorpion, verbrennen wird er, doch ohne meine Schuld.

Zu diesem selbstbewufsten Auftreten berechtigte ihn schon das Gefühl unbeschränkter Herrschaft über Sprache und Vers; der Reim selbst neigt sich kosend zu mir, es schmeichelt mir die Oktave, die Sextine liebt mich, durfte er mit Recht sagen, denn er hatte erreicht, wie keiner vor ihm, dafs die geschmeidige Sprache alles hersage, was der Kopf ersinne, und dafs sie manchmal sei wie der Blitz, so hell und behend, und manchmal traurig wie der Gesang der Steppe, und manchmal weich wie die Klage der Nymphe, und manchmal schön wie der Engel Sprache, auf dafs sie alles durchfliege auf des Geistes Flügeln. Daher dann sein schroffes Auftreten gegen seine bornierten und voreingenommenen Kritiker, das ihm auch ein Duell auf den Hals brachte; die Angriffe auf das »junge Polen«, Witwizki u. a.; die Versicherung: hättest du, mein Volk, mich gesehen, wie ich einsam war und verdüstert, wohl wissend, dafs, schlägt mein Donner nicht durch, die Litauer mich in ihre Krallen fassen würden! Zum Schlusse dann die grofsartige, poetisch wunderbare, menschlich ungerechte Herausforderung des Mizkiewicz selbst. Nach gelegentlichen Anzapfungen, z. B. seines idealisierten

Wallenrodismus, der doch nur gemeiner Verrat wäre u. dgl., endigte der fünfte Gesang in einer Verherrlichung seiner Ikwa (Flüſschen, an dem Krzemieniez liegt), deren Fluten mit dem Niemen im Riesenhader streiten, und, an den Gegner gewendet, rief er aus: an dir endigt dieser Gesang, du alter Gott! in meiner Worte Feuerregen wusch ich dir deinen Lorbeer ab und zeigte, daſs auf deiner Rinde des Herzens Sprung zu merken ist und im Zittern deiner Blätter sichtbar wird, daſs dir etwas den Moder deiner Seele ritzt ... Lebe wohl! und so verabschieden sich nicht Feinde, aber zwei auf ihren Sonnen entgegentretende Götter.

Der Zweck des Ganzen? Wenn man dem Dichter glauben wollte: ein Feuerwerk von ein paar tausend Sternen wollte ich abbrennen und weiter nichts! Haſs und Geringschätzung hatten diese Oktaven eingegeben, diesen »schneidigen Reim, der euch bis in die Gedärme beiſst und dahinflieſst wie rasende Schiffe«, und doch, hätte er mehr Mitleid mit sich selbst, den harten und stolzen Willen seiner Jugend, wäre ihm die Verachtung von Gegenwart und Zukunft nicht so in Fleisch und Blut übergegangen, vielleicht würde er die Laute des rasenden Barden am Knie zertrümmern und nach einer neuen, unbefleckten Harfe greifen. Er drohte im Scherze mit vierundvierzig Gesängen, mit einem »Rasenden Roland«, und thatsächlich berührte sich »Beniowski« mehr mit Ariosto als mit Byron. Dem Dichter fehlte die mächtige satirische Ader, schon darum, weil er »die Alltäglichkeit scheute wie der Teufel das Weihwasser«, weil bei jeder Berührung mit der Wirklichkeit »die Flügel mir fallen und ich traurig, als sollte ich sterben, oder unwillig werde«, und so bewegten sich seine Sarkasmen in einer ganz allgemeinen oder rein litterarischen Sphäre; nirgends rückte er einem anderen, greifbaren Feinde zu Leibe, und schlieſslich — für Ironie und Satire boten andere, glücklichere Länder, nicht das von frischen Wunden blutende, passenden Boden — die vor Schmerz und Elend halb irre Emigration gar zu verhöhnen konnte nur ein Gewissenloser, traf Heine. Daher überwog im »Beniowski« das Interesse an den wahrhaft poetischen Persönlichkeiten, an dem ekstatisch-visionären Pater Marek, an dem halb Edelmann, halb Kosaken Sawa, »einem gewaltigen Schatz für einen Reimschmied«, an der halb Sylphide, halb Zigeunerin Swentyna, an der energischen

Aniela, die die passive Zosia des »Pan Tadeusch« unendlich überragte, sogar an ihrer alten, treu ergebenen Amme; die Anmut der einen, die Drastik anderer Scenen, z. B. der Annagelung der verräterischen Hand, das Phantasievolle, Innige, Schwermütige überall, der unbeschreibliche Reiz der Sprache, die wunderbaren Oktaven hätten dem Gedichte ein mächtiges Echo schaffen sollen. Es blieb auch diesmal aus; der einzige Krasinski schätzte Slowazki richtig und schrieb an seinen Freund: Wahrlich, wahrlich, sage ich euch, ihr verkennt ihn; es wird die Zeit kommen, dafs ihr ihn anerkennen werdet; alle schrieen einst auf Byron, auf Faust, auf Herr Adam: dunkel, dunkel, und heute verstehen ihn die Kinder; Krasinski hat recht behalten. Bald jedoch sollte dem Dichter das Los seiner Schöpfungen, das ihn bisher so peinigte, wenn er auch den Gleichgültigen spielte, nicht mehr wichtig erscheinen. Vorläufig schrieb er noch an weiteren Gesängen des »Beniowski«, vom sechsten bis zum dreizehnten, welche die »Ambassade« des Beniowski nach der Krim, um Hilfe bei den Tataren zu werben, und seine Rückkehr unverrichteter Sache erzählten. Damit schlofs der erste Teil des Ganzen; von dem zweiten, welcher die Iliade von Bar werden sollte, ist nur der erste Gesang geschrieben. Auch diese folgenden, ungedruckten Gesänge sind überreich an Schönheiten und Digressionen, z. B. die schneidende Abwehr des Böhmen Hanka und seines Panslavismus; in einer der schönsten machte er das an Mizkiewicz begangene Unrecht gut, pries seine »wunderbare Epopöe, wo Litauen wie eine Erscheinung, in Regenbogenstrahlen angethan, aus dem Walde hervortritt und, obwohl ihr Dichter über keine Gottfrieds und Balduins verfügte, doch vor diesem Gedichte zu Boden stürzt eine gewaltige Residenz der Finsternis«. Im späteren Verlaufe wurden die Verse immer weniger ausgefeilt, immer leidenschaftlicher die Sprache, immer greller die Bilder — denn unterdessen war der Mensch und Dichter ein neuer geworden, und schliefslich verwarf er ganz seinen »Beniowski«.

1842 wurde Slowazki Towianist. An die neue »Lehre« fesselte ihn vielerlei, die wichtige Rolle, welche der von oben kommenden Erleuchtung und Inspiration zugeschrieben wurde, wie geschaffen für den gottbegnadeten Dichter, die Kolumnen heller und dunkler Geister, die Seelenwanderungen. Aber es war nicht blofse Phantasie, welche ihn in diesen Kreis zwang und für diesen

überall werben liefs, in der eigenen Familie, bei Krasinski u. a.; Slowazki selbst wurde ein anderer, edlerer, höherer Mensch; er vergafs seiner Eitelkeiten und Äufserlichkeiten, seiner Empfindlichkeit, seines Ehrgeizes; er ging tief in sich, wurde ruhig, ernst, fromm, ergeben, milder gegen andere, strenger gegen sich; er gab seine romantischen Neigungen auf, vernachlässigte sogar sein Äufseres; er wurde ein wahrer Christ. In dem Mafse, wie der Mensch gewann, verlor der Dichter; er war zwar unermüdlich thätig, verschlang einen Berg von Büchern philosophischer und verwandter Art, schrieb viel und vielerlei, aber vorläufig in einem so wild überhasteten Tempo, so ohne jede Selbstkritik und Überlegung, dafs die neuen Dramen durch ihre Verworrenheit und Wildheit abstofsen mufsten. Die Inspiration schien ihm ja etwas Göttliches, also Unkontrollierbares; er betrachtete sich nur als das Gefäfs, durch welches sie durchging; ich kann mir, gestand er, keine einzige meiner jetzigen Schöpfungen erklären, denn ich weifs nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Als endlich die Siedehitze des neuen Adepten vorüber war, schrieb er selbst an Krasinski z. B. über den »Pater Marek«: schon das äufsere Elend der Ausführung bezeugt, dafs ich in Raserei geschrieben habe; wie ein Geliebter, der in einer schlaflosen Nacht einen Brief verfafst, am Morgen sich selbst über die gestrige Dummheit wundert, so erblickte auch ich erst nach dem Niederschreiben des Dramas die Nichtigkeit der Arbeit. So entstanden und wurden gedruckt 1843 und 1844 der »Pater Marek«, der »Silberne Traum der Salomea« und die Übersetzung des »Standhaften Prinzen«. Denn an den mystischesten aller Dramatiker schlofs er sich an, ja überbot im »Standhaften Prinzen« die leidenschaftliche Ekstase des Originals. Von Calderon entlehnte er die kurzen Reimpaare, die ellenlangen Dialoge — in Hunderten von Versen sprudelte manchmal, unaufhaltsam drängend, hastig der Redestrom, und wie Gedanken und Bilder waren exaltiert auch Personen und Thaten. Sie waren geschöpft aus demselben Stoffkreise wie der »Beniowski«, als ob der weitere Verlauf des Epos, die Barer Iliade, aus epischer in dramatische Form gebracht wäre; nur Beniowski selbst war jetzt nicht mehr zu brauchen, sonst kehrten die Marek, Sawa, Wernyhora, Branizki u. s. w. wieder. Im Vordergrunde stand Marek, die verkörperte Gewalt des Wortes, das Wunder schaffte,

d. i. des Geistes, der körperliche Schranken nicht kennt, der ekstatische Heilige, wie von einer Leinwand des Ribeira herabgestiegen; alle Scenen waren in unheimliche Glut getaucht, Feuerslohe in rabenschwarzer Nacht, der Dichter sah nur Blut und Gespenster, weilte unter Träumern und Propheten, verübte Wunder am Himmel und unter Menschen. Einzelne grofse Gedanken, von der Allmacht christlicher Liebe, erschütternde Scenen verloren sich in der Anhäufung des Un- und Übernatürlichen, Gräfslichen.

Im engeren Kreise des Mizkiewicz hielt es Slowazki nicht dauernd aus; zu ungleichartig waren die Naturen, als dafs es in der fortwährenden Beaufsichtigung des Geistes und Belehrung nicht zu Reibungen hätte kommen sollen. Aber Towianist blieb er mit Leib und Seele, und nachdem er in seinen vollendeten und unvollendeten Dramen, in einem »Agesilaus« u. a. die Bedeutung des hellen Geistes, der Aufopferung u. dgl. gefeiert, zog es ihn an, auch die Seelenwanderung selbst darzustellen. Naturgemäfs konzentrierte sich seine Aufmerksamkeit auf die Geschichte seines eigenen Volkes, dessen Hauptevolutionen er schildern wollte in den Gestalten von Helden, führenden Geistern, in die sich der Reihe nach inkarnierte jener Armenier Her aus dem Schlusse von Platos »Staat« — er hat, auf dem Scheiterhaufen verbrannt, vom Lethewasser nicht getrunken, bis ihn die Geister auf das Ideal eines Weibes wiesen, eine Königin des Nordens, Tochter des Slow (das slavische Polen), dem er nun auf Erden nachjagen wollte. Er wurde als »Popiel« geboren, jener aus der »Asche« der erschlagenen Weneden empfangene Sohn der Rosa Weneda, der sich durch seine Tüchtigkeit zum ersten Heerführer des Königs Lech aufschwang, aber von diesem in den Kerker geworfen wurde, als ob er ihm nach der Krone strebte. Aus dem Kerker befreite ihn die Königstochter Wanda; Popiel floh nach dem Westen und kehrte mit germanischen Scharen siegreich zurück, verlangte Wanda zu seiner Sklavin, die, um der Schande zu entgehen, in die Weichsel sich stürzte (nach der bekannten Sage, die jedoch anders motiviert ist). Das elende erschreckte Lechenvolk hob Popiel auf seinen Thron. Nun wurde ein neues, sehr wirkungsvolles und tiefes Motiv eingeflochten, das der Dichter schon in seinem Jugenddrama, im »Mindowe« gestreift hatte.

Es mufste ihm auffallen die grundverschiedene Entwicklung russischer und polnischer Geschichte, die doch bis zu einem gewissen Punkte zusammengingen; die Ursache dieser Verschiedenheit erkannte er in dem festen Willen der Zaren, die ihre Nation zu Gehorsam, Lebensverachtung, Zucht gezwungen haben; ein Johann der Grausame war der beste Lehrmeister seines Volkes, der durch unerhörte Greueltaten sein Volk stählte; denn wie unter Donner und Blitz das Skelett der Erde, ihre Basalte und ihre Demanten, geschaffen wurden, so schafft man auch die Grundlage eines Volkes. Sein Popiel wurde nun Johann, trieb nach dessen bewährtem Rezepte seinem Volke die feige Lebensfurcht aus allen Gliedern, es felsenhart und unüberwindlich zu machen, und es gelang ihm dies nach einer Reihe der ruchlosesten Greuelthaten, die den Zorn des Himmels endlich herausforderten. Lange dünkte sich Popiel unerreichbar der göttlichen Strafe, endlich erschien der drohende Komet am Himmel, vor welchem Popiel niedersank, um in die Unterwelt zurückzukehren und als Geist seine irdischen Verbrechen zu büfsen. Dies war der Inhalt der ersten Rhapsodie, der ersten Inkarnation, in ihren drei Gesängen, die förmlich über den Dichter gekommen waren »wie ein Donnerwind«, während die folgenden sich wie ein Ochse mit seinem arbeitsamen Gange, schwerfällig und gravitätisch, einherschleppten. In der That bereitete dem Dichter die Fortsetzung des Werkes unsägliche Mühe; die zahllosen Varianten, das fortwährende Ändern am Plane bewiesen, wie wenig es ihn befriedigte.

Im Publikum machte der »König-Geist« den schlechtesten Eindruck; sogar ein Krasinski, dessen Sympathien für »Julius« allerdings schon erheblich abgekühlt waren, schrieb damals: ich habe darin nichts verstanden, höchstens zwanzig Strophen — der Vers ist ja wunderbar schön, aber es ist wie in einem Kaleidoskop, die Zeichnungen voll Farbe, aber ohne jeden Inhalt, die tönendsten Töne, aber ohne Gedanken ... entweder bin ich ein Narr, der Leser, oder der Verfasser. Das Urteil war ungerecht; der »König-Geist« stellte wie »Balladyna« und »Lilla Weneda« den Versuch dar, in die Urgeschichte des Volkes, dem Schweigen der Quellen zum Trotz, einzudringen, zu zeigen, wie das blofse Gewirre gleich sprechender und gleich lebender Menschen zu einer Nation umgeschaffen, zu seiner historischen Stellung erhoben

worden war. Der Leser sollte darin finden das Geheimnis des Anfanges und des Endes, das Geheimnis des heiligen Geistes, des Kampfes zwischen Heidentum und der Macht des Erleuchters: du wirst dich abmühen, Geist des Lesers, wirst ringen mit dem Geiste des Dichters; in flammender Krone tritt unter uns der Sänger eines neuen Geistes, im einfachen Gewande, mit verhülltem Gesicht, doch dringt sein funkelndes Auge hindurch; ein jeder von uns hat im dumpfen Klang seiner Stimme das Vaterland gehört (das ferne unter Hügeln schläft, das aus der Stille der Jahrhunderte sich meldet) oder deutlich geglaubt, dafs er es höre. Wohl war dies ein phantastisches und vermessenes Vorhaben, von der Urzeit bis zur Gegenwart — denn die letzte Inkarnation wäre vielleicht der Dichter selbst geworden, der Geist-König seines Volkes — in einem sich immer erneuernden Geiste den Wechsel der Zeiten, Mittel und Ziele zu offenbaren, aber noch im »Beniowski« hatte der Dichter sich entschuldigt: wenn ich in des Vaterlandes Asche scharre und dann meine Hände auf die Harfe lege, erheben sich aus dem Grabe Visionen, so schön, durchsichtig, frisch, lebend und jung, dafs ich sie aufrichtig gar nicht beweinen könnte; ich führe mit ihnen den Reigen durch die Thäler, und jede von ihnen nimmt, was sie will, von meinem Herzen, ein Sonett, Tragödie, Legende oder Ode! Das fehlende Material stückte er aus der ganzen slavischen Welt zusammen; ein Name, phantastisch gefafst, eine späte Sitte oder Sage, willkürlich umgedeutet, genügten, um der nimmermüden Träumerei neuen Stoff zuzuführen. Er liebte die Kontraste; auf den blutdürstigen Popiel, der, mit Iwan dem Grausamen wetteifernd, dem Sänger-Boten, der seines Herrn Absagebrief überbrachte, den Fufs an den Boden nagelte, ohne dafs der Bote zuckte, der mit seinen Opriczniki im Lande mordete und sengte, an Tage der Frevel Tage der Bufse reihte, vom Volke verwünscht und doch geliebt, sollte folgen der blinde König, der, durch ein Wunder sehend geworden, nachjagte dem Phantom seiner blinden Träume, bis er die Dubrawka fand, Christ wurde durch sie und in friedlich-mystischer Versunkenheit und Schwärmerei nicht achtete der Feinde, die sein Reich bedrängten; welch anderer Dichter der Welt hätte für die Wiedergabe seiner ätherischen Träume diese zarten, leis säuselnden Töne finden können, die Slowazki zu Gebote standen? Die eigenartigsten, willkürlichsten und doch

wunderbarsten Schöpfungen entsprossen dieser Feder — was machte er nicht aus Piast und seiner Rzepicha, in der er, willkürlich den Namen deutend, verkörperten Hochmut erfand, gerade wie im Namen »Polska« nach ihm der »Felsen« dem »Schmerz« entgegengestellt werden sollte. Und gerade in der dritten, der Piastrhapsodie, sowie in der letzten, fünften, an welche der Dichter noch Hand legte, von Boleslaw dem Kühnen, gab es entzückende Perlen beschreibender Poesie.

Seine Stunden waren bereits gezählt; das Revolutionsjahr hatte auch ihn aus der Zurückgezogenheit im engsten Kreise Gleichgesinnter und intensiver geistiger Thätigkeit herausgerissen, aus Paris nach Posen und Breslau getrieben, wo es ihm vergönnt war, noch einmal seine Mutter zu sehen. Die Hoffnungen hatten sich trügerisch erwiesen, aber den Bürger einer anderen Welt, den ruhig-ergebenen Christen traf dieser Fehlschlag nicht mehr. Die Schwindsucht machte rasche Fortschritte; in wunderbarer Fassung erwartete er seinen Tod und starb, noch nicht vierzig Jahre alt, am 4. April 1849. In seinem poetischen Testament verlangte er für sein Volk die Leuchte der Aufklärung, kündete, dafs sein Geist auch jenseits des Grabes fortwirken werde, die »Verzehrer des Brotes« zu Engeln umzubilden.

Was er gehofft und gewünscht, ist, allerdings spät, in Erfüllung gegangen. »Wie oft träumte ich beim Blick auf die alte Schlofsruine (von Krzemieniez, seiner Vaterstadt), dafs ich einst diesen Kranz schartiger Mauern füllen werde mit Gespenstern, Geistern, Rittern; dafs ich wieder aufrichten werde die eingefallenen Säle und sie durch ihre Fenster mit dem Feuer von Blitzesnächten erhellen und ihre Wölbungen werde wiederhallen lassen vom alten sophokleischen Wehe! Wehe! Und dafür wird mein Name gehört werden im Rauschen des unten am Berge fliefsenden Baches, und ein Regenbogen meiner Gedanken über den Schlofsruinen schweben.«

Ganz eigenartig verlief seine poetische Laufbahn, durchaus unähnlich jeder anderen. Er, der im Leben demokratischen und revolutionären Tendenzen huldigte, jede Hierarchie und Aristokratie bekämpfte, nur vom »Volke« die Zukunft erhoffte, vergrub sich als Dichter meist in die fernsten Zeiten, schüttete über diese alle Schätze seiner Poesie, des Wohllautes seiner Sprache,

der Pracht seiner Bilder; seine luftige Phantasie fühlte sich abgestofsen von der Wirklichkeit, hafste instinktiv alles Gewöhnliche, Gemeine, suchte die Zeiten auf, die keines Sterblichen Auge gesehen. Abseits von dem Trubel der Menschheit wandelte der Romantiker einsame Gänge und fand für sein Lieben, Fühlen und Glauben fast übersinnlichen Ausdruck, der oft nichts von Realität an sich hatte, als tönte Sphärenmusik.

Gegenüber der streng gegenständlichen Poesie des Mizkiewicz war die des Slowazki blofse Stimmungsmalerei, Impressionismus. Es lösten sich die festesten Konturen, umwittert von dem Hauch der Melancholie, die über Leben und Werk des Dichters lagerte; er war der Dichter unendlicher Schwermut, die auch aus seinen luftigsten Gebilden sprach und seinen »weifsen« Anheli »mit seinem Christusantlitz« oder seine Liebesidylle so durchdrang, dafs sie an den ewig thränenden Niobefelsen erinnerten. Schon dadurch gewann sich der melancholische und wie eine Mimose bei jeder derberen Berührung zuckende Dichter die Sympathien der Pessimisten, Dekadenten und Phantasten, die unter modernen Dichtern und Lesern überwiegen; ebenso sicherte ihm die Virtuosität seines Verses, der Reichtum seines Reimes, die Gewähltheit seines Ausdruckes die Bewunderung aller Parnassier: ungesucht, salopp klangen dagegen die Reime des Mizkiewicz, hell und klar war sein Ausdruck, einfach seine Strophen; überfeinertem ästhetischem Empfinden entsprach Slowazki ungleich mehr. Die moderne Poesie bekannte sich daher zu ihm, suchte seine Reim- und Verskunst noch zu überbieten, seine bilderreiche Sprache nachzuahmen, das Grelle in Gefühl und Ausdruck beizubehalten, und die bedeutendste moderne epische Schöpfung (»Herr Balzer in Brasilien« der Frau Konopnizka) wandelte weniger in den Bahnen von »Pan Tadeusch« als in denen von »Beniowski« und »König-Geist«. Die posthume Bedeutung des Slowazki steigerte endlich sein, bei Slaven so seltenes, ausgesprochenes dramatisches Talent: woran der Emigrant nie hatte denken können, erst nach Decennien allerdings, wurden seine Tragödien dem modernen Repertoire eingefügt und bilden seinen klassischen Kern.

## ELFTES KAPITEL.

# Zygmunt Krasinski.

Neben dem gefühlstiefen Realisten Mizkiewicz und dem sensitiven Idealisten-Phantasten Slowazki trat der »Anonyme Dichter«, der Dichter-Philosoph der Reflexion, mit dem der Zukunft zugewendeten Blicke, an dichterischem Talent hinter beiden tief zurückstehend, aber von einem Gesichtskreis, der über alle Grenzen von Volk und Zeit reichte.

Zygmunt Krasinski gehörte einem alten masovischen Geschlechte an, das bereits seit dem 16. Jahrhundert Vertreter in der geistlichen und weltlichen Hierarchie und Litteratur aufweisen konnte, in welchem sich die kleinen masovischen Wojewodschaften und Kastellaneien förmlich vererbten und das aus dieser provinzialen Bedeutung hervorgetreten war zur Zeit der Barer Konföderation, deren Marschall Michal und deren thätigstes Mitglied sein Bruder, der Bischof von Kamieniez, war. Der Dichter hat dann öfters an die Traditionen der Familie angeknüpft, verlegte die Katastrophe seiner »Ungöttlichen Komödie« in die Schanzen, die einst sein Vorfahr verteidigte; und in seiner »Sommernacht« kehrte förmlich wieder die an den fremden Herzog Karl von Kurland unglücklich verheiratete Franziska Krasinska, nach welcher der »Freiheitsheld« Pulaski zeit seines Lebens geschmachtet. Aristokratische Traditionen blieben denn auch für Zygmunt stets maſsgebend, weniger für sein Denken als für sein Empfinden und Handeln, und neben ihnen der Einflus des Vaters, dessen sich der Dichter nie erwehren konnte, nie zu erwehren versuchte.

Der Enkel jenes Michal, der Sohn eines Abgeordneten des »langen« Reichstages und einer Schwester des Czazki, war Vinzenz Krasinski, ein glänzender, geistreicher, tapferer Offizier, Adjutant des Kaisers (Napoleon), der als General die Reste der Armee nach Kongreſspolen zurückführte und sich mit der neuen Gestaltung der Dinge so vollständig aussöhnte, daſs er schlieſslich als ein Pfeiler der Russophilie angesehen wurde, daſs er daher beim Ausbruch der Revolution das Land verlieſs, und nach vielen Jahren, nach dem Tode des Fürsten Paskiewicz den Statthalterposten in Warschau vertrat. Diese politische Stellung des Vaters ist für den Dichter-Sohn von weittragenden Folgen gewesen; schon 1829 zwang sie ihn, die Universität Warschau und das Land zu verlassen; sie hinderte ihn, an dem Kampfe von 1831 teilzunehmen.

In Paris war Zygmunt Krasinski 1812 aus der Ehe des Obersten mit Fürstin Maria Radziwil, geboren worden; von der Mutter erbte er einen früh zerrütteten Nervenorganismus, der sein Leben zu einem wahren Martyrium gestaltete. Das Kind entwickelte sich auſserordentlich rasch, zuerst bei der Groſsmutter in Opinogora, dessen Andenken er später poetisch zu fixieren vergebens versuchte; dann in Warschau beim Vater; die gemütskranke Mütter war frühe gestorben. Gute Lehrer brachten ihn rasch vorwärts; für Litteratur weckte den Sinn schon die Atmosphäre des Hauses, das von den Kämpfen zwischen Klassikern und Romantikern wiederhallte; der General liebte es, auf seinen Diners die streitenden Parteien aufeinander zu hetzen, und schon der Fünfzehnjährige verfaſste eine alsbald gedruckte »historische« Erzählung, bald hierauf einen dreibändigen »historischen« Roman, und schon mit zweiundzwanzig Jahren verfaſste er wie spielend ein Werk, an dessen Vorwurf der so viel ältere Björnson in so viel längerer Zeit nach sechzig Jahren sich abmühte, ohne daſs »Über unsere Kraft« erheblich anders oder gar besser ausgefallen wäre als die Jugendarbeit des Polen. Krasinski erstaunt somit durch seine Frühreife, und erinnert schon dadurch an Shelley, mit dem sich seine allegorisierende Poesie auch sonst berührt: freilich stehen sich beide in einem Hauptpunkte diametral entgegen; während der Engländer durch seinen Enthusiasmus das Werk seines Lebens gefährdet hat, sparte der Pole denselben Enthusiasmus ausschlieſslich für seine Verse auf, und so

gelang es ihm, mit Umschiffung einiger gefährlicherer Klippen, das Schiff seines Lebens ungefährdeter landen zu lassen.

Der Beginn seiner litterarischen Laufbahn entsprach nicht im geringsten der Fortsetzung. Walter Scott hatte es ihm und seinen Jugendfreunden angethan; eigentlich gewährte er ihnen nur den Rahmen oder Vorwand für das Malen der leidenschaftlichsten Gefühle und gräfslichsten Situationen; sie gingen nicht einem Niemzewicz oder Bernatowicz nach, sondern knüpften an die kannibalische Romantik eines Victor Hugo an, häuften die Greuel, scheuten keine Anachronismen, zeichneten Karikaturen statt Menschen, hielten sich zwar meist an die Vergangenheit des eigenen Volkes, aber füllten die Erzählung mit wildfremden Motiven, z. B. dem Baden im Jungfrauenblute zur Erhaltung der Schönheit, und legten besonderen Wert auf den gesuchten, unnatürlich heftigen, übertrieben blumigen Ausdruck. Derart war die erste dieser Erzählungen, »Das Grab der Reichsthals« (gedruckt 1828, phantastische Erzählung von der Ermordung Wallensteins, an dem Leslie-Reichsthal den Tod der Schwester rächte), so der Roman »Wladyslaw Hermann und sein Hof« (gedruckt 1830 in drei Bänden; der schwache »König« zwischen unbändigen Stolz, Verrat und Rachegelüste seiner nächsten Verwandten und der »Barone« des Reiches gestellt); so der »Agaj Chan« (gedruckt erst 1834): die Geschichte der »Maryna«, der Witwe nach den Demetriussen, die in ihrer unbeugsamen Art und tollen Herrschsucht alles daran setzte, Zarin zu bleiben, von dem tapferen Kosaken Zaruzki unterstützt wurde, aber an der Leidenschaft des Tatarensprösslings Agaj Chan zu Grunde ging, — Agaj Chan war der Vorfahre des Tataren Asia im Roman des Sienkiewicz (»Herr Wolodyjowski«). Die spannende, in alle Farben des Orientes (Astrachan u. s. w.) getauchte Erzählung ist in einer halb poetischen Prosa geschrieben, die dem Dichter lange anhaftete. Von Erzählungen und Romanen wandte er sich jetzt endgültig ab, obwohl er noch hie und da auch solche versuchte, in denen die Gegenwart mit polnischen Offizieren und Emigranten zu Worte kam.

Der Novemberaufstand und die Unmöglichkeit, an dem Kampfe teilzunehmen, brachten ihn um Ruhe und Besinnung; seine Erregung entlud sich in leidenschaftlichen, halb wahnwitzigen Klagen (»Adams Wahnwitz« und andere, zum Teil ganz verschollene

Skizzen, die, mochten sie beginnen, wo sie wollten, in die gegenwärtigen Katastrophen und Verwünschung der Russen ausliefen). Langsam beruhigte er sich; seine angeborene Reflexion und Skepsis lehrte ihn die Sachen kühler aufzufassen; ja, er wandte sich für den Augenblick von den nächsten Interessen ab, überzeugt, dafs »Poesie das ganze Menschengeschlecht, nicht ein einziges Land, einen Lappen von Zeit und Raum betreffe; Ewigkeit und Unendlichkeit rafft sie unter ihre Flügel«. Vom engeren nationalen wandte er sich in seinem, durch Augenkrankheit erzwungenen einsamen Sinnen dem weiten socialen Problem zu, und so entstand im Laufe des Jahres 1833 sein philosophisch-phantastisches Drama »Die ungöttliche Komödie« (im Gegensatze zur göttlichen nur auf Erden weilend, durch ihre Fegefeuer und Hölle führend, zum Himmel nur am Schlusse weisend), zuerst »Der Mann« benannt, weil sie um einen Hauptheldeu kreiste, — auch der englische Umarbeiter und Erweiterer, Lord Lytton (Botschafter in Paris, gestorben 1890), hat sie nach dem »Manne« »Orval or the fool of times« benannt; Lyttons Bearbeitung schwächte die knappere, energischere Darstellung des Krasinski nur ab.

Um die Genesis des wunderbaren Faktums zu verstehen, dafs der junge Magnatensohn auszog, um, ein neuer Bileam, der Demokratie zu fluchen, und statt dessen seine Moabiten-Aristokraten mit schonungslosem Grimme der Verachtung und ihrem wohlverdienten Verderben preisgegeben hat, müfste man bis zum Novemberaufstand 1830 zurückgreifen. Der Vater, der General, dessen nicht nur Willen, sondern jeden Gedanken der Sohn zeit seines Lebens heilig respektierte, hatte ihm über die Natur dieses Aufstandes die Augen geöffnet, wie er wenigstens sie verstand, und aus der Stelle eines Briefes an den Sohn ist förmlich die ganze »Ungöttliche« geflossen. Er leugnete da die nationale Richtung der Bewegung und sah nur ihre sociale: »Verschwunden sind Nationalitäten, zwei Farben regieren die Welt, Ordnung und Anarchie, auf dafs die Besitzenden und die Besitzlosen ihre Plätze wechseln; daher diese unerträgliche Parteibewegung, die sich über die Welt ausbreitet und die erhabensten Vorspiegelungen der Vaterlandsliebe ergreift, um zu ihrem Ziele zu gelangen.« Diesen Eindruck verstärkte, was Krasinski von Genf aus in Frankreich beobachten konnte; wenn er unter seinen

empörten Handwerkern einen, der Gesundheit und Leben in der engen Kammer an der Seidenwerkstatt hockend verlor, fluchen liefs den Händlern, welche Seide verkaufen, und den Herren, welche sie tragen, so mahnte dies deutlich an den furchtbaren Aufstand der 40000 brotlos gewordenen Seidenwirker Lyons, der im November 1831 losbrach, worauf dann St. Marc Girardin sagen durfte: »Les barbares qui ménacent la société ne sont pas au Caucase ou dans les steppes de la Tartarie, ils sont dans les faubourgs de nos villes manufacturières.« Diese immer heftigeren und häufigeren Konvulsionen legten Krasinski die Frage nach ihrem endlichen Ausgange nahe, und die Antwort brachte seine »Un göttliche«, die 1835 anonym herauskam, wie alles, was Krasinski je geschrieben hat.

Der »Mann« im Vordergrunde der Aktion, um den geschart die letzten »Aristokraten« ihre letzte Position verteidigen, ist Graf Heinrich, Aristokrat und Dichter. Die zwei ersten Teile der »Komödie« gehören nicht zum Thema, dem to be or not to be der »Aristokratie«, sondern dienen zur speciellen Charakteristik des Grafen. Er ist Dichter, d. h. er überträgt die Poesie des Lebens in seine Worte, er wird nie die Poesie der That kennen; seine Kunst ist ja Gefühl des Gefühls, nicht das Gefühl selbst, die Wahrheit der Wahrheit blofs; er liebt seine Meisterwerke, nichts weiter; er schafft alles, Welt, Statue, Vers, Geliebte; daher findet er in der wirklichen Welt keine Erfüllung seiner Wünsche und keine Grenzen seiner Träume, daher ist ein grofser Künstler niemals ein guter Ehemann oder Vater. So dachte Krasinski (in einem Brief an den Freund Sir Reeve), und so schuf er seinen Heinrich; gehörte er doch selbst zu denen, »welche nie im gegebenen Augenblicke Poesie im Handeln haben werden«, welchen ihr Gewissen ernüchternd zuruft: »du komponierst ein Drama«, wenn sie erregt scheinen. Diese Skepsis in der Beurteilung des Dichters zur Zeit der höchstgehenden romantischen Überschätzung dichterischer Persönlichkeit und Berufes bürgte dafür, dafs der Jüngling dieselbe Skepsis auch bei der Betrachtung socialer Erscheinungen bethätigen werde. Vorläufig jagt sein Heinrich den Phantomen der Schönheit und des Ruhmes nach, mit denen die Hölle — die Zeit stand ja im Zeichen der »Faust« und »Manfred« — ihn lockt. Er vernachlässigt darüber seine

Frau, welche, in unerwiderter Liebe sich verzehrend, fühlt, daſs sie ihrem Manne zu unbedeutend ist, nach der Gabe der Poesie vergebens sich sehnt und darüber den Verstand verliert: in einer Scene im Irrenhause hört man dann ringsum alle Losungen der Neuzeit von den Irren ausgestoſsen; diese und andere Lebensscenen sind trotz ihrer Kürze von packender Wirkung. Die ihr versagte Poesie hat die Mutter auf das Söhnchen herabgefleht, dessen zarter Organismus und schwindendes Augenlicht in nervösen Erregungen sich verzehren; sogar das Vaterunser betet er mit poetischen Erweiterungen; ihn, das Einzige auf der Welt, liebt dann der Vater.

Das war bloſses Vorspiel zur Charakteristik des »Mannes«, der ja edlerer Regung stets zugänglich war, den ja auch Pankraz, der Führer der »Demokratie«, durch Vorgaukelung künftigen Menschenglückes von den »Aristokraten« und ihrer verlorenen Sache wegzulocken versucht; die Termini sind hier veraltet, man müſste heute »Besitzende« und »Enterbte« einsetzen. Wohl sprach Krasinski davon, daſs sein Werk »Verteidigung dessen ist, woran sich so viel Habenichtse vergreifen, Religion und Ruhm der Vergangenheit«; daher ist auch sein Heinrich mit der Losung: »Jesus und mein Säbel — Gott und du, Maria! zu der ich soviel gebetet,« unter die Verteidiger der konservativen Prinzipien und Traditionen geraten. Wie Krasinski und Heinrich über deren Vertreter, über das ganze »aristokratische« Lager dachten, bewies das zweite Motto der »Ungöttlichen«: zu den durch ihre Vorfahren gehäuften Fehlern haben sie neue hinzugefügt, Schwanken und Furcht, daher verschwinden sie von der Oberfläche dieser Welt, und groſses Schweigen ist nach ihnen. Dieses Motiv erklingt fortwährend: deinen (Heinrichs) Brüdern gebührt Strafe und nach der Strafe Vergessen; die Welt ruft ihnen zu: ihr Wurmstichige, ihr Mummelgreise, voll von Speise und Trank, machet Platz den Jungen, Ausgehungerten und Starken. Feige Selbstsucht ist die einzige Triebfeder der »Aristokraten«; um das Vermögen zu retten, sind sie jeder Gemeinheit, jeden Verrates fähig, sie, die die Kraft ihres Körpers in Wollust, die ihres Geistes im Müſsiggang vergeudet haben; die Vertreter der Grafen und Barone (unter ihnen namentlich ein Neophyt aus den Juden) sind zugleich die Vertreter jeden

Lasters und jeder Feigheit. Heinrich täuscht sich nicht über den moralischen Wert dieser verrotteten Welt, und doch harrt er bei ihr aus.

An der Spitze der Gegenpartei steht Pankraz, der ehrgeizige, konsequente, unerbittliche Führer der Massen, mit dem kahlen Kopf, von dem Gedanken die Haare herabgestofsen haben, mit der gelblich angetrockneten Haut; selbst ohne Illusionen, Illusionen heuchelnd: aus diesem Geschlechte werde ein neues, hohes, tapferes erwachsen; die ganze Erde werde eine blühende Stadt, ein blühendes Haus, eine Werkstatt von Reichtum und Gewerbe werden — das mögen ihm glauben seine Nachbeter, das fervide imitatorum pecus, nicht Heinrich, dem »deine Worte die Begeisterung heucheln, die dein blasses, unbewegliches Gesicht nicht kennt«. Hinter Pankraz steht die ganze Not der Menschheit; sein Glaube ist ja »das Millionen in Verzweiflung und Schmerzen ausgepreſste Gestöhn, der Hunger der Arbeiter und das Elend der Bauern, die Schande ihrer Frauen und Töchter, die Erniedrigung der Menschheit, die unterjocht ist vom Aberglauben und Schwanken und viehischer Angewöhnung«. Das macht seine Unbezwinglichkeit aus. Die Massen schreien jedoch nicht nach gleichem Recht, sondern nach gleichem Genufs für alle; sie trinken die Weine der Herren, sie schlachten die Pflugochsen — nicht ahnend, dafs sie, um nicht Hungers zu sterben, bald wieder zur alten Arbeit werden greifen müssen, und aus dieser Arbeit werden wegen der Ungleichheit von Körper und Geist die neuen Keime der alten Aristokratie hervorsprieſsen; so entgegnet der Soldat unter ihnen, aufgefordert, seinen Plan zur Eroberung der Aristokratenburg mitzuteilen: obwohl ihr mir Brüder in der Freiheit seid, seid ihr mir nicht Brüder im Talent; nach dem Siege wird jeder meine Pläne erfahren; worauf Heinrich zu seinem Begleiter bemerkt: erschlagt ihn, denn so beginnt jegliche Aristokratie.

Denn Heinrich hat das Lager der belagernden Demokraten durchwandert und kann dann Pankraz bei ihrer Begegnung die Worte ins Gesicht schleudern: auch ich kenne dich und deine Welt, in den nächtlichen Schatten sah ich die Tänze des Pöbels, auf dessen Nacken du hinaufsteigst; ich sah da alle alten Verbrechen der Welt, gehüllt in frisches Gewand, kreisend im neuen Tanze; ihr Ausgang ist derselbe wie vor Tausenden von Jahren, die

Ausschweifung, Böses, Blut. Er täuscht sich nicht über die gepriesene künftige Glückseligkeit — vergebenes Träumen, wer wird es je erfüllen? In der Wüste ist Adam entschlafen, ins Paradies kehren wir nicht mehr zurück. Auch er hat ja einst vom Fortschritt geschwärmt: nehmet meinen Kopf hin, wenn er um diesen Preis zu erkaufen ist, aber nein, vor hundert oder zweihundert Jahren konnte noch ein freiwilliges Übereinkommen — doch jetzt, ich weifs es, jetzt mufs man sich gegenseitig morden, denn jetzt geht es ihnen nur um den Wechsel des Geschlechtes; ebenso lauteten die Worte im Briefe des General Krasinski. Und nicht viel anders lautet das Evangelium des neuen Propheten Leonhard: Eine neue Welt künde ich, einem neuen Gotte vertraue ich den Himmel an. Herr der Freiheit und des Genusses, du Gott des Volkes, jedes Racheopfer, jede Tyrannenleiche werde dein Altar, ein Ocean von Blut ertränke die alten Thränen und Leiden des Menschengeschlechtes; sein Leben sei fortan — Glück, sein Gesetz — Gleichheit und Strick, und Fluch dem, der andere schafft.

Besiegelt ist das Schicksal der »Aristokratie«, allnächtlich hört man in den Verliefsen der Festung die Geisterstimmen: Für unsere Qualen lafst uns, die einst Angeschmiedeten, Gepeitschten, Gequälten, mit Eisen Gerissenen, mit Gift Getränkten, mit Kies und Ziegel Überschütteten, selbst quälen und richten und verdammen . . . und strafen wird der Teufel . . . in dir (Heinrich) endigt das verdammte Geschlecht, in dir Letztem hat es vereinigt alle seine Kräfte und Leidenschaften und seinen ganzen Stolz, um unterzugehen . . . dafür, dafs du nichts geliebt, nichts geehrt hast als dich und deine Gedanken, bist du verdammt, verdammt in Ewigkeiten. Er hatte nicht gehört auf die Stimme seines Schutzengels, der ihm auf seine Klagen über die Öde in der Welt zugerufen hatte: lerne lieben die Abgehärmten, Ausgehungerten, Verzweifelnden, deine Nächsten, deine armen Nächsten, und du wirst erlöst werden. Er hatte sich gesagt: Mensch zu sein, Engel zu sein, ist es nicht wert; der erste der Erzengel hat ja nach einigen Jahrhunderten, wie wir nach einigen Jahren, in seinem Herzen die Öde gefühlt und nach höherer Macht verlangt (Byrons Lucifer!) — man mufs Gott sein oder nichts! Und der Erfolg seines Lebens war: Viele Jahre arbeitete ich, um das letzte Ziel alles Wissens, Geniefsens und Denkens zu ent-

decken, und entdeckte die Grabesöde meines Herzens; ich kenne alle Gefühle nach ihrem Namen, aber habe keine Begierde, keinen Glauben, keine Liebe; es kreisen nur einige Ahnungen um mich, von meinem Sohne, dafs er erblinden, von der Gesellschaft, in der ich aufgewachsen, dafs sie zerfallen wird, und ich dulde, wie Gott glücklich ist, in mir selbst, für mich selbst. Zuguterletzt ist er Paladin der alten morschen Ordnung mit ihren Schurken und Lumpen und endigt, verzweifelnd und verdammt, durch Selbstmord.

Der Held der Phantasie, des poetischen Flitters hat einen würdigen Gegner in dem Helden des alles zersetzenden Verstandes, in Pankraz, dem Mann mit der hohen Stirn, den unbeweglichen Augen, dem farblosen Gesicht, der schneidenden Stimme, den langsam leichten Bewegungen, dem jedes Zweifeln oder Irren fremd ist; wenn er seinen Arm hebt und streckt über den Massen, neigen sich ihre Köpfe, als wenn sie niederknieen sollten vor diesem Segen eines grofsen Verstandes, nicht Herzens, — fort mit Herz und Aberglauben, es lebe das Wort des Trostes und des Mordes! Als er endlich jeglichen Widerstand zerstört hat, fragt ihn sein Anhänger, warum er nicht triumphiere? Pankraz täuscht ihn: sieh auf diese gewaltigen Fernen, die sich zwischen mir und meinem Gedanken erheben, man mufs bevölkern diese Wüsten, durchbohren dieses Gestein, vereinigen die Seen, zuweisen Boden einem jeden, auf dafs doppelt so viel Leben erwachse, als jetzt Tod liegt auf diesen Ebenen, denn sonst wäre das Werk der Vernichtung nicht gesühnt. Aber aus dem nur mit Menschenblut gedüngten Boden kann kein Heil erstehen, und dem, der ebenso lieblos gewesen wie Heinrich, naht nun das Gericht.

Flammend erhebt sich vor seinem erschreckten Auge die Vision göttlicher Liebe, des Heilands, wie eine Säule schneeiger Helle, über Abgründen, gestützt mit beiden Armen aufs Kreuz, wie der Rächer auf den Säbel, die Dornenkrone aus geflochtenen Blitzen, und vor dem Glanz dieses Auges stirbt, was da lebt. Erbleichend schauert Pankraz, fleht den Leonard an, ihm die Augen zu verhüllen mit seinen Händen, auf dafs er diesem vernichtenden Blicke entgehe, — Fluch über deine Hände, sie sind ja wie Geisterhände, ohne Fleisch und Knochen, durchsichtig wie *Wasser*, Glas, Luft — ich sehe ja fortwährend, und zermalmt

von der Kraft dieser Augenblitze sinkt er hin mit dem Ausruf: »Galilee vicisti!« Statt jeglichen Kommentars zu dieser einzig möglichen Lösung — nach siebzig Jahren ist man heute nicht weiter gekommen — dient eine Stelle aus einem wenige Wochen nachher geschriebenen Briefe an den Jugendfreund Gaschynski (vom 17. Januar 1834): »Ich weifs, dafs unsere Civilisation ihrem Tode zuneigt, dafs nahe sind die Zeiten, in welchen kommen werden neue Verbrechen, zu strafen die alten und sich selbst zu verdammen vor Gottes Angesicht, aber ich weifs auch, dafs sie nichts erschaffen, erbauen werden; sie eilen vorbei wie Attilas Rosse, und stille wird es nach ihnen. Erst das, was weder Du noch irgend jemand anderer kennt noch begreift, wird herankommen, sich aus dem Chaos entwickeln und erbauen eine neue Welt nach dem Willen Gottes, nach der Bestimmung des Menschengeschlechts — aber dann werden meine und Deine Knochen irgendwo modern.«

Dieses »das« symbolisierte Krasinski in der Gestalt des Kreuzes, des einfachen, schmucklosen aus dem Colliseo in Rom, welches auf ihn seit der ersten Romreise den tiefsten Eindruck gemacht hatte, vor dem alle Kunstschätze und Kirchenbauten Roms vollständig zurücktraten; an den Vater schrieb er schon damals, 5. Dezember 1830, von diesem Kreuze, das unverändert, aus Holz, über der Erde steht, die es verfolgte, und herrscht, wo man es mit Füfsen trat, das unleugbare Symbol des Sieges eines neuen Lebens über das alte; um dieses zerfällt das alte in Staub und modert unter Epheu, es allein ist unsterblich, einfach und göttlich. Denselben Hinweis auf die triumphierende Macht des Kreuzes findet man wieder in der Darstellung nationalen Hasses und Kampfes, die auf die Schilderung des socialen folgte, im »Iridion«.

Der Verkehr in Rom mit Mizkiewicz, der ihn auf Schlegel und Lammennais (De l'indifférence en matière de religion) verwies, und eine entsprechende Lektüre weckten Krasinskis schlummernde Religiosität; er schrieb dem Freunde: »Mit Deiner ganzen Kraft vereinige Dich mit der christlichen Religion; wer mit Gott ist, Gott ist mit ihm.« 1831 ward dieses Christentum durch den heidnischen Schrei nach Rache, den krampfhaften Groll gegen den Feind zurückgedrängt; Krasinski dachte und dichtete sich in Hafs und Verzweiflung; bald überwog jedoch die Stimme

des Gewissens. Auf die Dauer liefs sich ja unbedingte Verehrung des Wallenrod, der Rache um jeden Preis mit christlicher Gesinnung nicht vereinigen; es folgte der tröstliche Hinweis auf die Macht der alles überwindenden göttlichen Liebe und nahm die Form einer Allegorie aus der antiken Welt an. Im November 1833 frug er beim Vater an, ob er sich einer Idee entsinne, die er dem Vater in Petersburg (1832) erzählt und die dieser »schön gefunden« hätte; sie hiefs »Iridion« und spielte vor Jahrhunderten in Rom; ich habe sie in Petersburg geschrieben, zerrifs sie in Warschau, weil ich sie elend fand, doch gab sie mir ein Jahr lang keine Ruhe, gewann an Weite und Macht; hier (in Rom) offenbarte sie sich mir; hier erblickte ich meinen Iridion, wie er auf dem Forum wandelt; ich schaffe nicht weiter an ihm, ich observiere nur; er begleitet mich durch alle Ruinen; schon aus Dankbarkeit werde ich ihn nicht umkommen lassen. Und gleichzeitig äufserte er zu Gaschynski: »Ich liebe diese Trümmer, ich liebe die Strafe, welche herabkam auf die ewige Stadt, auf die Stadt der Bedrückung und Niedrigkeit, des Egoismus und der Ausschweifungen, auf Rom, den alle Nationen der Welt verschlingenden Abgrund. Blicke Du nun auf diese Ruinen, auf diesen Epheu, der Eidechsen grüne Wonne, auf diese Gräber . . . auf ihnen ist heute, wie auf einer Verbrecherstirn, durch der Zeiten Hand der Fluch eingegraben, und Rom liegt zu Boden, liegt und fault, liegt und wird nicht wieder erstehen ... Aber gleichzeitig ist Heiligeres zu sehen, das Kreuz herrscht hier, der Katholizismus thront hier auf allen Hügeln, er hat die Welt gerettet und in seiner Barmherzigkeit auch der alten Welt Reste bewahrt. Wärst Du hier, niederknieen würdest Du und glauben; Dichter schäme Dich, kein Katholik zu sein.« Roms Poesie hat kein anderer polnischer Dichter in gleichem Mafse empfunden und besungen. Der »Iridion« von 1832 hatte ihn nicht befriedigt, da kam diese Poesie offenbar nicht zur Geltung; noch hatte er Rom zu wenig gesehen, Gibbon, Montesquieu, die antike Litteratur zu wenig studiert. Das holte er 1833 und 1834 nach; 1835 wurde der neue »Iridion« geschrieben; formell an die »Ungöttliche« erinnernd, in derselben poetischen Prosa, mit Prologen und Epilogen, aber als Kunstwerk, ohne Rücksicht auf den Ideengehalt, ungleich höher, antikes Denken und Fühlen, *die Menschen* und die Atmosphäre mit wunderbarer Intuition

wiedergebend, nicht blofs suggestiv, anregend, sondern in voller Plastik, mit satten Farben, in klaren Tönen, Zeit und Elemente darstellend. Das war »materielle« Poesie, deren Berechtigung er damals gerade anerkannte, sie mit »geistiger« vereinigen liefs, auf dafs der »poetische Mensch« erstehe, den jedermann anerkennen und verehren werde. Ein solcher poetischer Mensch war nun sein Iridion.

In diesem verkörperte er »das Stöhnen eines unerhörten, eines Titanenschmerzes, der Vereitlung der heiligsten und hellsten Hoffnungen«. Aus dem Rom der Caesaren in seiner Zersetzung, »aus dieser Welt, die zuckt und stirbt, will ich noch einen Gedanken auspressen, in ihm wird meine Liebe sein, obwohl er ein Sohn der Raserei und ein Verkünder des Verderbens . . . er dauert, solange Erde und Erdenvölker weilen; giebt es dafür im Himmel keinen Platz für ihn?«

Der Grieche Iridion, einer von den früh Verstorbenen, Schönen, Heldenhaften, Vergessenen, will die tiefe Erniedrigung des herrlichen Hellas an der herz- und geistlosen, brutalen Allverschlingerin Roma rächen; zu dieser Feindschaft hat ihn, wie den Hannibal, der Vater auferzogen, der sich die germanische Königstochter Grimhild zur Frau genommen, um das Rachewerk auch auf die jugendfrische Kraft der Barbaren zu stützen. Nach langen Vorbereitungen scheint der Erfolg verbürgt. Bald wird ja der innere Krieg ausbrechen, zwischen dem entnervten Wollüstling auf dem Caesarenthron, dem Syrer Heliogabal, und dem letzten Vertreter altrömischer virtus, Alexander Severus. Dazu versichert sich Iridion der Hilfe aller Unterdrückten in Rom, der Barbaren sowohl wie der verkommenen und verachteten Sprossen der alten Patriziergeschlechter; durch seine Schwester, deren Mädchenehre er dem Wüstling opfert, gewinnt er Heliogabals Vertrauen, zeigt ihm in Rom den ewigen Nachsteller seines Lebens und erhält von ihm den Schutzring Roms. Er gewinnt sogar das Vertrauen des unterirdischen, christlichen, jugendlichen Roms, ist vor ihm der Getaufte, Hieronymus, wie er den germanischen Gladiatoren gegenüber Sigurd war. Um jedoch das Blendwerk der Rache für eine Gottessache auszugeben, dazu reichte für Christen das Predigen blinden Hasses gegen den Glaubensverfolger nicht aus; er verführt nun die als Heilige verehrte Metella, berückt sie, dafs sie den himmlischen

Bräutigam für den irdischen preisgiebt und mit dem Rufe: »Zu den Waffen!« die Katakomben durcheilt, die Thatkräftigen, Jüngeren, Ungestümeren unter den Christen mit sich fortreifst. Ihrer Losung des Hasses tritt mit der Losung milder Liebe der alte Bischof Victor entgegen; nicht von dieser Welt ist ja das Reich Christi, Metella ist nur vom Dämon besessen und stirbt, der Anschlag mifslingt. Trotzdem wagt Iridion nur mit Gladiatoren und Söldnern den jetzt ungleichen Kampf und mufs unterliegen, als sich um Severus alles Tüchtigere scharte, und Rom steht stärker als je zuvor, denn es hat den tückischesten, den inneren Feind überwunden.

Iridion hatte geglaubt, den heiligsten Interessen seines Vaterlandes alle diese Opfer gebracht zu haben, in der That hat er nur für den Bösen gearbeitet. Die Verkörperung dieses Bösen, ein antiker Lucifer, der Greis der Steppe, ist sein und seines Vaters Berater gewesen. Ihm lag natürlich nichts an dem Fall der Verbrecherin Roma, wohl aber hoffte er durch Iridion die junge Christengemeinde ihrem himmlischen Ziele abwendig zu machen, denn nicht das Rom der sieben Hügel, sondern das, auf Millionen Sternen ruhend, die stolzen Engel gefällt hat, ist sein Feind. Als nun Iridions Anschlag in der Christengemeinde mifslungen war, giebt der Böse den weiteren Kampf auf und segnet Roma: »O du meine Herzensstadt, im Schatten dieser Arme sei du frohen Mutes, gerettet hat dich deine Gemeinheit, gerettet deine Grausamkeit, lebe und unterdrücke, auf dafs die Körper im Qualm verderben und die Geister an Gott verzweifeln.« Er rettet Iridion, zeigt ihm Rom aus der Ferne und weissagt, dafs das Kreuz Rom wieder zum Mittelpunkte der Welt machen werde. Iridion verzweifelt vollends: »Ich begehrte ohne Mafs, arbeitete ohne Unterlafs, um zu vernichten, wie andere begehren und arbeiten, um zu lieben und im Sterben das zu segnen, was sie im Leben geliebt haben — und jetzt kündest du mir sterbenden Roms Unsterblichkeit!« Der Böse ködert ihn mit der Aussicht, dafs auch dieses Rom zu Schutt und Asche zerfallen werde, und für diesen Anblick verschreibt sich ihm Iridion gern: »mir Rom, dir meine Seele!« Er wird eingeschläfert, bis dieser Augenblick gekommen sein wird.

Im Epilog erfüllt nun Satan sein Versprechen. Als der Unglaube den höchsten und »Rom« seinen tiefsten Punkt erreicht

haben, wird Iridion durch die Stätten greulichen Verfalles des kaiserlichen und gröfster Erniedrigung des päpstlichen Roms zum Kolosseum geführt; doch hier, statt des gehofften Triumphgefühles, überkommt den Iridion beim Anblick des vereinsamten Kreuzes der Liebe, unter den sanften Strahlen des Mondes, ein anderes Gefühl, die Erinnerung an Metella, die Trauer über dieses Kreuz, das ihm müde und beklagenswert erscheint wie sein Hellas und doch heilig für immer. Von dieser gefährlichen Stätte will ihn nun Satan fortreifsen; eine Engelsstimme ruft sie vors Gericht; vergebens behauptet der Böse: er ist mein, er lebte ja in Rache und hafste Rom; der Engel erwidert: er liebte Griechenland; Metella bezeugt es, und der freie Iridion wird zur Sühne seines Hasses neuer Prüfung ausgesetzt: im Namen Christi ziehe gen Norden, ins Land der Gräber und Kreuze, weile unter deinen neuen Brüdern; zum zweitenmal wirst du das Ziel deiner Liebe sterben sehen, ohne selbst sterben zu können, werden die Qualen Tausender in dein Herz eindringen; bleibe ruhig, und nach langem Martyrium werdet ihr mit Glück und Freiheit beschenkt; geh hin und wirke, sollte dir auch dein Herz in der Brust eintrocknen, solltest du auch an deinen Brüdern irre werden, solltest du auch an mir (Gott) selbst verzweifeln, — wirke fortwährend und ohne Rast, und du wirst auferstehen aus der Arbeit der Jahrhunderte und wirst ein freier Sohn des Himmels. Und es ging auf die Sonne über den Trümmern von Rom, und nichts sagte, wohin verweht war die Spur meines Gedankens, aber ich weifs, dafs er dauert und lebt.

Wie Graf Heinrich, der Verteidiger der Aristokratie, so war auch Iridion, der Apostel friedlicher Liebesarbeit, der einstige fanatische Hasser, Krasinski selbst. Er äufserte sich 1830 in der »Bibliothèque universelle« über »Wallenrod«: »La hauteur des pensées et des vues place son auteur au rang des hommes qui cessent d'appartenir à leur patrie pour devenir une partie de leur siècle« etc. Jetzt behauptete er und blieb dabei trotz aller Lockungen: »Die Richtung der Gesellschaft auf dem Wege der Freiheit erkennt heute nicht mehr an Konvulsionen und Gemetzel, erkennt nur an die Notwendigkeit von Vernunft und Tugend«; daher bekämpfte er standhaft alle Revolutionen und Revolutionäre. Die »Ungöttliche« und der »Iridion« hatten ihn beide fast gleichzeitig beschäftigt, wie sie beide in ihm

durch den Novemberaufstand geweckt waren; beide teilten die Form; in beiden wies der Dichter statt einer eingehenderen Lösung der Gegensätze auf den einzigen Ausgang, was ja mit seiner Auffassung der Poesie zusammenhing, welche Synthese wäre, der die Analyse schädlich wäre: es genügt, den Arm zu erheben und den Menschen zu weisen; sie sollen dann selbst untersuchen, wieviel Strahlen es in diesem Sterne gebe und wie rasch sein Licht zur Erde eile. Beide Werke waren ihm religiöse, christliche gewesen, d. h. sie sprachen ihm vom Welträtsel, Ahnungen anderen Lebens, Erinnerungen vorirdischen Seins, von Furcht und Hoffnungen, von diesem allem, was Gefühl eines Wesens heifst, das in Grenzen lebt und zu einstigem grenzenlosem Leben bestimmt ist. Dieser philosophische Gehalt sollte bald noch vertieft werden; vorläufig versuchte sich der Dichter in lyrischen Versen und mystifizierte das Publikum durch Erzählungen in Prosa: »Versuchung« und »Sommernacht«, wo eigene Erfahrung (die Köderung des unerfahrenen Jünglings durch Hofgunst, der dann den Tod vorzieht dem Eingereihtwerden unter die Feinde seines Volkes) und Erinnerungen an die eigene Familientradition, sowie an Ereignisse im Hause der Czartoryski oder Radziwil u. a. (die Tochter des Hauses opfert sich für den greisen Vater, reicht ihre Hand dem Fremden und geht nach der Trauung mit ihrem Landsmann-Geliebten in den Tod) in einer exaltiert-bombastischen Weise geschildert und durch alle möglichen Zuthaten und Vermummungen unkenntlich gemacht waren: letzte Versuche einer, wenn auch überromantischen, doch an Realität anknüpfenden Muse; von nun an wurde seine Poesie ausschliefslich philosophisch-allegorisch.

Der Geist der slavischen Rasse ist ein durchaus unphilosophischer; spekulatives Denken gar, das über die Grenzen von Gott und realer Welt dringen möchte, stöfst ihn eher ab; er verläfst nur ungern den Boden dieser Realität oder was er dafür hält; noch als eingefleischter Hegelianer wird er nach Kombinationen fahnden, um den Glauben an einen persönlichen Gott, an eine Unsterblichkeit der individuellen Seele mit der Lehre vom Absoluten irgendwie auszusöhnen; neben religiösen Grundlagen wird er wo möglich nationale nicht verlassen wollen. Trotz gewaltiger Fortschritte auf allen anderen Gebieten haben z. B. die Russen noch bis heute keine nennenswerte philosophische

Leistung zu verzeichnen; ähnlich die Polen, deren bedeutsamste Leistungen in den dreifsiger und vierziger Jahren von Berlin und Hegel ausgingen; die Posener stellten hierzu das Kontingent. Hierher gehörte der Mathematiker Hoene-Wronski mit seinen französischen Schriften (»Prodrome du messianisme«, 1830, »Prolegomènes du messianisme, le destin de la France, de l'Allemagne et de la Russie«, 1842, u. a.): sein »Messianismus«, die Verwirklichung des Gottesreiches auf Erden mit dem Wiedererlangen des Paradieses und dem Verschwinden des Todes, hatte mit Nationalität und Mystik nichts zu schaffen, was erst Towianski und Mizkiewicz in diesen Terminus hereinbrachten; Wronski hielt sich für das Organ des Parakleten, des von Christus verheifsenen Geistes und der inneren Wiedergeburt; einzelne Nationen hatten nach ihm besondere messianistische Ziele, die Franzosen im Staate, die Deutschen in der Wissenschaft, die Russen in der künftigen Weltverbrüderung. Hegelianer war Ferdinand Trentowski, der nach deutsch geschriebenen Werken (»Grundlage der universellen Philosophie«, 1837, »Vorstudien zur Wissenschaft der Natur«, 1840) in polnischen Werken (einer Pädagogik, Logik u. a.) eine slavisch-polnische Synthese romanischen Realismus und germanischen Idealismus zu begründen suchte; von Hegel eignete er sich nur die dialektische Methode an, gerade wie Graf August Cieschkowski, der Schüler Michelets und der Freund Krasinskis, der Verfasser der deutschen »Prolegomena zur Historiosophie«, 1838, und des polnischen »Vaterunser« (I, 1848, II, 1900, Entwicklung der Gedanken des Gebetes), welcher auf die Philosophie des Denkens die Philosophie des Willens pfropfte: wieder nur die Hegelsche Synthese. In der vorchristlichen Periode der Menschheit waltete das eingeborene Naturgesetz, das sinnliche Leben, der Leib und das Sein; in der nachchristlichen herrschte gegen das blofse Gefühlssein der Geist, der Gedanke, der Glaube, das religiöse Gesetz, aber er vermochte nicht, die Natur zu überwinden; daher die Kämpfe und Zweifel, zumal seit der französischen Revolution. Eine neue, dritte Epoche, die Epoche des heiligen Geistes, wird den Willen vereinigen sehen Fühlen und Denken, aus denen die That, das freie Werk des Geistes, das Gesetz des Willens hervorgehen; in dieser Epoche werden die Slaven die führende Rolle übernehmen; dazu berechtigen sie alle ihre Anlagen, Traditionen, Geschichte und

Verdienste. Das weder räuberische noch nomadische Volk, tapfer, nicht abenteuernd, frei, fromm, fröhlich, am eigenen Boden hängend, nicht fremden begehrend oder Fremde auf eigenem Boden zur Arbeit zwingend, wird am ehesten die bisher nur private christliche Liebe zur socialen und politischen erheben, wird sie von den Individuen auf die Nationen selbst übertragen. Es ist dieselbe Sehnsucht nach einer Verchristlichung internationalen Lebens, dessen allergröbste Verletzung die Teilung Polens war. Was Cieschkowski in seiner mitunter geradezu rhythmischen Prosa ausführte, kleidete in Verse oder in Allegorien sein Freund Krasinski.

1840 erschienen seine »Drei Gedanken« mit der unvermeidlichen, diesmal stark humoristischen, der einzigen in seinen Schriften (anders im Leben), Mystifikation. Der erste der Gedanken, »Der Sohn der Schatten«, war ein pantheistisches Glaubensbekenntnis, betonte die allmähliche Ablösung des Menschen von der Natur, seine volle Bewufstheit seit Christus, seine künftige Vollkommenheit. »Cesaras Traum« (der Name aus Jean Pauls »Titan«, Jean Paul und Lamennais beeinflufsten merklich seinen Stil), das Abbild eines wirklichen Traumes des Dichters, sprach seinen Sinn in den Schlufsworten aus: »Warum bedauerst du, dein Leben für eine Tote geopfert zu haben? weifst du denn nicht, dafs es eine Auferstehung giebt? . . . Die dein Leben genommen hat, wird es dir wiedergeben, denn ihr Tod war nur Täuschung.« Auf den philosophischen und nationalen Gedanken folgte ein religiöser: in der »Legende« versinkt die Kirche Petri, die kämpfende, organisierende, um Platz zu machen der Kirche des Johannes, des Logos, der ewigen Liebe; mit dem Papste harrt unter den Trümmern der polnische Adel aus. Neben diesen Allegorien entwickelte Krasinski in ungedruckten Skizzen (»Die Dreieinigkeit in Gott, Mensch und Geschichte«) die Gedanken des Cieschkowski. Der Mensch ist, weifs, will; die Gnade gewährt ihm das Sein, den Körper; die Vernunft (patris sapientia — Christus in der alten Kirchenprosa) gewährt ihm die Seele, das Bewufstsein seines Lebens und seines Zieles; die Liebe läfst beide im »Geiste« zusammenflieſsen, ohne eine neue Offenbarung. Das Leben der Menschheit ist Abbild des Lebens Christi, der Tod daher — freilich nicht aller, sondern derjenigen, welche, wie Polen, die Probe des Grabes überstanden haben — nur der

Übergang zu höherer Gestaltung und Leben; alles muſs jedoch erobert, verdient werden. Wenig Mystisches daher, eine Freiheit der Auffassung, welche Strenggläubige beunruhigen konnte; sie beschuldigten ihn der Glaubenslosigkeit; auch er lieſs es ja nicht, wie Mizkiewicz und Panslavisten (Aksakow oder Chomjakow), an Ausfällen gegen die seit Konstantins Schenkung »verrömerte«, »verweltlichte«, »verkaiserlichte« Kirche fehlen; er fürchtete, daſs diese Kirche Polen ausliefern und preisgeben würde; er miſsbilligte die Verfolgungen von Glauben und Gedanken; er verlangte rasche und gründliche Reformen.

Dem groſsen Publikum war bisher der »anonyme« Dichter so gut wie unbekannt; Inhalt und Form seiner Werke waren ja »Kaviar fürs Volk«; sogar ein so vernünftiger und für Litteratur empfänglicher Kopf wie der der biederen Frau Tanska-Hoffmanowa stieſs sich an deren »Unverständlichkeit«; schrieb sie doch vom »Iridion«: »Wie der Titel ist das Werk selbst geheimnisvoll; ich habe es mit Aufmerksamkeit gelesen und habe fast nichts erfahren; man sagt, man müſste es zweimal lesen, um zu verstehen; mir war es schade um die Zeit.« Populär wurde der »anonyme Dichter« erst durch seine »Vordämmerung« 1843.

Dem Gedichte geht, wie es bei dem Philosophen-Dichter nicht anders möglich war, ein Prolog in Prosa voraus. Es wiederholt sich die Zeit, wie sie vor der Menschwerdung Christi war: dieselbe Entwurzelung des alten Glaubens, dieselbe nicht zu übertreffende Verfeinerung des materiellen Lebens, und wie die vormals ganz voneinander getrennte Welt durch römische Herrschaft war vereinigt worden, so ist jetzt durch den Siegeszug des modernen Caesar die Welt durcheinandergerüttelt, zum Bewuſstsein der Gemeinschaft gebracht und für Aufnahme neuer Ideen vorbereitet. Diese neue Idee ist die Fortführung des Christentums; nicht mehr nur der Europäer, sondern die europäische Menschheit muſs christlich werden; offenbarste Verletzung christlicher Ideen war Polens Teilung; es wird somit entweder Christi Wort keine Früchte weiter tragen können oder die ihm angethane Gewalt wird nicht länger bestehen: gerade durch unsere ans Kreuz der Geschichte geschlagene Nation wird dem Gewissen des menschlichen Geistes klar, daſs die Sphäre der Politik zur religiösen werden muſs, und daſs Gottes Kirche auf Erden nicht

dieser oder jener Ritus, sondern der ganze Planet und alle Verhältnisse, sowohl der Individuen wie der Nationen, ausmachen.

In silberheller Mondnacht, auf einem der Seen am Fuſse der Alpen erheben der Dichter und seine Beatrice, die ihn aus der hoffnungslosen Öde verzweifelnden Unglaubens herausgeführt, ihre Gedanken zu Gott; in der weihevollen Harmonie der Welt vermissen sie einen Ton, Polen, doch ist sein Stern nur entschlummert, nicht erloschen: »wir haben ja unsern Geist in keiner Prüfung verloren, und die Auferstehung ist unser Recht.« Nun schildert er seiner »Schwester« die Ursache alles Vorausgegangenen; im Traum hat er die Geister abgeschiedener Väter befragt, und für sie antwortete Held Czarniezki: »Gottes Gnade trieb uns auf solche Abwege, und gepriesen sei sie, denn sie lieſs mein Vaterland heraustreten aus der Erdenhölle Schlund, nicht leben nach anderer Völker Weise, eher sterben als elend leben, — suche nicht nach Schuld bei den Vätern, laſs dich nicht auf Höhnen ein.« Da tauchen im Dunkel der Nacht, schwebend über dem See, die Gestalten dieser Vorfahren, geführt von der Königin ihres Landes, entgegen dem endlichen Sieg über des Bösen Macht; dann wird auf dieser Welt des Lebens dritte Gestalt erstehen. Vorübergerauscht ist die Erscheinung, doch blieb uns der feste Glaube an die Zukunft, und da eben die Morgenröte sich ankündigte, ersahen wir dem Schoſse der Zukunft entsteigen Polen selbst in weiſser Gestalt eines Erzengels des Planeten, als Chorführer der Völker, nach ihm die übrigen, Erscheinungen einer zukünftigen, besseren Welt. Mutig erhebt sich der Dichter; wohl harren noch viele Mühen und harte Schmerzen auf dem Wege zum Endziel, aber anbrechen wird die Morgenröte des Sieges; er versteht jetzt die heilige Vergangenheit, die Qualen des Fegefeuers, dieses Unrecht, diese Fesseln, diesen bösen Geist, welcher das tapfere Herz zu Niedrigkeit verführen möchte: für des Körpers Schmerz, für der Seele Schmerz, für der Martern hundert Jahre Dank sei dir, o Herr! sind wir auch schwach, elend, nichtig, ist doch aus unsern Qualen deine Herrschaft auf Erden angebrochen. So träumten, in der Vordämmerung eines besseren Morgens, die beiden Verbannten, und was sie im Herzen gefühlt, legten sie in diese Worte.

Eine Vision nur, wie es die Schluſsworte wiesen, war auch

der »Iridion« gewesen, der sich »an Ideen, nicht an Menschen vergriff«, der sich, ein leuchtender Regenbogen (daher sein Name), vom dunklen Gewölk des Hasses abgehoben hatte, von der alten zur neuen Welt sich schlingend; aber der Traum des »Przedswit« liefs alle allegorischen Hüllen fallen, verherrlichte in glühenden Worten Polens Vergangenheit und Zukunft, bannte siegesgewifs alle Zweifel, wies mit mächtigem Arm auf den leuchtenden Stern der Nation, stärkte die Zagenden. Ein Überbieten des Eindruckes war nicht mehr möglich; es verabschiedete auch der Dichter seine Worte — »erhebet euch, meine Thaten!« Doch bald griff er wieder zur Feder, die er weggeworfen, um zu wiederholen, zu verteidigen, zu präzisieren; dazu zwang ihn die Publizistik der Emigration.

Dieselbe war seit jeher in die beiden Lager der Weifsen und der Roten gespalten, der Konservativen, Aristokraten, Monarchisten und der Fortschrittler, Demokraten, Republikaner; die ersteren verfügten über reichere Mittel, die letzteren über gröfsere Talente. Sie hatten sich auch eher organisiert; schon Anfang 1832 hatte sich die »Demokratische Gesellschaft« unter dem Motto: »Alles für das Volk durch das Volk!« konstituieren können; sie war von jeglichen kommunistischen, antisocialen Gedanken fern, erkannte die Berechtigung eines Egoismus — stete Aufopferung, übermenschliche Tugend waren ihr Extreme, wie ein Sich-abschliefsen und Aufgeben alles Guten und Schönen, das nur zur Vertierung führe; sie verlangte Harmonie zwischen Rechten und Pflichten, zwischen Egoismus und Altruismus; sie forderte Aufhebung aller Privilegien, Abschaffung der Leibeigenschaft, Beleihung der Bauern mit Grund und Boden, den sie bearbeiten, da jedes Eigentum nur aus der Arbeit resultiere. Sie erkannte opferwillige Individuen unter dem Adel an, aber glaubte, dafs derselbe als Stand, zu keinen Konzessionen geneigt, dazu gezwungen werden müfste, und lehnte die Verantwortung für das darüber zu vergiefsende Blut ab, da dem Häufchen der Privilegierten das Glück der Millionen nicht geopfert werden dürfe; die entrissenen Rechte müssen dem Volke zurückerstattet werden. Unter ihren Publizisten ragten hervor Wiktor Heltman, in einer Unmasse von Artikeln, theoretisch, historisch, polemisch, Ziele und Wege der »Gesellschaft« formulierend; Ludwik Mieroslawski, der geborene Feldherr und Diktator der Revolution,

der Historiker des Novemberaufstandes (»Histoire de la révolution de Pologne« in drei Bänden, polnisch zu acht Bänden erweitert), sein bloſser Name schon Popanz für jede Polizeiseele noch heute, gefährlicher und grimmiger in seinen Worten als in seinen Thaten; der Satiriker Zienkowicz in seinem »Pschonka«, (Babiner Andenkens), der ebensowenig Mizkiewicz und Towianski wie Czartoryski und Witwizki verschonte; Henryk Kamienski, welcher durch sein Buch »Lebenswahrheiten des polnischen Volkes« 1844 Krasinski zur Antwort herausforderte; er baute hier auf demokratischen Grundsätzen den künftigen »Volkskrieg« auf und drohte den der Bauernemanzipation sich Entgegenstemmenden mit ihrer Vernichtung.

Der Hochtory Krasinski, der vorher die poetischesten Motive nur in Prosa zu behandeln vermocht hatte, wählte jetzt die Versform für politische Broschüren und antwortete auf diese Predigt »der Drohung und des Hasses« mit seinen »Psalmen der Zukunft« (1845, als Wahrheitssohn, Prawdzizki, gegen jene Schrift des Wahrheitsmannes, Prawdoski). Von diesen enthielt der Psalm des Glaubens das philosophische Credo des Dichters mit der Anpassung an das thema probandum, daſs hier auch von der Bestimmung der Völker gesprochen wurde: Polen gehöre zu denen, die erwählt sind, auf daſs sie für Gottes Schönheit auf Erden streiten und, ihr Kreuz viele Jahre in blutiger Spur schleppend, mitten in der Welt ein Engelsbeispiel würden, bis sie erkämpfen unter den Menschen höhere Begriffe von Gott, mehr Liebe und mehr Brüderlichkeit. In denselben Gedanken bewegte sich der Psalm der Hoffnung; der ausgeführteste und bedeutendste war der Psalm der Liebe. Hier wandte sich Krasinski scharf gegen die demagogische Verhetzung der Massen: kindisches Morden ist kein Thun, Vertilgen ist kein Thun; die einzige thätige Gotteswahrheit ist Umgestaltung durch Liebe; nur ein Wunder kann es geben, das polnische Volk mit seinem Adel; alles andere ist Täuschung der Täuschungen, Makel der Makel; nur dort ist das Vaterland. Der anderes lehrt, sog seine schwarzen Gedanken aus unserer Sklaverei, um damit das Volk zu vergiften, das ohne seinen Adel undenkbar ist; werfet ab eure Hajdamakenmesser, denn sonst arbeitet ihr nur unseren Feinden in die Hände; während diese uns nur unser Land geraubt, verunglimpfet ihr Ehre und Ruhm von Jahrhunderten; das Volk

ist der schlafende Riese, der Adel soll ihn wecken und lenken; jegliches revolutionäre Treiben ist fleischlicher, tierischer Art. Darauf reagierte der Demokrat Slowazki. Er war längst mit Krasinski auseinandergegangen; er hatte ihn nicht für den Towianismus gewinnen können, denn trotz allen Interesses an Tischrücken, Medien und Magnetiseuren war Krasinski gegen neue Parakleten und Evangelien schon durch seine philosophische Rüstung gefeit; Slowazki schrieb nun seinen glänzenden Vers »An den Verfasser der drei Psalmen«, welcher durch indiskrete Freunde in den Druck geriet: er höhnte förmlich den Verfasser; die roten Bettvorhänge haben dich wohl rot, von Revolution und Gemetzel, träumen lassen; nicht im Adel, der ohne edlere Tendenzen und gröfsere Menschen ist, sondern im Volke ist die Zukunft; jede Revolution ist auch ein Werk des Geistes; er endigte mit der Versicherung, dafs nicht ungestraft Reaktionäre die Volksbewegung verunglimpfen dürfen. Immer einseitiger wurde nun Krasinski, der sich nicht der Vermutung erwehren konnte, dafs die Demokraten, zum mindesten einzelne, von Rufsland erkauft sein müfsten; das Februargemetzel in Galizien 1846, in welchem Hunderte von Adligen den aufgehetzten Bauern zum Opfer fielen, das furchtbare Panik erregte, zumal es der Regierung durchaus erwünscht schien, gab ihm dann seinen »Psalm des Leides« gegen Slowazki ein; seine schlimmsten Ahnungen wären übertroffen worden, aufgegangen blutig die Saat des Hasses; wohl führet ihr die Worte, Geist und Christus, im Munde, aber wie wenig seid ihr von beiden durchdrungen; Eitelkeit, Eigensucht, Spiel mit tönenden Worten ist eure Triebkraft. Es folgte der »Psalm des guten Willens«, mit welchem diese politische Muse des Krasinski am mächtigsten ausklingen sollte: am Tage des Gottesgerichtes lafs uns, o Herr, in guten Werken auferstehen, mit der Fürbitte der Himmelskönigin, mit deren Namen auf den Lippen Millionen unserer Ahnen verschieden. Sie flehet dich an und wir mit ihr, nicht um den Untergang unserer Feinde, nicht um Waffen, sondern — in Einfalt der Kinder und Demut der Frauen: schaffe in uns ein reines Herz, jäte aus den Seelen das Unkraut heiligenschänderischen Truges und verleihe uns das ewige unter deinen Gütern, den guten Willen!

Derselben Tendenz entsprangen Gedichte, in denen Krasinski von politisch-religiöser Lyrik zu dramatisch-epischen Weisen

zurückkehrte: »Der heutige Tag«, wo Parteimänner aller Richtungen vor dem im Glauben ans Vaterland Sterbenden sich beugten; der Sterbende prophezeit das Eintreten des Wunders und stirbt mit dem Zuruf: »Bleibet rein und heilig!« Einer der Anwesenden lobt den Verschiedenen, daſs er war weder Kommunist noch Aristokrat, noch Panslavist, noch Demokrat, noch Mann irgend anderer Losungen, Verhöhnungen nur vaterländischer Katastrophen; wollt ihr ihn kennzeichnen, nennt ihn einen Polen, denn in Polens Liebe lebte und starb er. Ähnlich war »Der Letzte«: an dem Eingekerkerten im hohen Norden eilen die Befreier achtlos vorbei; er braust in einer Lästerung auf, doch stirbt er im seligen Bewuſstsein der Erlösung seines Landes, eine Projektion des Dichters selbst; endlich »Den Auferstehenden«, eine Art vaterländischen, systematischen, moralischen Katechismus, zusammenfassend die Anschauungen des Patrioten, Politikers und Dichters. Es waren dies die letzten Zuckungen der poetischen Ader, die sonst nur noch in asketischen oder rein persönlichen, nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Lyriken sich offenbarte. Der politische Dichter wurde jetzt zum Publizisten, in Sendschreiben an Montalambert oder Lamartine, in Memoiren an Napoleon über die Notwendigkeit der Wiederherstellung Polens durch Frankreich, die seine Gönnerin, Groſsherzogin Stephanie von Baden, dem Kaiser überreichte. Immer wieder betonte er die Stellung der Polen als der einzigen antirussischen Repräsentanten des Slaventums, die Wichtigkeit und Notwendigkeit des Bestandes von Österreich für Polen, die spätere Politik der Goluchowski und Grocholski antizipierend und mit richtigem politischen Gefühl vor Ungarns, des Slavenfeindes par excellence, Präponderanz in Österreich warnend, welches Gefühl die Goluchowski, Grocholski, Badeni zum Schaden für Österreich nicht mehr teilten.

Sonst kehrte er noch zu seiner ersten Liebe, zur »Ungöttlichen Komödie«, zurück und versuchte, seine historiosophischen Anschauungen ins Gewand allegorischer Poesie zu kleiden; freilich ging dabei Poesie verloren. Ihn beschäftigten Graf Heinrich, mit dem er sich jetzt offen identifizierte, und seine geistigen Wanderungen durch die Jahrhunderte, überall die Spuren der Vervollkommnung, der Erhebung zu Gott, des mystischen Einschlages in der Geschichte, verfolgend. Auch dieses ist nicht zu

Ende geführt und erst nach dem Tode Krasinskis als »Unvollendetes Gedicht« herausgegeben worden, nachdem eine Episode daraus, »Der Traum«, schon 1851 erschienen war. Der »Mann« der »Ungöttlichen« tritt hier als der Jügling auf, in Begleitung seines Mentor-Dante auf dieser Wanderung durch altes und modernes Ringen und Kämpfen, seines Alighier, mit den Zügen seiner Jugendfreunde Danielewicz-Gaschynski. Der ernste Alighier wacht über dem Gottesfunken in der Seele Heinrichs, dem von der leiblichen Hülle wie von einem dichten Nebel Umhüllten; in der Alpenkapelle schläfert er ihn ein, um ihm im »Traum« die Qualen der Erdenhölle vorzuführen, der Allmacht des Geldes, der Aussaugung der Arbeiter, auch durch Demagogen, der Abhängigkeit des Weibes: neben Hölle und Fegefeuer giebt es noch keinen Himmel auf Erden; der Glaube kann ihn erwecken, der heilige Wille erheben, Thaten der Liebe sichtbar machen; andere Wege, Zufall, Zwang, Trug, führten nicht dahin. Besonders lag dem Dichter am Herzen die Ausführung der fünften und sechsten Scene, in den Katakomben Venedigs, wo der Jüngling durch Alighier in die an der Befreiung der Menschheit arbeitende Geheimgesellschaft eingeführt wurde und vorher an einer Reihe vorüberschwankender Gestalten dieselbe Richtung in der Weltgeschichte kennen lernte, von den chaldäischen, ägyptischen und eleusinischen Priestern und Mysten an, durch Essener, Albigenser und Tempelritter, bis zu den Rosenkreuzern und Freimaurern, an denen allen noch zu viel irdische Mängel klebten, als daſs sie selbst ihr Ziel hätten erreichen können; einer überreichte nur dem anderen die Fackel. Nach dieser Propädeutik trat der Jüngling an die Thore der Gegenwart, in die Versammlung lebender Geister. Gegen die Worte des Glaubens und der Liebe des Vorsitzenden protestierte Pankraz, der Prophet des Terrorismus, dem der Dichter Julinicz (Slowazki) gedankenlos, in prächtig klingenden Worten soufflierte: polnischer und slavischer Adel müſsten hingeopfert werden, damit slavische Gleichheit erstehen könne; so schränkte jetzt Krasinski das Riesenfeld der »Ungöttlichen« ein.

Um diese drei groſsen Sonnen patriotischer Romantik, die bei aller Verschiedenheit der Stärke und Art ihrer Strahlen nur auf dem Himmel der Emigration hatten aufleuchten können — »daheim« beschwor mitunter der bloſse Besitz dieser Dichtungen

die furchtbarsten Katastrophen herauf —, kreisten kleinere Sterne: Gaschynski, der Jugendfreund des Krasinski, so ganz verschiedener Art, hausbacken-gemütlich und trocken, mit satirischen Anwandlungen, mochte er nun seinen alle Parteiungen der Emigration der Reihe nach mitmachenden Boczko schildern oder gegen Kartenspieler wettern; Budzynski, mit historischen, aus fernster Vergangenheit hergeholten Romanen; Cyprian Norwid, Slowazki bis zur Unverständlichkeit nachahmend; Karol Balinski, mystisch-messianistischer Dichter, und andere. Wie Mizkiewicz und Slowazki haben einzelne von ihnen (Budzynski, Gaschynski) auch französisch geschrieben; andere gaben zuletzt die polnische Litteratur ganz auf, um sich der französischen zu widmen, obwohl sie auch hier mitunter polnische Stoffe popularisierten. So Karol Edmund Chojezki, als Charles Edmond in der französischen Litteratur bekannter (Sekretär des Prinzen Napoleon, Reiseschilderer, Romancier u. s. w.) als in der polnischen, der er vornehmlich durch seinen zeitgenössischen, aus galizischen Verhältnissen geschöpften Roman »Alkhadar« (1854) angehörte. Besonders jedoch der Ästhetiker und Kritiker Julian Klaczko, der sich von seinem Wilnoer »Ghetto« her aus einem hebräischen Nachdichter des Mizkiewicz zu einem Schüler, dann Gegner des Gervinus und schliefslich zu einem geschätzten Mitarbeiter der »Revue des deux mondes« entwickelte. Der polnischen Litteratur widmete er seine kritische Thätigkeit in den »Polnischen Nachrichten« des Fürsten Czartoryski und des »Hotel Lambert«, die er samt Kalinka 1857—1861 redigierte. Wie viele seiner Zeitgenossen, hatte der einstige Bewunderer des Mieroslawski den revolutionären Glauben abgeschworen, was ihm desto leichter fiel, als der Konservativismus des »Hotel Lambert« von reaktionären Einseitigkeiten und Auswüchsen durchaus frei war; diesen konservativ-patriotischen Standpunkt vertrat er in glänzend geschriebenen Kritiken-Feuilletons, den ersten ihrer Art in Polen, mit deren geistreich-schillerndem Stil sich auch Siemienskis Kunst nicht messen konnte; er bekämpfte Mieroslawskis Propaganda der That, verspöttelte ebenso die einseitig-ästhetische Richtung daheim, die sich für jedes hohe Cis einer fremden Kehle, für fremde Bilder und Skulpturen, für den Schauspieler, in konventionellen Phrasen enthusiasmierte und Polen weichlich machte, apostrophierte scharf jedes Renegatentum, jedes »Löschen der Geister«, wo er es auch — mitunter

ganz verfehlt — witterte, gefiel sich in Paradoxen. Seit 1862 schrieb er fast ausschliefslich französisch, die berühmte Würdigung des »anonymen Dichters der Polen«, die bekannte Charakteristik der beiden Kanzler (Bismarck und Gortschakow), die geistreichen und formvollendeten ästhetischen Studien über die italienische Renaissance: »Causeries florentines«, »Rome et la renaissance« (Papst Julius II.), die auch ins Polnische u. s. w. übersetzt wurden.

Emigration und ihre Litteratur, der Messianismus, hatten ihre führende Stellung bis auf die Werke der grofsen Dichter eingebüfst; die Reihen lichteten sich zusehends, veränderte Verhältnisse (in Galizien), Amnestien erleichterten die Rückkehr daheim, zu normaleren Verhältnissen; umgekehrt hatte das Julikönigtum wie das napoleonische Regime unter der Demokratie der Emigration stark aufgeräumt, ihre Vertreter, Lelewel u. a., nach Belgien und England verscheucht, die »Tribune des peuples« (des Mizkiewicz, Chojezki u. a.) unterdrückt. Die Pariser Litterarische Gesellschaft, deren Präsidium der Towianist Mizkiewicz hatte niederlegen müssen, schränkte ihre Thätigkeit ein; statt ihrer Jahresschriften erschien später ein blofses Bulletin, ihre reiche Büchersammlung wurde zuletzt der Krakauer Akademie überwiesen, die sie als eine Expositur an Ort und Stelle verwalten läfst; es hörten auf die zahlreichen und oft wertvollen historischen und andere Publikationen eines Karol Sienkiewicz (Materialsammlungen); Karol Hoffmann (dessen Frau Fräulein Tanska wurde), der polnische Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, die Geschichte der politischen Reformen vom monarchistischen Standpunkte behandelte; Leben und Schriften des Niemzewicz von Fürst Czartoryski u. a. Die hervorragendste Stellung nahm der Republikaner und Demokrat Joachim Lelewel ein; herausgerissen aus seinen Sammlungen und entfernt von allen polnischen Bibliotheken, wandte er sich gröfseren allgemeinen Publikationen zu, »Numismatique du moyen-âge«, »Géographie du moyen-âge«, die ihm eine ehrenvolle Stellung in der europäischen Historik sicherten, um, als er wieder in den Besitz seiner Handschriften gekommen war, bis an sein Lebensende, mit den empfindlichsten Entbehrungen kämpfend, an dem Sammelwerke »Polen, seine Geschichte und Angelegenheiten« (in 20 Bänden) zu arbeiten, in dem er wesentlich seine früheren Aufsätze ergänzte und berichtigte; der krause Stil erschwerte die Benutzung, beeinträchtigte die Wirkung seiner

Arbeit, in der er durch sein immenses Wissen wie durch den scharfen Blick imponierte; nur die ungünstigsten äufseren Verhältnisse behinderten die volle Entfaltung seiner Kraft. Auch der Komponist und Musikhistoriker Sowinski verdient Erwähnung, trotz der Wahl französischer Sprache für seine Publikationen.

Unter der jüngeren Generation ragte der Sohn des Dichters, Wladyslaw Mizkiewicz, hervor, der in kindlicher Pietät den Spuren des grofsen Vaters überall nachging und in einem vierbändigen Werke den äufseren Lebensgang des Dichters umständlich und genau schilderte, für die Bereicherung und Erschliefsung seines litterarischen Nachlasses, seiner so interessanten Korrespondenz unermüdlich thätig. Ganz zur französischen Litteratur scheint übergesiedelt zu sein der Historiker Kasimierz Walischewski, der mit polnischen Publikationen (zu Jan Sobieski u. a.) begonnen hatte und mit effektvollen Biographien in französischer Sprache (Peter der Grofse, Katharina II., zuletzt die etwas skandalsüchtige Biographie der Marysienka, des Sobieski) endigte. Französisch schrieben der bekannte Nationalökonom L. Wolowski, der Kritiker und Übersetzer des Sienkiewicz, Wyzewa, Graf Stanislaw Rzewuski, Dramatiker und Romancier, der übrigens auch zur polnischen Sprache greift (»Graf Witold« u. a.), der Ethnologe Zaborowski u. a.

## ZWÖLFTES KAPITEL.

# Die Romantik daheim.

Während die Litteratur der Emigration, mit anderem Erfolge als ihre Politik, die höchsten Aufgaben sich und ihrem Volke stellte und sie poetisch löste, begnügte sich die Litteratur daheim mit der Befriedigung des Tagesbedarfs, auf den jene Leistungen keine Rücksicht nahmen; mit dem Entgegenkommen bescheidenem Verständnis der Massen, wofür jene nicht berechnet waren; mit der Pflege nationaler Überlieferungen und vorsichtigem Erweitern des Gesichtskreises, soweit dies die Rücksicht auf die Censur wie auf die sich immer verschiedener gestaltenden Verhältnisse im einzelnen gestattete. Von einer Einheitlichkeit und Zielbewufstheit konnte keine Rede mehr sein; nur Sprache, Glaube und Tradition wehrten dem völligen Auseinanderstreben der getrennten Teile; innerhalb eines jeden von ihnen nahm die Entwicklung nationalen Lebens besonderen Verlauf.

Der gröfste Wandel, ein ungeahnter Fortschritt zum Besseren, bereitete sich in Galizien vor. Die Provinz, schon 1772 von Polen abgetrennt, ein Böotien, hatte bisher im nationalen Leben die geringste Rolle gespielt, war das dankbarste Objekt für alle germanisierenden Experimente eines absolutistischen Regime, das die kulturelle Hebung der Provinz, des städtischen Lebens und des Schulwesens nur langsam in die Wege leitete. Das fremde Beamtentum, die fremde Gerichtsverfassung, das fremde Militär, deutsche Schulen, Stadtämter, Aufschriften gaben dem Lande einen deutschen Anstrich; so schien besonders Lemberg, mit

seinem deutschen Theater und Zeitschriften, eine halbdeutsche Stadt; die Kirche war national geblieben, doch war sie von dem Josephinismus, durch Kassation einer Menge von Ordenshäusern, schwer getroffen, entbehrte hervorragender Führer und mufste sich Einsprengung fremder, nicht immer einwandsfreier Elemente gefallen lassen. Der Adel zog sich von der Beteiligung am öffentlichen Leben zurück, diente weder in dem fremden Heere noch in dem fremden Amte, brachte die Jugend auf Reisen, in Saus und Braus, zu, um zuletzt auf den Landgütern halbmüfsiges Leben zu verbringen. Im Bewufstsein des Bauern überwand der alte sociale Gegensatz jegliches Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der »Intelligenz«; er gewöhnte sich, trotz des Fortbestehens der alten Abhängigkeit und Patrimonialgerichtsbarkeit, in dem »Amte« und dem kaiserlichen Beamten den Hort gegen Ungerechtigkeit, den wohlwollenden, durch die »Herren« planmäfsig gehinderten Schutz zu suchen; nicht an »Wien« und dem »Kaiser« lag es, dafs er nicht schon längst die Freiheit seines Besitzes genofs. Die Regierung, in steter Furcht vor Emissaren und Revolutionären, stützte sich auf diesen Gegensatz zwischen »Herr« und Bauer und wufste im entscheidenden Augenblicke (1846) den Bauer gegen den Herrn auszuspielen. Neben dem polnischen Elemente auf dem flachen Lande bestand das kleinrussische (»ruthenische«) fort, dessen nationales Bewufstsein durch die kleinrussische Geistlichkeit, durch die ersten kleinrussischen (Gerichts-)Beamten langsam geweckt und gegen das bisher ausschliefslich polnische ins Feld geführt werden konnte. So flossen in dem Leben der Provinz drei Strömungen nebeneinander: das offizielle, deutsche Leben in Amt, Schule, Militär; das polnische adlige auf den Gütern, in den ständischen Versammlungen mit der Regierung sich berührend, sonst seinen Traditionen ergeben, — es war kein Zufall, dafs in Galizien gerade die poetische Verherrlichung der guten, alten Zeit durch Pol und Kaczkowski ihre Blüten trieb; das Vegetieren der »masurischen« und »russinischen« Bauern auf dem Lande; die von der Regierung einst mit allen erdenklichen Mitteln geförderte deutsche Kolonisation ergab keinerlei Resultate; der Jude, in der guten alten Zeit grofsgezogen, hielt es natürlich mit der Regierung, wo er überhaupt aus seinem kulturellen und moralischen Ghetto heraustrat. Das Bürgertum hob sich, trotz einzelner hervorragender Patrioten,

nur langsam aus seiner traditionellen Apathie, assimilierte sich fremde Elemente und wurde erst 1848 zu einem politisch-nationalen Leben erweckt.

Es fehlte seit jeher nicht an einzelnen erleuchteten, patriotisch gesinnten Männern, welche, unbeirrt durch das Fehlschlagen politischer Kombinationen, an dem Erstarken des nationalen Bewufstseins, an einer Schaffung geistigen Lebens mit allen Mitteln arbeiteten. Zu solchen gehörte der letzte Sprofs eines altberühmten Geschlechtes, Graf Maksymilian Ossolinski, der seine Stellung am Wiener Hofe als eine Art Expositur für die Förderung nationaler Interessen betrachtete; die Schaffung eines nationalen Institutes in Lemberg, einer Bibliothek zuerst, dann eines Sammelpunktes für wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit, war sein Werk, und in den dreifsiger bis zu den fünfziger Jahren konzentrierte sich in Lemberg die Pflege dieser Interessen fast nur um dieses Institut. Als nach den Ereignissen von 1846 die einstige Republik Krakau Galizien einverleibt wurde, gravitierte dann Westgalizien nach der alten Königs- und Universitätsstadt, mit ihrem Lokalpatriotismus, ihren Traditionen, ihrer national gesinnten Bürgerschaft; zwischen diesen beiden Brennpunkten oscillierte dann galizisches Leben.

Hatten schon die napoleonischen Kriege, an denen die galizische Adelsjugend in französischen Reihen teilnahm, den Marasmus galizischen Lebens unterbrochen, so bedeutete der Krieg von 1831, der Rückfluſs der Jugend aus Litauen und Kongreſspolen eine Aufrüttelung, Erweckung nationalen Fühlens und Denkens, die trotz aller Hemmungen von seiten des »Guberniums« Fortschritte machte; neben dem Ossolineum, um welches sich die Historiker und Litteraten scharten, ein August Bielowski, Luzian Siemienski u. a., neben dem Theater, einem Nationalinstitut des Grafen Skarbek, das bis 1868 auch die bevorzugte deutsche Muse beherbergen mufste, und seinem litterarisch veranlagten Direktor Jan Kaminski, neben den ersten Versuchen einer polnischen Publizistik, die sich freilich in den bescheidenen Grenzen von Mode- und Unterhaltungsblättern halten mufste, gab es über das Land Adelssitze, an denen Tradition und Kultur gepflegt wurden, die Tarnowski in Dzikow, die Krasizki in Lisko, die Borkowski, Chlendowski, Dzierzkowski, Pawlikowski, Dzieduschyzki, die Lubomirski in Przeworsk,

Batowski, zuletzt Baworowski, mochten sie nun Handschriften und Bücher, Waffen und Münzen sammeln, litterarische und gelehrte Publikationen fördern (z. B. des Florianer Psalters durch Graf Joseph Borkowski) oder litterarisch selbst thätig sein, wie Leschek Borkowski, Verfasser des satirischen Romans »Parafianszczysna«, der jegliche Nachäffung der Fremde, ein polnisches Erbübel, scharf verspottete; Dzierzkowski mit seinen historischen und socialen Romanen; Chlendowski mit Almanachen und Liedern; etwas später Pajgert mit seinen Übersetzungen aus Byron und Originaldichtungen. In dieser Provinz mit ihrem ganz überwiegenden ländlichen Charakter, wo gegen den Ackerbau Handel und Gewerbe vollständig zurücktraten, Polen und Russen sich berührten, erlahmte nicht das Interesse am Slaventum und Volkstum. Bielowski, Historiker, der verdiente Direktor des Ossolineum und Herausgeber der »Monumenta Poloniae historica«, der Literat Siemienski, Verfasser einer aufserordentlich populär gewordenen Geschichte Polens (»Abende unter der Linde«), von Erzählungen, Feuilletons und von litterarischen Essays (der erste Essayist seiner Zeit), zuletzt formvollendeter Übersetzer der »Odyssee« ,weckten slavische Interessen durch poetische Wiedergabe des altrussischen »Igorwortes« oder der altböhmischen Denkmäler; in Shegota Pauli, dem unermüdlichen Sammler aller mündlichen Traditionen und aller schriftlichen Denkmäler, in Wazlaw von Olesko (Zaleski, später Statthalter von Galizien) erstanden die ersten verständnisvollen Aufzeichner von Volksliedern, polnischen und kleinrussischen, deren Sammlungen noch heute hohen Wert besitzen; sie hoben den poetischen Schatz zumal der kleinrussischen, schwermutsvollen Texte und Melodien.

Diese Bewegung unterbrach nur für kurze Zeit das gräfsliche Februarmassacre von 1846, die unerwartete Folge der Thätigkeit der Emissäre, deren Spitze gegen den Adel selbst sich wandte, die daran sich knüpfenden politischen Prozesse, Verhaftungen, Unterdrückungen; desto mehr belebten sie die Ereignisse von 1848, der Slavenkongrefs in Prag, das neue, frische, parlamentarische Leben daheim, in Wien und Kremsier (Präsident Smolka), ja der ungarische Aufstand selbst, an dem sich Polen, allen bisherigen Enttäuschungen zum Trotz, hervorragend beteiligten — der tapfere und schlichte 1831er, General Bem, übertraf

weit alle ungarischen Generale, und die polnische Legion hielt sich bis zum Schlusse brillant —, ohne Dank von den Magyaren zu ernten, die ihre polnischen Sympathien immer nur in leeren Worten geäufsert haben, und bei den slavischen Brüdern durch diese Beteiligung Entfremdung und Argwohn hervorrufend. Mochten nun die parlamentarischen und militärischen Erfolge ganz ephemer sein, so blieb doch für immer die endliche Regelung der Bauernfrage, die vollständige Emanzipation, die, von der Regierung allein dekretiert, den Keim zu neuer Entfremdung zwischen Gutshof und Gemeinde barg. Schon Ende 1848 brach freilich die schärfste Reaktion heran (Bombardement von Lemberg, Brand der Universitätsbibliothek); aber mochten auch alle Zugeständnisse zurückgerufen, Presse und Professoren scharf gemafsregelt werden (auch in Krakau), die Zügel der Germanisierung, der Bevormundung auf jeglichem Gebiete noch so straff angezogen werden — die Tage des absolutistischen Regimes waren bereits für immer gezählt; schon 1859 verblutete es auf den Feldern von Magenta und Solferino, und bald erhoben sich die ersten Vorzeichen eines vollständigen Wandels, einer dem Lande schliefslich zu gewährenden Autonomie in Verwaltung, Gericht und Schule, einer nationalen Wiedergeburt desselben, in welcher dem bürgerlichen Elemente eine immer bedeutsamere Rolle zufiel.

Weit über die Grenzen der galizischen »Parafianszczysna« hinaus wirkten einige Dichter, Romanciers und Historiker, die Pol und Ujejski, die Kaczkowski und Zachariasiewicz, die Bielowski und Schajnocha, um welche sich die Magnuschewski, Wasilewski, Romanowski u. a. scharten. Die am meisten charakteristische Erscheinung war jedenfalls Winzenty Pol, der überzeugteste Vertreter altpolnischer Traditionen, obwohl selbst der Sohn eines österreichischen Gerichtsbeamten; die Atmosphäre, in welcher er lebte, verschwor sich förmlich, ihn zum Sänger dieser Traditionen zu machen. Es kam dies nicht mit einem Male; langsam senkte sich in das empfängliche Gemüt des Knaben und Jünglings, was ihm ein alter Kosake in Zloczow (mit den Erinnerungen an Sobieski) oder ein steinalter Bienenwärter auf dem Gute mütterlicher Verwandten, wo altpolnisches Leben gepflegt wurde, mitteilten an Liedern, Sagen, Überlieferungen; dazu kam später der Aufenthalt im Hause eines Vertreters

des alten Kleinadels, der ebenso unerschöpflich in Traditionen der guten alten Zeit war. Die Kenntnis der deutschen Sprache und Litteratur, die Vorliebe für Schiller und bald für Mizkiewicz, eine innige Liebe, die erst nach jahrelangem Werben zur Ehe führen sollte, verleiteten ihn zu deutschen und polnischen Sonetten und Gedichten, zu sentimentalen Romanen (in Briefform), zu Umdichtungen von Volksliedern. Auch ihn warf 1831 aus der normalen Entwicklung; er war nach Wilno gegangen, um das Lektorat für deutsche Sprache an der Universität zu übernehmen (1830); statt ins Auditorium zog es ihn mit der Jugend in den Kampf, und als alles vorüber war, ging er über Königsberg, wo ihn Professor Bohlen zu seinen deutschen »Volkslieder der Polen« (Leipzig 1833) anregte — sein letzter Tribut deutschen Musen —, nach Dresden. Hier, in der Umgebung von Mizkiewicz und Odyniez, fanden die neuen Eindrücke, die ihm die Brust 1831 geschwellt hatten, poetischen Ausdruck; so entstanden die »Januschlieder«. Der Ulane Janusch sang in lyrisch-epischen, populär-einschmeichelnden, melodisch-sangbaren Weisen aus, was er erlebt, bei Mutter und Liebchen, bei Freund und Feind, im Kampf und im Lager, vor der lustigen Schenke und beim schmerzvollen Übergang über die Grenze: das heimische, nationale Lied, »einfach, rührend und strenge, wie Zeit und Volk bei uns«, brachte den Sang vom Lach, vom Adlerjungen, von des Krummsäbels Hieben, in scharfen Worten, spottend der Herren und Herrchen, die eitel und bequem an sich, nicht ans Vaterland denken; sein Wachtmeister-Brummbär Dorosch klagte seinem Rosse: »Ach, uns beiden geht's hier schlecht, komm du Röfslein, schlecht ist's hier in dieser Gegend, es liegt auf ihr des Landes Fluch, hier wird Donner in sie schlagen oder Erde sie verschlingen, dafs sie so dem Lande dienen.« Denken und Fühlen des biederen, kleinen adligen Volkes, das selbstsuchtlos sich aufopfert, an den Traditionen hängt, vor dem fremden Treiben scheut, waren kräftig und anschaulich zu Worte gekommen und eroberten im Fluge dankbare Anerkennung und grofse Beliebtheit ihrem Sänger, der sich nicht nur mit der Gegenwart begnügte, sondern aus dem ewigfrischen Born lebender Tradition schöpfte. In den »Januschliedern« fand sich nämlich auch die »Proklamation des Fähnrich« und »Ein Abend am Kamin, polnische Gawenda (vertrauliche Erzählung)«, in denen der alte Barer Konföderierte von

Erlebnissen des Pulaski berichtete, in der kunstlosen, naiv-anschaulichen Weise der Vorzeit, die mit Behagen bei den Nebendingen verweilte, für die die Erzählung des Faktum nur den erwünschten Vorwand für das Einflechten von Beschreibungen und Beobachtungen abgab.

In späterer Ausgabe bezeichnete der Dichter als zweiten und dritten Teil der »Januschlieder« andere lyrische und lyrisch-epische Erzeugnisse seiner Muse, die »Historie vom Schuster Jan Kilinski« (dem patriotischen, klugen, einfachen Insurgenten, so war auch der lebhafte Gesang mit den lebhaften Ausfällen gegen die Magnaten, die alles Unheil verschuldet haben); die »Schajne-Katarynka« (d. i. Leierkasten), Bilder aus der ganzen polnischen Geschichte, die der Leiermann zeigte und erklärte, die historischen Lieder des Niemzewicz in neuem Gewande, ohne ihre Gespreiztheit, Künstelei und Blässe. Die wertvollsten Gaben waren die »Lebens- und Reisebilder«; zuerst Eindrücke aus dem Berglande, aus der Tatra und ihrem Volksleben, eine Parallele zu den Krimsonetten des Mizkiewicz (mit demselben Motto: »Wer den Dichter will verstehen, muſs in Dichters Lande gehen«), einfacher, kunstloser, doch tiefstem Naturgefühl und aufrichtigster Volksliebe entsprossen, — sodann die ergreifenden, thränenschweren Bilder aus dem Leben und aus dem Gefängnis.

Aus Dresden war der Dichter nach seinem Galizien zurückgekehrt, und im Wandern und Wirtschaften auf dem Lande verstrichen ihm die Jahre, bis ihn die Katastrophe von 1846 selbst ereilte und noch dazu ins Gefängnis warf. Der Galizier, der auf litauischem Boden seine Kriegssporen errungen hatte, hatte ein besonders scharfes Auge für Eigenheiten von Land und Leuten, vertrat er doch später eine Zeit lang Geographie an der Krakauer Universität, und was er alles auf seinen Wanderungen gesehen, legte er nieder in dem populärsten seiner Gedichte, im »Lied von unserm Lande« (1843). Nicht als Lied, als anspruchslose »Gawenda« war es gedacht und ausgeführt worden, eine Reihe von Landschafts- und Volksbildern aus dem alten Polen. Der Dichter begann seine Wanderung im Norden, in Samogitien und Litauen, durchzog die alten polnisch-russischen Provinzen Wolhynien und Podolien, stieg über Rotruſsland zu dem Karpathenlande auf und von da zu den Ebenen des krakauischen und sandomirschen Landes bis nach Kujavien hinunter, übrigens

ohne Schlesien, Groſspolen, Preuſsen zu berühren. Allerdings war die Zeichnung von Land und Leuten eine kursorische und summarische, gar rasch lösten sich diese geo- und ethnographischen Schildereien ab, wie die historischen der »Schajne Katarynka«, aber in wenigen Zügen stellte die sichere Hand des Zeichners ein deutliches, lebenswahres Bild hin. Trefflich gelang dem Dichter dieses Naherücken der räumlich so entfernten und politisch so entfremdeten Gegenden, die liebevolle Verherrlichung dieses »Landes, das berühmt durch sein Getreide, Gastfreundschaft, Mut und Glauben, seine Unordnung und Freiheit, groſs durch sein Leiden und das Unrecht, heilig durch des Blutes Opfer«; die begeisterte Schilderung polnischer Mädchen und Frauen, ihrer geistigen Vorzüge; die poetische Verklärung des gastfreien polnischen Hauses, das selbst zu wachsen scheint, je mehr es der Gäste beherbergt. Später schuf der Dichter noch ein Gegenstück dazu im »Liede von unserem Heim«, in demselben Kurzvers, den er meisterhaft handhabte, mit einigen Bildern häuslicher und Jahresfeste, doch ohne die frische Anschaulichkeit des älteren, überladen mit moralisierenden, erbaulichen Wendungen. »Das Lied von unserem Lande« ging scharf mit den Herren zu Gerichte, sie waren der obenauf schwimmende Abschaum der Nation, dahin gelangt durch Betrug und Unterdrückung, durch die Targowiza; sie verantworteten Polens Fall; es sprach mit liebevoller Teilnahme vom Bauern und seinem traurigen Los, keinen Segen bringe das Vermögen, wenn zum Halse die Arbeit herauskriecht; es gestand ohne weiteres, daſs manches Liebgewohnte wird zerstört und anders aufgebaut werden müssen; von einer blinden Verherrlichung der Vergangenheit war hier keine Rede. Und doch sollte es dazu noch kommen. Später wurden diese offenen Bekenntnisse gestrichen oder gemildert; es fehlten die Verse von der durch Eigensinn verderbten Schlachta, von den podolischen Halbherrchen, die noch schlimmer als die Herren von Wolynj, von dem Bauernelend; da wurde »freiheitlich« durch »ruhig« und »bieder« durch »ritterlich« ersetzt. Den demokratischen Wein hatten die Erfahrungen von 1846 und das allmähliche Aufgehen in altadligen Traditionen ganz bedenklich verdünnt; der Demokrate Pol bekehrte sich zum konservativen Standpunkt, wie Siemienski, Kalinka, Schujski u. a.

Es war dies allmählich gekommen. Der durch Jugend-

eindrücke lebhaft geweckte Sinn für alles Traditionelle, der schon in den ersten »Januschliedern« sich Ausdruck verschafft hatte, steigerte sich in der altadligen Umgebung des Grafen Ksawery Krasizki, eines Kosziuschkoschen Majors und Anführers der Sanoker Freiwilligen von 1809, und schon 1839 entstanden die »Erlebnisse des Herrn Benedykt Winnizki auf seiner Fahrt von Krakowiez nach Nieswiesch im Jahre 1766 und seine Rückkehr ins Elternhaus«; bald folgten andere. Fakta und Namen waren nicht ersonnen, der alte Winnizki hatte ja alles erlebt und erzählt, die Reise vom Herrn Zetner zum Radziwill, und wie er da drei Jahre lang auf die Antwort wartete, die fürstliche Gastfreundschaft, ohne zu fragen oder gefragt zu werden, als etwas Selbstverständliches genoſs, wie schwer bei seiner Rückkehr der Vater den schmucken Reiseanzug, das unbedachte Vorüberreiten am Marienbilde und den Bruch der Fastenvorschriften ahndete, mit Schlägen und mit Haft, aus der erst des Pfarrers begütigende Einsprache — die Mutter wagte keine Bitten — beim »Lämpchen« Wein Herrn Benedykt befreite. Es folgten: »Die Einigung des Herrn Senators«, 1852, wie Fürstbischof Krasizki bei einem Heimatsbesuch die Sanoker Montecchi und Capulets, die Herren Bal und Mnischech versöhnte; »der Generaltag der russischen Wojewodschaft«, 1766 in Sondowa Wischnja abgehalten, wo die Partei der Czartoryski den Kleinadel durch ein sehr drastisches Stratagem schlug; es wäre in der Kirche, dem regelmäſsigen Tagungslokal des Adels, zum Blutvergieſsen gekommen, wenn nicht der Anblick der Patres Reformati mit dem Sanktissimum die erhitzten Gemüter beruhigte; »Stryjenka«, ein alter Tanz, unter dessen Klängen langwieriger Familienzwist friedlich beigelegt wurde. Der Verfasser stellte sich absichtlich ganz hinter seinen Stoff, wagte nichts an- und umzudichten, verzichtete auf Schmuck, Ausbeutung eines poetischen Motivs, betrachtete sich nur als treuen Sprecher der alten Tradition. Dafür traf er wunderbar die kunstlos-gemütliche Weise, den »Kontuschstil« des Kleinadligen, dem alles Fremde, Neue, Ungewohnte ein Greuel war, in dessen Erinnerungen die frohe, goldige Jugendzeit aufging, wo alles so patriarchalisch einfach und liebevoll aufrichtig zuging. Von einer spannenden Handlung, von wirklichen Konflikten und Lösungen, von einer Einheitlichkeit der Darstellung wurde abgesehen, in diesen losen, farbigen Bildern altadligen Treibens, mit Digressionen

aller Art, moralisierenden Bemerkungen und Reflexionen, über die Macht der öffentlichen Meinung oder das entscheidende Gewicht des Familienrates, der beiden einzigen Zuchtmittel in der zuchtlosen Zeit, die, vom Dichter selbst stammend, in derselben schlichten Weise gehalten waren wie die Erzählung. Und merkte man noch in der ersten dieser »Adelstraditionen« Unbefangenheit in der Auffassung der moralisch nicht immer einwandsfreien Verhältnisse, so ging der Dichter später ganz in engen, einseitigen Anschauungen des alten Sarmatismus auf, sah in ihnen Polens Heil und klagte über das Aufgeben alles Alten.

Auf die Höhe seines Könnens erhob er sich in der »Ritterrhapsodie aus der Überlieferung«, im »Mohort«, 1852; Krasizki hatte von dem hundertjährigen Greise, den er selbst noch gekannt, erzählt, daher der Nebentitel »Die Abende von Kaleniza«, einem Landsitze des Grafen. Übrigens blieb auch »Mohort« nur eine Reihe loser Bilder; zu einer straffen epischen oder gar dramatischen Komposition hat sich Pol trotz mancher Versuche nie erheben können. Es ist das Leben des greisen Soldaten in der Steppe, der mit der Wachsamkeit eines Kranichs jede Bewegung von Tataren oder Kosaken beobachten und abwehren wird, der so mit der Steppe und ihrem harten Dienste verwachsen ist, dem sein Gestüte und sein Bienengarten und das griechisch-unierte Kloster der Nachbarschaft, das ihn zu den Osterrekollektionen aufnimmt, alles auf dieser Welt, nach der Zerschellung von Jugendillusionen ausmachen, daſs er eine Beförderung, die ihn seiner Steppe entführen würde, als sonderbare Zumutung abwies; er fiel im heroischen Kampfe, mit seinem Leibe den Rückzug der polnischen Armee deckend. In diese Schilderungen waren alle möglichen Traditionen, wahrhafte Perlen beschreibender Poesie, eingeflochten; Mohort wurde zu einem Typus von epischer, übermenschlicher Gröſse, in seiner ruhigen Kraft, in seiner physischen und geistigen Rüstigkeit, in seinem unwandelbaren Glauben eher an eine steinerne Säule als an einen Menschen von Fleisch und Blut mahnend, imponierend erhaben über die Zerfahrenheit des modernen Gewimmels. Freilich traten immer unverhüllter hervor die reaktionären Tendenzen des Dichters, die Anklage der Gegenwart und ihrer neuen Götzen, ihrer Verführung der Welt, ihres Beschimpfens der alten

Losungen, bis die Welt in Schmerz und Weh das Ziellose der neuen Bahn erkennt und zurückkehrt zu alten Sitten und Geist.

Immer befangener wurde nun das Urteil; immer mehr verlor sich jegliche Komposition in Einzelheiten und Beschreibungen, immer befremdender wurde die Wahl des Stoffes und die Art der Behandlung. Sein »Veit Stofs« (Wit Stwofs, der Künstler von Krakau-Nürnberg) stellte die Brandmarkung des Künstlers mit dem Fälschereisen dar, die er durch ungemessenen künstlerischen Ehrgeiz heraufbeschworen, als er sich von den Lockungen der Fremde berücken liefs und das Adelsprivileg verachtete, worauf ihn Neider entehren und verderben sollten; für das Gezwungene der Motive konnten Beschreibungen mittelalterlicher Kunstwerke, für die Pol feines Verständnis auch in Vorlesungen bekundete, und die hochfliegenden Ziele, die dem künstlerischen Genius gesteckt wurden, kaum entschädigen. Pol fühlte die Geringfügigkeit seiner Themen und wandte sich nunmehr gröfseren Episoden und Menschen zu, aber richtigeres Erkenntnis seiner Kräfte liefs ihn auch jetzt nur das Nebensächliche behandeln. So schrieb er eine Ritterrhapsodie aus dem Wiener Türkenzug, da er in dem »Zolkiew des Sobieski« der 500jährigen Gründung der ersten Krakauer Universität (1364) gedachte: aus dem Türkenzuge wurde ein Universitätsfaktum, der Rektor prophezeite die künftige Würde des Schülers, und sterbend segnete er den vor Wien ziehenden König; Hauptsache war der feierliche Umzug um Krakaus Kirchen und Gräber, und zum Schlusse wurde der hohe Wert der Tradition hervorgehoben, welche in der Jugend Liebe zu Vaterland und Glauben kräftige, woraus nicht versiegende Lebensströme flössen. War dies Gelegenheitspoem gewesen, so zeigten die fünf Bücher seines »Hetmansknappen, Diarius des Valenty Roshanka, Hofmannes des weiland Herrn Jan von Tarnow« (1862), dafs er zu den Unsitten des 17. Jahrhunderts zurückgriff, als die Dilettanten von dazumal den unpoetischen Vorwurf in Verse zwängten.

Es waren schon bittere Angriffe auf den Dichter und seine Tendenz laut geworden, und es klagten darüber die Verse der Vorrede: »Trauer fafst mich über dieser Arbeit, denn mit der Bosheit Messer schneidet mir die Welt das Herz, nicht gewährt man mir, was ich von ganzer Seele gebe, sondern zahlt mit

Schimpf mir alte Dienste heim.« Das neue Werk konnte die Vorwürfe nicht widerlegen; es blieb ja beim Wiederholen derselben Grundgedanken, beim Hereinstopfen aller möglichen Beschreibungen, einer Weltuhr, und Episoden, wie der entflohene Hengst aus Ungarn mit einem ganzen Gestüte selbst zurückkehrte. Der Dichter wich zwar einem direkten heroischen Poem aus, trotzdem sollte der eigentliche Held dieses versifizierten Tagebuches von 1546—1610 (!) der grofse Feldherr und kleine Mann selbst werden, und weil seine wichtigsten Waffenthaten vor die Zeit des Roshanka (seines Arztes) fielen, wurden sie in besonderen poetischen Exkursen nachgetragen. Die Darstellung wurde affektiert, der Aufputz theatralisch, und nur die fliefsende, klare, körnige Sprache verriet die alte Meisterschaft. Bald diktierte er (immer mehr erblindend) fromme Legenden und behandelte noch zuletzt eine Lieblingsleidenschaft des Adels, seine Jagdlust, im »Jahr des Jägers« nach den einzelnen Monaten die Freuden des Waidwerkes; in dem nach seinem Tode, 1873, herausgegebenen »Starosten von Kislacz« förmlich die Empörung einer Hundemeute gegen den Jagdherrn und die Beschwichtigung dieses Hundeaufstandes durch die Adoptivtochter des Starosten. In dieser Jagdpoesie hatte Pol illustre Vorgänger, waren doch schon im »Pan Tadeusch« köstliche Jagdbilder geschaffen; die Malerei durch Julius Kossak, Maximilian Gierymski, Falat wetteiferte mit den Dichtern; nach Dezennien noch hat Graf Leopold Starzenski in den »Gawenden eines alten Jägers« (1900) in Vers und Prosa die aristokratisch-nationale Leidenschaft, die mit modernem Sport nichts gemein hat, gefeiert, mochte er in humoristisch-gefühlvoller Weise, nicht ohne satirische Ausfälle gegen moderne Menschen und Zeiten, die Hirschjagd im Bergwalde oder die Trappenjagd auf der Steppe besingen, oder seines alten Jagdfreundes, des Grafen Wodzizki, eines bedeutenden Ornithologen, gedenken. Das Schwankende der Popularität hatte Pol gründlich durchkostet, doch überwog das Gefühl von Sympathie und Ehrfurcht gegen den Patrioten, der in den schlimmsten Zeiten nicht verzagt hatte, der stets im besten Glauben schrieb, mit seinem Volke es ehrlich meinte, gegen dessen Verkleinerer auftrat, von wo sie auch kommen mochten, auf die Weckung nationalen Geistes eifrigst bedacht war. Namentlich in seiner Lyrik von 1846, 1848 und 1863 fanden sich innige, rührende

Töne, mochte er nun darüber klagen, daſs das Bauernvolk mit den ersten Schritten, die es in seinem Leben that, gleich zum Kain wurde, oder mochte er den Slavenkongreſs mit weihevollen Worten begrüſsen, auf die Zukunftsrolle der Slaven hinweisend, die nur durch fremde Künsteleien verdorben würden, die an ihrem Ideal, Gottesfurcht, Brüderlichkeit, Freiheit, Ackerbau festhalten sollen und nicht mit dem Schwerte, sondern mit dem Worte der Gerechtigkeit und Wahrheit triumphieren werden. Da war Pol am sympathischsten, innerlichsten, beredtesten, obwohl ihm der mächtige Schwung eines Ujejski mangelte; seine prosaischen Schriften blieben dagegen ganz unbeachtet, und doch enthielten sie unter anderem die ersten selbständigen und gelungenen geographischen Schilderungen des Heimatlandes oder brachten in anregender Form von Vorlesungen, über neuere polnische Litteratur u. a., treffende Beobachtungen.

Sein heftigster Gegner, Kornel Ujejski, der ihm die Apotheose aller polnischen Untugenden vorwarf, ihn des beschränkten Konservatismus zieh (Lemberger Briefe, 1861) stammte aus einer alten, einst arianischen Familie; in ländlicher, patriotischer, aufgeklärter Umgebung erwachsen, blieb er in ungleich höherem Grade Lyriker, als Pol, mochte er sich auch in epischen Cyklen (z. B. im »Marathon«, wo die Schlacht selbst gar nicht geschildert wurde) versuchen; sein frühreifes Talent war natürlich auf die Bahn patriotischer Lyrik gedrängt; die Anregungen von Slowazki und Byron hielten nicht lange vor; Menschenhaſs, schmerzliches Empfinden aller Disharmonien dieser Welt, vereinsamtes Sich-unverstanden-fühlen wichen festem Gottesglauben, heiſser Vaterlandsliebe, innigem Naturgefühl. Sein Lied wollte anfeuern, daher wählte er Marathons vorbildliches Beispiel; er wollte vor dem Volke Gottes als Prophet mit des Glaubens Standarte voranschreiten, die Träume seiner Jugend in eiserne Thaten umschmieden, auf daſs späte Nachkommen daraus lernen sollten. Die alten Riesen werde ich vor euch stellen, mit ihnen die alterstorbene Welt erwecken, da werdet ihr vielleicht vor eurer Ruhmlosigkeit beschämt gestehen, daſs ihr Zwerge seid. Es fehlte nicht an dramatisch bewegten Scenen und an mächtigen lyrischen Ergüssen, doch bald verlieſs der Dichter für immer die klassische Welt und wandte sich näher liegenden Sphären zu.

Die Leiden seines Volkes erinnerten ihn nämlich an Israels Leiden und an Israels Propheten: er warf weg die alte Leier, nicht mehr vermochte er für sich zu singen, er verleugnete sich, mögen seine Sorgen in seines Herzens Tiefen ohne Wiederhall verklingen, — sein ganzes Volk wurde seine Familie. Da kamen die furchtbaren Ereignisse von 1846: die allgemeine Stille des Entsetzens und Verzagens unterbrachen die »Klagen des Jeremias« des Dreiundzwanzigjährigen, sein Hauptwerk und ein Hauptwerk religiöser Lyrik aller Zeiten: die Klagen über das furchtbarste Geschick, den Brudermord, von denen die Haare bleichen, die Ergebung eines Hiob, der unerschütterliche Glaube an die mild waltende Vorsehung vereinigten sich zu einem wunderbar hohen begeisterten Gesang, linderten den Schmerz, spendeten Trost und Hoffnung zugleich. Den berühmten Choral »Mit der Feuersbrünste Glut, mit des Bruderblutes Rauch« kannte jeder Pole, als wenn er ihm die alte Bogurodziza ersetzen sollte, und wie erschütterte sein Hiob: Als Mörder uns die Brüder erschlugen und wir, aus dem Traume aufgescheucht durch die Schreckensbotschaft, im ersten Augenblicke dir lästerten, von schrankenlosem Schmerz zerrissen, erheben wir jetzt, wie jener Hiob, zerknirscht unsern Ruf: Lob sei dir, o Herr! Daran knüpfte er freudig-ergebene Hoffnung: Wir glauben, o Herr, daſs du Sterne säest über unseren Weg, daſs du unser Zeuge, daſs du uns alle vor dem Sturze bewahrest, wenn du auch die Schwachen zuweilen erschütterst, daſs du mit Engeln den Abgrund umgabest, — wir glauben, o Herr! So hatte die Emigrantenpoesie endlich den machtvollsten Wiederhall daheim gefunden: ohne Mystik und Messianismus, für rein menschliche Gefühle, waren die ergreifendsten, mit Herzensblut geschriebenen, in tiefster Zerknirschung sowohl wie in Mitleid mit den Verführten und Verirrten ausklingenden, harmonischen und kunstvollen Verse geschaffen worden. Doch war es dem Dichter nicht vergönnt, auf dieser Höhe sich zu erhalten, geschweige denn, höher zu steigen. Wohl brachten seine »Biblische Melodien« (Jeremias, Super flumina Babylonis, Israel in Ägypten, die sanfte und heitere Idylle Rebekka neben der Tragik der Hagar in der Wüste u. s. w.) noch manche tiefst empfundene und herrlich ausgesprochene Paraphrase alttestamentlicher Motive; seine »Interpretationen Chopins« schlugen die verschiedensten Töne an,

von anmutigster Leichtigkeit in den Masurki bis zur tragischen Erregtheit in der Furchtbaren Nacht oder den durchdringenden Versen des Begräbnismarsches; die »kleinen Gedichte und Fragmente« (Begräbnis des Anführers, d. i. Kosziuschko, u. a.) wahrten auch im epischen Anlauf nur lyrische Kraft. Dem Gefühl ruhigen Glückes in der Familie entsprang sein jauchzender »Psalm eines Vaters«: väterliche Gefühle haben seit Kochanowski schon in der polnischen Litteratur stets denkwürdigsten Ausdruck gefunden; aber in den »Klagen« hatte sich der Dichter selbst übertroffen und mit ihnen allein Unsterblichkeit errungen, mochte man auch später noch seine meisterhafte Form und virtuose Überwindung technischer Schwierigkeiten bewundern.

Historie bemächtigte sich auch des Drama, bei Dominik Magnuschewski, der sich noch vor 1831 in Warschau im komischen Genre versuchte, nach 1831 in Galizien neben Proben byronisierender Lyrik das historische, pseudohistorische und phantastische Drama pflegte. Seine Trilogie (»Polens Frauen in drei Jahrhunderten«), eigentlich ein historisches Drama (Barbara als Gastolds Frau), flankiert von zwei historischen Erzählungen, sollte den Wandel polnischer Frauentypen des 12. (Boleslaw der Kühne und die Untreue der vernachlässigten Frauen), 16. und 18. Jahrhunderts, sein Radziejowski den Intriganten und Verräter schildern; die Gewaltsamkeit und Gräfslichkeit der Handlung à la Hernani, den er zu übersetzen begonnen hatte, die langen und leidenschaftlichen Tiraden ersetzten nicht den Mangel des Sinnes für Geschichte und Wirklichkeit, wie in seinem »Salonräuber«, der mit seinen unmotivierten Wandlungen im Grunde noch phantastischer war als sein phantastisches »Naturdrama« (1844), Dialoge frommer Lilien und pantheistischer Sonnenblumen mit Gestirnen und Elementen, Vögeln und Insekten, in drei Bildern, die in eine Verherrlichung der Krone der Schöpfung, des Menschen-Dichters ausliefen.

Realistischer waren »Der Geleitsbrief« und »Der Bohnenkranz« des Antoni Malezki, eines Grofspolen, der in Verfolg seiner wissenschaftlichen Laufbahn nach Galizien übersiedelte; der Professor der klassischen Philologie in Krakau, später Professor der polnischen Sprache und Litteratur in Lemberg, hat durch seine Schüler wie durch Werke grammatischen, litterar- und kulturhistorischen Inhaltes bleibenden Einfluſs auf das nationale Wissen gewonnen;

durch jene Dramen, die noch heute vom Repertoire nicht verschwunden sind, gehörte er der schönen Litteratur an. Beide Stücke fielen in die bewegten Zeiten des Johann Casimir; das Lustspiel stammte aus einer Episode bei Pasek, aus seiner Brautwerbung, wie er der schlauen Witwe unterlag, mit trefflich gezeichnetem Hintergrunde adligen, derb-jovialen, urwüchsigen Treibens; mit geringerem Erfolge stellte das Drama die Rückkehr und Läuterung eines Missethäters in der Not der Zeiten dar.

Die Komödie nahm der alternde Alexander Fredro nach einer vieljährigen Pause wieder auf, leider ohne den alten Erfolg. Die neuen Lustspiele und Dramen, an Zahl fast ebensoviel wie die vor 1835 geschriebenen, bewahrte er allerdings in seinem Schreibtisch, und erst nach seinem Tode (1876, im 83. Lebensjahre) wurden sie aufgeführt und gedruckt. Sie enttäuschten einigermaſsen; trotz des Wandels von Zeiten und Menschen war Fredro derselbe Molièreschüler geblieben wie im »Geldhab« oder in der »Ausländerei« der zwanziger Jahre; nur die alte komische Verve hatte erheblich nachgelassen. Allerdings suchte er jetzt etwas kompliziertere Typen, kümmerte sich um keine Einheiten mehr, bevorzugte vor den Versen die Prosa, aber die Handlung blieb lose, der Knoten nachlässig geschürzt, die Charaktere eher angedeutet, als streng durchgeführt; komische Situationen und Einfälle aus der Posse überwogen, z. B. in der Eisenbahnkomödie »Przemysl-Prerau«, wo die beiden Münchhausen, der »Böhmake« Kropatschek, Mme. Stock mit ihrem Französisch, der ewig alles suchende und wieder verlierende Gamciewicz um ein geschiedenes und sich wiederfindendes Ehepaar die Umgebung bildeten. Höher hinauf zielte »Der groſse Mann zu kleinen Sachen«, Herr Genialkiewicz, der mit seinem »genialen« Wesen alles, groſse Politik, intensiven Landbau und eine sein Mündel zu Grunde richtende Wirtschaft wie am Schnürchen führte, wie er es sich einbildete, in Wahrheit dazu da war, um von allen an der Nase geführt zu werden, ein in Polen, sogar auf seinem Throne, nicht seltener Typus. Weniger interessant war »Der Bedauernswerte«, der alles und jeden skrupellos und unverschämt ausnutzte, aber sich dabei als das unselige Opfer seiner eigenen Güte, Aufopferung, Uneigennützigkeit, als einen Verkannten und Ungewürdigten hinstellte, weil von Elvin dies alles zwar behauptet, aber wenig gezeigt wurde. Einige anmutigere Konver-

sationsstücke, der Einakter »Das Licht ist aus«, ein Reiseabenteuer nicht ohne schalkhafte Grazie, ein paar derbe Possen, »Herr Benet«, einige mißlungene Dramen, »Der Revolver« u. a., sogar ein Tierdrama, »Der Hofhund Brys«, bildeten den Rest seiner dramatischen Produktion, der sich Lyrisches und mehreres Satyrische, auch auf die galizische Autonomie nach 1867, anschloſs. Dazu kamen seine Memoiren, liebenswürdig erzählt, doch ohne jegliche Ordnung, absichtlich durcheinander (»Eins übers andere«), aus seinen Feldzügen. Neben dem Vater trat jetzt auch der Sohn, Jan Alexander Fredro, der 48er (ungarische Campagne), als Lustspieldichter auf, doch beschränkte er sich meist nur auf Einakter, Bluetten, Dialoge, die nur durch ihre Lustigkeit wirken sollten und ihren Weg in Übersetzungen auch auf deutsche Bühnen fanden.

Ein talentierter Epigone der Romantik, mehr im Sinne des Mizkiewicz als des Slowazki, war der Epiker und Dramatiker Mieczyslaw Romanowski, der jung im Aufstande 1863 gefallen ist. Unter seinen erzählenden »Gawendy« ragte das »Mädchen von Soncz« hervor, eine Episode aus dem Schwedenkrieg unter Jan Kasimir, der erste Echec, den die Schweden damals erlitten, als ihre Besatzung von der Bürgerschaft niedergemacht wurde, die so dem Anschlage der Schweden zuvorkam: Natürlichkeit der Erzählung und treffende Charakteristik, z. B. der verschiedenen Bürgertypen, verliehen Wert der Erzählung, die zum erstenmal nicht des Adels, sondern der Städter in der Vergangenheit gedachte. Das umfassendste Werk des Romanowski blieb seine Tragödie »Popiel und Piast«, die er auf dem Gegensatze zwischen slavischem und germanischem Wesen aufbaute, denn da sein Popiel in absolutistischen Anwandlungen auf den Widerstand des Wieze, der Volksversammlung, stieſs, zögerte er schlieſslich nicht, trotz seines Hasses gegen Deutsche deren Arm zu Hilfe zu rufen; der Gegensatz wurde durchgeführt auch in den Missionaren (Pater Fuchs und der Slavenapostel Method), Frauen und Männern; es befremdete die Verlegung von fast modernen Motiven in jene ferne Zeit: Popiel verleugnete nicht seine Verwandtschaft mit dem Popiel des Slowazki; Längen beeinträchtigten die scenische Wirkung, aber die Idee, sowie einzelne Scenen und Gestalten des Popiel oder des Obotriten »Kranich«, der für den Existenzkampf seines Stammes alles andere preisgiebt, die energische

Diktion endlich sicherten der Tragödie eine namhafte Stelle im polnischen historischen Drama.

Trotz Pol, Ujejski, Romanowski wiederholte sich auch in Galizien der allgemeine Prozeſs der Zeit, das Zurücktreten von Vers und Drama gegenüber der mit jedem Jahre stärker einsetzenden Invasion des Romans. Wohl gab es verspätete Byronisten und Ukrainzen, welche die Nummern der »Neuigkeiten« und »Litterarischen Glocke« mit ihren Poesien füllten, aber das Ohr des Publikums fesselten die Romanschriftsteller, allen voran Zygmunt Kaczkowski, nach ihm Jan Zacharasiewicz. Mochten sich beide Schriftsteller in ihren Lebensbahnen mehr als einmal berühren, in ihren litterarischen gingen sie völlig auseinander; sie waren zwar Altersgenossen, Schulkameraden, hierauf der eine zum Galgen verurteilt und zum Kerker in Lemberg begnadigt, der andere auf dem Spielberg und in der Theresienstädter Festung sich mit deutscher Litteratur vierjährige Haft vertreibend, aber als Schriftsteller begegneten sich beide nur in der prosaischen Form. Kaczkowski erzielte seine gröſsten Erfolge auf dem Gebiete der Pol und Rzewuski, auf dem des historischen Romans, der aus den Traditionen des 18. Jahrhunderts schöpfte. Er kannte diese Traditionen von seiner eigenen Umgebung her (seine Groſsmutter hatte treffliches Gedächtnis und Verständnis dafür), aus seinen Studien im Handschriftenbestand des Ossolineum; diese Studien waren zwar unternommen worden, um eine Geschichte der Barer Konföderation zu schreiben, und dienten nun zur Ausmalung und Vertiefung des Hintergrundes, der Sittengeschichte dieser Zeit; solchen historischen Studien entsprang auch ein mehrbändiges Werk über die Geschichte der polnischen Frau, das aber, erst nach Dezennien herausgegeben, veraltet erscheinen muſste.

Was Rzewuski den Sopliza für Litauen, Pol den Herrn Winnizki für Rotruſsland, lieſs Kaczkowski Herrn Nieczuja erzählen, vom Adel des Sanoker Landes, von seiner Rivalität mit dem von Przemysl, von dem Wojewoden Ossolinski, der die erste Rolle sich anmaſste, von adligen Gastereien und Schlägereien, von Mordgeschichten und der Barer Konföderation, von dem Eindringen der französischen Aufklärerei, von wilden, unbändigen Naturen, die sich über das Recht hinwegsetzten, von dem geräuschvollen Treiben jener siebziger Jahre mit ihrem Sarmatismus

nach innen, Niederlagen und Katastrophen nach aufsen. Historische Persönlichkeiten und Ereignisse waren fast ausgeschlossen; aus der anonymen adligen Masse wählte Kaczkowski seine Helden und liefs seinen Nieczuja mit solcher Einfachheit, Biederkeit, Anschaulichkeit, Treue die oft ganz unkomplizierten Sachen mit soviel Behagen erzählen, dafs schon die erste, harmloseste dieser Erzählungen, »Der Kampf um die Choronshanka« (Tochter des Choronshy, Bannerträgers), ein Kampf eben zwischen Sanoker und Przemysler Adligen, 1851, ihn sofort populär machte, zumal Kaczkowski kein moderneres Empfinden durch überflüssige Angriffe verletzte. Ging er doch nicht unbedingt in seinem Nieczuja auf, wufste er, je später desto mehr, die alte Fäulnis nicht nur zu idealisieren, sondern sie auch als Fäulnis zu erkennen. Die bedeutendste, umfassendste aller dieser Geschichten — und Kaczkowski war damals äufserst weitschweifig — war »Murdelio«, den sogar Bewunderer des Rzewuski über dessen »Listopad« stellten, die Geschichte eines Unbändigen, in dem der etwas hausbackene, nüchterne Nieczuja Dämonisches herauswitterte und demgemäfs die unvermittelten Wandlungen und Übergänge darstellte, eine namentlich in Episoden und Accessorien äufserst interessante Erzählung, die gerade durch das Fremdartige und Verhüllte den naiven Leser fesselte. Vom »Murdelio« ging es in den historischen Romanen bergab; die »Wahlbrüder« waren schon sehr langweilig, und der in die »Sachsenzeit« hinaufreichende »Sodalis Marianus« ermüdete auch den willigsten Leser.

Weniger Anklang fanden die mit Nieczujas Erzählungen gleichzeitig geschriebenen modernen Romane, mit ihren Vertretern von Aristokratie und Demokratie, von byronisierender Jugend, Familienchroniken, wie die »Enkel« oder die »Shydowski«, in denen jede folgende Generation den Niedergang nur von Intelligenz und Willenskraft offenbarte, interessant als Zeugnisse der Zeit, der politischen und socialen Propaganda, an der der Autor selbst teilgenommen, sie abbüfste und verliefs; des Treibens der leicht enthusiasmierten, in endlosen Diskussionen Zeit und Dialektik vergeudenden Jugend; jetzt mit der deutlichen Hervorkehrung der konservativen Prinzipien als der Panazee für alle Leiden der Menschheit. Nach 1860 verliefs der Autor infolge unliebsamer Vorfälle und ganz grundloser Verdächtigungen Galizien

und die Litteratur, um erst nach Dezennien, von seiner freiwilligen Emigration in Paris aus, in einem socialen Roman, »Graf Rak«, und bald darauf, durch den Erfolg von Sienkiewicz angeregt, mit einer neuen Serie historischer Romane aufzutreten. Unterdessen war jedoch in Kaczkowski eine tiefe Wandlung, im Politiker wie im Künstler, eingetreten. Sein übrigens niemals extremer Konservativismus war liberalen Prinzipien gewichen, und Kaczkowski wandte sich schroff gegen die Krakauer Konservativen im »Portefeuille des Nieczuja«, 1884, in der Form alter Totengespräche, laufende politische Fragen, besonders auch die »ruthenische Frage« in Galizien, offen und freimütig behandelnd; der Künstler wieder verlangte, daſs der Geist der Zeit, nicht ihre Äuſserlichkeiten allein, zu Tage trete, und verurteilte damit sein eigenes früheres Schaffen, das gerade das äuſsere Treiben anschaulich und ausschlieſslich dargestellt hatte. In seinem »Graf Rak«, einem Vertreter des polnischen, kosmopolitisch angehauchten Hochadels und der modernen naturwissenschaftlichen Bildung, behielt er jedoch die von seinem Nieczuja her ihm gewohnte Erzählung in der ersten Person bei, die hier ebensowenig angebracht war wie in den »Dämonen« des Dostojewskij und dieselben Schäden dem Romane zufügte, der zudem durch seine ganz unnötigen Längen, sowie durch den Übereifer des Verfassers, als möglichst getreuer Berichterstatter Reden und Handlungen seiner Personen genau zu kopieren, das anfängliche Interesse der Leser erlahmen lieſs. In seinen historischen Romanen suchte er jetzt das 17. Jahrhundert (»Abraham Kitaj«) oder gar das Ende des 15. (»Olbrachts Ritter«) auf; sein Kitaj war derselbe unbändige, wilde Murdelio, der nur in einer noch viel zuchtloseren Zeit, unter Sobieski, desto toller sich austoben konnte, bis er im Zweikampf fiel, was alles ganz trocken erzählt, förmlich nur registriert ward; ausführlicher, farbiger wurde wieder die Darstellung in »Olbrachts Ritter«, einem sehr gewissenhaft gearbeiteten Romane, der jedoch, ohne den mächtigen epischen Zug und die Plastik des Sienkiewicz, trotz aller sonstigen Vorzüge den jetzt anspruchsvolleren Leser nicht mehr fortriſs.

Sein Schulkamerad Zacharjasiewicz opferte zwar auch, wie jeder andere Romancier vor 1864, dem historischen Roman, doch ohne Erfolg, und erwarb sich nur durch seine socialen und Familienromane gröſsere Beliebtheit, die ihn eine Zeit lang, in

den sechziger und siebziger Jahren, da er gröfste Fruchtbarkeit entwickelte, in den litterarischen Vordergrund stellte. Es dauerte lange, bis er ein gelesener Schriftsteller wurde, hatte er doch mit Form und Sprache zu kämpfen; er sicherte sich den Erfolg, indem er, wie Kraschewski oder Jesch, aktuelle Fragen behandelte, oder, wie Korzeniowski, aus der kleinen und niederen Welt seine Genrebilder wählte. So wurde er vor allem der Romancier Galiziens, behandelte im Roman die ruthenische Frage (»Sankt Georg« — der Hauptsitz des »Altruthenentums« in Lemberg), die Polonisierung der Söhne polenfresserischer Hofräte (»Nemesis«); die fatale Verkettung mit Wien und dem Börsen- und politischen Spiel daselbst, die materiellen und moralischen Einbufsen infolge dessen, den Übergang des Landbesitzes in fremde Hände, auch den Kampf mit der Germanisation im Posenschen (»Auf den Grenzen«) u. s. w. Und neben diesen socialen und tendenziösen gefielen die kleinbürgerlichen und Liebesgeschichten, die Novellen mit stark ausgeprägtem humoristischen Charakter, die Romane mit ihren Träumereien von glücklichen, edlen Menschen, mit ihrer Jagd nach dem Idealen, die das Schöne und Gute in der Nähe übersahen und verführerischem Schein nachstrebten, bis sie reuig zurückkehrten — trotz ihrer oft unklaren und verschwommenen Tendenzen, trotz des häufigen Wiederholens derselben Motive und Mittel. Der Einfluſs der deutschen Romane machte sich hier am ehesten bemerkbar; der Erzähler bestach nicht durch äufsere, blendende Vorzüge, Fülle und Frische der Bilder, wohl aber durch seine herzliche Gutmütigkeit, seinen Humor, sein froh behagliches Weilen bei den Kleinen, durch eingehende psychologische Schilderungen, und erwarb sich vor allem die Gunst der Damen, immer wieder Liebesgeschichten breit ausmalend, nicht frei von Sentimentalität; starke weibliche Charaktere vermochte er übrigens auch dann nicht zu schaffen, wenn er, wie in seiner »Wiktoria Regina«, absichtlich darauf ausging; auch in seinen männlichen Helden überwog das Träumerische und Sentimentale. Neben Kaczkowski und Zacharjasiewicz, der, selbst ein Bürgerlicher, zum erstenmal in Galizien das bürgerliche Element in den Roman breit einführte, war es der talentvolle, leider früh verstorbene Walery Losinski, der durch spannende Verwicklungen, Räubergeschichten u. dgl. die Eintönigkeit polnischer Romane nach französischen Mustern unterbrach; am besten

gelang ihm freilich, was er selbst beobachtet hatte, die Eigenheiten, Vorurteile, Streitigkeiten des kleinadligen Volkes seiner engeren Heimat.

Das Interesse der Zeit war vorwiegend ein historisches; man flüchtete aus der Alltäglichkeit, die höheren Regungen keinen Raum gewährte, in die glänzende, idealisierte Vergangenheit, und diesem Bedürfnisse kam nicht nur das Epos des Pol und der Roman des Kaczkowski entgegen, sondern die berufsmäfsige Geschichte selbst.

Hier erwies sich als grofser Künstler Karol Schajnocha, der bei Zeitungen und im Ossolineum arbeitete, nachdem auch er, wie die hervorragenderen oder feurigeren unter den Altersgenossen, die Smolka, Ziemialkowski und Dunajewski (der spätere Kardinal), die Pol, Kaczkowski und Zacharjasiewicz, die Wonnen österreichischer Gefängnisse, die den Grund seiner nachmaligen Erblindung legten, durchkostet hatte. Verlor sich August Bielowski in urkundlichen Forschungen und Materialsammlungen (z. B. Leben und Schriften des Stanislaw Zolkiewski, Denkwürdigkeiten des Jemiolowski u. s. w.) oder in Spekulationen über lenchisch-polnische Urgeschichte, die er vergebens an den Lynchitis in Macedonien anlehnte, so wufste Schajnocha, der erste polnische Essayist, in einer Reihe trefflich geschriebener Skizzen, weniger aus dem Mittelalter als namentlich aus dem 17. Jahrhundert, den Sinn für Geschichte mächtig anzuregen. Er streifte auch blofse Anekdoten und Traditionen, behandelte litterarische Persönlichkeiten wie Opalinski, W. Potozki, Biographien, alles mit der Kunst eines Thierry, lebhaft, anschaulich, zum erstenmal einen wirklichen Genufs historischer Lektüre dem grofsen Publikum vermittelnd, Zeiten und Menschen deutlich erschauend und das Geschaute malerisch darstellend; nicht umsonst hatte er sich auch in Dramen und Erzählungen versucht. Seine Kunst erreichte ihren Höhepunkt in den vier Bänden von »Jadwiga und Jagiello«, die mittelalterliches Leben und Denken mit allem Detail verständnisvoll nachschufen, besonders jedoch in seinen »Zwei Jahre polnischer Geschichte«, welche mit unübertroffener Plastik 1646 und die Kosakenkatastrophe von 1648 und ihre dramatischen Scenen zu gestalten wufsten. Und über gröfseren historischen Kompositionen vernachlässigte er keineswegs die Einzelforschung, von dem Nachgehen der Eroberersspuren eines Boleslaw des Tapferen

und den vermeinten normannischen Anfängen polnischen Adels und Staates bis zur Mitarbeiterschaft an der Neuherausgabe des Lindeschen Wörterbuches, die sein Augenlicht vollends aufzehrte.

Um Bielowski und Schajnocha gruppierten sich andere Geschichtsschreiber, Graf Dzieduschyzki, der in Zbygniew Olesnizki und in Piotr Skarga das Wirken des letzten mittelalterlichen Kirchenfürsten-Politikers und des Jesuiten-Patrioten, Predigers-Bekehrers auf breitem zeitlichen Hintergrunde erschöpfte; der Geschichtsschreiber Lembergs, Zubrzyzki; ein armenischer Dominikaner, P. Sadok Baroncz, der neben Annalen seines Ordens historische Traditionen jeglicher Art sammelte; ein Genealoge wie Graf Stadnizki, dem die Jagiellonengeschichte manche Aufklärung verdankte, u. a.

Das nationale Leben war in Krakau, dem Centrum altnationaler Erinnerungen, das bis 1846 einen Schein von Unabhängigkeit bewahrte, reger geblieben; freilich war die stille, alte Königstadt, das polnische Rom, die Stätte der Gräber, von den sagenumsponnenen Hügeln des Krak und Wanda bis zum Kosziuschkohügel und den Särgen der Könige und Helden in der Wawelkathedrale, neben Danzig die einzige Stadt im Osten, die mittelalterlichen Charakter in Anlage und Denkmälern (am »Ringplatz«, in den Basteien und Mauern, die nur langsam niedergelegt wurden, in den Universitätsbauten) gewahrt hatte, längst der Hort konservativer Gesinnungen geworden wie keine andere polnische Stadt — am allerwenigsten das modernere, einst halbdeutsche Lemberg oder Posen. Mochte auch Krakau allerlei Emissären, zu eigener gröfster Bedrängnis, Unterschlupf zeitweilig gewähren, nach aufsen trat es möglichst ruhig und gemäfsigt auf. Seine jungen Dichter, ein Shyglinski und Wasilewski, mochten Byronschen Weltschmerz agieren, Blutbecher dem kommenden Feuer und Tod der morschen Ordnung weihen, es überwog die reaktionär-konservative Gesinnung, und sie wandte sich naturgemäfs der Pflege und Sammlung der Erinnerungen zu. Wasilewski selbst fand ja den Weg zur Verherrlichung der Traditionen in seinem »Dom auf dem Wawel«, obwohl ihn eigentlich populär nur seine »Krakowiaken« (1839), volkstümliche Weisen in lustigem Tone, machten. In Krakau wurde denn auch naturgemäfs die polnische Archäologie geboren: ein stiller,

bescheidener Antiquar, Ambroshy Grabowski, war es, der den Reigen eröffnete; er hatte schon 1827 »Kurze Sprüche der alten Polen oder Apophthegmen, Anekdoten u. s. w. aus seltenen Werken und Handschriften« (alphabetisch geordnet) herausgegeben, setzte in gröfserem Mafsstabe Publikationen von Briefen und Urkunden (des 16. und 17. Jahrhunderts) fort, um zu archäologischen Schatzkästlein, Beschreibungen der Krakauer Altertümer u. s. w. überzugehen. In ungleich gröfserem Mafsstabe erschlofs auf dem Hintergrunde europäischer Kultur überhaupt Adam Wischniewski die Geschichte des polnischen litterarischen und geistigen Lebens der alten Zeit, in sieben stattlichen Bänden (der achte und neunte lösten sich mehr in eine räsonnierende Bibliographie auf) die Zeit bis 1650 darstellend, mit Einverleibung von Proben und ganzen Texten, in Original und Übersetzungen, da er die lateinisch-polnische Litteratur ihrem ganzen Umfange nach berücksichtigte, der erste und auf lange Zeit einzige; sein Nachfolger auf dem Katheder der polnischen Litteratur, Karl Mecherzynski, bearbeitete Specialgebiete, die Geschichte der Beredsamkeit u. dgl. Auch als Krakau Galizien einverleibt wurde, wahrte es seinen alten Charakter. Um sein Hauptorgan, den »Czas« (Zeit) sammelten sich die Konservativen, die einstigen Machthaber der kleinen Republik, deren Erinnerungen Graf Wodzizki seine ausführlichen und interessanten Denkwürdigkeiten widmete, sowie ihre Jünger, die Maur. Mann, Popiel, Kosmian u. a.; Zygmut A. Helzl belebte den Sinn für Geschichte durch seine Neuherausgabe altpolnischer Rechtsdenkmäler, d. i. des Gesetzgebungswerkes Kasimirs des Grofsen, durch Herausgabe von Briefen (Sobieskis an sein Mariechen) und Denkbüchern (des Michalowski, von 1648 ff.). Neben diesen Historikern ragte der Philosoph und Ästhetiker Joseph Kremer hervor, ein Hegelianer, der freilich statt des Absoluten, der Idee, Gott einsetzte und der Erfahrung und Beobachtung gröfsere Rechte einräumte als sein Meister, von dem er sich zuletzt und von seiner dialektischen Methode gänzlich lossagte; er betonte die Wichtigkeit unbewufster Seelenäufserungen, den individuellen Charakter der Seele, die sich selbst ihren Leib schaffe. Weiter und wohlthätiger wirkten seine ästhetisch-historischen populären Schriften, seine »Briefe aus Krakau« und seine »Italienische Reise«, mit ihren Beschreibungen der Kunstwerke und Kunst-

richtungen, mit ihrem malerischen und blumigen Stil; die Kunst war nach ihm Selbstzweck, die Idee des Schönen verwirklichend, nicht in Naturnachahmung aufgehend, obwohl von der Aufsenwelt stets angeregt; seine Schriften fielen in eine Zeit starken, aber vorübergehenden Kunstenthusiasmus, den sie mächtig förderten.

Am ungezwungensten entwickelte sich vorläufig geistiges Leben im Posenschen; die Publizistik war weniger gehindert — hier allein konnte man z. B. über Werke und Tendenzen der Emigrationslitteratur sich frei äufsern; der aufgeklärtere, philosophisch geschultere Geist erhob sich freier über konfessionelle und ständische Vorurteile, denn nicht umsonst hatte man die Berliner oder Breslauer Hochschulen absolviert; der liberalere, demokratischere, emanzipiertere Zug beschränkte sich nicht auf Individuen, schuf sich Organe und Parteien und begünstigte die Entwicklung eines polnischen Bürgertums. Die frühere Lösung der Bauernfrage, der konfessionelle Gegensatz zwischen Volk und Regierenden minderten die Entfremdung zwischen Intelligenz und Bauernschaft, die sich durch das konfessionelle zum nationalen Bewufstsein viel eher zurück- und zurechtfand, als dies in Galizien möglich war. Freilich, auch hier fehlte es nicht an schädigenden Wirkungen; gerade an diesen so schwer zu behauptenden »Grenzen« ergab sich der von Heer und Verwaltung ausgeschlossene und sich ausschliefsende Adel Posens und Westpreufsens sorglosestem und leichtsinnigstem Müfsiggange und ruinierte seine einzige ökonomische Basis in Grund und Boden. Ebensowenig behauptete sich die Intelligenz: ohne einen rechten Wirkungskreis finden zu können — beide Provinzen besafsen nicht einmal eine Hochschule —, zog es ihre bedeutendsten Vertreter seit jeher nach dem »Auslande«; der Exodus der grofspolnischen Intelligenz war übrigens ein alter; schon im 18. Jahrhundert hatte er mit den Sniadezki, Staschiz, Kopczynski begonnen und setzt sich ungeschwächt bis heute fort; so versorgte Posen die Krakauer, Lemberger, Warschauer Hochschulen mit ihren besten Kräften, in der älteren Generation die Malezki, Przyborowski, Plebanski, Wenzlewski, Liske u. a., in der jüngeren die Milewski, Morawski, Cwiklinski, Kalina u. a., Philologen, Historiker, Nationalökonomen von bestem Ruf. Trotz dieser Einbufse tüchtiger Arbeiter und der immer ungünstigeren äufseren

Bedingungen wahrte sich damals Posen — Westpreußen schied ganz aus — durch einzelne erleuchtete Patrioten, im Hochadel wie in der Bürgerschaft, einen bedeutsamen Anteil an der nationalen Kulturleistung. Zu den verdientesten gehörten die Grafen Dzialynski und Raczynski. Ersterer begnügte sich nicht mit dem Ansammeln außerordentlicher litterarischer Schätze in seinem Kurnik, sondern machte große Mittel flüssig für historische, philologische, mathematische Publikationen: der Urkundensammlungen in dem jahrhundertelangen Streit zwischen Polen und dem Kreuzorden; der diplomatischen und Kanzleikorrespondenz König Sigismunds, der sogenannten Acta Tomiciana; der wichtigsten Reichstagsverhandlungen des 16. Jahrhunderts; Übersetzungen antiker Schriftsteller u. s. w. Allerdings zersplitterten sich die Sammlungen der Raczynski, die Gemäldesammlung des Grafen Athanasius kam nach Berlin, wo jetzt das Reichstagsgebäude sich erhebt — die Sammlung selbst kam in die Nationalgalerie; dafür wurde die reiche Bibliothek des Grafen Eduard in eigenen, schönen Heim zum städtischen Eigentum (dreibändiger Katalog derselben in deutscher Sprache, 1881 ff.), und unermüdlich war Graf Eduard im Publizieren historischen Stoffes: ihm dankte man Passeks Memoiren; eine lange Reihe von Memoiren des 18. Jahrhunderts und Aktenstücke aus dem Portefeuille des Primas Podoski; die Beschreibung der Bauten und Denkmäler Großpolens in zwei stattlichen Bänden, das Kabinett polnischer Medaillen, »Les médailles de Pologne«, drei Bände, Berlin 1845; Urkundensammlungen, eigene Reisebeschreibungen (einer türkischen Reise) u. s. w.; und dies alles war nur ein Teil planmäßig angelegter, auch großer ökonomischer Arbeiten, zur Hebung der Stadt wie der Provinz Posen, Arbeiten, welche durch politische Komplikationen gehindert oder vereitelt wurden; der Bruder wie der Sohn schrieben nur in französischer Sprache, ersterer über Kunstgeschichte, letzterer über nationalökonomische Fragen.

An Josef Lukaschewicz fanden die Arbeiten des Grafen Eduard einen tüchtigen Fortsetzer, der namentlich die Schul- und konfessionelle Geschichte des alten Polens behandelte, der erste und unermüdlichste Arbeiter auf diesem Felde im großen; die englisch und deutsch erschienenen Arbeiten des Grafen Valerian Krasinski, »Historical sketch of the reformation in Poland«,

London 1831, reichten an Fülle und Genauigkeit nicht im entferntesten heran; einzelnes wurde ins Deutsche übersetzt, z. B. »Geschichte der reformierten Kirche in Litauen«, Leipzig 1848; später wandte sich Lukaschewicz der Pfarr- und Stadtgeschichte zu, seine »Geschichte Posens« war das ausführlichste und beste der Art, auch deutsch; alles aufgebaut auf einer Fülle urkundlichen Materials und von liberaler, antijesuitischer, etwas einseitiger Tendenz, doch ohne alle Form, oft nur alphabetisch geordnete Aneinanderreihung des Stoffes. Schliefslich schuf sich dieses wissenschaftliche Leben ein besonderes Organ, die »Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften« in Posen 1858, die in einer historischen und naturwissenschaftlich-medizinischen Sektion, in Sitzungen, Berichten und periodischen Publikationen, in der Sammlung einer immer stattlicheren Bibliothek, die heute Hunderte alter Handschriften und Tausende von Druckwerken zählt, höhere Kulturzwecke förderte; zu ihren Mitbegründern gehörte der hochverdiente Arzt Karol Marzinkowski, ein patriotischer Bürger, der schon vorher die »Gesellschaft für wissenschaftliche Hilfe« gründen half, deren Fonds Hunderte polnischer Ärzte, Advokaten und Lehrer die Möglichkeit ihrer Ausbildung verdanken. Was anderswo der Staat, nahm hier die private Initiative allein in Angriff.

Die Publizistik, die noch in den zwanziger Jahren (»Ameise«) kümmerlich vegetierte, nahm erheblicheren Aufschwung. Der »Volksfreund« in Leschno (Lissa) popularisierte zwar nur heimische Geschichte und Litteratur, Lukaschewicz schwang seinen kritischen Bakel nur gegen die Sprachverderber; liberalen Tendenzen und der Aufklärung diente mit immer gröfserem Eifer die »Litterarische Wochenschrift« des Antoni Wojkowski und seiner Frau Julia, die, auf je gröfseren Widerstand sie stiefsen, desto weiter nach links sich abdrängen liefsen und die Konservativen zur Abwehr in ihrem »Jahr« zwangen; schliefslich erwies sich der Posener Boden für Wojkowski ungünstig. Trotzdem zeichnete sich die damalige publizistische Arbeit durch ihre philosophische und demokratische Richtung aus. Nicht umsonst lockten Berlin und Hegel, andererseits die Notwendigkeit, gegen das überflutende Deutschtum sich auf das Volk selbst zu stützen. Aus dem Posenschen stammte der Hegelianer Trentowski, der auch aus der Fremde die Posener Zeitschriften mit philosophischen

Studien versorgte, der hier seine »Pädagogik« (1842) und seine »Logik« (1844) erscheinen liefs mit der sonderbaren, willkürlich geschmiedeten Terminologie, der deutschen Supranaturalismus und Pantheismus in seinem Transszendentalismus vereinte, wobei ihm gegen Hegel die Materie als Thesis, der trennende und auflösende Geist als Antithesis galt. Seine Bedeutung lag in dem steten Drängen auf das Wecken von Selbständigkeit, Prüfung, Beseitigung jeglichen Autoritätenglaubens, war somit von grofser, erziehlicher Wirkung. Bis 1850 bekämpfte er lebhaft alles Reaktionäre und Mystische in Politik und Glauben; nachher arbeitete er an einem Pantheon des Wissens oder einer Pantologie, die jedoch erst spät nach seinem Tode herausgegeben wurden. Neben ihm wirkte ein anderer Exhegelianer, Karol Libelt, welcher gegen die Allmacht der abstrakten Verstandesthätigkeit die Phantasie ins Feld führte und für die Philosophie nationale, volkstümliche Grundlagen suchte, gegen Trentowski, der solche nicht anerkennen wollte; für Libelt war das Volk der Ocean, dessen Oberfläche nur Winde fremder Einflüsse, abendländischer Civilisation, kräuseln, während in den Tiefen das nationale Element, der Glaube an die Zusammengehörigkeit unserer und der Geisterwelt unberührt schlummert; in gröfseren Werken führte er sein philosophisches und ästhetisches System aus. Neben Trentowski und Libelt arbeitete Graf Cieschkowski, der spätere langjährige Vorsitzende der Gesellschaft der Wissenschaften, den freilich in den vierziger Jahren umfassende nationalökonomische Studien (in französischer Sprache) von der Popularisierung und Verkündung seines philosophischen Idealismus abriefen; in seinen »Geisteswegen« (1863) legte er dann das für ihn so charakteristische Gewicht auf die Verwirklichung dieses Idealismus im äufseren Leben.

Die Reaktion nach 1850 setzte hier gerade am schärfsten ein; die »Posener Revue« der beiden Kosmian entpuppte sich als ein klerikal-reaktionäres Organ, das jeden freieren Gedanken bekämpfte; Trentowski verstummte völlig, sprach dann von diesen Jahren (1851—1861) als von einer Zeit, da die Nation mit Eisenbahngeschwindigkeit zum 13. Jahrhundert zurückeilte und das Abendland überholte, wo sich doch ein schliefslich siegreicher Widerstand gegen die Reaktion regte. So wurde das Posensche Wiege der philosophisch-demokratischen und auch der ultramontanen

Bewegung; hatte man hier, wetteifernd mit den radikalsten Demokraten der Emigration, mit Kamienski, der übrigens in Posen sein Hauptwerk druckte, Heltman, Darasch u. a. den Adel bekämpft, hatte Berwinski geradezu das Blutmeer verherrlicht und auf dessen jenseitiges Gestade die Herrschaft der Massen, Glück und Freiheit verlegt, zu Vernichtung und Massakre sogar des Adels auffordernd, so verlor sich nach 1850 jeder freiere Gedanke und wurde das Posensche schliefslich zum Hauptbollwerk polnischen Ultramontanismus, noch viel mehr als Krakau, weil sich nationale und ultramontane Richtungen gegenüber dem fortschrittlichen und protestantischen Deutschtum vereinigen mufsten, sollte man nicht getrennt dem übermächtigen Gegner hilflos erliegen.

Nur die Belletristik ging ziemlich leer aus. Zwar liefs sich der alternde General Morawski in Lubostronj nieder, seine Fabeln, Balladen und epischen Versuche erschienen jedoch nur spärlich; das bedeutendste Talent, Ryschard Berwinski, sollte der Provinz und der Litteratur verloren gehen, als er nach mehrjähriger Gefangenschaft und kurzem politischen Wirken, ein zweiter Czajkowski, mit diesem zum türkischen Renegaten wurde: eine feurige, leidenschaftliche Seele, in der Schalheit seiner Umgebung sich unglücklich fühlend und mit grimmigem Sarkasmus, unverhüllter Verachtung ihr trotzend, den tapfern Soldaten von 1831, die drei Tage vor Warschau im Kugel- und Granatenhagel standen und am vierten Tage endigten nach der adlig-polnisch-nationalen Sitte, denn sie endigten nicht für ihr Land. »Ich kenne euch und verachte, so dafs besser ist, wenn ersterben auf meinen Lippen alle die Worte und alle die Bitterkeit, die ich euch ins Antlitz speien könnte ... Lebe somit, Pöbel!« Er hatte jeglichen Glauben verloren, den schlauen Kirchendienern die Maske ihrer Falschheit abgerissen; war in alter Tage Dämmerung so viel Licht, so sah er jetzt nur Schmutz und Elend; das Damoklesschwert hängt über den Köpfen, aber die Landesjugend feiert den Karneval in Lust und Glanz: das war die Grundstimmung in seinem »Posener Don Juan« und in der »Parabase« zu demselben, wo er, Byrons und Slowazkis Digressionen und Sarkasmen nachahmend, unter Aufwand lyrischer Schönheiten den geringfügigsten Stoff, ein kläglich endigendes Rendezvous zweier kläglicher Liebenden, absichtlich verspottete

und, nationaler Weise treu, nicht einmal beendigte. Durch seinen Radikalismus erinnerte er an Goszczynski, den er an poetischem Können übertraf; auch er ging unter das Volk, von dem allein er Zukunft erhoffte; ein Zeugnis seiner vorurteilslosen Auffassung, die sich gegen alle Romantik sträubte, waren seine »Studien über Volkslitteratur vom Standpunkte historischer und wissenschaftlicher Kritik«, wo er in der Zeit der Jakob Grimm und Kuhn und Schwarz die Volkstraditionen auf ihre Unechtheit, Späte, Entlehnung hin prüfte und die kritiklose Verehrung alles Volkstümlichen und alles Nationalen und Ureigenen am Beispiel des Hexen- und Zauberglaubens ihrer Verirrung überführte: leider fand seine skeptische Warnung keinen empfänglichen Boden, und in der polnischen wie in den übrigen slavischen Litteraturen blieb es vorläufig bei dem romantischen Glauben an die Ursprünglichkeit, Unmittelbarkeit, Frische, heimisch-heidnische Quelle alles Volkstümlichen.

Diese Wendung zum Volkstümlichen, eine nationale Wiedergeburt, das Sichbesinnen auf sich selbst, auf die Vorfahren und ihre Sprache, was in Europa allenthalben bereits Wunder gewirkt, die Toten erweckt hatte, konnte auch von Preußen nicht abgelenkt noch zurückgehalten werden. Da gab es in Schlesien, in Ost- und Westpreußen Hunderttausende, deren Sprache nicht deutsch, sondern polnisch (oder litauisch) war, die man vollständig vergessen hatte und die jetzt zum Leben erwachten. Es hatte nicht geholfen, daſs man im 18. Jahrhundert bereits Prämien für Lehrer und Geistliche ausgesetzt hatte, die für die Entnationalisierung schlesischer Kinder gezahlt wurden; Schule, Kirche und Amt, das Ehekonsense für die des Deutschen Unkundigen verweigerte, thaten ihr möglichstes, aber das Leben behielt sein Recht. Wohl schmolz das polnische Territorium ein, verloren sich die Inselchen der nationalen Diaspora, die bis Breslau gereicht hatten; desto zäher hielt sich der Rest. Schon die Geistlichkeit muſste zum Volke und seiner Sprache halten, wenn dieses Volk nicht konfessionslos werden sollte, wenn sie nicht mit dem Breslauer Bischof bei der Visitation der Diözese beschämt und zerknirscht ausrufen wollte: »Meinen rechten Arm würde ich gern opfern, wenn ich nur Polnisch könnte.« Aus dieser Geistlichkeit stammten in den vorigen Jahrhunderten die einzigen Litteraten, die Herausgeber der Kantionale und Gebetbücher, die

Verfasser homiletischer und erbaulicher Traktätlein, z. B. der derbe Adam Gdazius in Kreuzburg, der sich über die »Wasserpolen« aufhielt, die ihm sein Polnisch kritisierten, der in Thorn und Brieg 1641—1687 viel druckte; aus dieser Geistlichkeit und der Lehrerwelt stammten im 19. Jahrhundert die Herausgeber der ersten Wochenschriften, Kalender, Erbauungsbücher, die Lompa, Miarka u. a., die Verfasser von Gedichten wie Norbert Bonczek, Damroth u. a. Von einer politischen »grofspolnischen« Agitation konnte keine Rede sein; Dezennien lang arbeiteten diese Bahnbrecher, ohne dafs die »Grofspolen« auch nur die geringste Notiz von ihrer Arbeit nahmen; erst der Kulturkampf des Fürsten Bismarck, der Oberschlesien wie Posen traf, entfachte das glimmende Feuer. Die Bonczek u. a. wufsten nichts von der polnischen »Sache« und hatten mit ihr nichts gemein, einzelne von ihnen waren erklärte Gegner des Polentums; es war nur die tiefe Anhänglichkeit an die Heimat, die ihr Thun eingab; sie betrachteten sich förmlich wie die deutschen Dialektdichter und kannten ebensowenig politische Aspirationen wie diese. Unter ihnen ragte Bonczek durch seine bescheidene Kunst und sein Heimgefühl hervor; in seinen lyrischen Gedichten und Übersetzungen aus Schiller und Goethe ging er die Wege der polnischen Sprache wie in seinen beschreibenden, z. B. in der »Alten Kirche von Miechowize«, wo er mit inniger Liebe alle Traditionen der eigenen Jugend, die Gemeindeverhandlungen, das Treiben in Kirche, Schenke, Mühle und Schule schilderte und nur zur Wahrung des Lokalkolorites auch einen und den anderen lokalen Ausdruck einflocht. Aus solchen unbedeutenden Anfängen entwickelte sich die polnische Presse Oberschlesiens, trotz aller Hemmungen der höheren, deutschen Geistlichkeit, sehr gegen deren Willen; der Beuthener »Katolik« z. B. zählt über 25000 Abonnenten, und die Bewegung, die übrigens bisher keinen originaleren Schriftsteller hervorgebracht hat, ist im Steigen begriffen. Sie reichte auch nach dem österreichischen Schlesien hinüber; der »Teschener Stern« des Piotr Stalmach, der seit 1852 bis heute forterscheint, jetzt als Organ der Geistlichkeit, hat in dieser nationalen Belebung stets vorangeleuchtet. Unter den evangelischen Masuren Ostpreufsens sorgten ebenso Gisevius und besonders der alte, verdiente Giersch für die geistigen Bedürfnisse des polnischen Volkes. Dagegen geschah

nichts mehr für die westpreußischen Protestanten, und doch war für sie, für die Kaschuben, schon im 16. und 17. Jahrhundert gedruckt worden (Krofeis Gesangbuch, Danzig 1584, und Brüggemanns-Pontanus' Katechismus und Passion, 1643); der Danziger Pfarrer Mrongovius (Verfasser eines deutsch-polnischen Wörterbuches, das mehrere Auflagen erlebte) predigte, einer der letzten, polnisch in Danzig, und heute schwindet dieses Kaschubische, verpönt in Kirche und Schule, langsam aus dem lebenden Brauche, zumal in seinen dürftigen Resten in Pommern (Schmolsin am Gardensee nebst Umgebung). Dagegen erhält sich das Kaschubische der Katholiken in Westpreußen, noch zusammenhängend mit dem polnischen Sprachgebiet, oder schon vom Deutschtum ganz eingeschlossen. Hier regten sich sogar separatistische Tendenzen, namentlich war es der Demokrat Cenowa, Arzt in Putzig, der aus Haſs gegen den Adel kaschubische Idiotismen zu einer Art Schriftsprache erheben wollte, die sich übrigens vom Polnischen nur durch die Schreibung unterschied, doch ist seitdem der Gedanke an eine kaschubische »Sprache«, von der die Kaschuben selbst natürlich nichts wissen, da sie nur ihre polnischen Bücher kennen, nie wieder ganz verschwunden. Was Cenowa nicht recht vermochte, hat nach Jahren erst Derdowski in seinen humoristischen Erzählungen in Versen, »Vom Herrn Czarlinski, wie er nach Putzig Netze holen fuhr« u. a., geschickt zu stande gebracht, eine urgemütliche Schilderung lokaler Verhältnisse im Lokaldialekt. Wichtiger waren allerdings Aufzeichnungen aus dem Volksmunde selbst, der Lieder, Traditionen, Sprüche, die für Schlesien Roger, Cinciala, der verdiente Mitstreiter Stalmachs, und der Linguist Malinowski, für Masuren Kentrzynski, für Kaschuben Poblozki und Ramult unternahmen, die bis heute fortgehen und mit dem Aufblühen ethnographischer Studien bei den Polen zusammenhängen.

Wieder anders gestalteten sich die Verhältnisse in Russisch-polen, d. i. in Kongreſspolen und in den »einverleibten Provinzen«, Litauen, Wolhynien, Podolien. Die Repressalien nach 1831 kannten kein Maſs, sie sollten nicht mehr die Schuldigen, sondern die Nationalität als solche treffen, und es begann der kombinierte Angriff gegen Katholizismus und Polonismus, der mit aller Wucht auf die »einverleibten Provinzen« fiel und Kongreſspolen nicht verschonte. Alle höheren Schulen wurden auf einmal auf-

gehoben: die blühenden Universitäten in Wilno und Warschau, sowie das Lyceum in Krzemieniez wurden kassiert, die russische Wladimirs-Universität in Kiew errichtet, das katholische Seminar aus Wilno nach Petersburg verlegt, im Lande selbst fristeten nur einige Fachschulen ein kümmerliches Dasein; die Gesellschaft der Wissenschaften wurde aufgehoben; ihre und andere Bibliotheken wurden nach Petersburg oder Kiew übergeführt. Die Autonomie in Verfassung, Heer, Finanzen u. s. w. wurde beseitigt; massenhafte Konfiskationen, Einkerkerungen, Deportationen räumten mit den Sapieha, Sanguschko, mit dem Adel und seinem Vermögen auf; der vollständigen Russifizierung wurde in den »einverleibten Provinzen« durch die gewaltsame Unterdrückung der »Union«, des russisch-römischen Ritus, vorgearbeitet, und ein Husarengeneral war Leiter dieser apostolischen Mission, die »Wiedervereinigung mit dem orthodoxen Glauben« getauft wurde. Daneben wachte über alle Äufserungen eine mit jedem Jahre schärfere Censur, die das Heft einer Zeitschrift einbehielt, weil in demselben rein zufällig vom Kaiser gesprochen wurde und weiterhin ein naturwissenschaftlicher Aufsatz über den Tiger folgte; die aus Kochbüchern das Wort »frei«, das im Polnischen auch vom »langsamen Feuer« gebraucht wird, ängstlich strich. Schlimmer als diese maſslosen Repressalien und Chikanen wirkte der entsetzliche Blutverlust des nationalen Organismus, die Entvölkerung förmlich der Intelligenz durch die Emigrationen und Deportationen, welche auch den Unbeteiligten trafen, wie den grofsen Tonkünstler Chopin, der nach seinem Vaterlande und den Seinigen sich vergebens zu Tode abhärmen muſste, nur weil er den Titel eines russischen Hofpianisten, allerdings in etwas kräftigeren Worten, abgelehnt hatte. So schien Russischpolen nach 1831 wie verödet, seine geistige Kultur unterdrückt, materielle Sorgen oder materieller Genufs, wie bei der heranwachsenden vermögenden Jugend, die in roh-tollen Streichen, die Balagulen in Podolien und der Ukraine, sich austobte, einzige Lebensaufgabe zu werden.

Am meisten verödete Warschau, das nicht nur die Soldaten und Statisten wie Niemzewicz und Lelewel, sondern auch Unbeteiligte, wie der hochverdiente Bibliothekar Golembiowski und so viele andere, für immer verlassen muſsten. Langsam nur begann neues Leben auf diesen Ruinen zu sprieſsen; es war ein bedeut-

samer Fortschritt, als 1840 mehrere Litteraten zur Herausgabe der Monatsrevue »Warschauer Bibliothek« sich vereinigten, die bis heute in Ehren fortbesteht. Zu ihren Begründern und Redakteuren gehörte Kasimir Wojzizki, der sich als Sammler und Popularisator grofse Verdienste erworben hat. Er hatte mit dem Sammeln von Volksliedern, der »Weifschorvaten« (ein pseudohistorischer Name für Kleinpolen), begonnen und war bald zu seinem eigentlichen Gebiet, der Sammlung von Traditionen und Litteraturdenkmälern aller Art, übergegangen; so druckte er in seiner sechsbändigen »Alterthümlichen Bibliothek polnischer Schriftsteller« eine Reihe der seltensten, litterar- oder kulturhistorisch wichtigen oder interessanten Broschüren oder Werke ab, schrieb ein »Theater im alten Polen« (mit Analysen und Texten), eine polnische Litteraturgeschichte, die in Biographien mit Textproben sich auflöste, ein »Hausarchiv« mit Beiträgen zur Kultur- und Sittengeschichte, druckte alte Handschriften ab u. s. w. War er auch nirgends selbständig und kritisch, so erwarb er sich Verdienste durch das Wecken historisch-vaterländischen Sinnes, durch verständnisvolles Sammeln und Flüssigmachen des Gesammelten für ein grofses Publikum, durch dessen Abwenden von der Belletristik des Tages zu ernsterer Lektüre. Sein Warschauer Lokalpatriotismus hat ihn die wertvollsten Sachen schaffen lassen, seine anziehenden Plaudereien von dem alten Warschau aus der Zeit der Klassiker und Romantiker, seinen dreibändigen »Friedhof von Powonski« mit den Erinnerungen an lokale Berühmtheiten aller Art: eine Kulturgeschichte Warschaus, abgelesen von seinen Gräbern und Kreuzen.

Von gleicher Arbeitskraft und Produktivität war ein anderer Sammler, der gelehrte Professor der Jurisprudenz Wazlaw Alexander Maciejowski, der zwar Wojzizki an Wissen, Kombinationskraft und selbständigem Urteil weit überragte, doch hinter ihm zurückblieb in der Fähigkeit, seinen Stoff populär zu machen, dessen Darstellungsweise den Leser nur ermüdete. Auch er schrieb eine Litteraturgeschichte, die, wie diejenige des Wischniewski, bis 1650 reichte und doch, obwohl sie die lateinisch-polnische Litteratur ausschlofs, drei stattliche Bände fafste; freilich ging der dritte mit seinem »Anhang« in blofser Bibliographie mit Textanalysen auf; auch die Lektüre der schwerfällig geschriebenen beiden ersten Bände gewährte keinen Genufs, und die einseitige,

slavisch-demokratische Tendenz hinderte richtige Wertschätzung der alten Denkmäler; die kulturhistorischen Elemente dieser Litteratur hatte Maciejowski in einem kleineren Werke verarbeitet, ohne die Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit des Wojzizki zu erreichen. Denselben Standpunkt vertrat er in seiner Geschichte der slavischen Gesetzgebungen, einem Hauptwerke des älteren vergleichenden slavischen Rechtsstudiums, zu dem ja ein anderer Pole, Kucharski, den Grund gelegt hatte; daneben arbeitete er in polnischer Urgeschichte, in der Geschichte der polnischen Bauernschaft u. s. w., wobei er nicht selten aus ungenügendem Material voreilig folgerte; freilich bleibt sein unbestrittenes Verdienst, dafs er sich den Ausblick auf die übrige slavische Welt, der in Polen selten war und noch seltener werden sollte, nicht versperrte.

Neben Wojzizki und Maciejowski war besonders Julian Bartoschewicz als Historiker und Litterarhistoriker thätig, obwohl er sein reiches Wissen meist in Biographien und Monographien, zumal der Männer des 18. Jahrhunderts, zersplitterte; Baron Rastawiezki, um die Weckung kunsthistorischer Studien verdient, zumal durch sein »Wörterbuch polnischer Maler«; Sammler, wie Kosmian in seinem Piotrowize, Zielinski in Skempe, Trembizki in Linow, dessen Sammlungen die Zamoyskische Ordinatsbibliothek ankaufte, die, längst nach Warschau übergeführt, durch ihren wertvollen Bestand an Handschriften und Druckwerken die Lücke, die durch Überführung der öffentlichen Sammlungen nach Petersburg entstanden war, einigermafsen füllte, obwohl sie kein wissenschaftlich-litterarisches Centrum wurde, wie das Ossolineum in Lemberg etwa, und auch nicht zu Publikationen schritt, wie die Dzialynski oder Raczynski im Posenschen, was später die Krasinskische Ordinatsbibliothek unternehmen sollte. Die wenigen wissenschaftlichen Publikationen waren oft bloíse Materialsammlungen, wie der »Codex Diplomaticus« Polens des Grafen Rzyszczewski und Muczkowski u. dgl.; kaum dafs ein und das andere tüchtige Rechtsbuch erschien, z. B. von Dutkiewicz; Werke von Belang aus anderen Gebieten fehlten meist. Nicht besser erging es der Philosophie, für die das Publikum fehlte; nur die litterarische Kritik vertrat tüchtig Tyschynski, der, philosophisch und ästhetisch geschult, für seine erste gröfsere Leistung die absonderliche, halb novellistische Form der »Amerikanerin in

Polen« gewählt hatte; er verliefs nie den religiösen Boden und bekannte sich ebenso zur »Kunst um der Kunst willen«, doch ohne alle Einseitigkeiten und Übertreibungen, den Ideengehalt hoch schätzend; er griff auch mit Vorliebe in die litterarische Vergangenheit des Landes zurück, in Studien über Rey, Potozki u. s. w. In der Litteratur der Gegenwart ging Fryderyk Lewestam auf, ein belesener und kaustisch-geistreicher Kritiker, Verfasser satirischer Blätter; Josef Kenig, nachmals einer der bedeutendsten Warschauer Publizisten; Kasimierz Kaschewski, trefflicher Übersetzer der griechischen Tragiker, von feinem ästhetischen Gefühle, ohne Voreingenommenheiten, seinen Gesichtskreis stetig erweiternd.

Regeres Leben herrschte auf dem Gebiete der Belletristik. Die Forderungen der Bühne und des Publikums, dem französische Romane, die Sue und Paul de Koque, um von den gröfseren zu schweigen, im Original und Übersetzungen nicht genügen konnten, erfüllte am gediegensten Joseph Korzeniowski, welcher, trotz vieljähriger Abwesenheit von Warschau und anderer Hemmnisse, nach dieser Stadt und ihrer Bühne gravitierte. Er hatte ihr schon in jungen Jahren angehört, als Lehrer beim Zygmunt Krasinski, als Bibliothekar bei den Zamoyski; er war dann Lehrer der polnischen Litteratur am Lyceum in Krzemieniez, das ihn, den Zögling deutscher Schulen, wieder zum Polen gemacht hatte; hier als ein Nachfolger des auch von ihm verehrten Felinski beliebt und geachtet, mufste er später eine freudlose Existenz in Kiew und Charkow führen, als das Lyceum (1832) kassiert war, ehe er nach Warschau ständig übersiedeln konnte. Sehr früh, schon 1816, war er mit ersten Reimversuchen, »klassischen Oden«, herausgekommen, hatte zwischen Poesie und Prosa geschwankt, bis er endgültig, abgesehen von wissenschaftlichen Arbeiten, die sein Fach mit sich brachte, der Belletristik sich zuwandte. Eine gesetzte, ruhige, fast pedantische Natur, ein oft langsamer, stets sehr sorgfältiger Arbeiter, ein trefflicher, auf die Reinheit der Sprache ängstlich haltender Stilist, hatte er eigentlich nicht die Bedingungen, ein polnisches Publikum fortzureifsen; doch hat er eine tiefe Spur hinterlassen, weniger im Drama als im Roman, von dem er selbst wufste, dafs er seiner Art besser entsprach. Ein lebhaftes ästhetisches Gefühl (auch Malerei und Musik waren ihm nicht fremd), grofse Empfänglichkeit

für alles Gute und Schöne; Sinn für das Thatsächliche und Zeitgemäfse; Abneigung gegen alles Abstrakte und Abstruse; ein starker demokratischer Zug, gegen Privilegien und Standes-, sowie konfessionelle Vorurteile gerichtet, zeichneten den Menschen aus; die Nüchternheit, jeglicher Überschwänglichkeit abhold, die verstandesmäfsige Kühle, die Übelwollende als Gleichgültigkeit gegen die nationale Sache deuteten, eine etwas spiefsbürgerlich-opportunistische Moral, etwas Philiströses lieh der Mensch dem Schriftsteller. Diesen zeichnete scharfe Beobachtungsgabe aus, und mit Vorliebe gab er Selbsterlebtes und -gesehenes wieder; phantastischen und abenteuerlichen, sowie historischen Stoffen ging er meist aus dem Wege; er wurzelte in der Gegenwart, in der Sphäre, die er aus eigener Beobachtung kannte, des Handwerkers, des Pensionisten, der wohlhabenden Klassen besonders, auch des kleinen Adels im Städtchen oder auf dem flachen Lande; er war der bürgerlichste unter den älteren polnischen Schriftstellern und am ehesten dem Zacharjasiewicz in Galizien zu vergleichen.

Er hat nicht rasch seinen Weg gefunden, weder den eigenen noch den zum Publikum. Nach dem Zuge der poetisierenden Zeit schrieb er erst Oden und Episteln, übersetzte gleichzeitig Voltaire und Schiller und schwankte scheinbar zwischen »klassischem« Stile, doch war seine Pelopidentragödie in diesem Stile allerdings nur Bravourleistung infolge einer Wette, und romantischem, schon in dem Dramolet »Klara« von 1820. Nun wurde er Dramatiker; es entstanden in rascher Folge »Der Mönch«, ein dramatisches Mysterium von der reuigen Buíse des Polenkönigs Boleslaw des Kühnen im Kloster Ossiach, für die Ermordung des Bischofs Stanislaw, dessen Geist dem Zerknirschten Verzeihung kündete; »Das schöne Weib«, in leidenschaftlich bewegter Prosa, aus englischem Stoffe im Stile Shakespeares u. a.; nur in seinen »Fragmenten« kam der Epiker zu Worte. Unter späteren Dramen war das bedeutendste »Die Bergbewohner (Goralen) der Karpathen«; auf Ferienreisen hatte der Bewohner der Ebene das poetische Volk der Huzulen kennen gelernt, ihre Sprache und Bräuche, das unabhängige Wesen, das, gegen ungerechten Druck hell auflodernd, zum Verbrechen sich hinreifsen läfst, stolz und kühn, das dumpfe sklavische Brüten und Dulden der Leute der Niederungen nicht kennt, edel und grofsmütig, dem ehrlichen

Feinde Bewunderung abzwingt. Das Drama vom Anton Rewisorczuk handelte von der Niedertracht der kleinen, das Volk drangsalierenden Beamten, die gegen das Gesetz den einzigen Sohn der Witwe ins Militär steckten, um sich an dem schneidigen Burschen für Zurücksetzung beim Liebchen zu rächen, aber Rewisorczuk würde dem damals zwanzigjährigen Militärdienst den Tod vorziehen und flüchtete, Mörder aus Rache, in die Berge: der Tod seiner schönen Braut und seine Gefangennahme endigen das erschütternde, stellenweise an die »Räuber« mahnende Stück. Hier hatte sich Korzeniowski von dem dankbaren Stoff förmlich tragen lassen; dieser duldete keine Längen, keine Tiraden, keine Digressionen, die in anderen Stücken den Effekt schmälerten; das Lokalkolorit war getroffen, die Naturmenschen wahrhaft, was man zumal von seinen historischen Dramen, auch nicht von dem wertvollsten derselben, »Andrzey Batory«, behaupten kann, und hoben sich von dem malerischen Hintergrunde des »schwarzen Berges« und des rauschenden Czeremosch wirkungsvoll ab; waren es auch keine polnischen, sondern kleinrussische Bergleute, so gewann doch das polnische Drama auf lange Zeit hinaus ein echtes Volksstück, das des alten Boguslawski »Krakauer und Goralen« weit hinter sich zurückliefs, das noch heute weder veraltet noch übertroffen ist; die dramatische Spannung der Handlung namentlich ist nicht leicht zu überbieten; mit Recht ist es auch in einer Übersetzung dem kleinrussischen Repertoire einverleibt worden und bildet die Perle desselben. Von den socialen Dramen ragten seine »Juden« hervor, in welchen natürlich der Bekenner einer wahren Moral und Hasser aller Vorurteile, der Emanzipation, der völligen, rückhaltlosen Anerkennung des gleichberechtigten Bürgers im Juden das Wort redete; das Konversationsstück »Fräulein-Frau«, in dem der scheinbare Verlust der verschmähten das Gefühl wahrer Liebe wecken half — derselbe Vorwurf wie im »Ohne Dogma« des Sienkiewicz, nur dem optimistischen Wesen des Korzeniowski gemäfs harmonisch ausklingend; die Komödie in Versen »Vermögen oder Namen«, mit der Hauptrolle des klugen, energischen, selbständigen Mädchens, die bei Korzeniowski nicht selten waren; die historische Komödie »Schnurrbart und Perücke«, in welcher vorübergehend der Reaktion, dem adligen Konservatismus und der Idealisierung der Vergangenheit geopfert wurde;

aufserdem eine Reihe von mehr oder minder amüsanten Farcen. Man hätte erwarten sollen, dafs zu dem fruchtbarsten und erfolgreichsten Dramatiker die Direktion der Warschauer Bühne sich auf freundlichen Fufs stellen würde; statt dessen wiederholte sich, worüber Ostrowskij in Petersburg und Moskau bitter klagte, eine unverdiente Zurücksetzung und Mifsachtung, die Korzeniowski — anders wie Fredro — das Lemberger Theater mit Vorliebe aufsuchen liefs. Während jedoch Ostrowskij, allen Bühnenschikanen trotzend, von seinem dramatischen Beruf sich nicht abdrängen liefs, hat Korzeniowski schliefslich nicht nur diesen Kampf mit der Direktion aufgegeben, sondern auch sein dramatisches Schaffen zu Gunsten des epischen stark eingeschränkt. Er war nicht nur der Überzeugung, dafs Drama und Roman die einzigen Vertreter der schönen Litteratur, dafs jede andere poetische Gattung für immer bereits erstorben wäre, sondern dafs sogar das Drama schliefslich seinem jüngeren, ungehemmteren, lebensvolleren Rivalen erliegen würde. So wandte er sich bewufst dem aussichtsvollsten Genre zu, dessen Berechtigung er auch theoretisch nachwies und gegen Vorurteile veralteter Poetik verteidigte. Seine kürzeren moralisierenden Erzählungen gingen allerdings spurlos vorüber, aber der »Spekulant« von 1846 und namentlich die an komischen Situationen reichere »Kollokation« (Rechtsausdruck für mehrere Herrensitze auf einem Landgute) von 1847, die die stattliche Reihe der immer umfangreicheren Romane des »polnischen Balzac« eröffneten, gewannen ihm im Fluge die Gunst des Publikums; es folgten »Wanderungen eines Originals« und »Neue Wanderungen« desselben, der Malerroman »Der Bucklige«, der »Emerite« mit seinem Lateinprofessor a. D., »Tadeusch der Namenlose« mit dem Eintreten für das Recht der natürlichen Kinder, die »Verwandten«, sein ausführlichster und bester Roman, und andere. Ihre Persönlichkeiten waren entnommen der adligen Welt, die der Verfasser in Podolien und in seinen Bereisungen des Königreiches als Schulvisitator kennen gelernt hatte, sowie dem Warschauer Leben, mit seinen Handwerkern, die Korzeniowski, der erste, mit genauer Kenntnis ihres Treibens und ihrer Organisation darstellte; kleinen Beamten, den Applikanten im Dienst und in der Garküche, sowie den Emeriten; seinen Finanzleuten, entnommen; von diesen gut beobachteten und mit der festen Hand des Dramatikers gezeichneten Charakteren

stachen ab die Idealfiguren eines Firley z. B., das Bild eines grofsen Herrn, der seine Mittel und Intelligenz in den modernen Dienst zum allgemeinen Wohle gestellt hat; ebenso fielen phantastische Scenen ab von den realistischen; jeden dieser Romane zeichnete die sorgfältige Komposition, die reine Sprache, die humane Idee aus; freilich haftete Korzeniowski stets nur am Boden und hat zu tragischen, erschütternden Wirkungen sich nie zu erheben vermocht. Diese seine Art hat schliefslich auch seinen Romanen und ihm eine bittere, ungerechte Kränkung gebracht. Wegen dieser mafsvollen Ruhe, wegen seiner Abweisung aller unreifen Pläne war er »Roten« und anderen längst verhafst, und Julian Klaczko rechnete mit ihm ab in einer Pariser Rezension: er lobte zwar höchlichst den Verfasser wegen seiner Weltkenntnis, seiner trefflichen Charakterschilderung, seines gesunden Humors, seiner fesselnden Episoden, um desto schärfer seine bourgeoise »Küchenmoral« anzugreifen, der jeder Gedanke an Opfer, jede Fähigkeit einer Begeisterung abginge; um ihm vorzuwerfen, dafs ihn der Anblick polnischer Fehler zu erlustigen scheine; um ihn sogar nationaler Apostasie, des Schielens nach dem Osten, nach dem Kaukasus, zu zeihen. Das war der Dank dem Manne, den zeit seines Lebens die Censur grimmig geplagt hatte, — freilich war er nicht der einzige, der solche Vorwürfe zu hören bekam. Seine letzten Jahre machten ihn zum Pessimisten; er schrieb nicht mehr für die Öffentlichkeit, legte in seinen »Threni vor dem Grabe« seine Klagen über die vaterländischen Katastrophen, sein Sinnen über deren Ursachen nieder und stellte noch in dramatischer Form die Ereignisse von 1861 und 1862 in »Unsere Wahrheit« dar; 1863 begann er eine Autobiographie mit dem Motto »Judica me Deus«, doch ist er in demselben Jahre in Dresden verstorben. Dieser »Pedant« und »Philister« vermochte wohl, nicht nur in den zuletzt genannten Werken, sich förmlich über sich selbst zu erheben — den Protest in den »Goralen« milderten allerdings didaktische Randglossen zu Ende — so besonders in seinem an autobiographischen Elementen reichen modernen Epos »Herr Fortunat«, der an Beniowski und »Don Juan« anzuklingen scheint.

Die Gunst des Publikums teilte Korzeniowski mit zwei anderen Koryphäen des polnischen Romans, mit Josef Ignaz Kraschewski und Henryk Rzewuski, Vertretern der einverleibten

Provinzen, speciell Wolhyniens, die Warschau selbst nur vorübergehend angehört haben, die jedoch durch ihr Schaffen, Kraschewski freilich erst nach zehnjährigem Mühen, eine universalpolnische Bedeutung errungen hatten, die ihre provinzielle Herkunft und Thätigkeit völlig vergessen liefs.

Das Trio Korzeniowski-Kraschewski-Rzewuski hat zuerst die polnische Belletristik lebensfähig, original und vielseitig gestaltet; sie waren es, die dem polnischen Romane, neben oder statt des französischen, den Zugang in die Gesellschaft, die ihrer Ausländerei gemäfs bisher von der polnischen Litteratur eigentlich nicht recht Notiz genommen hatte, verschafften; durch sie wurde der Roman, der bisher nur Neugierde oder Sentimentalität zu nähren verstand, zu einem Kampfmittel für Tendenzen, der Aufklärung oder des Obskurantismus, zu einer socialen Waffe, wie die Publizistik selbst. Innerhalb dieses Trio war Rzewuski die originellste, aber unsympathischste Erscheinung; Kraschewski die Vielseitigkeit, Fruchtbarkeit und Wandelbarkeit selbst; Korzeniowski der zielbewufsteste, systematische, mit seinem kleineren Talente redlichst wuchernde Arbeiter, der etwas von der Pedanterie seines Schulamtes auch in die Litteratur hineinzutragen schien.

Graf Henryk Rzewuski, ein Urenkel des Hetman und Dichters, ist um ein Jahrhundert zu spät geboren; nicht unter Litteraten, Zeitungsredakteuren und Beamten zu Specialaufträgen beim Statthalter, Fürst Paskewitsch, war sein Platz, sondern unter den den Thron verschachernden und jedes Reformwerk verhindernden Oligarchen, den »Kleinkönigen«, wie sie schon Chmielnizki und nach ihm Wazlaw Potozki benannten. Von diesen Oligarchen erbte er jedenfalls seinen Legitimismus, die Überzeugung von der providentionellen Bestimmung des Hochadels, seinen Klerikalismus und Obskurantismus, der sich jeglichem geistigen Fortschritt entgegenstemmte, überall Jakobinismus und Revolution witterte; den Hochmut, mit welchem er den »Pöbel« vor den Kopf stiefs, freilich auch den Mut seiner eigenen Meinung, den er allen zum Trotz bewies, wie kein Litterat vor oder nach ihm. Er war für den Müfsiggang geboren oder wenigstens erzogen, bewahrt geblieben vor der öffentlichen Schule und ihrem demokratisch-liberalisierenden Geiste; Reisen füllten sein Leben aus, bis er nach seinem Cudnow in Wolhynien zurückkehrte. Auf diesen

Reisen, in Rom 1830, war zufällig das Werk entstanden, das ebenso zufällig, ohne sein Wissen herausgegeben, 1839, ihm mit einem Male die gröfste Popularität verschaffte, die zu zertrümmern sogar ihm nicht ohne weiteres gelang.

Das Werk, »Die Denkwürdigkeiten des Herrn Sopliza« (nach welchem die Helden des »Pan Tadeusch« benannt waren), war eines jener litterarischen Falsifikate, wie Merimées spanische Gasul und serbische Gusla oder Hankas altböhmische Gedichte. Rzewuski hatte in seiner Umgebung in der Jugend und auf Reisen, in Krakau und sonst, altpolnische Originale, die letzten Kontuschowze (Kontuschträger), kennen gelernt; sein eigener Vater, Gesandter und Kastellan der erlauchten Republik, war ja unerschöpflich im Erzählen altpolnischer »Dikterien«, altadliger Anekdoten und Charakterzüge; in Rom, vor Mizkiewicz, erzählte Graf Henryk und notierte eine Reihe derselben und legte sie in den Mund des Pernauer Mundschenk, Seweryn Sopliza.

Sein Sopliza erzählte von allerlei Menschen, die er im Leben gesehen, von seinem gnädigen Herrn an, dem Radziwill-Münchhausen, Karl, Wojewoden von Wilno, bis zum Pater Marek, dem derben Prediger der Barer Konföderation, gab somit nur eine Reihe loser Skizzen, die durch den Erzähler und den einheitlichen Ton zusammengehalten wurden; seine Zeit waren die anarchischen sechziger und siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts, der Ort ganz Polen, doch mit Vorliebe das Nieswiesch des Wojewoden und seiner Albanerbande; der Zweck, die gute alte Zeit in ihrer Glorie zu Nutz und Frommen der Gegenwart erstehen zu lassen. Denn diese Gegenwart hatte bisher diese gute alte Zeit nur aus ihren Früchten, aus den Teilungen Polens und aus der Targowiza, gekannt und beurteilt; nun lernte sie die Biederkeit, Kernigkeit, Religiosität, die Moral, die Lebensprinzipien dieser goldenen Zeiten in aller ihrer sarmatischen Unverfälschtheit bewundern. War es Naivität oder war es feine Ironie, die Aufrichtigkeit des Herrn Sopliza ging sogar so weit, dafs sie hinter aller Religiosität — Bigotterie und äufserliche Praktiken, hinter aller Moral — kriecherische Liebedienerei nach oben, hinter aller Biederkeit — schlimmste Rabulisterei, hinter der Tapferkeit und angeblicher Kriegstüchtigkeit — blofse Kreuzschlägerei mit den Säbeln, hinter Alvar und Piotrowski, den lateinischen Grammatiken — eine rührende Unwissenheit von der

Welt und ihren Dingen enthüllte. Diese Kehrseite der Medaille übersah das Publikum völlig; es gab sich willig gefangen dem Sopliza des Rzewuski wie dem Winnizki des Pol; es konnte sich nicht satt sehen und hören an den bunten Bildern des Jagd-, Tribunal- und Hoflebens, der überlegten und unüberlegten Excesse, des familiären Durcheinanders von Fürst und Adel, der Derbheit und Urkräftigkeit von Mienen und Worten, an der Ursprünglichkeit und Sicherheit dieser sarmatischen Moral, an der Ehrfurcht vor dem verbum nobile, vor der Unbeflecktheit des adligen Kleinods (Wappens), vor den äufseren Geboten der Kirche. Neben dieser albanischen Lauterkeit und Biederkeit bestach der Humor, die oft mit derben Mitteln arbeitende Komik, der joviale und gemütliche Ton, die Innigkeit, mit welcher der Erzähler an diesem verlorenen Adelsparadiese hing, die treffende Schärfe der Charakteristik aller Porträts dieser Ahnengallerie: jeder glaubte die eigenen Vorfahren, wie sie leibten und lebten, mit dem glatt geschorenen Kopf, mit dem buschigen Schnauzbarte, mit dem krummen Säbel, mit dem vielverschlungenen Pas, den die entartete Gegenwart nicht einmal zu binden wufste, aus den Holzhöfen, aus dem Tribunalsaale, aus der Jesuitenkirche heraustreten zu sehen; Frauen fehlten fast völlig in dieser Gallerie, wie im »Pan Tadeusch«, sie hatten nichts zu suchen bei den Tribunalsdebatten, bei der Völlerei aus jedem beliebigen Anlafs, bei den blutigen Schlägereien und bei den derben Haranguen des sein Publikum trefflich kennenden Karmeliters. Es störte nicht, dafs der Erzähler es mit der Wahrheit im einzelnen nicht genau nahm; wer konnte ihn denn kontrollieren?

Die Kunst des Grafen steigerte sich noch in seinem »November« (1845), und waren im »Sopliza« nur die Kontuschowze geschildert, wurden ihnen hier die Frackträger gegenübergestellt. An dem Brüderpaar Strawinski demonstrierte Rzewuski den Unterschied und Wert der beiden Kulturen: Ludwik Strawinski, erzogen bei Leszczynski in Nancy, Franzose, Höfling in königlichen Diensten, gebildet, galant, leichtsinnig, tapfer und ehrenhaft im Spiel, weniger in den Liebeshändeln; Michal, zu Hause beim biederen Vater bieder erzogen, ohne die französische Politur, die voltairianische Freigeisterei, Republikaner und glühender Patriot, bis zum Attentat, d. i. bis zu der Entführung des Königs Poniatowski, 1771, sich vorwagend, herz- und

ehrenhaft bis zum Excefs, dem Bruder nicht einmal nachtragend, dafs der schön frisierte und parfümierte Held, den Seladon spielend und schmachtend, ihm seine Braut abspenstig gemacht hat! Um diese beiden eine ganze Gallerie naturwahrer und interessanter Nebenfiguren, vom Könige und dem urfrommen General Kunizki mit seiner Gebetmühle an bis zum verschmitzten Skaluba und den durchtriebenen Schenkwirten. Der Verfasser verteilte mit Takt Licht und Schatten, liefs den Leuten im Frack Gerechtigkeit widerfahren; sein Ludwik war ungleich interessanter als der etwas hölzerne Michal; nur die Handlung fiel auseinander, auf die Brautgeschichte folgte die Staatsaktion zusammenhangslos. Der »November« war jedenfalls der erste wertvolle historische Roman der Polen: das Historische beschränkte sich nicht, wie sonst, aufs Beiwerk; die Menschen waren nicht, wie sonst, moderne, nur historisch kostümierte Gestalten; sie dachten, agierten und sprachen wie die des 18. Jahrhunderts, bis auf die Sentimentalität der Liebenden oder Liebeheuchelnden; statt einer hohlen Staatsaktion mit dem obligaten Säbel- und Gläsergeklirr war ein interessanter Vorwurf, der Gegensatz zweier Welten und Weltanschauungen dargestellt worden, ungleich tiefer und vielseitiger als dies etwa Niemzewicz in seinen »Sieziechen« versucht hatte.

Der Graf verblieb nun beim historischen Roman; ihn konnten doch Probleme der industriellen und bourgeoisen Moderne nicht locken. Aber je weiter er in die Vergangenheit zurückgriff, in den Anfang der sächsischen Zeiten in seinem »Adam Smigielski«, in das 17. Jahrhundert mit seinem »Ritter Lisdejko«, in das 16. gar mit seinem »Krakauer Schlofs« (die Zborowskigeschichte, an der sich, seit dem improvisierten Drama des Mizkiewicz, zahlreiche Romanciers und Dramatiker, doch bis heute niemals mit rechtem Erfolg, versucht haben); je mehr er sich somit von dem festen Boden der Tradition entfernte, desto verschwommener wurde das Kolorit, weniger wahr und sprechend die Menschen, banaler der Stoff und die Ausführung. Jetzt gelangen ihm nur noch einzelne Gestalten — oft kopierte er die eigenen Originale, z. B. den Skoluba aus dem »November«, und Scenen; wie köstlich war die Jugendgeschichte des Adam Smigielski, von seinem feigen Vater-Arianer an bis zu dem Säbelgang mit dem Referendar vor König Jans Augen, doch waren

dies nur amüsante Episoden, Abenteuer, Kämpfe, die über Stoff-öde und Gedankenleere nicht hinwegtäuschten, das Zurücksinken in den schablonenhaften, handwerksmäfsigen, pseudohistorischen Roman eines Bronikowski, Skarbek und Bernatowicz. Diese Reihe unterbrach nur ein phantastisch-erotisch-satirischer Roman »Der goldhaarige Page«, angeblich im Oriente vor sich gehend, wirklich die lieben Nachbarn in Wolynj, dem »Ochsenlande«, den Kiewer Generalgouverneur Bibikow und die Satrapenwirtschaft parodierend, und schlofs ab wieder eine Mystifikation, ähnlich derjenigen, mit der er seine litterarische Laufbahn begonnen hatte, denn seine »Denkwürdigkeiten des Michalowski« waren nur langweiliger, uninteressanter, schleppender als die des Sopliza; dafür kühlte er hier sein Mütchen an dem Reformwerk und dem »Pöbel«.

Mit diesem hatte es der Graf längst und gründlichst verdorben; was Seweryn Sopliza errungen, verdarb Jarosch Bejla in seinem »Socialen Gemengsel«, in seinem »Polnischen Theophrast«, in seiner »Civilisation und Religion«, wo er, neben excessivster Loyalität, schonungslos die Errungenschaften moderner Menschheit verketzerte und verhöhnte und anstandslos Rückkehr zur Barbarei als Losung aufstellte. Den scharfen Witz, den Cynismus, welche ihn im persönlichen Verkehr gefürchtet machten (seine Kalembours, z. B. der vom Pariser Frieden, den die Russen »ausgeschlagen«, Europa »gemalt« bekommen hätten — das polnische Wort bedeutet nämlich Frieden und Gemach und ist schon von St. H. Lubomirski so doppelsinnig verwendet worden —, seine Reflexionen, z. B. über Niederträchtigkeit, die wie ein heifses Bad für den Augenblick brühe, doch bald fühle man sich in ihr aufs wohligste; über Geschwister: er würde alle Brüder opfern, um alle Schwestern los zu werden), übertrug der Graf in diese Angriffe auf moderne Litteratur, die er nicht gelten liefs, auf modernen Adel mit seinem geistlosen Treiben, auf modernes Denken und Wissen, das er mit den Neochristianisten à la Bonnald verlästerte, auf Patriotismus und Polentum, dem er Aufgehen in der grofsen slavisch-russischen Welt voraussagte und als das einzig Richtige und Vernünftige empfahl. Damit ruinierte er das »Warschauer Tageblatt«, das er mit staatlicher Subvention herausgab und welches sonst eine neue Ära in der polnischen Publizistik durch die Fülle von Informationen und ein

gewähltes Feuilleton bezeichnete. In den letzten acht Jahren seines Lebens schmollte schweigend der Verbitterte in seinem Cudnow.

Eine phänomenale Erscheinung, nicht in der polnischen oder in der slavischen, sondern in den europäischen Litteraturen überhaupt, war Josef Ignazy Kraschewski, der Schriftsteller und ausübende Künstler, der Romancier und Publizist, der Epiker, Lyriker und Dramatiker, der Herausgeber und Feuilletonist; der Lokal- und Kultur-, Kunst- und Litterarhistoriker; Sammler und Landwirt, Schulkurator und Redakteur, dessen Hunderte von Bänden eine stattliche Bibliothek ausfüllen, in dessen litterarischer Wirksamkeit jede Mode oder Tendenz der Zeit Wiederhall fand, der sich vielfach häutete, denn nur Dummköpfe bleiben zeit ihres Lebens bei einer Meinung, wie Puschkin sagte; der als Jubilar immer noch hinzulernte und hinzuschuf; ein Enthusiast der Feder, der mit unerschöpflicher, unerhörter Leichtigkeit, von früher Jugend an bis in spätes Greisenalter hinein, unter den ungünstigsten Verhältnissen, seine ungezählten Gestalten schuf und seinen endlosen Reflexionen Ausdruck gab: wäre es auch in der Judenschenke, durch eine Lehmwand nur von infernalischem Lärm getrennt, müde von der Reise, mit schmutziger Feder aus einem ekelhaften Tintenfasse schreibend und darüber alles vergessend, Schulden, Krankheit, Angriffe, Verdächtigungen.

Dieser Titan geistiger Arbeit hat bereits in dem ersten gröfseren Abschnitt seines Schaffens, von 1830 bis 1863, auf allen Gebieten und mit allen Erfolgen gewirkt, die ihm je erreichbar waren; führte er doch nie die Zeit, sondern folgte ihr, brach nie, der erste, die Bahn, aber blieb auch nie zurück. Die Litteratur des adligen und ackerbautreibenden Volkes hat in ihm nicht sofort ihren Vertreter gefunden; die Anfänge verrieten den Städter. Es war ein Masure, der, wie andere, nach dem Osten verpflanzt, in ländlicher Umgebung, in altväterlichen, religiösen und patriotischen Traditionen auferzogen war, bei der Urgrofsmutter und den Grofseltern; Wilno jedoch und das Universitätsleben schienen diese Eindrücke verwischen zu sollen; zudem wirkten Fremde mit; die Franzosen mit ihren Gewaltsamkeiten, E. T. Hoffmann mit seiner Phantastik, Sterne und Jean Paul mit ihrer Sentimentalität hatten es dem Wilnoer Exstudenten, den 1831

auch Verbannung zu bedrohen schien, angethan, und in Wilno lernte er, der »Russe«, der Wolhynier, Stadt und Land Litauen, als eigenes zu betrachten, ihrer Vergangenheit, ihren Eigentümlichkeiten nachzugehen. Seine ersten Erzählungen, Romane, Skizzen, Kaprizen waren krafs geschrieben, bevorzugten Kontraste, Unwahrscheinlichkeiten, Gräfslichkeiten, fesselten durch den rohen Stoff, verzichteten auf sorgfältigere Ausführung, eingehendere Schilderung, waren skizzen- und sprunghaft gehalten; der Jüngling gefiel sich in Spott und Sarkasmen, lästerte Gegenwart wie Vergangenheit, karikierte Menschen und Leidenschaften. Neben Romanen bürgerlicher Don Juans fesselte ihn früh die Vergangenheit, schon weil W. Scott modisch war, doch auch im historischen Roman behielt er die rohen Effekte, zeichnete mit Vorliebe brutale und gräfsliche Scenen, überwarf mit Schmähungen die Jesuiten. Freilich erwachte damit historisches Interesse überhaupt, Studien und Sammlungen, die sich zu einer vierbändigen Geschichte Wilnos, zu einer Geschichte Litauens verdichteten; dazwischen entstanden seine drei umfangreichen Epen, unter dem Gesamttitel »Anafielas« (Auferstehungs- oder Totenberg), die »Witolorauda«, »Mindows« und »Witolds Kämpfe« umfassend, von den Zeitgenossen als epische Offenbarungen bejubelt, von dem Verfasser als seine vollendetsten Leistungen geliebt, ins Litauische und Deutsche von Verehrern übersetzt. Das erste dieser Epen war aus litauisch-finnischer Sagenwelt zusammengeschweifst; sein Witol, das Kind der Liebesgöttin von einem Sterblichen, verfolgt von den Göttern, mit einer Irdischen den »Nestling« (Lisdejko, aus der Ursage der Radziwil) zeugend; das zweite handelte von dem Litauerkönig und Christen; das dritte von des litauischen Grofsfürsten Jugend und Kämpfen, alles pseudopoetisch und pseudohistorisch, ohne Ton und Wahrheit, wenig interessanten Stoff mühsam zusammenflickend; die patriotische Absicht entschädigte für die mangelhafte Ausführung.

Schon 1835 hatte der Dichter Wilno verlassen, und nun wurde der Pegasus ins Joch der Landwirtschaft gespannt; es gab für ihn keine andere Laufbahn, als es mit den Professuren in Kiew und Krakau nicht gelang; er mufste eben Pächter, konnte dann Gutsbesitzer werden, heiratete dazwischen, vertiefte sich in Inventare und landwirtschaftliche Experimente, geriet bei

seiner Gutmütigkeit und Unerfahrenheit in pekuniäre Mifslichkeiten, und bald mufste der Dichter einspringen, wo der Landwirt versagte; so kämpften über zwanzig Jahre beide miteinander, bis der Landwirt endgültig unterlag. Nicht ungenützt verstrich diese Zeit; da lernte der Dichter kennen das Polen der dunklen Wälder und der blinkenden Seen, des leichten Sandbodens und der zähen Schwarzerde, das Polesie und Wolynj, Kiew und Odessa, Magnaten und Zigeuner, Ökonomen und Bauern, die Idylle des patriarchalischen, traditionellen Landlebens und das materielle und geistige Elend des Volkes, die Borniertheit und Eigensucht des Adels, sein geistloses, triviales, genufs- und titelsüchtiges Treiben, seine zukünftigen Morituri in all ihrem heutigen Unverstand und Leichtsinn. Jetzt gewann der bis dahin in Lüften schwebende Dichter den festen, vaterländischen Boden.

Seine ersten Schilderungen des Adelstreibens fielen ebenso krafs-sarkastisch aus, wie die bourgeoisen Wilnoer es waren; er fühlte sich abgestofsen, unverstanden, fremdartig in dieser trefflich verdauenden und gesund schlafenden, nur mit dem Bauche lebenden Welt und führte den Gegensatz zwischen dem Dichter-Künstler und der Welt überhaupt in einer Reihe tief empfundener Schöpfungen aus, in »Dichter und Welt«, »Sphinx« (vom Künstler-Maler, von den Handwerkern der Kunst, von Mäcenaten und Publikum), mit den romantischen Überschwenglichkeiten von der Rolle und den Leiden des Künstlers, von den schweren Enttäuschungen — zumal durch Frauen — und von dem heiligen Feuer. Neben diesen Künstlerromanen gab es die satirischen Adelsgeschichten, von den krafs übertreibenden »Vier Hochzeiten« an bis zu seiner «Laterna Magica«, die er über alle Provinzen leuchten liefs, obwohl ihm nicht alle gleich gut bekannt waren; besonders treffend und genau beleuchtete er die nächste Nachbarschaft. Bedeutsamer als diese Adelsgeschichten mit ihrem skizzenhaften Charakter waren seine Dorfgeschichten, in denen am augenfälligsten die Änderung seines Stiles hervortrat, statt des Skizzenhaften und des blofsen Interesses an Mensch und Gesellschaft die sorgfältig ausgeführten Detailschilderungen, Landschaftsbilder, Hinweis auf den Zusammenhang mit der Natur; statt satirischer Glossen innige Teilnahme am Leben und Leiden des Volkes, die Tendenz zur Hebung seiner Lage, Anerkennung seiner Rechte, nicht aufdringlich und direkt, zu Nachdenken,

Einkehr in sich mahnend, am schärfsten gegen die Bauerngeifsel, die Ökonomen, wütend, die das Vertrauen der Gutsherrschaft und die Schutzlosigkeit des Bauern gleich mifsbrauchten.

Der »Budnik«, eine Art Köhler in den Wäldern des Polesie, auf der Mitte zwischen Bauer und Kleinadel, mit seinen schweren Erfahrungen, ein con amore gezeichnetes Bild, hatte den Anfang gemacht. Es folgte »Ulana«, die Dorfschöne, auf welche der junge Gutsherr ein Auge geworfen hat: die Liebelei mit dieser »wilden Rose« zerstreute ihn, verwirrte ihr Kopf und Herz, darauf die Zerstörung der Bauernfamilie, Ulanas Selbstmord als selbstverständliche Ereignisse, über die man nicht viel Aufhebens macht, wie in Karamsins »Arme Lisa« etwa, nur ungleich tragischer und naturwahrer. »Die Hütte hinter dem Dorfe«, die einst das Libretto zu Paderewskis Oper gewähren sollte, schilderte das Leben der Parias im Dorfe, der Zigeuner, die Verachtung und Entfremdung, die dem Dorfmädchen zu teil wurde, die dem dunkeläugigen Schwarzgelockten folgte. Dann Romane von dem Bauernjungen, dem talentvollen, der aus seiner Sphäre herausgehoben wird, Tüchtiges lernt und schafft, ohne den Makel seiner Geburt überwinden zu können u. s. w. Langsam veränderte sich unterdessen die Stellung Kraschewskis; der Verkehr mit Rzewuski, mit der reaktionären, erzkatholischen Partei, die sich um die »Petersburger Wochenschrift« scharte, übte seine Wirkung auf den einstigen Wilnoer Voltairianer; er wandte sich konservativen Ideen immer ausschliefslicher zu, es überkamen ihn panslavistische Anwandlungen, es nisteten sich Vorurteile ein gegen den modernen Zeitgeist. Er wollte freilich kein Obskurant werden, aber schon sein Zusammengehen mit den Schwarzen erregte bei der fortschrittlichen Jugend Unwillen; man beschuldigte ihn der Fahnenflucht aus egoistischen Motiven. In der That folgte er nur dem reaktionären Zug der Zeit nach 1849. Nun betonte er in seinen Adels- und Bauernromanen die Wichtigkeit des Festhaltens an der Tradition, an dem ehrwürdigen Leben der Vorfahren, beargwöhnte die moderne Weisheit, den Materialismus, die sociale Emanzipation, den merkantilen und industriellen Geist, er wurde einseitig und engherzig, namentlich in der »Ladower Höhlengrotte«, wufste sogar dem alten »Residenten«-Leben poetische Seiten abzugewinnen (so hiefsen die Gnadenbrotessenden,

ohne dafs ihre Dienste solches Brot immer beanspruchen durften), sah im Landleben allein das würdige, gesunde, patriotische Thun. Der religiöse Glaube wurde in allen Tonarten gefeiert, seine nie versagende Heilkraft, der Halt, den er den Schwankenden verleiht; bis in das 17. Jahrhundert, zu Kordezki und Czenstochowa, griff er zurück, um seine Wunder zu schildern, in das 18., um vor den Verwüstungen des Unglaubens abzuschrecken, doch beschäftigte er sich mit historischen Romanen nur nebenbei. Anderes lag ihm näher: Angriffe auf die ausländernde Aristokratie, die mit den alten Traditionen auch die Ehrbegriffe abschwor und nur dem Genufs und Schein nachjagte, Schmarotzer am Baume der Nation (»Komödianten«); Apotheose der adligen Welt, die an dem patriarchalischen Leben mit der Gemeinde, die älteren mit den jüngeren Brüdern, festhielt, die edlen, gläubigen, frommen Menschen, deren Idylle das Eindringen eines Entfremdeten, Ungläubigen, Sittenlosen störte; Anklagen des materialistischen Auslandes, das in seiner Geldgier, zum Judentum bekehrt, Christus kreuzigen würde, wenn nur dadurch die Kurse auf der Börse stiegen.

Freilich war Kraschewski einer der ersten, der von diesem Kreuzzug gegen alles Moderne absprang, der Verwahrung einlegte gegen diese Apotheose der Vergangenheit, gegen das Sichidentifizieren mit ihrem Leichnam, das selbstmörderische Sichbestatten in diesem Grabe. Der Bankerott der Reaktion nach dem Pariser Frieden, die Vorboten des Umschwunges, der Bauernemanzipation und anderer Reformen, der kommerzielle Wohlstand und seine wohlthätigen Folgen, eine erste Reise und persönliche Eindrücke des »faulen« Westens, die die abergläubische Scheu vor ihm zerstörten: alles zusammen liefs den beweglichen und empfindlichen Dichter das urkonservative Banner abschwören; der Wandel vollzog sich rasch und gründlich, und Kraschewski rifs schliefslich alle Brücken mit der eigenen Vergangenheit ab. Jetzt winkten neue Aufgaben; der Provinzadel, von der Regierung zu Gutachten in der Bauernfrage angehalten, versammelte sich in Komitees und Kommissionen, und Kraschewski vertrat unter dem Wolyner Adel radikale Anschauungen und Adressen. Als tiefgehende Meinungsverschiedenheiten ihn aus den Komitees herausdrängten, sollte seine Kraft auf pädagogischem Gebiete, als Kurators des Lehrbezirkes in Shytomiersch, verwertet werden;

doch auch hier klagte er Lauheit des Provinzadels an, schied aus verschiedenen Unternehmungen und ergriff schliefslich mit Freuden den Antrag des Bankiers Kronenberg, in Warschau die Leitung der »Täglichen Zeitung« (nachher »Polnischen Zeitung«) zu übernehmen.

Alle diese Arbeiten behinderten mit nichten die unversiegliche Produktivität des Romanciers. Er hat jahrelang, schliefslich mit eigenen pekuniären Opfern, das »Athenäum« herausgegeben, aber hatte dieser mit historischem und anderem wissenschaftlichen Material vollgepfropften Monatsschrift weder eine besondere Einheitlichkeit der Tendenz noch eine lebhaftere Beteiligung von Publikum und Autoren zu verschaffen gewufst; daneben schrieb er seine kunsthistorischen und malerischen Studien, seine zahlreichen Rezensionen und ästhetischen Aufsätze, die durch ihre schroffen Thesen (über den Mangel an Originalität polnischer Schriften, ihre Plagiate, die Bedeutung des Romans u. s. w.) auffielen; seine litterarhistorischen und kritischen Versuche, sogar Publikationen alter Texte: alle diese Rubriken wurden stets neben der übrigen rastlosen Thätigkeit mitgeführt, nur zeitweise traten zurück historische Studien und Romane, die jetzt nicht mehr dem fernen 16. und 17. Jahrhundert und ihren Religionskämpfen, sondern dem 18. und seinen kulturellen Gegensätzen und Neuschöpfungen entlehnt wurden. Der sociale Roman überwog ganz entschieden. Der Bauernfrage war z. B. die eigenartige »Historie vom Zaunpflock« in scharfer Tonart gewidmet, wo die Parallele zwischen dem Leben des Eichenstammes und des daraus geschnittenen Pflockes und Zachars, des Bauernkünstlers, durchgeführt wurde: der wahnsinnige Zachar schnitzte sich zuletzt aus dem Pflocke eine Fratze zurecht. Sogar das Drama mufste dieser bauernfreundlichen Propaganda dienen.

Immer mächtiger zog jedoch den Provinzialen Warschau an. Auf die geistige Apathie, die in dem ersten Dezennium (nach 1831) die »Sirenenstadt«, so nach der Melusine ihres Wappens benannt, in den Annalen des geistigen Lebens Polens ganz hatte zurücktreten lassen, auf die langsame Belebung im folgenden Dezennium war ein mächtiger Aufschwung gekommen, der besonders in der Tagespresse, auch im »Tageblatt« des Rzewuski, in der »Tageszeitung« u. s. w., in Monats- und Wochenschriften,

in dem Interesse, das litterarische und künstlerische Fragen und Erscheinungen erregten, in dem Zusammenströmen intelligenter Kräfte aus den Provinzen sich äufserte. Nach 1855 wurde das Tempo überhitzter, die Gesellschaft nervöser: die Beseitigung der verhafstesten Vertreter des alten Kurses, die Amnestien für Emigranten, die, zurückgekehrt, Unruhe und Unzufriedenheit mehrten, Konzessionen auf dem Gebiete des Unterrichts und anderen Gebieten befriedigten nicht die durch den überlangen Druck Verbitterten, sondern trieben nur an; das point des rêveries des Kaisers wirkte nicht wie ein kalter Wasserstrahl, sondern gofs Öl ins Feuer; die so lange zurückgedrängten Gefühle machten sich desto stärker Luft, die mäfsigenden Stimmen wurden immer seltener und schwächer, phantastisches Hoffen auf Interventionen fremder Mächte, auf Kaiser Napoleon, auf Revolutionen in Rufsland selbst schwellten die Erwartungen, die sich jetzt nicht einmal mit den Errungenschaften von 1815 bis 1830 zufrieden geben wollten. Dem allgemeinen Zuge nach Warschau folgte auch Kraschewski, nicht ahnend, dafs, als er Shytomiersch verliefs, er bald und für immer seine Heimat verlieren sollte. In Warschau, an dessen Leben er bisher durch seine Korrespondenzen schon teilgenommen hatte, trennten sich zwar die Geister, die »Weifsen«, mit Zamoyski und der neuen »Agrarischen Gesellschaft« als ihrem Mittelpunkte, wichen tapfer zurück, liefsen sich selbst anstecken von der Erregung, die ausging von den »Roten«, die, ohne öffentliche Organisation, desto wirksamer im geheimen die öffentliche Meinung bald terrorisieren konnten. Zwischen beiden Parteien, überall gleich unpopulär, ja gehafst, suchte Wielopolski, der Vertrauensmann der Regierung, für die Durchführung seines grofsen Programmes freie Bahn zu schaffen, angefeindet von der Geistlichkeit, von den Weifsen, von den Roten: überall hatte er angestofsen, brüskiert, Neid und Mifstrauen erregt. Auch Kraschewski stellte sich nicht offen an seine Seite; der Impulsive liefs sich fortreifsen von der immer extremeren Strömung, seine im Auslande gedruckte »Sache Polens« bewies es deutlich. Schliefslich wurde ihm bedeutet, dafs seine Anwesenheit in Warschau unerwünscht wäre, und nachdem er schon früher die Redaktion der Zeitung niedergelegt hatte, siedelte er nach Dresden über (1863). Den Warschauer Aufenthalt zehrte politische und publizistische Thätigkeit auf, in der er

offen dem Fortschritt und den Reformen diente, der Gleichstellung der Juden, der Bauernbefreiung, dem Aufnehmen bürgerlicher Interessen, dem Durchbrechen agrarisch-ständischer Vorurteile. Seine Stimme drang immer weiter; er selbst wandte sich für den Augenblick von der Vergangenheit ab, ganz Auge und Ohr für die hastige, einer Entscheidung entgegendrängende Entwicklung, für die Manifestationen auf den Straſsen, für die Propaganda der Jugend, für die Unschlüssigkeit der Älteren, für das Fieber schlieſslich, welches auch die Besonnensten ergreifen sollte. Und schon sammelte der scharfe Beobachter die neuen Züge und Farben, die dann Boleslawita (sein Pseudonym für die entsprechende Litteratur) in einer Reihe von Gemälden, sämtlich dieser Zeit gewidmet und den Gegensätzen von »Wir und Sie (Russen)«, verwerten sollte.

Neben Korzeniowski, Kraschewski und Rzewuski, die den socialen und historischen Roman mit solchem Erfolge pflegten, fand auch die humoristische Litteratur ihre Vertreter: August Wilkonski, 1841—1850, nach 1850 Albert Wilczynski. Dem Humor, der in der Beobachtung der kleinen und kleinsten Eigenheiten und Schwächen wurzelt, bot die bisherige agrarisch-adlige Litteratur keinen rechten Nährboden; freilich entsprach ihrem Charakter, daſs auch ihre ersten Humoristen derselben Sphäre entsprossen, obwohl erst in Warschau ihr humoristisches Talent sich voll ausbildete. Der biedere Wilkonski, dem Nachreden das Leben verbittert haben, war aus dem Posenschen herübergekommen, und eine Posener Schulhumoreske, wo er um des Kopernikus Nationalität willen seine Prügel bekam, machte sein litterarisches Glück; es folgten die vielen »Ramoty und Ramotki« (Geschreibsel), die der »Chirurg der Philosophie und Ritter des natürlichen Kreuzes« in der »Biblioteka Warschawska« erscheinen lieſs. Er nahm — in Prosa — die Rolle der Satiriker des 18. Jahrhunderts auf, der Naruschewicz, Piotrowski und Krasizki, verfolgte die polnische Ausländerei, die Scheu vor den Büchern, welche Müſsiggänger schreiben, um dem Adel Geld herauszulocken, die Gastfreundschaft, die einen sich krank essen und sinnlos betrinken läſst, die Vorurteile der Geburt: ihr Verfechter wies auf den Thon; den einen verwerte man ja zu Ziegeln, den anderen zu Töpfen, aber den dritten zu Porzellan, — ja wohl, meint der Gegner, aus Ziegeln baue man Gotteshäuser, in

Töpfen koche man Essen, aber Porzellan diene auch zu gewissem Geschirr; besondere Ehre macht ihm das warme, oft noch sentimentale Eintreten für den Bauer, — auf seinem eigenen Landgut war er von seinen Leuten wie ein Vater geliebt worden; weniger gelungen waren seine litterarischen »Satiren«, über die Dame »Warschauer Litteratur« (mit ihren Schwestern, Frau »Schlafhaube« in Krakau, Frau »Schreihals« in Posen u. s. w., mit ihrem ganz kleinen Schnupftüchelchen aus den Naturwissenschaften, mit ihren Philosophielöckchen aus fremdem Haar u. s. w.).

Gegenüber den ganz anspruchslosen, naiv-satirischen Bilderchen und Anekdoten des Wilkonski vertrat Wilczynski, der »Autor der Plackereien des alten Kommandanten« (so zeichnete er seine späteren Werke), das eigentliche humoristische Genre. Diese »Plackereien« hatten ihn bekannt gemacht, das Gemälde aus der kleinen Provinzstadt, das er so oft mit eigenen Augen gesehen, den Kommandanten, einen alten, biederen napoleonischen Haudegen, die ganz unkriegerischen Veranlagungen seines Invalidenkommandos und die Konflikte zu Hause und auf dem Übungsplatze. Hier waren zum erstenmal in der Litteratur, wenn man von Kraschewski absieht, die Kleinstadt und ihre Verhältnisse ausgenützt; die Sache war so liebenswürdig originell, dafs sie alsbald ins Russische, später ins Deutsche übersetzt wurde und gefiel; Wilczynski verblieb bis an sein spätes Lebensende der Autor des »Kommandanten«. Zwar änderte sich seine Lebenslage; der Kleinstädter und Beamte (in Warschau) folgte dem Grundzuge polnischen Lebens, wurde selbst Landwirt und kehrte erst in den siebziger Jahren in die Stadt, nach Lemberg, und an den Bureautisch zurück, und als er, nach jahrelangem Schweigen, wieder zur Feder griff, war es hauptsächlich der Adel, den er schilderte, in der endlosen Reihe von Erzählungen und Skizzen, die in den siebziger und achtziger Jahren die verblafste Aureole des Schriftstellers auffrischten, der förmlich erst jetzt seinen Beruf entdeckt zu haben schien. Er blieb, wie im »Kommandanten«, der Erzähler; er liebte die verschiedenen Geschichten des Strohwitwers, des geplagten Vaters, des Ausflüglers in erster Person zu erzählen, anheimelnd-gemütlich, jedem tieferen Konflikt und Kontrast aus dem Wege gehend, gutmütig lächelnd zu den Schwächen und Fehlern der Unverbesserlichen; nur selten streifte er heiklere Themen, vom

Eifersüchtigen, dem über das Flirten seiner Frau die Augen zu spät aufgehen; die adlige Familie, die, »dem Wohle der Kinder« sich aufopfernd, in die Stadt zieht und in der fremdartigen Atmosphäre zu Grunde geht; in der Regel genügte eine blofse Anekdote dem breit-behaglichen Vortrage, wie ein Gutsherr den Edelhof mit Gespenstern bevölkerte, um lästige Besuche loszuwerden, oder wie ein gefährlicher, weil junger Rivale sich lächerlich machte und so das Feld vor dem älteren schliefslich räumte. Wohl war das komische Repertoire des Wilczynski ungleich reicher als das des älteren, sonst ebenso rein zufällig in die Litteratur verschlagenen Wilkonski, aber auch er begnügte sich mit losen Einfällen und blofsen Typen, verzichtete auf tiefere Wirkung, ging in Detailmalerei auf, obwohl sich seinem Auge auch ein Treiben enthüllte, welches nicht mehr harmlosen Humor, sondern galligste Sarkasmen herausforderte.

Zwischen Humoristen und Romanciers zeichnete Oberst Ludwik Styrmer mit dem Namen seiner Frau seine humoristisch-satirischen Schilderungen und Romane, die zum erstenmal psychologische und psychopathische Themen, sonderbare Verirrungen und Gemütskrankheiten, phantastische, visionäre Menschen und Zustände, etwas in E. T. A. Hoffmanns Art, behandelten; das Interesse, welches seine ersten Arbeiten durch ihre Originalität erweckten, stumpfte sich jedoch ab, und die erzreaktionäre Gesellschaft, der er sich anschlofs, brachte ihn vollends um seinen Kredit. Dem Überwuchern des Romans gegenüber, gegen welches Kraschewski vergebens protestierte, das Korzeniowski in Schutz nahm, traten Drama und Lyrik völlig zurück; ein originales Repertoire hielt nur Korzeniowski aufrecht und bereicherte gelegentlich Kraschewski in Tendenzstücken (»Alte Geschichten«, zur Bauernemanzipation), in historischen Komödien (»Der Met des Kastellans«, aus der guten alten Zeit); Jan Chenzinski, der in seiner Verskomödie »Seelenadel« gegen die Privilegien von Geburt und Vermögen ankämpfte und einen Erfolg errang, den seine früheren und späteren dramatischen Versuche aus socialen Sphären nie erreichten; Anczyz, der in Krakau wirkte, dessen Bauernkomödien, Melodramen, Einakter auf der polnischen Bühne den nach Litteratur und Sentimentalität schmeckenden Bauerntypus einbürgerten (»Bauern-Aristokraten«, in Galizien nach der Befreiung spielend, 1849, bis zur »Bauernemigration«, 1876, die

das Auswanderungsfieber geiſselte); Apollon Korzeniowski und Karol Drzewiezki mit ihren satirischen, ja galligen Komödien, gegen die Macht des Geldes, die Sittenverderbnis u. dgl., letzterer in seinen »Kontrakten« den russisch-polnischen Adel geiſselnd.

Eine besondere Stellung nahm die Warschauer litterarische bohème der vierziger Jahre ein, aus der auch der bedeutendste Lyriker der masovischen Dörfer ausgegangen ist. Ins Leben rief sie derselbe demokratische Zug, der einen Berwinski im Posenschen die Messer gegen den Adel zücken liefs; im Warschau der nikolaitischen Censur muſste freilich dieser Demagogenwein so sehr mit Wasser verdünnt werden, daſs übrig blieb nur ein Interesse für das Volk, das auch äuſserlich, in Kostüm und Manieren, ausgedrückt wurde; man predigte burschikose Abkehr von dem konventionellen Anstand und scheute auch nicht vor der débauche zurück. Zu dieser bohème gehörte Josef Dziekonski, mit occultistischen Interessen, die ihn dann dem Towianismus auslieferten; sein bestes Werk, ein historischer Roman, war dem polnischen Paracelsus des 17. Jahrhunderts, Michal Sendziwoj, gewidmet; der Lyriker Roman Zmorski, in seinem Epos »Leslaw«, dem mit der Welt und Gott in drei Nächten hadernden und von allem Spuk besessenen Selbstmörder in grell Byronischen Farben, in seinen Liedern, die vom Volke alles erhofften, welcher Auffassung er treu blieb, unter anderen Slaven, z. B. unter Serben, weilend und ihre Volkslieder übersetzend; Wlodzimierz Wolski, der für seine Epen drastische Scenen aus dem Martyrologium des Bauern wählte, sowohl in »Pater Hilarys« Beichte auf dem Sterbelager wie in der zu Tode gequälten und von ihrer Mutter gerächten Poloska; der sich später in Romanen den kleinen Leuten von Stadt und Land zuwandte, z. B. im »Häuschen an der Tiefen Gasse« Warschauer Handwerkerleben tiefer und vielseitiger als Korzeniowski charakterisierte. Das bedeutendste lyrische Talent dieser Warschauer Periode war Teofil Lenartowicz.

Wie die Ukraine ihren Zaleski, litauische Wälder und Felder Kondratowicz, so fanden die masovischen Weichseldörfer in ihm ihren Sänger. Er verliefs zwar frühzeitig und für immer sein Heimatsland, trat in Paris unter den religiös-mystischen Einfluſs von Mizkiewicz, verlebte lange Jahre in Florenz, als Bildhauer, zuletzt auch als Popularisator slavisch-polnischer Poesie unter den Italienern thätig, verstummte auf lange Jahre und griff dann

wieder zur Laute, versuchte sich in verschiedenartigen, namentlich historischen Themen: trotz aller Wandlungen erzielte er seine einzigen Erfolge nur mit den innigen, anheimelnden Weisen von Land und Leuten daheim, auf Masoviens Auen und Rainen; die schönsten vereinigte die Sammlung »Leierchen« und »Neues Leierchen«. Sie waren nicht voll Schwermut wie die des Zaleski und ohne die Melancholie von Kondratowicz; sangesfrohe Stimmung brach in diesen wie zur Melodie des »Oberek« (Oberländer) geschriebenen, fröhlich-heiteren Texten hervor, die, einfach und rührend, einer beschränkten Sphäre entnommen, das Bauernleben von seiner poetischen Seite darstellten, in kerniger Frische den derb-jovialen, phantasie- und gemütsvollen Masuren, den die Widerwärtigkeiten des Schicksals nicht brechen, den Sanguiniker, der sich die frohe Laune wahrt. Über diese engen Grenzen heraus, doch in demselben volkstümlichen Tone führte der Dichter im »Krippenspiel«, nach dem traditionellen ersten Teil mit Herodes, den Königen u. s. w., im zweiten Figuren und Scenen polnischer Geschichte vor oder schilderte in den Erzählungen von der »Verzückung« und der »Gesegneten« die Wanderungen der leibentrückten Seele durch Hölle und Fegefeuer und ihren Aufenthalt im Paradiese, indem er nur traditionelle Motive verwertete; ebenso gelang ihm manche Legende. Dagegen scheiterte seine Kunst vor anspruchsvolleren epischen Themen, in seinen »Gladiatoren« auf die Uneinigkeit der Slaven, die gegenseitig sich, nicht die Römer bekämpfend in der Arena verbluten; oder in Rhapsodien aus Polens Vergangenheit; so lockte ihn die Gestalt des letzten Ritters, Sobieski, doch gelang es ihm ebensowenig wie anderen vor und nach ihm, dieser Gestalt gerecht zu werden, im Tone einer volksmäfsigen Ballade! Unter allen seinen historischen Versuchen war der gelungenste »Der Kampf von Razlawize«, die glorreiche Episode aus dem Kosziuschkofeldzug, da die Krakauer Sensenmänner die russischen Kanonen eroberten, in volkstümlich-poetischen und innig zum Herzen dringenden Worten die Landschaft und den Tag, die Menschen und ihre Gefühle schildernd. Die auf dieses und ähnliche ältere Sachen gestützte Popularität des Dichters in den fünfziger Jahren hielt jedoch schliefslich nicht vor; das Publikum verhielt sich kühl und ablehnend, auch gegen sein Aussingen italienischer Eindrücke im »Album aus Italien«; der Dichter fühlte sich immer entfremdeter,

vereinsamter, schalt auf die gleichgültigen, undankbaren Hörer und trat immer seltener vor die Öffentlichkeit, wiederholend, verwässernd, was er in der Jugend gesungen, sich in der Manier verlierend; gröfsere epische und dramatische Arbeiten, so das dramatische Gedicht »Die Richter von Athen« (Sokrates), wurden erst nach seinem Tode (1893) veröffentlicht. Jedenfalls blieb Lenartowicz der bedeutendste volkstümliche Lyriker, den Masoviens Boden hervorgebracht hat. Andere Mitglieder der einstigen Warschauer bohème entpuppten sich schliefslich als tüchtige Feuilletonisten, so der sarkastisch-cynische Niewiarowski oder der ernstere Minischewski, die sich auch als Schilderer heimischen Provinziallebens mit Erfolg in Romanen und Erzählungen versuchten.

Abseits stand Tomasch Zielinski mit seinem »Kirgisen«, dem ersten poetischen Produkte echten polnischen »Orientalismus«, der nicht mit den Farys und Peris und den Märchen der Schehezerade und Beduinen, desto mehr dafür mit der endlosen Grassteppe und der eisigen Tundra Centralasiens und Sibiriens verwachsen ist. Allerdings war dieser »Kirgise« (1842) noch nicht frei von romantischem Allotria, von einem wilden, die Natur selbst in die Schranken fordernden Unabhängigkeitsdurst, aber bis auf diese Schattierungen war das Leben und Fühlen in den Auls und Jurten der Nomaden, die Rachsucht des stolzen Vaters, der sich nicht scheut, Tochter und Entführer in den Flammen des Grasmeeres umzubringen, beider vergebliche Flucht, mit Geschick und Kraft geschildert, wie sie den übrigen epischen und byronisierenden Versuchen des Dichters fehlten. Kein gleich exotisches Thema behandelte später (1856) Karol Brzosowski in seiner »Jägernacht in Anatolien«, der Land und Leute aus der Krimcampagne her wohl kannte, aber nur heimische Traditionen, Neckereien von Masuren und Litauern an dem Lagerfeuer der »schwarzen Jäger« aufleben liefs.

Eine regere Übersetzungsthätigkeit erwarb bleibende Verdienste um die Erweiterung des poetischen Gesichtskreises; übersetzt wurden die alten Klassiker sowohl, die Tragiker z. B. durch Wenzlewski, als auch Dante und Calderon, Shakespeare und Goethe, während Heine und Musset nur in vereinzelten Liedern und Proben zu Worte gelangten, obwohl an Shakespeare z. B. drei Übersetzer in gröfserem Stile sich versuchten; als

tüchtiger Goethe-Übersetzer ragte Ludwik Jenike hervor, der Tasso, Iphigenie u. a. in den originalen Formen wiedergab, für die Rhythmik polnischer Sprache eintretend, den Vers nicht nur auf den Reim bauend; der Sprachpurist hat auch um das Zeitschriftenwesen, als Redakteur der »Illustrierten Woche«, die ihre langjährige Rivalin, »Ähren«, schliefslich aus dem Felde geschlagen hat und heute allein diesen Typus repräsentiert, gröfsere Verdienste; doch begann diese Arbeit erst am Schlusse dieser Epoche.

In ihrem Anfange, nach 1831, traten, als die männliche Intelligenz das Land meist hatte verlassen müssen, naturgemäfs die Warschauer Frauen an die Spitze geistigen Lebens, als Herausgeberinnen, Publizistinnen, Belletristinnen, vorausnehmend die Erfolge der heutigen Pariser »Fronde«, die Nakwaska, Rautenstrauch (in sentimentalen Romanen und Reisebriefen), Krakow und viele andere, in einem Mafse, das andere Länder, ja andere polnische Provinzen gar nicht kannten. Seitdem begann die steigende Beteiligung der polnischen Frauen an der Litteratur ihres Landes, die heute Dimensionen angenommen hat, die anderen, z. B. Russen oder Franzosen, vollkommen fremd sind. Die ältere Frauenlitteratur unterschied sich allerdings von der modernen nicht nur durch den Mangel erstklassiger Talente, sondern sie flofs auch mit dem allgemeinen litterarischen Leben nicht zusammen, schien sich ein eigenes Bett gegraben zu haben, hatte ihre besonderen Stoffe und Formen; didaktische, erziehliche Momente neben Gefühlsseligkeit und Sentimentalität überwogen. Die alten Traditionen der Fürstin Württemberg, der Tanska und Jaraczewska erweiterten sich zusehends in der neuen Generation; sie vertieften sich einerseits zu der konservativen und religiös-philosophischen Richtung, deren Hauptvertreterin Eleonora Ziemienzka war, Herausgeberin des Warschauer »Pilgrim«, Übersetzerin zahlreicher religiös-philosophischer Werke der Franzosen, den Übereifer ihrer katholischen Orthodoxie allmählich mäfsigend. Eine ungleich gedanken- und geistreichere Vertreterin fand die Richtung der Frauenemanzipation in der polnischen Georges Sand, Narzysa Shmichowska. Freilich machte die ernst angelegte Schriftstellerin nicht die Übertreibungen der damaligen »Enthusiastinnen« mit, die nicht nur ritten und rauchten und alle Zimperlichkeit abschworen, sondern auch über alles Frauenhafte,

ja über alle Gebote von Anstand und Sitte sich hinwegzusetzen drohten; trotzdem blieb die Entwicklung der Dichterin und Romanschriftstellerin »Gabryela« ein aufserordentlich interessantes Kapitel in der Geschichte des polnischen Weibes als Beitrag zur Psychologie des unschönen und ungeliebten Mädchens.

Gabryela begann mit einer Apotheose der Schwärmerei und des Gefühls, der Maria im Gegensatz zur Martha, ein weiblicher Anheli, und endigte mit einer Verdammung der Schwärmerei, der sie Lächerlichkeiten, Verirrungen, Angriffe vorzog, die sie für ein häfsliches Laster, für gemeine Trunksucht erklärte, — mit Worten, wie sie Goszczynski nicht hätte schärfer formulieren können; sie begann mit phantastischer Romantik in Vers und Prosa, mit einseitig übertriebener Verherrlichung des Dichters und Künstlers, mit einer Identifizierung von Kunst und Erotik, um sich schliefslich auf diese Erde zurückzufinden und wahrhaft höhere Ziele sich abzustecken, das Heil ihrer Seele in höchster Vervollkommnung, Gottähnlichkeit zu suchen; nur in einem blieb sie sich treu, in der Bekämpfung des gesellschaftlichen Scheinens und Lügens und jeglicher anderer Heuchelei. Wie der Schamane und der Engel über Anhelis Traumleben wachten, so liefs auch ihr Kosciej (der russischen Märchen) «Maina« aus ihren Träumereien nicht erwecken, mag das zu Gefühl und Lied geborene Herz das ganze Leben verträumen. In der »Heidin« vereinigten sich Künstlerkraft und Liebesdurst, und über das Träumen und Sinnen stellte sie ästhetische Ekstase und den Rausch der Sinne, über alles den Künstler idealisierend, für den es keine Gebote gebe. Schliefslich verabschiedete sie diese Exaltation ungewöhnlicher, dämonischer Naturen und zeichnete in der »Weifsen Rose« eine eigenartige Erscheinung, ein Meisterstück psychologischer Analyse, ein hochbegabtes Mädchen, dessen ethischer und ästhetischer Elan durch die Rücksicht auf den Anstand des Salons gelähmt worden ist; sie geht von dem russischen Sprichwort aus: »Ein einziger auf dem Kampfplatz kriegt nicht«, man mufs eben mit den Wölfen heulen; sie führt nun ein Doppelleben, nach aufsen alles Koventionelle peinlich beobachtend, in ihrem Innern einem eigenen ironisch-phantastischem Sein nachgehend, sich nie damit verratend, aufser da einer naiven Seele mit dem Geständnis dieser Falschheit und Depravierung imponiert werden sollte. In dieser komplizierten

Seelenmalerei, einer in der polnischen Litteratur noch nicht gekannten Art, feierte sie ihren gröfsten Erfolg, mochten auch die Längen der Auseinandersetzungen die Geduld des Lesers auf allzu grofse Probe stellen.

Neben dieser Epigonin romantischer Enthusiasmen und Verfechterin der Selbständigkeit des Weibes wirkten andere Frauen, weniger beargwöhnt und angefeindet, auf dem Boden realer Verhältnisse, in religiös-traditionellem Sinne und nach der Manier der Tanska, so Frau Seweryna Pruschakowa Duchinska, die, hochbetagt, noch unlängst litterarisch thätig war; ihre Korrespondenzen aus Paris, das gesamte litterarische und künstlerische Leben Frankreichs geistvoll schildernd, erschienen in der »Biblioteka Warschawska« von 1870—1900; durch Übersetzungen aus den romanischen Litteraturen, vom Rolandsliede und Cid bis zu Fr. Coppée, aus Petöfi und aus der Kalewala, litterarische Skizzen über Brodzinski, Maria Fürstin Württemberg, Zaleski u. a. machte sie sich ebenso verdient. Vor ihrer Übersiedlung aus Warschau (1863) hatte sie das Werk der Tanska in ihren »Unterhaltungen für das jugendliche Alter« (1856—1863, in fünfzehn Bänden) erfolgreich aufgenommen, belletristischen, erbaulichen und belehrenden Lesestoff dafür selbst verfafst oder gesammelt, im aufklärenden Sinne, für Kenntnis der Landesgeschichte und Landeslitteratur besonders wirkend. Gegen diese sehr verdienstliche pädagogische Thätigkeit fielen ihre eigenen Romane und Erzählungen, epischen und dramatischen Versuche ab; ihre Vertrautheit mit dem Volksleben — ihre besten Jahre verflossen ihr fern von Warschau auf dem Lande, im patriarchalischen Zusammenleben von Hof und Gemeinde — gab ihr das »Krippenspiel« ein, eine Nachdichtung der volkstümlichen, kurzen Weihnachtsdramen, mit welchem Puppenspiel die Dorfjugend bis zum Dreikönigstag, mit dem »Sternlein«, herumzieht; den Erinnerungen an diese Dorfidyllen waren die anheimelndsten Seiten ihrer »poetischen Erzählungen« gewidmet. Ebenso Marya Ilnizka, die vieljährige Redaktrice der Damenzeitung »Epheu«, die sie mit eigenen Erzählungen und Novellen füllte, nachdem sie in epischen und dramatischen Versuchen und Übertragungen aus Walter Scott, Longfellow u. a. sich bekannt gemacht hatte; im »Illustrierten Schatzkästlein« rivalisierte sie mit Niemzewicz und Lenartowicz in der Popularisierung der Landesgeschichte;

auch für sie war das Dorf ihr eigentlicher Lehrmeister gewesen, und sie verarbeitete mit Vorliebe in ihren epischen Erzählungen die Überlieferungen ihrer ländlichen Umgebung und bezeichnete das Volkslied als Quelle und Muster eigenen Schaffens, auf romantische Exaltationen verzichtend, der Wahrheit, Liebe, Hoffnung dienend; von dem traditionellen Boden liefs sie sich weder durch die »Enthusiastinnen« von 1840 noch durch die neuen Emanzipationskämpfer nach 1870 abdrängen, auch nicht durch den Spott über ihren »Engelsepheu« beirren, wenn sie fremde Erzählungen ad usum Delphini zustutzte. Die älteste dieser schriftstellernden Damen, die öfters sehr spät ihren Beruf entdeckten, war Ewa Felinska, die in ihrem langen Leben die Phasen der Gesellschaft beobachtete, deren autobiographische Skizzen und Schilderungen des sibirischen Nordens einen ungleich höheren Wert besafsen als ihre über Mittelmäfsigkeit nicht hervorragenden eigenen Erzählungen; ihre »Lebenserinnerungen« reichten nur bis 1821 und malten das adlige und sonstige Leben Litauens und Wolyns an der Wende der Jahrhunderte mit reichem Detail; die »Erinnerungen an eine sibirische Reise« waren ebenso eingehend wie interessant.

Eine ganz eigenartige Erscheinung bildet »Deotyma« (Jadwiga Luszczewska), die als achtzehnjähriges Mädchen mit ihren Improvisationen berühmt geworden ist und bis heute den poetischen Ausdruck mit erstaunlicher Leichtigkeit beherrscht. Allerdings wechselte im Laufe der Jahre der Inhalt ihrer Improvisationen und Poesien: die Reflexion überwog alle anderen Seiten ihres Schaffens und sprach sich zuerst in allgemeinen, didaktischen Themen aus, in Sonetten an die Begeisterung, in Treny am Grabe des Adam Mizkiewicz, die seine Himmelfahrt nach Art einer Apokalypse Mariens schilderten. Von diesen Abstraktionen wandte sie sich epischem Schaffen zu und fafste den grandiosen Plan eines »Polen im Liede«, einer Reihe von Rhapsodien, die zum Teil ausgeführt worden ist, im »Lech«, »Kampf der Riesen«, »Wyschymir«, »Die zwölf Wojewoden«, »Krakus«, »Wanda«, »Das Wettrennen auf dem Prondnik«. Die einzelnen Rhapsodien waren von verschiedenem Tone und Werte; in den einen überwog das lyrische, in den anderen das phantastische Element; so wurde im »Lech« die Mission des Riesen, des Vaters der Zukunft angesungen, auf dessen Willen-Felsen das nationale

Gebäude gegründet erscheint; im »Wyschymir« dagegen ergötzte sich die Romantik an den Phantasmagorien eines Urpolen-Wikingers, der Dänemark erobert und schliefslich als Ägir herrscht, als ob polnische Urgeschichte ohne maritime Abenteuer undenkbar wäre. Zuletzt versuchte sie sich an einem Epos »Sobieski vor Wien«, das noch unvollendet ist; in drei Gesängen wurde zuerst »zwischen Himmel und Erde« die Sache vor Gottes Thron zwischen den Engeln der Nationen ausgefochten, hierauf »bei Hollabrunn« und »in Stetteldorf« die Einzelheiten des Zuges mit chronistischer Genauigkeit im zeitgenössischen sprachlichen Gewande vorgeführt. Das Talent der Verfasserin war unleugbar im Fortschritt begriffen; es wuchs der Sinn fürs Plastische, Gegenständliche, Historische; er zeigte sich am besten in dem einzigen wirklich populären Werke der Deotyma, in dem vielbändigen, bereits in zweiter Auflage erschienenen Roman »Die Gefangenen im Jassyr«; es sind zwei junge Polinnen, die bei dem ersten Mongoleneinfall nach Europa 1241 bis an den Baikalsee verschleppt werden: die Gegenden waren überzeugend geschildert, Deotyma kannte sie aus eigener Anschauung, da sie ihren Vater dorthin geleitete; ideale Gestalten waren die Heldinnen, die nach Dezennien standhaften Duldens und gröfster Selbstaufopferung aussätzig nach Hause zurückkehren und durch ein Wunder der heiligen Kinga geheilt werden; trotz einzelner überflüssiger Details, wie in der Schilderung der Mongolengeschichte, und einzelner Längen ein von hohem Geiste getragenes Kunstwerk. Andere prosaische Erzählungen der Deotyma reichten an den Wert und Erfolg dieses Romans nicht im mindesten. —

Der litterarische Marasmus und die Prostration, in welche nach der nationalen Katastrophe 1831 Warschaus geistiges Leben verfallen mufste, war in den Provinzen rascher abgeschüttelt worden; kein Wunder, da der Strom der Auswanderer aus Wilno und Warschau zum Teil auch auf sie abgelenkt wurde. So hatten in der Provinz, in Wolynj, Rzewuski und Kraschewski (nach der Wilnower Episode) zu wirken begonnen; an Rzewuski schlofs sich die ultrakonservative Gruppe aus der »Petersburger Wochenschrift« an, in welcher zwei Geistliche hervorragten, Erzbischof Holowinski, der Übersetzer Shakespeares, Verfasser von frommen Balladen und Legenden und von Erinnerungen aus einer Jerusalemreise; sowie der talentvollere Choloniewski, der, einst

tapferer Offizier, später Domherr, während seines römischen Aufenthaltes 1830 auf die religiöse Richtung von Mizkiewicz und Rzewuski bestimmenden Einfluſs erlangte; ein Verehrer De Maistres, billigte er nicht die erzreaktionären Velleitäten des Grafen Rzewuski, eines durch seine Rücksichtslosigkeiten oft recht unbequemen Bundesgenossen, und suchte auf alle Weise die Religiosität zu heben durch seine aufgeklärten, milden Predigten, die erst nach Dezennien von P. J. Badeni S. J. herausgegeben sind, durch seine Allegorien, so durch den mehrfach gedruckten »Traum in Podhorce«, einer Warnung vor den Einflüsterungen des Hochmuts und des Bösen, durch Skizzen und Übersetzungen — der Typus eines edlen Priesters von echt menschlicher Gesinnung. Demselben Kreise schloſs sich auch der Kritiker und Romancier Michal Grabowski an, der einstige Kollege auf dem ukrainischen Parnaſs des Zaleski und Goszczynski, auf dem Felde der romantischen Kritik des Mochnazki, jetzt der überzeugteste Bewunderer des Rzewuski, der sich bald um jeden Kredit durch ein panslavistisch angehauchtes Bekenntnis bringen sollte, noch gründlicher als Rzewuski durch seine gallig-verächtlichen Expektorationen. Und doch war er überzeugter und besonnener Patriot, der freilich den fait providenciel anerkannte, aber wuſste, welche Kraft das polnische Kulturelement auf dem Boden der russischen Provinzen repräsentierte und daher mit allen seinen Mitteln auf die Vermehrung dieser moralischen Kräfte — die numerischen waren ja klein genug — drang. Diese Rücksicht leitete den Kritiker und den Schriftsteller. In seiner »Litteratur und Kritik«, hierauf in seiner »Litterarischen Korrespondenz« suchte er den nationalen Charakter der Poesie zu wahren, verurteilte scharf die französische Romantik und ihre polnischen Nachahmer aus der »rasenden« Litteratur, gab ein anschauliches Bild der »ukrainischen Schule«, besprach die laufenden Erscheinungen, wobei allerdings katholische Sympathien sein ästhetisches Urteil beeinfluſsten, so hob er des Zaleski religiöses Epos in den siebenten Himmel, und die Ausfälle gegen nicht streng katholisches Denken schossen über das Ziel. Sonst zeichneten den Kritiker reiches Wissen und groſse Vertrautheit mit der französischen Litteratur und Kritik (Staël, Villemain u. s. w.) aus; sein Urteil war wohl erwogen und wurde von der Nachwelt bestätigt, was man nicht jedem Beurteiler zeitgenössischer

Litteratur nachsagen kann. Schwächer war der Romancier Grabowski; auch als solcher blieb er nämlich der Historiker und Archäologe von Beruf, den die Provinz mit ihren prähistorischen Funden mächtig anzog, der verdienstvolle Materialsammlungen und Beschreibungen herausgegeben hat. Diese Neigung übertrug er in seine Romane, welche samt und sonders die — oft halb noch lebenden — Traditionen der Provinz, aus der Hajdamakenzeit bis in das 17. Jahrhundert zurück, wiedergeben; dafür liefs ihn die Phantasie im Stiche, Handlung und Charaktere waren meist uninteressant, die Darstellung weitschweifig und matt. Die Reihe dieser Romane war ziemlich lang, aber aufser rein stofflichem Interesse für den Historiker der Provinz haben sie auch zur Zeit ihres Erscheinens nie besonders fesseln können; die Versicherungen des Verfassers, dafs dies alles ersonnen, keine Wahrheit wäre, konnten ihren Wert noch weniger erhöhen; nirgends erreichte er die Illusion der Wirklichkeit, auch nicht in seinem »Herr Starosta Zakrzewski«, den er doch selbst die Denkwürdigkeiten seines Lebens erzählen und die Französlinge scharf aufs Korn nehmen liefs: hier war er allerdings nur Herausgeber.

Der einstige kritische »Diktator zwischen Weichsel, Wilja und Dniepr« hatte das Rezensieren aufgegeben und sich von der bald zu einem blofs informierenden Anzeiger herabsinkenden »Petersburger Wochenschrift« zurückgezogen (1848). Seine Stelle übernahm in Warschau und in seiner Biblioteka, auf die Grabowski nie gut zu sprechen war, Tyschynski, dessen 1853 gesammelte »Studien und Kritiken«, von höherem, europäischem Standpunkt, mit gründlicher, philosophischer Vorbildung, die Grabowski völlig fehlte, mit möglichster Objektivität, Unparteilichkeit, trotz ihres christlich-religiösen Standpunktes die Kritik endgültig hoben. Gegenüber Warschau konnten jetzt die Provinzen keinen nennenswerten publizistischen Versuch mehr aufweisen. Wohl hatte die liberale Jugend Kijows zur Bekämpfung der rektionären »Wochenschrift« ihren »Stern« gegründet, aber die Reaktionäre sorgten bald für dessen Unterdrückung, und erst nach Dezennien erstand in Petersburg ein centrales Organ für diese Provinzen, »Das Land« (Kraj). Doch wäre gerade in den fünfziger Jahren eine Aufklärung der Geister durch eine besonnene, mäfsigende Publizistik heilsam gewesen, aber Grabowski zog sich von allem zurück, verkehrte in Kijow nur noch mit Russen,

verherrlichte Graf Rzewuski in russischer Sprache — er harmonierte nicht mehr mit der Jugend, die in Schwärmerei für den Fortschritt, für die slavische Gemeinde, in ihrer »Bauernmanie« den polnischen Charakter der Intelligenz aufzugeben, sich an den Idealen der »Hajdamaken« begeistern zu sollen schien. Grabowski sah weiter und besser: er erkannte den gemeinsamen Feind, in dessen Interesse allein es lag, den Adel und den Bauern, den Polen und den Kleinrussen zu verhetzen, beide zu lähmen und zu untergraben, was auch völlig gelingen sollte; Grabowski sah das verblendete, demagogische Treiben der Jugend und opponierte in Schriften, die in Kopien kursierten, die durch ihre nüchterne Auffassung und patriotische Tendenz, Versuche einer Annäherung an das kleinrussische Element und Opfern nicht aufrecht zu erhaltender Forderungen, sowie durch die Hinweise auf das Treiben des Feindes von dem politischen Sinn des Verfassers Zeugnis ablegten.

Zwischen der Koterie der »Wochenschrift« und der Jugend um den »Stern« oscillierten Männer, hervorragend durch Rang und Vermögen, um die kulturelle Hebung der Provinzen wohlverdient, ein Konstanty Swidzinski, der unermüdliche Sammler von Handschriften und Drucken, die später den Hauptstock der Krasinskischen Ordinatsbibliothek in Warschau ausmachen sollten; ein Graf Alexander Przesdziezki, der weniger als Belletrist und Sammler, desto mehr als Historiker, als Durchstöberer ausländischer Archive und Bibliotheken, Herausgeber interessanter Quellen sich verdient gemacht hat; an drei Werke ist besonders sein Name geknüpft: die »Polnischen Jagiellonninen«, in fünf Bänden, mit einer Fülle von Archivalien aus Berlin, Wolfenbüttel u. s. w., wohin ja die letzten Jagiellonninen geheiratet hatten, für die Geschichte polnischer Höfe, Frauen, Kultur eine reiche Fundgrube echtester Stücke; die Tilgung einer nationalen Ehrenschuld, die Herausgabe in 16 stattlichen Bänden aller Werke des alten Dlugosch, dessen Chronik zumal im Urtext und in einer schönen Übersetzung des Karol Mecherzynski, sowie dessen übrigen statistischen, heraldischen, biographischen Schriften und Kataloge; doch zog sich die Vollendung der beiden grofs angelegten Werke bis lange nach dem Tode des Initiators und Auftraggebers hin; endlich, zusammen mit Baron Rastawiezki, die Herausgabe von Kunstdenkmälern aus polnischem Mittelalter

und Renaissance. Neben Swidzinski und Przesdziecki Graf Olizar, der den Jarosch Bejla seinerzeit desavouierte und widerlegte; Graf Wlodzimierz Plater, aus livländischem, schon im 18. Jahrhunderte in die Dienste der Republik eingetretenem Adel, der der polnischen Sache mit seinem Wissen, seinem Blut, seinen Mitteln gedient hat: Emilia Plater, eine Heldin von 1831, die Mizkiewicz besang; Konstanty Plater, aus dessen Stiftungen das Museum in Rapperswyl in der Schweiz mit seinen reichen Sammlungen, Handschriften, namentlich zur Geschichte der Emigration, Gemälden, Waffen u. dgl., hervorgegangen ist; die Thätigkeit des Grafen Wlodzimierz, die durch eine sorgfältige Herausgabe von Denkwürdigkeiten zur Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts schön eingeleitet wurde, wurde jäh unterbrochen. Dann Stezki, der Erforscher der traditionellen Litteratur und Provinzialgeschichte, u. a., und schon regte sich die jüngste Generation, aus der bald hervorragen sollten Bodzantowicz-Sufczynski, der populäre Erzähler von den Thaten der »Antenaten«, von den Barer Konföderirten, den Legionisten und den Soldaten von 1830; Berlicz-Strutynski, der alte Adelsgeschichten, Traditionen der »Höfe«, auch moderne Konflikte anspruchslos, in gutgemeinter, patriotischer Tendenz, darstellte; Antoni Rolle, ein Arzt, unermüdlicher Sammler aller möglichen Archivalien, Familienpapiere, Briefe, nicht müde, die Vergangenheit Podoliens, der Ukraine und Wolyns, die Geheimnisse des Herrn von Tulczyn (Felix Potozki, von seiner verunglückten Hochzeit mit der Komorowska-Marja des Malczewski bis zu seinen Gesellen von der Targowiza), die Litteraten, die Abenteurer, berühmte Frauen, das Leben auf den Grenzen, vor und während der »Ruin«, der Türkeninvasion u. s. w. bis in das 16. Jahrhundert zurück darzustellen, in einer unerschöpflichen Reihe von Skizzen, nicht immer allzu kritisch, aber immer fesselnd, anschaulich, feststellend die kulturellen und psychischen Konturen einer fast vor seinen Augen in ewige Vergessenheit sinkenden Periode. Dem Kijower Kreise gehörte auch Adam Plug (Antoni Pietkiewicz) an, der spätere Redakteur der Warschauer Illustration »Ähren«, heute der »Grofsen Encyklopädie«. Er stammte aus »Litauen«, aus der Heimat des Syrokomla, doch tauschte er es bald gegen Podolien und Kijew ein: erzählte später in den »Bakalaren« das Los der armen Hauslehrer, das er selbst durch-

kostet hatte, und vertrat in seinen Erzählungen warm demokratische Gesinnungen eines »Bauernmanen«, die Vorurteile der »Herren« in »Geist und Blut« bekämpfend, das Volkselend beredt schildernd im »Kindesmörder«, die Aufopferungsfähigkeit des Weibes aus dem Volke in der »Wärterin« u. s. w.; den Antagonismus zwischen Herren und der niederen, dienenden Klasse (aus dem Adel) behandelte sein »Offizialist«. Seine etwas hausbackene und weitschweifige Weise verschmähte nicht lyrische, sentimentale Ergüsse und scheute nicht vor Karikaturen; seine edlen, humanen Tendenzen eroberten ihm allgemeine, ungeheuchelte Sympathie, deren sich der Greis bis heute, ohne jeden Mifston, erfreut. Seine lyrischen Stimmungen fanden Ausdruck in Gedichten; mit solchen hatte er debütiert, mit Träumereien auf volksphantastischem Hintergrunde; eine Adelsidylle »Das Elsterchen« gefiel am besten. Freilich, auf der poetischen Ukraine war es gerade um die Poesie seit jeher übel bestellt; ihre Erzpoeten afsen ja das bittere Brot der Verbannung, die Zaleski und Goszczynski; Malczewski war längst tot, Padura verstummt. So gab es statt Dichter nur Nachahmer; den Alexander Grosa regte das »Schlofs von Kaniow« zu seinem »Starosta von Kaniow« an, dessen Kosake sich selbst in das Mädchen verliebte, das er für seinen Herrn hätte rauben sollen; bei Tomasch Olisarowski unterhielten im »Zawerucha« am Vorabende der Unthat die Hausgeräte sogar ein poetisches Gespräch; übrigens hat er nicht ohne Glück hier und in anderen Gedichten streng volkstümliche Motive nachgeahmt, aber bald gehörte auch Olisarowski zu den Dichtern der Emigration, wurde streng gläubig mit ihnen, der früher in einem Vampyrepos, »Bruno«, auch noch Byron parodiert hatte; er schrieb später dramatische Dichtungen, die zum Teil ungedruckt blieben. In der langen Reihe, von dem tapferen Soldaten in Zamosc 1831, Mauryzy Goslawski, dessen beschreibendes Gedicht »Podole« noch an die gute alte Klassik Delilles und Kosmians mahnte und nur im Schlufsteile modern-romantische, poetische Inspiration und Idealssehnsucht verriet, bis zu dem Flüchtling im Krimkriege, Henryk Jablonski, der als französischer Konsul in Zanzibar starb, gab es eigentlich keine hervorragenderen Talente. Goslawski versprach viel, doch raffte den gleich unglücklichen Soldaten wie Emissär und Geliebten früher Tod im Kerker weg; seine gröfseren Gedichte

interessierten nur, weil sie Selbsterlebtes bargen, so die »Sehnsucht», wo den Selbstmordkandidaten die Nachricht von der Revolution abhielt; »Banko« mit seiner Resignation unglücklich Liebender, mit scharfen Ausfällen gegen die Führer von 1831; oder weil sie vorausnahmen, was Czajkowski und Berwinski ausgeführt haben, denn im »Renegaten« kämpften und fielen zwei Polen in den Reihen der Muselmänner, unter Sarkasmen auf die Dichter, die für Polen tapfer starben — in ihren Reimen; er, der noch Oserows sentimentale Tragödien übersetzte, starb als Romantiker, dessen einzelne lyrische Gedichte unvergessen blieben. Im »Gwido« des Jablonski, als einem der letzten Ausläufer der Romantik, ward noch der phantastischen Vorstellung von dem Künstler-Übermenschen und dem Fluch des unverstandenen Genius gehuldigt.

Der bedeutendste dieser Dichter war ein anderer Epigone der Romantik, Leonard Sowinski, dessen leidenschaftliche Art, ungleich machtvoller als die eines Syrokomla oder Lenartowicz, nur durch das Gesuchte und Gequälte der Stoffe, sowie durch die schwerfällige Form an der Entfaltung grofser Wirkung gehindert wurde. Den Zusammenhang mit der Ukraine — er war selbst in Podolien von einer Bäuerin geboren — wahrte er treu, in Stoff und Geist in ihrem demokratischen Sinne schaffend, ihre (kleinrussische) Litteratur studierend und »Vater Taras« (Schewczenko, seine »Hajdamaken«) übersetzend, den er allein als ukrainischen Dichter anerkannte, nicht jene polnischen Sänger, die Volksweisen Adelsbegriffe aufgepropft haben und nun nach dem Urteile der »Rockleute« als ukrainische Dichter gelten. Eine italienische Reise hatte seinen ästhetischen Gesichtskreis erweitert; Krasinskis Spuren nachgehend knüpfte er in seiner »Satire« an den Verfall des heidnischen Rom an, um gegen materialistische Regungen, Hochmut des Wissens und der Kunst, Egoismus des Ehrgeizes anzukämpfen; nach einer Parallele heidnischer Zersetzung und christlicher Ideale, blieb er unbefriedigt von dem egoistischen Treiben der auf Weltmacht bedachten Geistlichkeit, die das sociale festgeronnene Gewissen und die Öden des Glaubens verschuldet hat, und suchte vergebens Verwirklichung seiner Ideale bei den eingebildeten Priestern des Wissens, bei den Künstlern mit ihren harten Herzen, in Napoleons Kainsthaten, dem er den volkstümlichen, aufopferungsvollen

Helden, Kosciuschko, gegenüberstellte: dies und vieles andere in einzelnen trefflichen Bildern, das Ganze chaotisch, verworren, unklar. Ähnlich schilderte er in den Sonetten seiner »Phantasmen« die Laufbahn des Dichters, ihn nach ruhelosem Ringen zu den Füfsen des Kreuzes verweisend. Mit Blut und Thränen schrieb er sein »Fragment einer Erzählung«, verwünschend die Sinnlichkeit, die vielversprechende Männerseelen vergiftet. Podolische Motive verwertete er in seinen Dramen und Epen, »Auf der Ukraine«, das erst 1900 aufgeführt wurde (in Krakau), Scenen statt eines dramatischen Ganzen, von grimmem Herrnhafs getragen; in der »Kirchweih«, »Graf Jarosch« u. a., vor krassen Effekten nicht zurückscheuend. Sonst klagte er, wieder in den Bahnen eines Krasinski, in seinen »satirischen Fragmenten« und in lyrischen Gedichten den Materialismus und Golddurst dieser Welt, der Börse ohne Gott, an, ihren Atheismus; unser Jahrhundert werde zurücklassen nach sich nur einen Haufen Kohlen und toter Bücher und Lügen neuen Zuschnittes und ein grofses Grab in der Nachwelt erkaltetem Schofs. Er flüchtete immer wieder zu Gebet und Glauben, obwohl er für die offizielle Kirche nur kräftige Ausdrücke brauchen konnte, von Geisteshenkern und schmutzigem Staub des Gotteshauses sprach. Neben den Dichtern gab es Publizisten und Kritiker, wie Antoni Marzinkowski, der unter verschiedenen Pseudonymen verschiedene Phasen seiner geistigen Entwicklung, vom liberalen Demokraten bis zum Erzkatholiken zurück, barg; Fisch, Jurkowski u. a.

So reich und mannigfach gestaltete sich diese Nachblüte polnischer Kultur auf russischem Boden. Die Zöglinge der alten Basilianerschulen in Humanj und Winniza, der Schulen in Krzemieniez und Kamieniez machten Ehre dem Volke, aus dessen Geist sie geboren waren, und noch heute spricht der Russe mit hoher Achtung von dieser »adeligen« Kultur, die bereits entwurzelt ist; Grabowski hatte recht behalten: dem polnischen Elemente, das die Kulturschicht allein ausmachte, nicht im Volke wurzelte, konnte durch Deportationen, Konfiskationen, Kontributionen und andere, gleich schöne Erfindungen leicht alles Blut abgezapft werden, ohne dafs das heimische, kleinrussische Element etwas dabei gewann; der Verrat an Polen, den Chmielnizki und die Kosaken, Gonta und die Hajdamaken begingen, war auch Verrat an ihrem eigenen Volkstum ge-

wesen, lieferte es dem Groſsrussen aus und erst, als es zu spät war, besannen sich eines anderen der Mann des Säbels, Chmielnizki, wie die Leute der Feder, Schewczenko und Kulisch; woran der Pole in drei Jahrhunderten nicht gedacht hatte, das hat der Russe in drei Jahrzehnten ausgeführt und das kleinrussische Volkstum im öffentlichen Leben ganz erdrosselt.

In den litauisch-russischen Provinzen des alten Polen nahm dieselbe Entwicklung einen langsameren Verlauf und ist noch heute nicht abgeschlossen; hier waren schon die Städte ein Hort des Polentums; ein Wilno war ja ebenso polnisch wie Warschau; der offene Abfall der loyalsten aller Unterthanen, der Juden, an das Russentum hat, neben wirksamen Polizeiverordnungen und der offiziellen Welt, von dem »Hänge-Murawjow« an bis zu dem Soldaten, der mittags die Signalkanone vom Schloſsberge der Jagellonen abzufeuern hat, allein eine scheinbar russische Atmosphäre in Wilno geschaffen. Das unwirtlichere Land war ärmer; den wenigen Magnaten war leichter beizukommen; die Güter der Sapieha wurden einfach konfisziert, die der Radziwil zum Teil in deutsche Hände (Wittgenstein-Hohenlohe) gespielt, indem man der reichen Erbin den fremden Fürsten gegen ihren Willen aufzwang. Besonders verhängnisvoll wurde hier der bis zur Erschöpfung reichende Blutverlust von 1831; die litauische Intelligenz war jetzt überall, nur nicht in Litauen anzutreffen; ein Domejko z. B. wurde hochverdienter Landesgeologe und Rektor der Universität in Santiago in Chile; Mizkiewicz scherzte wehmütig über »uns Litauer: ich doziere französisch in Paris, mein Bruder russisch in Charkow, Domejko spanisch«, andere verdarben in Moskau oder jenseits des Ural, — ein wahres babylonisches Exil des Volkes; für die neu heranwachsende Jugend gab es nur die Universitäten in Petersburg und Moskau. Die alten Früchte der Union von Lublin und die neue Aussaat der Universität Wilno waren nicht im Handumdrehen zu vernichten; nachdem die ersten Repressalien von 1831 vorüber waren, konnte das polnische Element langsam wieder aufatmen und sich bis 1863 einer verhältnismäſsigen, ungestörten Ruhe, in den Städten wie in den Edelhöfen, erfreuen; es gab polnische Verleger und Buchhändler in Wilno (Zawadzki, Glücksberg), Zeitungen (Wilnoer Kurier u. a.), andere periodische Publikationen, eine Litteratur endlich, sogar eine wissenschaftliche. Hier war es Narbut, der

ein vielbändiges Werk über die Geschichte Litauens verfaſste, wenn auch mit wenig Kritik, und namentlich für die Anfänge freien Lauf seiner Phantasie ließ; so schuf er die Mythologie, welche Kraschewski im »Anafielas« verwertete; litauische Altertümer fanden auch sonst polnische Bearbeiter und Sammler (Jaroschewicz, Kraschewski, »Ludwik aus Pokiewie«); es regte sich sogar separatistischer Geist, in den historischen Publikationen eines Dowkont in litauischer Sprache. Verdienstlicher war das groſs angelegte, leider nicht zu Ende geführte »Bibliographisch-historische Abbild der Litteratur und Wissenschaften in Polen von der Einführung des Buchdruckes bis 1830«, von Adam Jocher, drei Bände, 1840—1857, die nur Philologie und Theologie umfaſsten, eine räsonnierende Bibliographie mit äuſserst reichhaltigen Noten, wo sie nicht der Zensur zum Opfer fallen muſsten. Verdienste erwarb sich Balinski Michal, der den Jagelloninnen des Przesdziezki, wenigstens für Königin Barbara, vorarbeitete, das Leben des geistigen Führers der litauischen Calviner, Andrzej Wolan, darstellte, mit Lipinski das »altertümliche Polen« (Statistisch-topographisch-historisches Lexikon) abfaſste u. s. w.; neben ihm der Historiker Malinowski, namentlich in Publikationen alter Quellen, der Schriften des Stan. Laski, Übersetzung und Erklärung der Chronik des Wapowski u. s. w. thätig. Dieselbe Wendung zur Vergangenheit und Tradition, die eben in der poetischen Glorie des »Pan Tadeusch« auferstanden war, teilten Roman und Epos; Rzewuski wollte als Litauer gelten, ebenso Kraschewski, der seinen halb mythischen »Anafielas« aussang; von echten »Litauern« gehörten hierher in Prosa Ignazy Chodzko, im Vers der alle russisch-litauischen Dichter hoch überragende Syrokomla.

Chodzko gehörte einer Familie an, die in der Litteratur mit nicht weniger Namen vertreten ist als die Kochanowski oder Morsztyn glorreicheren, die Jablonowski jüngeren Andenkens. Schon der alte Jan Chodzko hatte sich um populäre Litteratur verdient gemacht; gröſsere Hoffnungen erweckte Alexander Chodzko, der aber die Poesie bald verabschiedete, um Orientalist und schlieſslich Slavist zu werden. Den heimischen Traditionen wandte sich Ignazy Chodzko in seinen »Litauischen Bildern« zu, die in einer Reihe von Bänden erschienen, darunter besonders bekannt und beliebt »Die Erinnerungen des Quästar«. »Quästar«

war der Bettelmönch, der, für den Unterhalt des Mutterklosters Liebesgaben einsammelnd, auf seinem einfachen Gefährte, mit seinem derb-offenen, patriarchalischen Wesen, seinen Anekdoten und Schwänken, seinen Familiengeschichten ein stets gern gesehener Gast in allen Edelhöfen war, die er der Reihe nach aufsuchte. In diesen Erzählungen eines solchen alten Quästar, sowie in anderen, Schulerinnerungen und dgl., errang Ignazy Chodzko durch die Schlichtheit seines Vortrages, die anheimelnden Bilder von Land und Leuten am Niemen, in Boruny, dem Ablafsort, am Flusse mit seinem Treiben der Flöfser, mit den Erinnerungen an die alten Paz u. s. w., von echt nationalen, unverfälschten Typen zumal der kleinadligen Welt mit ihren Freuden und Leiden einen bedeutenden, noch heute nicht verblafsten Erfolg.

Unter den »litauischen« Dichtern war Antoni Edward Odyniez, der jüngere Gefährte des Mizkiewicz, sein Reisebegleiter vom Jahre 1829 und 1830, einst als Balladendichter, als Vorkämpe der Romantik in der Warschauer Klassikerburg, zumal in den Salons des Grafen Krasinski, als Herausgeber von Musenalmanachen hervorgetreten; sein Talent reichte freilich weniger zu originalem Schaffen; er leistete Gutes nur als Übersetzer von Schiller, Byron, Moore u. s. w. und das Beste, als er auf Drängen seiner Bekannten seine »Reisebriefe« und die »Erinnerungen an die Vergangenheit« niederschrieb, die interessanten und lebhaften Berichte von 1829 und 1830, von Goethe in Weimar und Mizkiewicz überall, vom Rhein bis Rom, die nur in Einzelheiten nicht immer verläfslich waren, weil sie nach gar zu langer Zwischenzeit niedergeschrieben wurden; für die polnische Litteratur schon als blofse Reisebriefe, an denen sie verhältnismäfsig arm ist, und gar erst durch die Person des grofsen Dichters, die stets im Mittelpunkte bleibt, hervorragend. Sonst versuchte sich Odyniez im historischen Drama, mit zweifelhaftem Erfolge in der frühchristlichen »Felizyta«, die ihm die polnischen Studenten in Dorpat wegen ihrer reaktionären Tendenzen verbrannten; mit besserem in dem dramatischen Gedicht in sechs Akten mit einem Prologe »Barbara Radziwil oder Zygmunt Augusts Regierungsanfang« und im »Jerzy Lubomirski oder der Bürgerkrieg in Polen«, die beiden obligaten Themen polnischer historischer Dramatik variierend, einzelne Gestalten stark idealisierend, monarchischen

und volksfreundlichen Gesinnungen gegen die Adelsanarchie das Wort redend. Neben Odyniez zeichnete sich auch Julian Korsak als Übersetzer aus, neben Byron, Moore, »Romeo und Julie« u. s. w. die »Göttliche Komödie«, doch nicht in Terzinen, nachdichtend, etwas weitschweifig, abschwächend, ohne energische Präzision; dieser gereimten folgte in zehn Jahren eine andere, in »weifsen« Versen, des Stanislawski nach, die die Konturen des Originals treuer wahrte; des Korsak eigene gröfsere Leistungen waren »Camoens im Hospital« in der byronischen Form der Beichte auf dem Sterbelager, mit jener romantischen Idealisierung des Berufes, der Macht und Qualen des Dichters; sowie das dramatische Gedicht von Twardowski, dem polnischen Faust, der seit der Ballade des Mizkiewicz viele und stets verunglückte Poetisierungen und Dramatisierungen hervorgerufen hat: der »Faust« des Korsak leidet viel und fordert wenig, und auch dies wird ihm bitter vergällt, tiefe Reue erlöst ihn. Nicht glücklicher in der Ausführung, doch ungleich tiefer veranlagt war »Sowa« (Eduard Sheligowski), dessen »Jordan«, ein neuer Kordian des Slowazki oder ein Manfred, sich von der elenden Umgebung — die mit den schärfsten satirischen Zügen dargestellt wurde: die Herrn von Neuwappen, von Vermorschtheim u. s. w., die Schnapsbrenner aus Überzeugung, die bei dem Gedanken zittern, dafs der Bauer den Schnaps sich abgewöhnen könnte — abgestofsen fühlte, auch in der idealen Liebe Schiffbruch litt, verzweifelte und lästerte, wegen seiner innigen Sehnsucht nach der Wahrheit, seiner edlen Uneigennützigkeit und Aufopferungsfähigkeit Verzeihung und Verheifsung des Wunders erlangte. Ein echt russisches Wunder traf prompt ein: der Dichter wurde auf zehn Jahre jenseits des Ural verbannt; auch das jedoch brach nicht seinen Idealismus. Freilich wollte er von messianistischen Träumereien nichts mehr wissen; in seinem Roman in Prosa »Heute und Gestern« zeigte er an seinem Helden, Boleslaw, wie die Arbeit des Einzelnen beschaffen sein mufs, wenn die Nation auferstehen soll; jeder trage bei sein Körnlein, den Honigtropfen, den Weckruf, wie die Ameise, die Biene, die Gans des Kapitols; auf künstliche Weise, mit tönenden Losungen, läfst sich nichts Bleibendes schaffen; der gute Wille und die That, als Unterlage die Liebe des Landes und Volkes sind die Panaceen, und in einem bezeichnenderweise »Märchen« überschriebenen Kapitel

zeigte er seinen Boleslaw bei intensiver Kulturarbeit unter dem Volke. Neben solchen demokratischen Tendenzen verriet Sowa auch panslavistische Regungen; trotz der Verbannung lehnte er sich an Russen und verwies auf russische Litteratur und Menschen. Solche Neigungen blieben nicht fremd auch dem gröfsten dieser litauischen Dichter; übersetzte er doch den »Kobsar« des Schewczenko und Russisches; bei einem seiner schönsten Motive kann man fragen, ob die auffallende Übereinstimmung mit einem Passus aus der berühmten »Reise von Petersburg nach Moskau« des Radiszczew nur zufällig ist; man findet bei diesen Litauern Russismen in der Sprache und unleugbares Interesse für russische Litteratur, für unmittelbare Bekanntschaft mit ihr, die sonst zu den Polen höchstens durch deutsche oder französische Vermittlung übergreift, zu grofsem beiderseitigem Schaden dieser Hauptäste des Slaventums; diese Litauer blieben eben den Traditionen ihres Meisters treu, kannte doch Mizkiewicz die ältere russische Litteratur vortrefflich.

Wladyslaw Syrokomla (oder Ludwik Kondratowicz, wie sein Familienname lautete), der litauische oder polnische — beide Namen bezeichneten eines — Burns schon deshalb, weil er nach ähnlichem Lebens- und Schaffensgange gleich vorzeitig elend und verlassen ins Grab sank und jetzt erst die Sympathien fand, die man dem Lebenden vorenthalten hatte, war eine moderne Erscheinung in der polnischen Litteratur. Diese war bisher förmlich aristokratisch (im polnischen Sinne des Wortes); ihre Vertreter, fast ausnahmslos Edelleute, respektierten meist die Schranken der Adelsrepublik; demokratische oder demagogische Erscheinungen, wie Goszczynski und Berwinski, verloren sich in der Menge, oder es häutete sich ein Pol nachträglich noch zum Adligen. Wohl drückte Mizkiewicz in dem herrlichen Vorwort zum »Pan Tadeusch« den Wunsch aus: könnte er doch den Trost erleben, dafs sein Buch, einfach wie ihre Lieder, unter das Strohdach sich verirre, in die Hände der Bäuerinnen gerate; statt der Lorbeeren des Kapitols sehnte er sich nach dem Dorfkranz aus Kornblumen und Raute; aber erst Syrokomla betonte das Volksmäfsige seiner Muse, fast noch mehr als Lenartowicz und Zaleski.

Volksmäfsig war sie schon durch ihre Stoffe. Gestand doch der Dichter selbst: Wenn ich den Stift ergreife und »ohne zu wissen, was ich zeichne, irre Striche führe, gerät mir immer

unter der Hand ein litauisches Hüttchen oder das Dorfkirchlein oder das litauische Höflein; nichts anderes weifs ich auf Papier zu werfen, nur was ich aus meiner ganzen Seele erliebte; aufrichtig wollte ich anderes lernen, wollte stolze Bauten zeichnen, — da brach mir der Stift«. Es war dies keine Phrase; er pflegte selbst, was er anderen riet, unter sein Mikroskop zu legen, »das Köpfchen eines Schmetterlings oder ein Menschenherz, eine Thräne aus verweinten Augen, eine Blume, gepflückt auf litauischem Felde, und in heiliger Gewissenhaftigkeit zu erzählen jeder Farbe Glanz, jede Herzenszuckung; das Lied gestaltete sich von selbst, und es sammelten sich gute Menschen, dieses zu hören und heimlich zu seufzen«. Daher bezeichnete er sich als den Sänger des Dorfes, als den Bauernmusikanten, als die Nachtigall vom Ufer des Niemen; nicht wäre sein Platz beim Feste der Reichen, wo er als Lakai etwa an der Thür hätte stehen und gleichgültig-spöttische Urteile vernehmen müssen. Immer trat er für den Bauern ein, erwähnte der Vorurteile, als wären Adlige aus anderem Thon geschaffen, der traurigen Konflikte aus dem gegenseitigen Mifstrauen; als das Emanzipationswerk auf Hindernisse beim Adel stiefs, sagte er sich von seinen Standesgenossen los: »o Vaterland, wer hat deinen edlen Kranz zerrissen; ich schäme mich deiner, o Wilno! nicht will ich mehr Litauer sein, ich schäme mich des Wappens auf dem Siegelring meines Ahnen«. Auf die »Herren« war er schlecht zu sprechen, auf die Vergangenheit und ihre Fehler, die er nicht in messianistischer Beleuchtung verklärte; gehörte er doch selbst jenem Kleinadel an, der von den »Herren« einst ausgebeutet, jetzt fortgestofsen war. In der Vergangenheit »legte man den Königen harte Fesseln auf; in den Priestern schwand der heilige Eifer; die Senatoren machten die »Brüder« trunken; der Adel rottete sich nur zum »Bunde«; der Soldat bedrückte den Bürger; der Bauer-Sklave ging zu Schanden; da erscholl des Engels Trompete zum Gericht. Lange schlugen die alten Uhren über den Köpfen eurer Väter, weckend deren Gedanken und Thaten; ihr Brummen erstickte im Klange der Becher und im lärmenden Lachen; da liefs Gott unverhofft die Uhren aufstöhnen, dafs ihre rostigen Federn zersprangen«.

Doch hing der Dichter ebenso innig wie an seinem Boden an dieser Vergangenheit: wie die anderen, seit dem »Pan Tadeusch«,

die Pol, Rzewuski, Kaczkowski wandte auch er sein sehnsuchtsvolles Auge den Zeiten mit den starken, ganzen, gläubigen Menschen zu. Es befremdete ihn, daſs seinem Litauen die heimischen, volkstümlichen Sänger fehlten, die das Zaporoshe der Kosaken sein eigen nannte: warum erschienen sie nicht auf unseren Feldern, warum bezeichnen wir unsere häuslichen Erinnerungen nur mit Steinen? Der »Leiermann« könnte ja auch hier eine reiche und schöne Ernte haben, besingen unsere Kreuze, Hügel und Gräber, von Mendogs Zeiten bis zum heutigen Tage; jede solche Erzählung wäre interessant dem Sänger, den Menschen zur Lehre, Thränen oder Zerstreuung, und die daran geknüpften Erinnerungen und Lieder enthüllten stets ein Teilchen litauischer Seele.

Dieser Aufgabe unterzog sich der Dichter selbst, und historische Epen, Erzählungen, Dramen strömten aus seiner Feder, ohne rechten Erfolg. Er streifte alles mögliche, seit den Kämpfen der Litauer mit dem deutschen Orden (»Margier«, auf welches Epos er sich das meiste einbildete), durch die Glaubenskämpfe des 16. Jahrhunderts und die oligarchischen Wirren des 17., bis zum Starosten von Kopaniza, Poninski, der August II. den Eid der Treue standhaft verweigerte, litauische und polnische Themen; trotz aller Mühe, die er z. B. auf den »Margier« verwandte, lieſs diese Epik, ohne den groſsen epischen Zug, ohne mächtige Gestaltungskraft, den Leser gleichgültig. Was ihm die groſsen Namen der Geschichte verweigerten, gewährten ihm anonyme Helden. Der geringste Anlaſs genügte zum Anspinnen seiner Betrachtungen, die »Lebenskerne« stets enthalten wollten; unter den namenlosen Helden des Sprichwortes, der jüngsten Tradition fühlte er sich heimisch, während ihn Harnisch, Purpur und Kronen nur beengten. So giebt es ein polnisches Sprichwort: »Er tobt herum wie Marek in der Hölle«; flugs wird es dem Syrokomla zu einem Gedichte vom Herrn Marek, der zeit seines Lebens nur um die Magnaten herumschwänzelte, nach dem Tode, von diesen verstoſsen, von seinesgleichen verachtet, nirgends zur Ruhe kommen konnte. Ein anderes lautet: »Er sprang heraus wie Philipp aus dem Hanf« (von unzeitigem Auftreten, wie wenn der Hase, Philipp, sein schützendes Hanffeld verläſst). Syrokomlas »Herr« Philipp bekam schon in der Schule Prügel, weil er als Christ gegen Mythologie protestierte; wurde »Israels Heerführer«

geschmäht, weil er Juden vor Gewalt schützte; von seinem Herrn Wojewoden wurde er hinausgeworfen, weil er nach seiner Überzeugung, nicht nach dem Interesse seines Herrn gestimmt hatte; als Deputierter verlangte er Befreiung der Bauern und Auflagen von Steuern auf den Adel und wurde dafür mit Säbeln zerhauen; auf dem Sterbebett mahnte er noch den Pfarrer, dafs es unchristlich wäre, von Armen den Zehnt zu erpressen, dafs Fasten noch nicht selig mache, so mufste ihm Absolution verweigert werden: für seine humane, edle, gerechte Gesinnung wurde er auf Schritt und Tritt gestraft, weil sie nicht zeit- oder ortsgemäfs war. In solchen Erzählungen fand Syrokomla seine ergreifendsten Töne: vom alten Janko, der, vom langen Kriegsdienst zurückgekehrt, unter Lebenden keine Ansprache mehr fand und auf dem Friedhofe, der Narr, mit den Toten weilte; vom Bauer Ulas, der 1812 die aufständigen Adligen nach Kräften hegte und pflegte, dem sie die einzige Tochter niederschossen, weil sie, die alles für sie gewagt hatte, des Verrates verdächtigt wurde; vom Herrn Demborog, »die Geschichte seiner Abkunft, seines Kopfes und Herzens, von ihm selbst erzählt und gereimt von Syrokomla« (1853, die ihm seinen ersten entscheidenden Erfolg brachte, die Geschichte der eigenen Jugend, Schulerinnerungen u. s. w., im Stile der adligen Gawenda eines Pol, nur inniger, lebhafter). Ebenso verwertete er alle möglichen Legenden, im gläubigsten Sinne, vom Herrn Korsak, der bei seinem Bauern als Knecht sich verdingte, zur Sühne dafür, dafs er seinen Sohn getötet; vom Bienenwärter Chodyka, der sein Verbrechen selbst anzeigte und sühnte; vom »Zascianek« (Adelsnest) Podkowa, welches von dem jetzt unnützen Kleinadel der Herr säuberte, aber der Boden dort wurde unfruchtbar und giftig sein Wasser. Dem »Chlopoman« (Bauernfreund) drängten sich fortwährend auf die socialen Schäden der »angefaulten« Vergangenheit, »vor Dreihunderten der Jahre, als schön erblühte der heimische Boden und auf ihm der Übermut und sein Kind, die Not, die Schwäche, die der Kraft als Werkzeug diente«, und die schlimmeren der Gegenwart; wie beredt verwünschte er die Schnapsbrennereien, in denen die schwer und sauer eingeheimste Frucht dienen müfste, dafs unfruchtbar würden Herz und Geist des Volkes.

Es war dies kein episches oder dramatisches, dafür ein grofses lyrisches Talent, bei aller Einförmigkeit, wie der Boden

selbst, dem es entsprossen war. An die Scholle fesselte alles, und Erdgeruch entströmte diesen Liedern, die um das hölzerne Kirchlein und die verfallenden Gräber und die dunklen Wälder und die blinkenden Seen und die wogenden Felder und das Volk in der Schenke sich woben. Der Lyriker besang nicht die Liebe, aufser der des Heimatlandes, seines Litauens, über dessen Grenzen er so wenig hinausgekommen war und noch weniger mit den Augen reichen mochte; aufser der Liebe seiner Laute, an die er sich noch in den schwersten Sterbestunden klammerte, als der Dorfnachtigall das Kehlchen sprang, da sie den wüsten Strafsenlärm Wilnos übertönen wollte. Den Tod in der Brust, wufste der Dichter noch zu lachen und zu scherzen, beschrieb sein Leichenbegängnis: der Sarg getragen von den vier barfüfsigen alten Bauern; vor ihm der Orgelsänger, die rote Nase im roten Gesicht; hinter ihm zwei Vetteln aus dem Spittel, mit Kerzen in der Hand: das Leichenbegängnis des Dichters, der an Freundschaft geglaubt, die ihn schön betrogen, an die Wahrheit, als die Kritiker ihn zu Tode bissen. Sarkastisch, wie Heine, wurde er nicht; er scherzte nur, so wenn er das Altertum parodierte, Äneas, den Pfeifenstummel im Mund vor Dido, oder Ovid nach Pinsk führte; bitter wurde er nur, wenn er das Thema von Herr und Bauer streifte, z. B. in der »Puppe«, wo das kleine Fräulein ihrer Puppe von den bösen Bauern erzählte, die Gott erschaffen hat zum strengen Herrendienst: man schilt und prügelt sie, dafs es einem leid thun könnte, aber warum sind sie so unmanierlich? Gestern noch, Papa schlief nach dem Essen, kamen sie, beschmutzten den Fufsboden, brüllten wie die Bären: Herr, gieb Brot, Brot uns! Wozu denn so auf einmal alle — man hat sie prügeln müssen, und mit Recht! Sein tief gläubiges Gemüt, die schwärmerische Liebe des Bodens, seine Verehrung der poetisierten Vergangenheit hinderten die Entfaltung satirischer Neigungen; auch seine halb wissenschaftlichen Arbeiten dienten dieser Vergangenheit, namentlich seine Übersetzungen der lateinischen Historiker und der Dichter Polens; freilich waren seine Übersetzungen des Janicius oder Klonowiz ungleich tiefer, poetischer und wirkungsvoller als die humanistischen Originale selbst.

So schlofs die Periode der Romantik, nachdem sie auf ihrem Nährboden, der Emigration, längst ausgeklungen war, auch da-

heim vollständig ab; sie vereinigte dauernden Gewinn mit nicht zu ersetzenden Verlusten; diese bestanden hauptsächlich in der Schmälerung polnischen Kulturbodens, der Gewinn in dem Schaffen einer mächtigen nationalen Litteratur. Gröfsere Gegensätze, als sie in der polnischen Litteratur die Jahre 1800, 1830 und 1860 markieren, sind auch nicht bei Russen und Böhmen anzutreffen; sprunghaft erhob sich diese Litteratur in immer lichtere Höhen und dehnte ihren Einfluſs immer weiter aus. Der älteren Litteratur, bei all ihrer Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt, fehlte ja der Stempel des Genius; sie erhob sich nie über anständige Mittelmäſsigkeit; sie war interessanter in den Autoren als in den Werken; am eigenen Boden klebend, was noch ihr gröfstes Verdienst blieb, ahmte sie nur die empfohlenen Muster bestens nach. Jetzt streifte diese Litteratur Fesseln und Zügel ab, wurde sich selbst Muster und Norm; mit elementarer Kraft, wie eine vulkanische Eruption, stieg sie leuchtend gegen den dunklen Himmel nationalen Lebens auf, in den »Ahnen« und im »Pan Tadeusch«, im »Kordjan« und »Beniowski«, in der »Ungöttlichen« und im »Iridion«; um diese Höhepunkte gruppierte sich eine reiche Kette originaler Erscheinungen aller Art. Polnische Romantik, in der Emigration wie daheim, war vor allem national und patriotisch, was sie wesentlich von jeder anderen europäischen Romantik, auch von der russischen, unterschied, die auf den Protest des Individuums gegen die Schranken und den Egoismus der Gesellschaft, auf die Bethätigung des Naturgefühls, auf die Sehnsucht nach dem Idealen oder nach dem Phantastischen hinauslief, die in dem Gefühl des Unbefriedigtseins entweder zur stillen Entsagung neigte oder in sarkastisch-pessimistischen Ausfällen sich erging oder in titanenhaftem Trotz an den Ketten der Weltordnung selbst rüttelte. Der polnischen Romantik war ihr Weg und Ziel deutlicher vorgeschrieben; sie verkörperte das Sehnen und Hoffen der Nation, sie richtete die im politischen Kampfe Unterlegenen auf, sie tröstete und ermunterte, wies die Ideale der Zukunft und der Vergangenheit, stärkte das nationale Gefühl. Wohl machte sie sich Übertreibungen schuldig; sie verklärte die alte Geschichte und ihre Fehler, sie verstieg sich zu einer überirdischen Apotheose der Zukunft, aber sie flöfste Mut und Leben ein, nicht nur in den flammenden Worten und grandiosen Konzeptionen eines Mizkiewicz, Slowazki, Krasinski, Ujejski,

sondern auch in den einfacheren Tönen eines Pol, Lenartowicz und Kondratowicz, in dem prosaischen Schaffen eines Kraschewski und Korzeniowski, eines Rzewuski und Kaczkowski. Sie weckte das heimische Gefühl, die Lust und Liebe zur Vergangenheit, zum Volke, zur Sprache; sie liefs sich auf sich selbst besinnen und vermehrte aufserordentlich das geistige Kapital der Zukunft; denn sie schläferte nicht, wie anderswo, in unfruchtbaren Träumereien ein, verlor sich nicht im Suchen der blauen Blume, sprach nicht das Individuum von seinen Pflichten frei, sondern forderte zuerst Entsagung allem Selbstischen, Aufopferung, Unterordnung unter das allgemeine Wohl und mahnte immer wieder zur That selbst, die Energie, die das Volk im Leben nicht bewiesen, im Gesange preisend, aufrüttelnd die Verzagten, die Erdenbewohner zu Engeln umschaffend, ihnen die höchsten Ziele setzend: Poesie ward, wie sonst nirgends, Führer des Volkes.

So wurde eine Litteratur geboren, die nicht, wie bisher, nur dem Ausdruck und dem zufälligen Stoffe nach, sondern nach ihrem Wesen und Geiste bereits ganz national war, während auf anderen Gebieten der Kunst diese nationale Richtung noch tief schlummerte. Wohl war dem Reiche der Töne ein gewaltiger Meister erstanden, Chopin, der Sohn eines französischen Emigranten und einer Polin; der Schüler Elsners und seines Warschauer Konservatoriums ragte jedoch ganz vereinzelt empor, und nicht seine Tonwelt war es, in welcher die nationale Richtung voll durchbrechen konnte, ebensowenig bei Lipinski in Dresden, dem einstigen Rivalen von Paganini; eher war dies der Fall bei Sowinski in Paris, besonders bei Stanislaw Moniuschko in Wilno, nachher in Warschau, in dessen Opern, namentlich in der Nationaloper »Halka«, deren Libretto von dem Warschauer Bohémien W. Wolski stammte, volkstümliche Weisen erklangen. Noch weiter zurück standen die bildenden Künste; wohl war die Aussaat der Stanislaischen Epoche auch hier endlich aufgegangen, aber die Staniewicz und Stattler in Krakau, die Simmler und Leffler, die Suchodolski und Piwarski in Warschau überwanden nicht die fremden Lehren, mochten sie von Overbeck und Cornelius oder von Horace Vernet aufgenommen sein; das Nationale beschränkte sich bei ihnen auf die blofse Wahl nationaler Stoffe; ihr technisches Können erhob sich auf keine bedeutendere Höhe; besseres leisteten die Genremaler und Zeichner, vor allen Orlowski

noch zu Anfang des Jahrhunderts, besonders jedoch Julius Kossak zu Ende dieser Periode, der allein mit der gleichzeitigen Poesie einigermafsen Schritt hielt; denn während die akademischen Meister in Krakau und Warschau Themen behandelten, die in keinem Zusammenhange mit der Poesie der Emigration standen, begann bereits Julius Kossak mit dem Pinsel zu schaffen, was Pol, Rzewuski und Kaczkowski mit der Feder gethan, die nationale Vergangenheit im Bilde zu beleben, das adlige Treiben im Lager, auf der Jagd u. s. w. darzustellen; freilich gelangen ihm die Pferde ungleich besser als die Menschen. Und neben ihm meldeten sich schon die ersten Künstler und Werke einer neuen, grofsen Epoche an.

Romantik und Messianismus hatten ihren Kreis ausgeschritten; ein Überbieten ihrer Ergüsse war unmöglich, ein Nachahmen und Wiederholen erschöpfte sich bald. Die Züge einer neuen Entwicklung waren schon angedeutet; im Roman wie im Drama hatten die Wirklichkeit, der Realismus der Beobachtung und Sprache, die Natürlichkeit der Effekte, die Abkehr von Allegorie und Symbolik, die Vorliebe für das Gegenständliche, für die nächste Umgebung ihren Einzug gehalten, wie dies lange vor ihnen bereits im »Pan Tadeusch«, der realistischen Epopöe, geschehen war; den endlichen Übergang von der Poesie und Prosa, von Epos und Lyrik zum Roman und Drama, zum Behandeln brennender Fragen der Gegenwart statt der Pflege phantastischer Ideale und Träume beschleunigten verhängnisvolle Ereignisse, der Schiffbruch einer romantischen Politik.

## DREIZEHNTES KAPITEL.

# Seit 1864. Poesie und Drama.

Nach einem nationalen Sprichwort wird der Pole nach dem Schaden klug; die nationale Geschichte lehrt dagegen mit Kochanowski, dass der Pole vor wie nach dem Schaden derselbe bleibt. So war es einst mit den »Rokosche« und »Bunty« gewesen: wohl gestand der Wojewode von Posen, Gostomski, 1607: »Wir lebten in unserer Republik nicht nur commode, nicht nur feliciter, sondern auch gloriose, zu Hause in Bequemlichkeit und Reichtum, bei den Nachbarn in Ehren, dem Feinde zum Schrecken,« und doch hat der nutz- und zwecklose Rokosch Polens Arm im entscheidenden Augenblick gelähmt, den Feind vor dem Untergang gerettet. Dasselbe wiederholte sich noch 1830; war schon die Erhebung ziel- und planlos gewesen, so wählte sie auch noch den unpassendsten Augenblick, versäumte die halbwegs günstigere Gelegenheit. Dasselbe geschah 1863.

Der einzige greifbare Erfolg der Erhebung von 1863 war eine neue, furchtbare Blutleere im nationalen Organismus. Ganze Gegenden wurden von der gesamten intelligenten männlichen Jugend entvölkert; dafür belebte sich die weite Heerstrasse nach den Schneefeldern oder Bergwerken von Sibirien, und wieder tauschten polnische Grafen auf asiatischen Feldern, beim Pflügen und Hacken, französische Grüsse aus, wieder lenkte sich ein Strom der Emigration nach dem Auslande, nur fehlte jetzt die warme Sympathie der Völker, welche bei den Flüchtlingen von 1831 Illusionen erweckt hatte; die »ungebetenen Gäste« fühlten sich jetzt ungleich fremder, verlassener. Die alten anarchischen

Instinkte, Mangel an Autorität; Ungeduld und Ungestüm der einen, bei anderen die Furcht, populären Strömungen auch auf Kosten aller Popularität sich entgegenzustemmen; Leichtsinn, Optimismus, Unerfahrenheit aller, die Entwöhnung von politischer Aktion, die Unmöglichkeit offener Diskussion; die Ungeschicklichkeit einzelner, der langsam aufgesammelte Hafs wegen der dezennienlangen Unterdrückung hatten die verblendete, bethörte Jugend die Initiative ergreifen lassen. Es folgte ihr zwar nicht, wie 1830, die Anerkennung durch die Gesamtheit, trotzdem büfste für die Erhebung der Wenigen nicht nur der Adel und die Geistlichkeit durch Konfiskationen, Kontributionen und Kassationen, die Insurgenten selbst durch Exekutionen und massenhafte Deportationen, sondern das ganze unschuldige Land. Und je weiter man sich von der Zeit des Aufstandes entfernte, desto furchtbarer wurde das Strafgericht, traf alle Institutionen, vor allem die Schule, die letzten Reste der Autonomie, die Gesetzgebung, die Finanzgebarung, die städtische Verwaltung, Privatgesellschaften endlich; der »liberale« Miljutin bezeichnete selbst, vor Turgeniew, seine Arbeit als im Geiste und mit den Mitteln eines Tamerlan ausgeführt und noch genügte sie nicht den slavischen Brüdern und den russischen »Patrioten«, die das »Kreuzige!« noch heute wie 1863 erschallen lassen.

Unter diesen schweren Schlägen erwachte endlich die Nation aus ihrem romantischen Träumen; nach der neuen Probe darauf, wohin exaltierter Enthusiasmus, sich selbst überlassen, führte, begann die Reaktion. Diese brachte in den Teilen Polens, wo die öffentlichen Angelegenheiten jeglicher Diskussion entzogen sind, in Litteratur wie Publizistik zu einer natürlichen Abkehr von Sentimentalität und Romantik, von der Verherrlichung der Vergangenheit, von Phantasmagorien der Zukunft: statt unfruchtbarer Schwärmerei stellte man auf positivistische Programme der »organischen Arbeit«, der Weckung und Pflege der intellektuellen und materiellen Kräfte, des Einholens vorgeschrittenerer Völker, im Namen demokratischer, fortschrittlicher Tendenzen; man wandte ab die Augen von Vergangenheit, Tradition, Glauben, um sich zurechtzufinden in der Gegenwart, um die vergeudeten, zerstörten Kräfte zu sammeln, um den endgültigen Ruin des Landes abzuwehren; dieselbe Generation fast, welche eben noch für die »Idee« in die Wälder gegangen war, predigte

jetzt die Abkehr von jeder »Idee«, begeisterte sich für Comte und den Positivismus, für Darwin und Häckel, für Büchner, Moleschott und Buckle, pries die Naturwissenschaften, bekämpfte jeglichen Aberglauben, alles Reaktionäre, ereiferte sich für die Emanzipation des Weibes, für die Aufklärung des Volkes. Den Angriffen der fortschrittlichen Jugend gegenüber sammelten sich erst später die Konservativen; ihr anfänglich zages, laues Abwehren gewann erst mit der Zeit Konsistenz und Energie.

Wo dagegen, wie in Preufsen und namentlich in Österreich, eine Diskussion politischer Sachen möglich war, ging man zu direkter Bekämpfung der nationalen Fehler, der anarchischen Instinkte über, und die Jugend, welche frisch die Gefängnisse verlassen hatte oder an ihnen eben vorbeigerutscht war, griff selbst zur Feder, um mit allen Mitteln, auch der Satire und des Pasquills, das Liberum Conspiro anzugreifen, so in Krakau Graf Stanislaw Tarnowski, Josef Schujski und Stanislaw Kosmian in dem »Portefeuille des Stanczyk«, jenes Hofnarren des »alten« Königs Sigismund I., der so oft mit bitteren oder unbequemen Wahrheiten unter seiner Schellenkappe herausgeplatzt war. Gerade in Galizien hatten sich die Verhältnisse rasch und von Grund aus geändert.

Seit 1867, unter Graf Agenor Goluchowski, vernarbten die Wunden, welche eine zweck- und sinnlose Germanisierung Galizien geschlagen hatte; den Schulen, bis zu den Universitäten hinauf, wurde der Unterricht in der nationalen Sprache, als der einzig zweckmäfsige, zugestanden; ebenso wurde die Sprache des Amtes, der Gerichte, der Stadtverwaltung national; die Städte bekamen ihre Autonomie, das Land seine parlamentarischen Institutionen, die Presse und das Vereinswesen ihre Freiheit, und die deutsche Übertünchung verlor sich sofort und für immer; sogar die Juden, die eifrigen Germanisatoren von Anno dazumal, besannen sich langsam eines Besseren. Die neue Bewegung blieb freilich nicht lange ungeteilt; das Bürgertum, das schon 1848 eingegriffen hatte, erhob sich in seiner politischen Bedeutung, materiellen Wohlstande und geistigen Kultur; in dieses sanken ein die polonisierten Nachkommen einst deutscher Beamten, Industriellen und Handwerker, andererseits die verarmten Zweige des Adels, welche ungünstigere ökonomische Verhältnisse, seit der Abschaffung der Fronarbeit, väterlicher Leichtsinn oder Erb-

teilungen vom Lande in die Städte trieben. Naturgemäfs verdichteten sich im Bügertum liberalere Neigungen, im Hochadel die konservativeren, und die politische Führung Galiziens wurde durch den Kampf zwischen den »Stanczyken«, den Krakauer und podolischen Tories, und den Lemberger Whigs und Demokraten, den »Tromtadraten«, bestimmt; später lösten sich kleinere Gruppen mit besonderen, radikalen, socialistischen und religiös-socialen Programmen ab. Zu diesen politischen Parteiungen gesellten sich nationale, denn in dem alten Rotrufsland und stellenweise, im Gebirge, noch weiter nach Westen vom San waren, wie in den litauischen und russischen Provinzen, nur Adel und Bürger polnisch; auf dem flachen Lande dagegen der Bauer und sein unierter Geistlicher waren Russen (Kleinrussen, Ruthenen) geblieben, und im 19. Jahrhundert erwachten naturgemäfs auch diese zu nationalem Bewufstsein und Leben, und bald begannen sich die Cadres der ersten kleinrussischen Intelligenz zu formieren, die den polnischen Charakter des Kronlandes bekämpfen mufsten.

Die wohlthätigen Folgen des neuen Umschwunges sollten bald in Wissenschaft und Publizistik, in Litteratur und Kunst sich offenbaren. Die Wissenschaft, gepflegt an den beiden Hochschulen in Krakau und Lemberg, sowie an der aus der alten Krakauer Wissenschaftlichen Gesellschaft entstandenen Krakauer Akademie der Wissenschaften, bewahrte auf dem philologisch-historischen Gebiete ihren nationalen Charakter, wandte sich der einheimischen Litteratur, Sprache, Geschichte, Kunst und Archäologie mit besonderem Eifer zu; ja, sogar auf dieses Gebiet konnten politische Losungen übertragen werden; hatten die Lelewel, Moraczewski, Schmitt u. a. die Geschichte im »republikanischen« Geiste dargesellt, die goldene Freiheit, d. i. Anarchie, und Rebellen mitunter verherrlicht, so hob man nunmehr die Kehrseite der Medaille hervor, brachte die Phrasen von Patriotismus, Aufopferung, Bürgertugenden auf ihren wahren Wert, zeigte, wie leicht der Pole zu ködern war, wenn nur beim eigensüchtigsten Vorgehen das Motto pro publico bono vorgehalten wurde. War die Geschichte je Lehrmeisterin, so sollte sie es hier werden; an den Fehlern der Vergangenheit sollte die Gegenwart zur Einsicht gebracht werden, was zu bedeuten hatte: das Sich-absperren vom Auslande und das Sich-einspinnen in sich selbst, der Mangel an Pflichtbewusstsein und Opfermut,

das Haschen nach wohlfeiler Popularität, das Demagogentum, die politische Kurzsichtigkeit und Verblendung, das Aufseracht-lassen der realen, der Machtfaktoren. Neben der eindringlichen Einschärfung dieser elementaren, in den Jahrhunderten der Adelsanarchie völlig abhanden gekommenen Begriffe hatte diese Geschichte noch eine andere, dankbarere Aufgabe: zu zerstören eine Menge von Legenden, die zur Verunglimpfung polnischer Geschichte aufgebracht waren, die die einfältigen Polen selbst hatten mit verbreiten helfen; festzustellen z. B., dafs es Polen allein vorbehalten war, einen Monarchen zu besitzen, der sein eigenes Land schnöde den Fremden zur Teilung anbot (August II.), oder den Beweis zu liefern, dafs, ganz ohne die zweifelhaften Wohlthaten aufgezwungener fremder Kulturen, die Polen aus sich und ihrer europäischen Kultur heraus auf dem besten Wege des Fortschrittes waren: lobten doch preufsische Beamte (Klewitz) die Schulen der Edukationskommission über alle Mafsen, und in einer kurzen Spanne Zeit, unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen, ist kaum irgendwo mehr Kulturarbeit geleistet worden als im Herzogtum Warschau und im Königreich Polen von 1807—1830. So wurde diese Geschichte nicht nur zum Spiegel der Verirrungen und Unterlassungssünden der Vorfahren und der Verbrechen der Oligarchen, die der kleine Adel, der Bürger und der Bauer zu büfsen haben, sondern sie wurde auch Stütze und Stärkung; sie verteilte Licht und Schatten; verringerte ganz erheblich das angebliche Schuldkonto der Nation; zeigte auf das Walten eines unglücklichen Zufalls oder Verhängnisses, wie es kaum anderswo wieder anzutreffen ist, wie z. B. ein böses Fatum die Polen, trotz einer geradezu rührenden Anhänglichkeit an ihre Piasten und Jagiellonen, in kurzer Zeit dieser Dynastien beraubte, und wie verhängnisvoll die Folgen davon für das Staatsleben werden mufsten; sie wies auch dem »christlichen« Auslande die entsprechende, sehr unchristliche Rolle bei allen polnischen Vorgängen zu. Daher die Bedeutung der Geschichte für das moderne nationale Bewufstsein.

Von den »Stanczyken« in Krakau ging die Losung einer Revision der historischen Überlieferung aus und fand in Lemberg verständnisvollen Wiederhall. Im Verfolg dieser Arbeit, die aus leicht zu würdigenden Gründen für den Polen noch ungleich bedeutungsvoller ist als für andere, ihrer Selbständigkeit sich

erfreuende Nationen, hat die Krakauer Akademie nicht nur eine Unsumme von Material herausgegeben: Urkunden (mittelalterliche), Aktenstücke (gesammelt auf wissenschaftlichen Expeditionen im Vatikan u. s. w., zumal für das ausgehende Mittelalter und das 17. Jahrhundert, aus den Archiven in Paris u. s. w.), Quellenschriften jeglicher Art (Diarien der Reichstage, Korrespondenzen, Annalen z. B. des Barbarahauses der Jesuiten in Krakau, Geschichtsquellen der Stadt Krakau; Hosiana, unter Mitwirkung des Ermländer Kanonikus Hipler; Sobiesciana), sondern man schritt auch zu gröfseren, konstruktiven Arbeiten. Die hervorragendsten entstammten den Federn eines Helzl, Schujski und Kalinka unter den Älteren, eines Smolka, Bobrzynski, Wojciechowski, Piekosinski u. a. unter den Jüngeren.

Zygmunt Antoni Helzl gehörte noch den Arbeitern der fünfziger und sechziger Jahre an; von der Anarchie des 17. Jahrhunderts, von Sobieski und den Kosakenkämpfen zog es den Krakauer zu der machtvollen, lichtumflossenen Gestalt des »Bauernkönigs« und seiner gesetzgeberischen Arbeit, zu Kasimir dem Grofsen und seiner »Wislizia«, und nachdem er die Texte des ältesten Gesetzbuches, ihr Entstehen und ihren Zusammenhang erklärt hatte, ging er zu einer umfassenden Erforschung der Gerichtspraxis im alten Polen über, indem er die Eintragungen der »Grodbücher« des 14. und 15. Jahrhunderts publizierte. Seine Arbeit setzte Josef Schujski fort, Historiker, Dichter und Publizist; schon in jungen Jahren, in »republikanischen« Anschauungen befangen, von diesen sich erst im Fortschreiten der Arbeit befreiend, hatte er eine vierbändige Geschichte Polens verfafst, um dann am Abende seines Lebens in einem leider allzu gedrängten Abrifs seine neue Auffassung darzulegen. Zwischen diesen beiden Grenzmalen eigener Entwicklung standen Aufsätze, Abhandlungen, Vorträge, die sich in künstlerischer und anschaulicher Form mit Gestalten und Wandlungen befassten, zumal die geistvollen über »Renaissance und Reformation«, über Krakaus — der deutschen Stadt — Geschichte als Einleitung zum ältesten Stadtbuche derselben u. s. w. Der einstige Emigrant und »Revolutionär«, nachherige Resurrektionist P. Waleryan Kalinka beschränkte sich, nach anderen vorausgegangenen statistischen und publizistischen Arbeiten, auf die stanislaische Epoche; seine glänzende, auf eingehende archi-

valische Forschungen gestützte Darstellung der letzten Jahre von Stanislaw August, namentlich jedoch die sehr ausführliche, auch ins Deutsche übersetzte Geschichte »des vierjährigen Reichstages«, mit ihrer lebensvollen Charakteristik der Personen und Verhandlungen, der Parteien und Tendenzen, der litterarischen und politischen Strömungen, der diplomatischen Machinationen, des europäischen Hintergrundes der Aktion, rückte zum erstenmal in volles Licht Menschen und Triebfedern, suchte den König zu rehabilitieren und die Kurzsichtigkeit der »Patriotenpartei« zu erweisen; der Tod hinderte ihn am Abschluſs des Werkes. Hatten schon bei Schujski und Kalinka tendenziöse Unterströmungen die Färbung der Darstellung bedingt, war katholische und monarchische Gesinnung auch auf Kosten der Unbefangenheit bethätigt, so trat speciell monarchische, jegliche Stärkung der staatlichen Macht und Autorität bevorzugende und aufsuchende Tendenz in der auch ins Russische übersetzten »Geschichte Polens« des Rechtshistorikers Michal Bobrzynski hervor, welche sich in direkten Gegensatz zu der landesüblichen Auffassung der Geschichte stellte und daher auf viel Widerspruch traf. Es war nicht zu leugnen, daſs Bobrzynski Fakta ausdeutete, Tendenzen hineininterpretierte, welche seinen, nicht den Anschauungen der Zeit entsprachen, daſs ihm die Objektivität fehlte, daſs seine »Geschichte« förmlich zu einer Parteischrift post festum wurde.

Stanislaw Smolka (der Sohn des bekannten Parlamentariers und Reichsratspräsidenten, Schüler von Waitz) und Tadeusch Wojciechowski, der Freund von Schujski, beschränkten sich auf einzelne Partien und Probleme polnischer Annalistik, äuſserer und innerer Geschichte, Altertümer und Realien, boten lebensvolle Darstellung, z. B. des ältesten Polen der Teilungsperioden unter Mieschko dem Alten durch Smolka, die das landschaftliche und ethnische Bild der Zeit entwarf; glänzende Leistungen einer seltenen Divinations- und Kombinationsgabe bei Wojciechowski, die aus früher kaum beachteten Andeutungen überraschende Aufklärungen über Menschen, Einrichtungen und Zeiten gewann. Bearbeiter fand auch die Kirchengeschichte; so widmete z. B. dem Jesuitenorden und seiner Thätigkeit P. Zalenski S. J. ein mehrbändiges Quellenstudium; derselbe war von einer besonderen Schrift »Haben die Jesuiten Polen zu Grunde gerichtet?« aus-

gegangen und hat auch die Geschichte der Freimaurerei in Polen geschrieben: die Tendenz war dabei selbstverständlich. Ohne solche trat der unermüdlichste und rascheste Arbeiter, Piekosinski, an die Fragen nach dem Ursprunge des polnischen Staates und Adels, an allerlei rechtshistorische, heraldische, sphragistische Arbeiten. Die privilegierte Stellung des polnischen Adels und die absolute Machtvollkommenheit der ersten Piasten — die ganze folgende Geschichte Polens ging in der Zerstörung derselben auf — wuſste Piekosinski nicht anders zu vereinigen als in der Annahme der Entstehung des alten Polens durch eine Invasion und Eroberung, welche die Piasten zum Alleinherrscher und Alleinbesitzer von Grund und Boden machte und aus dessen Erträgen ihre Kriegsleute, den Adel, ernähren lieſs. Die Wappenzeichen dieses Adels deutete er auf skandinavische Runen — auffallende Ähnlichkeit ist nicht zu leugnen — und erklärte sie aus der Berührung zwischen den Nordleuten und den Elbeslaven, aus deren Mitte, zu Anfang des 9. Jahrhunderts, die Invasion der Warthe- und Weichselgegenden erfolgt wäre. Der Gedanke war alt, die Begründung neu und bestechender als bei Schajnocha, der seine »Lechiten« von den Nordleuten selbst stammen lieſs. Der Fehler stak in einer allzu geringen Berücksichtigung ähnlicher Verhältnisse bei anderen Slaven: so rächte sich förmlich das Lahmlegen der slavistischen Studien nach 1831.

Die Universität (aus der ja die Akademiker Smolka, Piekosinski u. a. hervorgegangen waren) stellte in Shegota Pauli, Wislozki, Morawski die Historiker ihrer selbst; Pauli, ein unermüdlicher Sammler, lieferte die ersten Bände eines Codex diplomaticus der Universität, Wislozki die Tausende von Prozeſsvormerken aus dem Forum des Rektors, die alten Vorlesungsverzeichnisse, schrieb Biographien alter Magister, verzeichnete erschöpfend und mit peinlichster Genauigkeit ihre Handschriften und Inkunabeln und ermöglichte als der erste eine allseitige Beleuchtung des bunten Lebens und Treibens in der einst wissenschaftlichen Weltstadt; zum 500jährigen Jubiläum der Universität 1900 verfaſste dann Kasimir Morawski eine erschöpfende, fesselnd und lebhaft vorgetragene Geschichte ihrer Anfänge unter dem Piasten, ihrer Neugründung unter dem Jagiellonen, ihrer Blüte im 15. und der Anfänge ihres Verfalles im an-

gehenden 16. Jahrhundert, die auch ins Französische übersetzt wurde.

Die Universität Lemberg, eine Gründung der josephinischen Zeit noch und Pflanzstätte der Germanisation bis in die sechziger Jahre hinein, nach 1867 der nationalen Wissenschaft erschlossen, setzte die Krakauer Richtung fort, ohne von ihrer Tendenz abhängig zu werden. Ksawery Liske, ein Schüler von Droysen, erschloſs in seiner Herausgabe der Lemberger Grodakten die reichste Quelle für die ökonomischen und juridischen Verhältnisse Rotruſslands und begründete eine historische Gesellschaft, die eine historische Quartalschrift herausgiebt, nach Art der Sybelschen Zeitschrift. Unter seinen Schülern ragt der unermüdliche und vielseitige Rechtshistoriker Oswald Balzer hervor, u. a. mit seinem Monumentalwerk »Genealogie der Piasten« (nur die schlesischen, weil von Grünhagen bereits bearbeitet, blieben ausgeschlossen).

Neben der historischen pflegte die Akademie auch die bibliographische, philologische, litterarhistorische, kunsthistorische, ethnographische und prähistorische Forschung. Karl Estreicher, der Bibliothekar der Jagiellona, hat in seinem Riesenwerke »Polnische Bibliographie« die Druckwerke vom Ausgange des 15. Jahrhunderts bis zum Jahre 1880 vereinigt, die Arbeiten seiner Vorgänger, Lelewel, Jocher, Schujski, erweitert und abgeschlossen; während die ersten Bände eine ausführliche Bibliographie des 19. Jahrhunderts umfassen, sind die Bände vom 12. ab einer eingehenden, stellenweise zu förmlichen Abhandlungen anwachsenden, räsonnierenden Bibliographie der alten Litteratur (16.—18. Jahrhundert) gewidmet, die bei der Unzugänglichkeit, Seltenheit, Zerstreuung altpolnischer Drucke erst jetzt eine erschöpfende Übersicht ermöglicht; Estreicher ist zugleich der eigentliche Historiker des neueren polnischen Theaters. Die Philologen waren auf die Sammlung der sachlich und kulturhistorisch interessanten lateinischen Frühpoesie der Polen bedacht; man vereinigte in einem Corpus poetarum latinorum die Werke eines Cricius, Janicius, Roysius und anderer. Die polnische Philologie stellte den seit 1830 unterbrochenen, durch Malezki 1863 neu angebahnten Zusammenhang der polnischen mit slavischer Philologie und Linguistik her; man edierte Sprachdenkmäler, von den ältesten, der Bogurodziza und den Heiligen-

kreuzer Predigten an bis zu Texten des 16. Jahrhunderts, die in zahlreichen Neudrucken erscheinen. Die Litteraturforschung war durch die treffliche Monographie von Malezki über Julius Slowazki würdig eingeleitet, dessen gediegene Vorlesungen über das ganze Gebiet der Litteratur sich erstreckten, ohne jedoch weiterer Öffentlichkeit zugänglich zu werden. Sicheres ästhetisches Urteil mit glänzendem künstlerischem Ausdruck, der an Klaczko erinnert, nur mehr Wärme und Herz verrät, vereint Graf Stanislaw Tarnowski, der in einer Reihe von Kritiken, z. B. über Julius Slowazki, Fredro, Sienkiewicz, und in Monographien, z. B. über Krasinski, Kochanowski, die politischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, sowie in seiner vielbändigen »Geschichte der polnischen Litteratur« als unübertroffener Essayist sich bewährt hat; ein Freund und Verehrer von Schujski, Kosmian und Kalinka, suchte er in der Litteraturgeschichte dieselben Gesichtspunkte zu vertreten, welche für seine Freunde in der politischen Geschichte und in der Journalistik maſsgebend waren, sträubte er sich gegen jede Anerkennung anarchischen, revolutionären, oppositionellen und demokratischen Geistes; daher seine Voreingenommenheit gegen Goszczynski oder Slowazki, seine Betonung des katholischen Prinzipes auch bei Kochanowski und Staschiz (!), seine Bevorzugung des politischen Momentes; im Kult des Schönen befangen, lieſs er Werke der einen nicht durch ihre Ideen gelten, während bei Krasinski die ihm tief sympathischen Ideen ihn über den poetischen Wert der Werke selbst täuschen konnten; die meisterhafte Form, die patriotische Tendenz, die belehren und bessern will, die tiefe Anhänglichkeit an Land und Volk, die aus jeder Zeile spricht, versöhnen auch die Gegner seiner politischen Meinungen. Um Mizkiewicz gruppierte sich eine ganze Forschung; so lieferte die Mizkiewiczgesellschaft in Lemberg die zahlreichsten und gründlichsten Beiträge zur Kenntnis seiner Werke und unternahm eine Monumentalausgabe derselben, ein würdiges litterarisches Gegenstück zu den Denkmälern aus Stein und Erz, die Warschau und Krakau dem Dichter stifteten; die Mizkiewicz-Gesellschaft selbst, ganz im Geiste ihres Patrons, der am allerwenigsten von sich selbst Aufhebens zu machen gewillt war, erweiterte zuletzt ihr Programm zur Umfassung der gesamten nationalen Litteratur. Mizkiewicz, seiner Jugend in Wilno, Kowno und Odessa war das schön und

geistvoll geschriebene Werk von Tretiak gewidmet; Kallenbach zeichnete sein geistiges Porträt. Eine Fülle jüngerer Arbeiter, Schüler von Malezki und Tarnowski, versuchen, einzelne Gestalten, vom alten Rey an bis zu den Klassikern und Romantikern, Stoffe und Richtungen zu charakterisieren. So der auch stilistisch hervorragende Essayist Maryan Zdziechowski, eifriger Nachspürer der Gottesidee im modernen Schaffen, einer der Wenigen, die die übrigen slavischen Litteraturen, nicht nur die russische etwa, sondern ebensogut böhmische oder chorvatische, berücksichtigen und beherrschen; seine vergleichenden Studien betrafen den Messianismus und die Slavophilen; von streng religiöser Grundlage aus schrieb er »Byron und sein Zeitalter«, dessen zweiter Band Byrons Einflüsse bei Böhmen, Russen, Polen schilderte; eine Studie von ihm in russischer Sprache (»Die religiös-politischen Ideale der polnischen Gesellschaft«, Leipzig 1896) begleitete Lew Tolstoj mit einer donnernden Philippika gegen russische und andere Entnationalisierungsversuche, aber auch gegen jeden engherzigen Patriotismus; noch charakteristischer waren die Schriften, welche den Anlafs zu dieser Studie gegeben hatten, die Werke eines polnischen Patrioten, des Grafen Jerzy Moschynski, die jedes Streben der Polen nach politischer Selbständigkeit als ein verwerfliches, gottwidriges verdammten: es giebt keine polnische »Sprawa« (Sache) mehr, keine polnischen Dummheiten; nicht mehr wird uns patriotische Phraseologie an der Nase herumführen, zu sicherem Untergange; wohl aber lebt das polnische Volk, gedenkt sich nicht mit eigenen Händen zu morden, und mit den geistigen Kräften dieses Volkes und seiner Individualität sollen noch seine Nachbarn zu rechnen haben: so Rufsland, wo Polen Glied des russischen staatlichen Organismus geworden ist und einer der Faktoren in der Entwicklung dieses Organismus werden soll, nehmend von den Russen ihr Gutes und ihnen das eigene mitteilend. Die Gelehrtengeschichte, speciell des Mittelalters, die, lange völlig vernachlässigt, sogar Namen und Erscheinungen eines Matthäus von Krakau und Jakob de Paradiso vergessen hatte, findet einen unermüdlichen und überaus kundigen und wahrheitsliebenden Vertreter unter den Theologen, Fijalek; Theologen waren meist diese einstigen Zierden der Krakauer Schule.

Für ältere Kunstgeschichte ist Marjan Sokolowski thätig; eine

kunsthistorische Kommission der Akademie vereinigt in ihren Publikationen reichhaltiges Material aus allen Gegenden und Zeiten; den Spuren fremder Künstler, zumal der Holländer in Polen und polnischer Künstler, z. B. der Lubieniezki, im Auslande geht Graf Jerzy Mycielski nach, von dem auch ein schönes Buch über ein Jahrhundert polnischer Malerei herrührt; bahnbrechend waren die Arbeiten von Sokolowski über älteste Baureste auf der Insel Ledniza im Goplosee, an der Wiege des polnischen Staates, über Denkmäler der Kleinkunst, Miniaturen, byzantinische Malerei, die Prager und Nürnberger Kunst in Krakau u. s. w. Wlodzimierz Luszczkiewicz war unermüdlich in dem Rekonstruieren namentlich der ältesten, noch romanischen Kirchen und Klöster und ihrer Einzelheiten; besonders jedoch fanden die Krakauer Denkmäler in ihm einen kundigen und liebevollen Interpreten: zwar war der Deutsche Max Essenwein mit seinen »Krakauer Kunstdenkmälern«, 1866, vorausgegangen; bald machte in Krakau selbst eine etwas dilettantische Liebhaberei der alten Bauten und Kunstschätze fachmännischer Würdigung und Pflege Platz, die sich namentlich in umfassenden Restaurierungs- und Renovierungsarbeiten äußerte, die noch vor Dezennien auf die Bauten der Jagiellonenschule, dann auf die alten Tuchlauben und die hochragende Marienkirche sich erstreckten und jetzt auch das alte Königsschloß umfassen sollen, vorläufig eine Kaserne. Besonders wird die Stadtgeschichte gepflegt; eine zu diesem Zwecke gegründete Gesellschaft nimmt die Arbeiten der Ambroshy Grabowski, Lepkowski und Luszczkiewicz wieder auf, in wissenschaftlichen Studien und in populären Aufsätzen Krakaus Kultur- und Kunstgeschichte fördernd; für Lemberg arbeitet in diesem Sinne der ausgezeichnete Novellist Wladyslaw Losinski, dessen Werke über das Lemberger Patriciat, über Lemberger Baudenkmäler das reiche alte Leben der rotrussischen Hauptstadt enthüllen, nachdem er schon früher die Geschichte des österreichischen Galizien in anziehend geschriebenen Monographien dargestellt hatte, worin mit ihm Karl Schnür-Peplowski wetteiferte; Losinski's Novellen (die prächtige »Madonna von Busowiska« auch ins Deutsche übersetzt) atmen ebenfalls ausschließlich galizische Luft. Die kunsthistorischen Forschungen leiten durch archäologische zu den prähistorischen; Sadowskis Arbeit über die alten Handelswege wurde auch ins

Deutsche übersetzt (1876, durch Mehlis), und zahlreiche Funde in Galizien, der Goldfund z. B. von Michalkowize am Dniestr, führten zu wichtigen Publikationen; das archäologische Kabinett der Akademie mit der 1849 aus dem Zbrucz aufgefischten Bildsäule des sog. Swantowit und das Museum des Grafen Dzieduschyzki in Lemberg zeichnen sich durch Reichhaltigkeit aus und bildeten den Ausgangspunkt der Studien eines Osowski oder Demetrykiewicz.

Mit besonderer Liebe pflegt man die Volkskunde, nicht nur des polnischen Volkstumes, sondern in Ausführung des Unionprogrammes von Lublin 1569, das drei Völkern galt, auch der Russen und Litauer: noch zuletzt, 1900, gab die Akademie eine Sammlung von über 1700 litauischen Volksweisen heraus, einen wahren Schatz für Volksmelodien überhaupt, bearbeitet vom Musiker Noskowski. Die systematischesten Arbeiten gehörten dem Ethnographen Oskar Kolberg an. Er hatte noch in den fünfziger und sechziger Jahren, wandelnd in den Spuren der alten Volksliedersammler, was Wazlaw Zaleski und Shegota Pauli für Galizien gethan, für Kongreſspolen und Masuren unternommen; der Sammler von Liedern und Melodien erweiterte bald sein Programm, von Bauten, Werkzeugen und Trachten bis zu Sprache, Sage und Sprichwort, aus Vergangenheit und Gegenwart, alles Erreichbare notierend; so entstand sein grolses Sammelwerk »Lud« (das Volk), das in über dreiſsig Bänden die einzelnen Provinzen oder Landschaften (Kujavien, Sendomirer Land, Masovien, Pokuzien auſserhalb des polnischen Volksgebietes, Groſspolen u. s. w.; dagegen fehlen Schlesien und Preuſsen) durchforschte und darstellte. Kolbergs rastlose Initiative weckte das alte, schon erlöschende Interesse für das Volkstum; es bildeten sich ethnographische Gesellschaften, in Lemberg, mit Filialen über ganz Galizien, mit einer Zeitschrift »Lud« und dgl.; besondere Gesellschaften für volkstümliche Schriften, die Maziersch Polska, entsprechend den Matizavereinen bei anderen Slaven.

Die Arbeiten beschränken sich übrigens nicht auf polnisches Wissen allein: die Nationalökonomen, Joseph Supinski, mit eigenartigen Gedanken, Julian Dunajewski, der Krakauer Professor, langjähriger Finanzminister im Kabinett Taaffen und Ordner der österreichischen Finanzen, sowie Bilinski, der Kanonist Rittner, der Statistiker T. Pilat u. s. w., vertraten in gediegener Weise

ihre Specialfächer überhaupt. Wie das wissenschaftliche Leben so entwickelte sich auch das publizistische; führendes Organ blieb der konservative Krakauer »Czas« (Zeit), mit einem Journalisten grofsen Stiles, Stanislaw Kosmian, wie ihn Lemberg gar nicht, Warschau kaum in Joseph Kenig aufzuweisen hatte; Kosmian (»die Egeria «des Ministers Badeni), der überzeugteste Verfechter der Loyalität, des engsten Anschlusses der galizischen Polen an Österreich und seine Dynastie, vierzig Jahre lang Mitarbeiter des »Czas«, Theaterdirektor, Verfasser der auch ins Deutsche übersetzten Geschichte des Jahres 1863, die trotz ihrer Planlosigkeit und Einseitigkeit interessante Aufschlüsse gewährte, gehört derselben Familie an, die so viele Vertreter in der Litteratur und Publizistik bereits zählt: der alte Kajetan, Warschauer Klassiker und Verfasser interessanter Denkwürdigkeiten seiner Zeit, die beiden Posener ultramontanen Publizisten u. s. w., alle von gleicher ultrakonservativer Gesinnung und Bekämpfer des Liberalismus jeglicher Façon; dieser hatte sich in Lemberg, nach manchen verfehlten Proben, im »Polnischen Tagblatt« festgesetzt, dessen liberale Richtung das »Polnische Wort« jetzt fortsetzt; übrigens haben sich auch in Krakau die Liberalen im »Land«, hierauf in der »Neuen Reform« ihr Organ geschaffen, während die Konservativen auch in Lemberg durch die »Rundschau« vertreten sind. Monatsschriften erscheinen nur in Krakau, die »Polnische Rundschau« des Grafen Tarnowski, seit 1867, und die »Allgemeine Rundschau«, Organ der Jesuiten.

Gegenüber diesem regen wissenschaftlichen, litterarischen und publizistischen Treiben in Galizien tritt das Posensche, das eben erst, in den vierziger Jahren, die leitende Rolle gespielt hatte, tief zurück. Die Verdrängung alles Polnischen, die gleich schon am 25. März 1793 als Ziel ins Auge gefafst war, machte stetige Fortschritte, in Schule und Amt, auf der Strafse und sogar in den Ortsnamen; dehnbare Begriffe, wie »Bedrängung des Deutschtums«, wurden als Parole in dem ungleichen Kampfe ausgegeben, welcher für das Gefühl mancher Deutschen noch zu rücksichtsvoll und lau geführt wird, als ob die Polen auch auf ihrem Grund und Boden keinerlei Existenzrechte besäfsen, vogelfreie Parias wären, die nur dem Staate alles zu leisten haben, während der Staat ihnen als Polen alles zu versagen hat. Und doch erlahmte auch in diesem ganz ungleichen Kampfe, der mit den gewaltigsten

Machtmitteln des Staates geführt wird, die nationale Energie nicht. Das wissenschaftliche und litterarische Leben sammelt sich in Posen, um die »Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften«, um das Theater, um die weder zahlreichen noch hervorragend redigierten Zeitungen; freilich haben die tüchtigsten wissenschaftlichen und publizistischen Kräfte dem undankbaren Boden oft den Rücken kehren müssen. Der hervorragende Philolog und Litterarhistoriker, Wladyslaw Nehring wirkt in Breslau als Slavist, unermüdlich thätig als Herausgeber alter Texte, eines trefflichen Werkes in deutscher Sprache »Altpolnische Sprachdenkmäler«, 1886, als Ästhetiker in Essays und Studien. Die »Gesellschaft der Wissenschaften«, an deren Spitze nach dem Ableben des greisen Grafen Cieschkowski Bischof Likowski, ein Kirchenhistoriker, speciell für Geschichte der Union, steht, hat ihre Sammlungen, Bibliothek, Gemäldegalerie, archäologisches Kabinett, aufserordentlich erweitert; in ihren Jahrespublikationen überwiegen lokalhistorische Themen. Die Traditionen des Grafen Dzialynski werden in seinem Kurnik, auch nachdem das alte Geschlecht mit ihm ausgestorben war, von den Zamoyski weiter gepflegt, die Acta Tomiciana und andere Publikationen fortgeführt, die Sammlungen bereichert. Es bilden sich neue Ansätze, eine gelehrte Gesellschaft in Thorn z. B., die hauptsächlich westpreussische Geschichte in ihren Publikationen fördert; Zeitungen, Lokalblätter verbreiten sich weit über Posen hinaus, in Danzig wie in Oberschlesien. Die eigene Bellestristik deckt fast nur den Tagesbedarf der Provinz selbst, die Feuilletons ihrer Zeitungen; hervorragendere Dichter und Romanciers, ein Kasprowicz oder Przybyschewski, haben die Provinz verlassen; unter den älteren wirkten nicht ohne Erfolg zwei Damen, Paulina Wilkonska (die Witwe des Warschauer Humoristen) und Frau Kurowska-Puffke. Unter den Männern der Wissenschaft machte sich Kazimir Jarochowski um die Geschichte der Sachsenzeit verdient; andere gaben Materialien heraus, einen vierbändigen Codex diplomaticus Maioris Poloniae; ein Sammelwerk über die Prälaten der Gnesener Kirche u. s. w.; Z. Celichowski macht ältere polnische Texte zugänglich und leitet die Kurniker Publikationen u. s. w.

In Russischpolen konzentriert sich das nationale Leben immer ausschliefslicher auf das eigene, ethnographische Gebiet; unter

der Ungunst der Verhältnisse in den »einverleibten Ländern«, in den russischen und litauischen Provinzen, verkümmert langsam die alte Blüte der fünfziger und sechziger Jahre und zeitigt immer spärlichere Früchte. So stammt eine der hervorragendsten Intelligenzen, der Exprofessor der Rechte und berühmte Advokat Wlodzimirz Spasowicz, aus dem »weifsrussischen« Minsk; er gehört beiden Litteraturen, der polnischen wie der russischen, an, schrieb seine »Geschichte der polnischen Litteratur« russisch, für das bekannte, ins Französische und Deutsche übersetzte Litteraturwerk seines Freundes Pypin, wie er in dieser Sprache stets plaidierte; eine Sammlung seiner Reden, auch der in Petersburger und Warschauer Nihilistenprozessen gehaltenen, erschien in Petersburg und in Berlin. Die Thätigkeit von Spasowicz ist eine aufserordentlich vielseitige und wichtige; seine geistvollen litterarischen Studien und Skizzen betreffen ebensowohl einen Puschkin und Lermontow wie einen Mizkiewicz, Pol oder Syrokomla; seine Litteraturgeschichte berücksichtigte, ohne am Detail zu haften, die poetische Litteratur, die allgemeinen Tendenzen der Zeit, den europäischen Hintergrund, doch wurde sie über die Romantiker und 1863 nicht fortgeführt; seine biographischen Werke und Bilder waren Zeitgenossen, Graf Wielopolski, russischen Gelehrten wie Kawielin u. a., gewidmet; er vermittelte die Herausgabe wichtiger Memoirenwerke (Matuschewicz aus dem 18. Jahrhundert, Borkowski aus dem 19.). Überall betont er die fortschrittlichen Tendenzen, ist Sprecher der Demokratie, der Aufklärung, des Realismus, nicht nur in der Politik, sondern auch in der Poesie, sucht erziehlich zu wirken. Besonders fällt auf seine auf die Aussöhnung mit den gegebenen Verhältnissen gerichtete Propaganda des Wortes: im steten Verkehr mit der geistigen Elite der russischen Gesellschaft, die ihn selbst öfters als den Ihrigen reklamierte, nährt er die Hoffnung auf eine erträglichere Gestaltung des Loses seiner Nation gegen unbedingtes Aufgeben aller Träumereien; für Polen, als das zum russischen Organismus inkorporierte Glied, verlangt er die gebührende Autonomie innerhalb seiner ethnographischen Grenzen und gerät dadurch bei seinen Landsleuten in den Verdacht eines Panslavisten, der dem Aufgehen des Polentums im Russentum das Wort rede, bei den Russen in den Verdacht beabsichtigten Einschläferns und Überrumpelns der russischen Macht,

ohne daſs er sich durch alle Angriffe und Verdächtigungen hätte von seinem Wege abdrängen lassen. Seine publizistische Thätigkeit berührt sich mit dem Petersburger »Kraj« (Land) des E. Piltz, einer politisch-litterarischen Wochenschrift, welche die Traditionen der alten »Petersburger Wochenschrift«, ohne deren klerikal-konservative Tendenz, aufgenommen hat. Versuche, in Warschau selbst die »Versöhnung« zum Programm eines Organs zu machen, scheiterten mehrmals; der Gedanke selbst, schon 1848 ein Gedanke des Wielopolski, findet immer gröſseren Anklang, und das Programm der »Versöhnlichen« wird immer werbender, trotz alles ungeschickten Übereifers Einzelner, der nur zum notwendigen Fiasko führt, durch die unerbittliche Logik der Thatsachen selbst, die zu einem modus vivendi führen müssen, da eine Entnationalisierung des »Weichsellandes« selbst trotz aller Moskauer Fanatiker und ihrer Hetzorgane unerreichbar bleibt.

Auſser in Wilno und Grodno lebt polnisches Wesen in den vielen Adelssitzen, z. B. der Czapski, deren einer, Graf Emeryk, seine groſsen Sammlungen von polnischen Büchern und Münzen aus seinem Stankow nach Krakau überführte, der Herausgeber eines groſsen Medaillenwerkes; Verfasser einer auch ins Deutsche übersetzten Geschichte des Pferdes ist Graf Maryan Czapski, aus dem älteren Zweige derselben Familie, die in Westpreuſsen, wie dies öfters der Fall ist, zu ihrem polnischen Namen auch dessen deutsche, übrigens falsche Übersetzung, »Hutten« (statt Reiher!), angenommen und so eine Verwandtschaft mit Ulrich von Hutten konstruiert hat; der Plater; der Potozki in Rosj; der Sanguschko in Slawuta; der Branizki u. s. w.; sonst verliert sich die polnische Intelligenz, entsendet nur einzelne Vertreter an russische Lehranstalten, und immer seltener werden, die, wie Bulharyn und Senkowski zu Zeiten des Mickiewicz noch, litterarisch oder gesellschaftlich unter Polen wie Russen zugleich auftraten. Immer ausschlieſslicher konzentriert sich die geistige Kraft des Polentums im alten, ethnographischen, Kongreſspolen, begünstigte doch nach 1863 die Regierung selbst eine »Invasion« Warschaus durch die »Litauer«, um das polnische Element in Wilno zu schwächen. In Kongreſspolen, nach dem Aufschwunge seines Lebens in der Reformzeit, folgten mit jedem Jahre schärfere russifikatorische Maſsregeln: Verdrängung der Landessprache, Beseitigung des einheimischen Elementes aus

allen Stellungen, prinzipielle Ersetzung durch Russen ohne jede Rücksicht auf ungenügende moralische oder Bildungsqualifikationen, was alles die orthodoxe Konfession ersetzt. Am schmerzlichsten und empfindlichsten traf das Land der Verlust seiner trefflichen Schulen. Seine Hochschule war eine ganz junge Gründung; nach über dreifsigjähriger Pause, seit der Schliefsung der Alexanderuniversität 1831, wurde sie 1862 neu organisiert und hat nur sieben Jahre wirken können, trotz dieser kurzen Spanne Zeit hat sie ein so reges Leben geschaffen und so viele und tüchtige Schüler herangebildet, dafs ein glänzenderer Beweis dafür, was Polen leisten, gar nicht gedacht werden könnte. Wohl ragten noch in diese Periode Vertreter der alten, alexandrinischen Zeit herein, ein W. A. Maciejowski oder Graf Skarbek; der Bedeutendste unter ihnen war Romuald Hube, ihr ehemaliger Rechtsprofessor, dann Senator und Mitglied des Reichsrates; seine Abhandlungen erschienen gleichzeitig schon mit Goetheschen (in derselben Nummer z. B. der »Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik«, 1829), und noch 1890 kritisierte er treffend eines Lamprecht Geschichtsauffassung; ein Mann von aufserordentlichem Wissen auf allen Gebieten des Privat- und Strafrechtes, Kenner der leges barbarorum wie der coutumes irgendwelcher französischen Provinz, dem die vergleichende Rechtswissenschaft die Aufzeichnung volkstümlicher Rechte verschiedener Völkerschaften im russischen Reiche verdankt, der um die polnische Litteratur besonders durch die gründliche und vollendete Darstellung des polnischen Rechtes im 13. und 14. Jahrhundert (Kasimir der Gr. war auch sein Lieblingsheld, wie der seines Bekannten und Rivalen Helzl) verdient ist. Neben diesen Repräsentanten der alten Zeit, Schülern Savignys und Hegels, raffte sich die jüngere Generation zu energischer Arbeit auf, das Versäumte rasch nachzuholen. Die Historiker, Litteraturforscher, Linguisten suchten oft nach dem Besuch der »Hauptschule« Göttingen, Leipzig u. s. w. auf; den Grund ihrer Bildung und die Liebe zum Wissen schöpften sie in der masovischen Alma Mater selbst, ein Adolf Pawinski, Alexander Rembowski, Wladyslaw Smolenski, Piotr Chmielowski, Baudouin de Courtenay, Alexander Krynski und andere. Pawinski, Schüler von G. Waitz, Professor und Archivdirektor, hat nicht nur eine Unmasse von Archivalien zu historisch-statistischen Zwecken flüssig gemacht,

sondern in einer Reihe von Monographien sich als Meister von Stil und Charakteristik bewährt; ihn zog besonders Stefan Batory an, dessen Danziger Krieg, finanzielle Gebahrung, Jagdliebhaberei und letzte Augenblicke in ihm den kundigsten Darsteller fanden; seine »Sigismund des Alten junge Jahre« (1892) dürften an Fülle malerischer Details, an der Plastik und Belebtheit der Darstellung kaum übertroffen werden. Das 15. und 16. Jahrhundert, ihre historische Topographie, ökonomischen Verhältnisse, rechtlichen Institutionen beleuchteten seine bändereichen Publikationen (»Polen des 16. Jahrhunderts«, 20 Bände im Verein mit A. Jablonowski) oder tiefeindringende Studien (über Ostrorog u. s. w.); besonders folgenreich wurden seine Forschungen über die Entstehung und Organisation der kleinen »Landtage«, welche von den Historikern, die immer nur auf den Reichstag, den sejm walny geachtet hatten, wie übersehen blieben, während sie ein wichtiges Glied in dem Föderativsystem Polens bildeten, banden doch ihre Instruktionen die Abgeordneten der grofsen Tagungen. Alexander Rembowski behandelte die Verfassungsgeschichte Polens selbständig; neben Quellenpublikationen prüfte er mit Vorliebe die Anschauungen und Werke polnischer »Statisten«, von Ostrorog und König Leszczynski an bis zu den Vertretern des polnischen Parlamentarismus in den zwanziger Jahren; seine Untersuchungen des Wesens der polnischen Konföderationen eröffneten neue Ausblicke. Smolenski ist Kulturhistoriker, der den Umschwung des geistigen Lebens im Polen des 18. Jahrhunderts eingehend und lichtvoll schilderte; so behandelte er auch das von Kalinka nicht mehr berührte letzte Jahr des langen Reichstages. Kulturgeschichte schrieb auch der aufserhalb der Hauptschule stehende, ältere Forscher Tadeusch Korzon: ein mehrbändiges, auf eingehendstem Quellenstudium ruhendes Werk über Polen unter Stanislaw August, seine Finanzen, Verwaltung u. s. w. — die Vorliebe der Warschauer für statistisch-ökonomische Forschungen erklärt sich schon aus dem ihnen zu Gebote stehenden Material, in den Riesenbeständen des alten Kronarchivs. Korzon hat sich übrigens auf die innere Geschichte nicht beschränkt, so schrieb er ein sehr lesbares und lesenswertes »Freud und Leid des Jan Sobieski« (1623 bis 1679), das fesselnder ist als die meisten Romane, in denen andere die Zeit und den Mann auftreten lassen. Szymon Askenasy, ein trefflicher Kenner des 18. Jahrhunderts und der

europäischen Diplomatie dieser Zeit, widmet seine auch stilistisch glänzenden Studien den Elektionen eines August III. und Stanislaw Poniatowski und ähnlichen Kapiteln polnischer Kurzsichtigkeit und fremder Intriguen. Die grofse Kraft von Stoslaw Laguna ist wenig ausgenutzt, erschöpfte sich in einigen trefflichen Skizzen und Rezensionen und der redaktionellen Arbeit am Warschauer Athenäum. Ein unermüdlicher Aufsucher interessanter Persönlichkeiten, deren Spuren auf fremdem Boden er rastlos verfolgt, ist Alexander Kraushar, auch unter Lyrikern mit Ehren zu nennen; Monographien über den polnischen Arianer, Mörder und holländischen Admiral in Brasilien Christoph Arzischewski, über den Abenteurer Olbrycht Laski, über Unrug und seine Verurteilung, über den Juden, Soharisten Frank und seine Anhänger u. s. w., eine Geschichte der Juden in Polen, eine Geschichte der Warschauer Hauptschule und zuletzt der Warschauer Gesellschaft der Wissenschaften in preufsischer Zeit sind ihm zu verdanken. Charakteristisch für diese Warschauer Historiker ist deren gegensätzliche Stellung zu den Krakauern in der Beurteilung der Vergangenheit, für welche sie jeden konservativ-ultramontanen Mafsstab ablehnen.

Alle Mitarbeiter überragt an Fruchtbarkeit der Litterarhistoriker Piotr Chmielowski, langjähriger Redakteur des »Athenäum«. Er machte die Zeit seit 1750 zum Gegenstande intensivsten Studiums, in seinem »Krasizki«, in den zwei Bänden seines »Mizkiewicz«, in seinem »Kraschewski«, in seinen »Frauen des Mizkiewicz, Slowazki, Krasinski«. Er ist keine ästhetisch veranlagte Natur, im Gegensatze zu Tarnowski; so bevorzugt er in seiner »Geschichte der polnischen Litteratur« ihren ideellen Gehalt; seine Darstellung ist weder fesselnd noch anmutig, er hascht nach keinen Effekten von Stil und Geist; sein reiches Wissen, die rastlose und gewissenhafte Arbeit, die Prinzipientreue des Fortschrittlers, lassen seine Thätigkeit wie aus einem Gusse erscheinen. Einige seiner gröfseren Arbeiten, »Unsere Romanciers«, »Unsere dramatische Litteratur«, »Zeitgenössische Poesie der Polen«, »Polnische Schriftstellerinnen« sind allerdings blofs Sammlungen von Skizzen. Niemand kommt ihm an Fülle der Arbeiten, auch in Beteiligung bei Sammelwerken, Chrestomathien, Biographien u. dgl. gleich, doch übertreffen ihn andere an ästhetischer Feinfühligkeit, stilistischer Vollendung, künstlerischer Abrundung,

ein Kaschewski unter den älteren, Boguslawski unter den jüngeren; Chmielowski bleibt der Historiker, der ideellen Zusammenhängen, den Kämpfen der Geister, so in seiner trefflichen Studie über die Kämpfe des »Obskurantismus in Litauen«, den Beeinflussungen der Fremde nachgeht. Unter den jüngsten steht Ferdinand Hösick mit seinen anspruchsvollen, romanhaft breiten Darlegungen vereinzelt da, sein »Juliusch Slowazki« z. B. erschöpft trotz dreier starker Bände und des Titels einer »psychologischen« Biographie nur das äufsere Beiwerk; unter Kunstkritikern ragt Stanislaw Witkiewicz durch sein lebhaftes Empfinden der Farben und Linien (so z. B. im Pan Tadeusch) und glänzende Wiedergabe der Eindrücke (sein Buch über Julius Kossak) hervor.

Realien sind gewidmet das grofse geographische Lexikon des alten Polens, das in 15 stattlichen Bänden eine Fülle von Material aus Urkunden und dgl. für das Gesamtgebiet der Republik verwertet hat. Eine »altpolnische Encyklopädie« giebt der um Volkstümliches, traditionelle Litteratur u. dgl. verdiente Zygmunt Gloger heraus: das altpolnische Leben, daheim und im Felde, in der Kirche wie in der Adelsversammlung verlief ja so eigenartig, dafs den Epigonen richtiges Verständnis aller Einzelheiten und Besonderheiten nicht ohne weiteres zugänglich ist; schon in den vierziger Jahren, als man zuerst diese Vergangenheit anzustaunen und zu lieben begann, führte man zuerst im Posenschen (Stanislaw Plater, Moraczewski) derlei »Encyklopädien« aus, die heute noch nötiger geworden sind. Auf die 24 Bände starke Allgemeine Encyklopädie, die sogenannte Orgelbrandsche der sechziger Jahre, die den polnischen, zumal historischen Teil mit gröfster Sorgfalt berücksichtigte, folgt jetzt eine ungleich umfangreichere, noch unvollendete grofse illustrierte Encyklopädie. Besonders eifrige Pflege findet auch die Schulgeschichte des Landes mit ihren kurzen und desto auffälligeren Blüteperioden: die 500jährige Jubelfeier der Krakauer alma mater gab den äufseren Anlafs dazu. Der in Deutschland und Frankreich geweckte Folklore fand verständnisvolle Pflege in der »Weichsel«, einer Quartalschrift, die Schule gemacht hat bei anderen Slaven, Russen wie Böhmen. Ethnographische Parallelen und Forschungen verfolgt der geist- und kenntnisreiche Ludwik Krzywizki, der in Tasmanien und unter den Algonkins wie bei seinen »Kurpie« (die »Bastschuher« der masovischen Waldungen) zu Hause ist

und der prähistorischen Organisation der Geister und Menschen, Phantasie, Familie, Staat der Urzeit nachgeht. Philologie wird durch Baudouin de Courtenay, der mehr für Sprachphilosophie sich interessiert (er schreibt auch russisch und deutsch), und A. Krynski, den Herausgeber der »Philologischen Arbeiten«, vertreten. Sonst ist für Warschau, das wie Posen keine nationale Schule besitzt, charakteristisch der encyklopädische Betrieb des Wissens, die Anleitungen für Autodidakten namentlich in den historisch-philosophischen Disziplinen und dgl. Ein von Privatleuten aufgebrachter Fonds, die sogenannte Kasse des Mianowski, steuert zu mancher dieser Publikationen bei und ermöglicht viele andere, auch historische und litteraturhistorische neben juridischen oder medizinischen. Die Philosophie vertritt Henryk Struve, die Geschichte derselben bei den Polen darstellend, das Herausarbeiten nationaler Gedanken oder Formen besonders betonend, während in Galizien Lutoslawski durch seine platonischen Studien auch in fremden Sprachen, sowie durch seinen eigenartigen Hedonismus und der formgewandte Stefan Pawlizki, beide in Krakau, durch seine Geschichte der antiken Philosophie Hervorragendes leisteten.

Besonders reich, trotz der Zensur, ist die Publizistik erblüht, die zeitweilig jegliches Interesse für das Buch zu verdrängen drohte. In den Tageszeitungen kommen konservative, fortschrittliche, antisemitische und andere Tendenzen zum Worte; der gröfsten Beliebtheit erfreut sich seit vielen Jahren der »Kuryer Warschawski«, in welchem der streng lokale Teil, die tägliche Information, überwiegt. In den Wochen- und Monatsschriften behauptet die »Biblioteka Warschawska« ihre angesehene Stellung: neue Redakteure und Herausgeber beleben ihren Inhalt, schaffen ihre Aktualität, doch ändern sie nicht den gemäfsigt konservativen Standpunkt derselben und wahren den traditionellen, ehrwürdigen Charakter dieser polnischen Revue des Deux Mondes. Das »Athenäum« wurde im fortschrittlichen Geiste durch Spasowicz u. a. begründet und von Chmielowski herausgegeben (mit Laguna und Pawinski), bis die schärfere Hervorkehrung des Standpunktes der »Versöhnlichen« zu einer Szission innerhalb der Redaktion und zu einem vorübergehenden Niedergang der Zeitschrift selbst führte; einen neuen, grofsen Aufschwung unterbrach jäh die willkürliche Preisgebung des

»Athenäum« durch seinen eigenen Herausgeber (1901), nachdem es der Sache der Aufklärung, der litterarischen Forschung und dem historischen Studium wesentliche Dienste geleistet hatte. Nicht in diesen angesehenen, gemäfsigten Monatsschriften, sondern in Wochenblättern platzten die Geister seit den siebziger Jahren aufeinander; die Jugend, die Swientochowski, Chmielowski, Sienkiewicz u. a. drängte nach geistiger Unabhängigkeit, nach der Anerkennung der modernen Prinzipien, nach der Abkehr von überspannter Romantik und von dem traditionellen Vegetieren, nach der Emanzipation der Frau, nach »organischer« Arbeit im Gegensatz zu unfruchtbaren Träumereien und zum reaktionären Konservatismus, geschart um die Warschauer »Wochenrevue«, dann wieder auseinanderfallend und neu sich gruppierend, z. B. um die »Wahrheit« des Alexander Swientochowski und nach Jahren, als Gegengewicht, konservative Organe hervorrufend; die alten Gegensätze sind etwas gemildert, doch bestehen sie fort und zeigen die Tendenz, wieder schärfer zu werden.

Neben den heimischen Zentren verlor die Emigration jegliche Bedeutung; die wenigen Alten, die noch übrig blieben (Bohdan Zaleski), die wenigen Neuen, ein Zygmunt Kaczkowski, einzelne tüchtige Fachleute, Ärzte (der berühmte Okulist Galensowski u. a.), Ökonomisten (Wolowski), Soldaten (der Kommunegeneral Dombrowski), Schriftsteller (Gaschtowt als Übersetzer u. a.) repräsentierten keine Einheit mehr; die alten Parteien und Schattierungen verloren sich; gesellschaftliche Zusammenkünfte, wohlthätige Organisationen, Fürsorge für Witwen, Waisen, Kranke ersetzten die politischen Klubs und Organisationen, die Propaganda der That, die litterarischen Manifeste; Paris allein verband nicht mehr, man suchte Genf, Florenz u. s. w. auf. Eine neue Emigration, nicht mehr politischer, sondern socialer Natur, hat in den letzten dreifsig Jahren eine polnische Diaspora geschaffen, deren Entwicklung vorläufig unberechenbar erscheint. Der polnische Bauer und Tagelöhner, durch Bodenmangel und geringen Erwerb daheim gedrängt, verläfst scharenweise sein Land in einem neuen Zuge nach dem Westen, entweder nur als »Sachsengänger« für die Dauer landwirtschaftlicher Arbeiten, auf den Winter zurückkehrend, oder als Bergarbeiter dauernd in den westfälischen Industriebezirken sich niederlassend oder endlich über das Wasser nach Nord- und

Südamerika ziehend; aufserdem locken ihn grofse Städte, z. B. Berlin. Zahlen sind nicht leicht festzustellen, namentlich schwanken erheblich die Angaben über Amerika, man spricht von zwei Millionen sogar in den Vereinigten Staaten allein, von 200000 in Chicago. Das Schicksal dieser Auswanderer ist ungleich. Früher versanken die einzelnen spurlos in den fremden Massen, z. B. die vor 1875 nach Berlin emigrierten Polen; später, als die Einwanderungsquote rasch stieg, mufsten sich Connationale zusammenfinden, zu geselligen, wohlthätigen Zwecken; es erwachten die religiösen und geistigen Bedürfnisse, welche durch Vereine, Bibliotheken, periodische Publikationen und dgl. befriedigt wurden. Eine reichere polnische Presse ist vorläufig nur in Nordamerika vorhanden, wo der Kaschube Derdowski u. a. thätig sind; eine Rückwirkung auf die alte Heimat ist vorderhand ausgeschlossen, reicht doch die geistige Spannkraft kaum aus, um das nationale Element vor der Amerikanisation oder Germanisation zu bewahren; die Intelligenz ist viel zu spärlich vertreten und in dem Kampfe um das tägliche Brot, in der fremden Umgebung, wo noch dazu die Geistlichkeit meist mit allem Eifer in antinationalem Sinne arbeitet, können immaterielle Güter kaum geschützt werden. Während nun die einen ihre alte Heimat bald vergessen, äufsert sich bei anderen die Sehnsucht nach ihr sogar in Liedern, in Ansätzen einer volkstümlichen Emigrantenlyrik; wie lange dies andauern, ob es sich auch nur der nächsten Generation vererben wird, ist nicht abzusehen.

In diesem Gesunden, Erstarken, Verinnerlichen und Vertiefen des nationalen Bewufstseins, welches die Polen alle Verfolgungen und Unterdrückungen mit Gleichmut hinnehmen läfst, weil sie die Machtlosigkeit derselben instinktmäfsig fühlen, spielt eine aufserordentliche Rolle als die eigentliche Gewähr für die Zukunft das Übertragen des nationalen Bewufstseins in die weitesten Schichten des Volkes, der Bauern, die aus ihrer nationalen Apathie durch die Ereignisse der letzten Dezennien aufgerüttelt worden sind. Wie für den Ausgang des 18. Jahrhunderts die Erweckung einer national gesinnten Bürgerschaft, so ist für den Ausgang des 19. gleich entscheidend die einer nationalen Bauernschaft geworden. Wohl fiel es früher leicht, den Antagonismus zwischen Herren und Bauern zu verschärfen, dem Bauern die »polnische Sache« als seine materiellen Interessen

gefährdend anzuschwärzen, aber die schlaue Taktik hielt nicht allzulange vor, als die Herren mit der Neuordnung der Dinge sich rückhaltlos befreundeten und als der Bauer merkte, wie man, trotz seiner bewährten, absoluten Loyalität, ihn und seine Kinder der blofsen Sprache wegen drangsalierte und in seinem Glauben ihn beunruhigte. Mag auch jegliches patriarchalische Verhältnis zwischen Herren und Bauern unwiederbringlicher Vergangenheit angehören, so werden doch nationalem Bewufstsein von Jahr zu Jahr immer breitere Massen erschlossen, und ihre Widerstandskraft wird immer unwiderstehlicher.

Träger und Sprecher nationalen Bewufstseins wurden Litteratur und Künste. Am wenigsten war es die Musik, in der auf den unvergleichlichen Chopin, auf Moniuschko, erst in langem Abstande Noskowski, Shelenski (Opernkomponist gröfseren Stiles, zuletzt durch seinen »Janek«, ein Eifersuchtsdrama aus den polnischen Bergen, grofser Erfolge teilhaft), endlich Paderewski (»Manru«, Dresden 1901 aufgeführt) folgten, während lange Zeit nur ausübende Künstler, Virtuosen wie Wieniawski, Barzewicz, Paderewski u. a., Sänger wie die Brüder Reschke, Mierzwinski, Kochanska (Marzella Sembrich) u. a. Weltruf erlangten. Ungleich rascher und mächtiger schofs auf die Blüte nationaler Malerei mit ihren Koryphäen des Porträts, Rodakowski, Ajdukiewicz, Pochwalski; im historischem Gemälde Jan Matejko, der geniale Illustrator der Landeshistorie, in seinen grofsen, farbensatten Kompositionen mit der wuchtigen Charakteristik; Josef Brandt, der Maler der historischen und Genre-Ukraine; Walery Kossak, der Schlachtenmaler; die beiden Gierymski, von denen der in München und Berlin hochgeschätzte Maxymilian, der Maler des Rokoko und der Soldatenbilder, früh (28 Jahre alt) verstarb; Siemiradski, der Maler Roms und der Antike; Grottger, der vor ihnen noch die Epopöe nationaler Leiden mit dem Stifte verewigte, und viele andere. Krakau pflegt am konsequentesten eine Schule, sonst streben diese Künstler oft auseinander, berühren sich oft nur in der Wahl vaterländischer oder volkstümlicher Motive, mögen sie nun einst bei Piloty oder später in Paris in die Schule gegangen sein; in Warschau bahnte der 1901 verstorbene Gerson die neue, immer noch etwas akademisch geleckte oder eklektische Richtung an. Weniger, aufser bei Chelmonski und Max Gierymski, haben bisher die Landschaftsmaler geleistet;

alle zeichnet am ehesten das Streben nach Wahrhaftigkeit und Schlichtheit aus. Ärmer ist die Plastik, doch schafft Hervorragendes Godebski, dessen Werke auch französische Städte zieren, dem Warschau seinen Mizkiewicz verdankt, dann Welonski, Baroncz u. a. Ungleich mannigfacher, bedeutender, originaler sind jedoch die Erzeugnisse der Dichtung in Vers und Prosa.

Sie hat die alten Bahnen der Romantik endgültig aufgegeben, wobei sie der Entwicklung im übrigen Europa, wie auch sonst, um Dezennien nachhinkte. Als die starre Betäubung nach den Ereignissen von 1863 und 1864 einer dumpfen Resignation und bald darauf einem neuen belebten Schaffen gewichen war, verlangten die namentlich für die Gentry stark veränderten Lebensbedingungen eine Anpassung der Lebensführung, die mit den traditionellen Gewohnheiten entschieden brechen mufste; die Losungen der rasch und rauh ernüchterten Gesellschaft bestanden jetzt in dem Aufgeben aller Utopien, Phantastik, Exaltation; moderne Zeit verlangte moderne Menschen, modernes Fühlen und Denken, das Fallenlassen der Standesvorurteile, die Wertschätzung industrieller Arbeit; die Programme des Positivismus und Materialismus fanden unbedingte Verehrung, namentlich in Warschau, während in Lemberg oder Krakau schon die politischen Interessen ausschliefsliches Vorwiegen der »positivistischen« Propaganda stark eindämmten. Zu allen diesen Fragen nahm nun die Litteratur ihre Stellung, obwohl einige Jahre vergingen, ehe die jungen Adepten des Positivismus, von denen sich übrigens manche zu ihrem angeborenen slavischen Konservativismus bald zurückgefunden haben, das Wort auch in litterarischen Schöpfungen, nicht nur in Zeitungsartikeln, ergriffen.

Dem Lärm der Parteien schien vor allem die Poesię zum Opfer fallen zu sollen; die beiden Dezennien nach 1864 sind fast die unpoetischsten des Jahrhunderts gewesen. Der Positivismus erkannte nur eine Tendenzpoesie an, die die Arbeit im Schweifse des Angesichtes, das Werte schaffende Hämmern in den Fabriken, die Verbrüderung der Stände und Konfessionen, die Verbreitung von Licht, den Kampf mit der geistigen Finsternis zu feiern hatte; was nicht in Verherrlichung »organischer Arbeit« einstimmte, galt für antiquiert, für Vergeudung von Zeit und Kraft. Wahre Talente, ein Asnyk oder ein Falenski, liefsen sich durch diesen neuesten Fanatismus wenig beirren; aber sie er-

schienen als die letzten Mohikaner der Romantik; ein Nachwuchs schien nicht mehr aufzukommen; das Publikum fehlte dem Dichter, es las niemand mehr Gedichte. Diese Einseitigkeit wurde schliefslich überwunden; neue Talente erschienen, und ihre Zahl mehrte sich in dem letzten Dezennium so aufserordentlich, dafs diese neueste poetische Flutwelle alle verflossenen an Stärke zu überbieten scheint; Gedichte und Gedichtsammlungen erscheinen wie in den gepriesensten Zeiten der Romantik. Freilich unterscheidet sich die moderne Poesie erheblich von der romantischen. Patriotische Töne schlägt sie nicht mehr an; ebenso wenig stürmt sie mit titanenhaftem Trotze gegen den Himmel; sie hat den Glauben an Glück, an den Sieg ihrer Ideale, an diese Ideale selbst verloren; sentimentaler Überschwang liegt ihr fern. Sie ist durch die Schule des Pessimismus gegangen, von Elementen der Reflexion durchdrungen; die Molltöne der Resignation, des unverstandenen Wandelns und Irrens durch die gefühllose Welt, der Sehnsucht nach der Auflösung, nach dem Nirvana, unendliche Schwermut und Trauer sind für sie wie für ihre älteren ausländischen Schwestern charakteristisch. Neben diesem philosophischen Pessimismus, der Jagd nach Symbolen, mystischen Anwandlungen fand sie neue Töne und eroberte neue Gebiete, durch ihre Sympathie für Not und Elend der leidenden, niederen Menschheit; ein mächtiger, altruistischer Zug enthob sie vielfach der Grillenfängerei, verschönte und veredelte ihr geistiges Antlitz, lieh ihr neuen Schwung. Daneben wirkten nationales Temperament und die ausländischen, französischen Muster der Symbolisten und Dekadenten, namentlich in der Erotik, die sich freilich — die slavischen Musen sind immer keusch — nie in wollüstige Sinnlichkeit verirrte; diese Erotik breitet sich in der polnischen Lyrik ungleich mehr aus als z. B. in der russischen, denn nicht umsonst sind die Polen unter allen Slaven die ritterlichsten und leidenschaftlichsten Verehrer des schönen Geschlechtes geworden, auch hierin an Franzosen mahnend. Sonst verlor vielfach für diese Lyrik das Gegenständliche, Objektive seinen Wert; »Stimmung« wurde das entscheidende; schon die blofse Aneinanderreihung von Worten sollte ganze Reihen von Vorstellungen, Gefühlen nach sich ziehen. Es verlor sich der Sinn für die einfache, unmittelbare Sprache und Form; künstliche Strophen, reiche, volle Reime, gesuchte

Bilder, gewagter Ausdruck verpflichteten den modernen Sänger, der unter den »Alten« bei Slowazki, nicht bei Mizkiewicz in die Schule ging; die Kunst wurde zur Sprache von Mysten und das odi profanum vulgus ihr Motto; ihr Hauptsitz war Krakau, das auch auf anderen Gebieten, in Wissenschaft (Sitz der Akademie), Drama (seine Theaterdirektoren Pawlikowski und Kotarbinski sind eingeschworen auf die »Moderne«), Malerei (Akademie der Künste unter der Direktion von Matejko, dann von Falat) eine führende Stellung einnahm, die es seit Jahrhunderten, seit der Verlegung der Residenz nach Warschau durch Sigismund III., verloren hatte.

Der Krakauer Adam Asnyk (El . . . y) war der erste, bedeutendste und populärste Rufer im neuen poetischen Streite. Er gehörte noch den Epigonen der Romantik an, hatte sich berauscht an dem Vers des Slowazki, war durchdrungen von Heine- und Mussetschem Pessimismus, doch war die neue Zeit an ihm nicht spurlos vorbeigegangen. Hatte anfangs der Jüngling auch den Mai des Lebens gefeiert, in unnachahmlichem Zauber von Wort und Bild, so ermannte sich und erstarkte seine Muse mit den Jahren in der Betrachtung der Natur (des Tatragebirges) und ihrer Geheimnisse, ihrer Evolutionen, ihrer Unvergänglichkeit; von philosophischen Betrachtungen stieg sie zu den Lebenden und ihrer harten, undankbaren Arbeit herab, wurde zu einer Reflexionslyrik, welche trotz aller Resignation und Müdigkeit, trotz der Melancholie ihrer Grundstimmung doch wieder vom Boden abriſs und im Namen des Fortschrittes und Lichtes den Blick nach oben wandte. Am meisten imponierte an ihr, neben den leichten satirisch-sarkastischen Klängen der Frühperiode, neben den tieferen Gedanken und mächtigeren Bildern der Folge, der wunderbare Wohllaut der Sprache, die Gefeiltheit der Form, das Melodiöse des Verses: erst Asnyk erhob die Forderungen eines kunstvollen, reichen, ungewöhnlichen Reimes, der sich die Folgenden nicht mehr entziehen dürfen, mögen sie auch das Raffinement seines Verses nicht mehr erreichen. Asnyk war hauptsächlich Lyriker, hat keine gröſseren, zusammenhängenden Kompositionen geschaffen, auſser in historischen Dramen (»Kiejstut« aus Litauens Vergangenheit, »Cola Rienzi« u. a.), schlieſslich auch in socialen; seine bedeutendste Schöpfung blieb da »Bruder Lerche«, die Verherrlichung der

werbenden Kraft der polnischen Nationalität auf dem Posener Boden; Stephan Lerche wird Pole, weil er es »vorzieht, in der Reihe der Verfolgten als der Verfolger zu stehen«, weil er diesem Vaterlande dienen wird, »das ihn durch sein Leiden an sich gefesselt hat«. Ungleich weniger bekannt und populär als der Krakauer Demokrat blieb sein älterer Kampfgenosse, der Warschauer Felicyan Falenski, der freier von mystisch-messianistischen Anwandlungen, die bei Asnyk, z. B. im »Traum der Gräber«, seinem gröfsten lyrischen Poëm, noch durchbrachen, scheu meidend jegliche Sentimentalität wie alles Banale und Gewöhnliche, vor Dissonanzen und Parodien nicht zurückschrak, der sich jeglicher poetischer Individualität anzuschmiegen wufste, wie er dies in seinen formvollendeten Übersetzungen (aus Petrarca, Dante u. a.) bewies, ein Virtuose der Form und des Wortes. Wie Asnyk schuf auch er Umfangreicheres nur in dramatischer Form, ohne dafs er stärkere Wirkung zu erzielen vermochte; neben dem ernsten, historischen Drama (»Die Königin«, Hedwig) scheute er sogar vor Farcen nicht zurück, als wollte er seine Proteusnatur bezeugen.

Als mächtigstes entpuppte sich das Talent einer Frau, Marya Konopnizka. Schien dasselbe ursprünglich befangen in der Tendenz, versuchte es Propaganda der neuen Ideen in wortreichen Tiraden, so verlor sich diese Wortseligkeit und Weitschweifigkeit der Abstraktionen in ihrer späteren Produktion. Eine wunderbare Plastik des Ausdruckes, souveräne Beherrschung der Sprache und Form, dabei tiefes Mitgefühl mit allem Leiden, liebevolles Weilen unter den Kleinen und Armen dieser Welt, ein lebhaftes Auge für die Schönheiten von Natur und Kunst haben die Lyrik der Konopnizka hoch über das Niveau des »Jungen Polen» erhoben. In den Cyklen aus Italien (»Italia 1901«), aus der Provence, aus dem Tatragebirge, hat sie die Eindrücke von Land und Leuten, von Malerei und Plastik (alter und neuer), von geschichtlichen Erinnerungen in ergreifender oder anmutiger Form, immer interessant und anregend, wiederzugeben vermocht, mit einer Wucht oder einer Zartheit des Pinsels, die Staunen erregen: ein Gemälde des Luini oder Corregio, einen verwitterten Faun, einen enthusiastischen Garibaldianer, in reizvoller Mannigfaltigkeit, die von der Eintönigkeit ihrer männlichen Kollegen auf dem Parnafs wohlthuend abstach, eine Bereicherung,

Erweiterung der polnischen Lyrik bedeutete; den Sympathien für die »Enterbten« trugen Rechnung ihre eigenen Gedichte wie ihre vollendet schöne Übersetzung der Ada Negri (1901). Die bedeutendste Schöpfung, die Krone des modernen polnischen Epos, war ihr »Herr Balzer in Brasilien« (1892—1901 geschrieben). Gerade das Epos war die am meisten diskreditierte Form; »Pan Tadeusch« erdrückte von vorn herein jeden Versuch, und man wandte sich lieber der fernsten Vergangenheit zu, versuchte sogar mit Graf Wojciech Dzieduschyzki, dem bekannten Parlamentarier und Ästhetiker, oder mit Deotyma, die Landessagen (Die »Sage aller Sagen« u. a.) poetisch zu gestalten, wandte sich der Geschichte, auch im humoristischen Stil und im Stil der alten Gawenda des Pol und Syrokomla zu oder zeichnete kleinere Bilder aus der Gegenwart (z. B. A. Niemojewski). Konopnizka allein wagte ein modernes Epos zu schaffen und erzielte, wie »Pan Tadeusch«, Erfolge, die einem Roman oder Drama unerreichbar wären. Vertraut mit Sprache und Denkweise des Volkes, schrieb sie ein Bauernepos, wie «Pan Tadeusch« ein Adelsepos war, doch schilderte sie den Bauer nicht in seinem Elemente, sondern wie er, vom Emigrationsfieber fortgerissen, jenseits des grofsen Wassers sich die neue, geräumigere, dankbarere Heimat sucht. Andere mochten nach ökonomischen Verschiebungen und Störungen forschen, die Bewegung fördern oder verdammen, sie interessierte der Prozefs selbst, mit was für Augen die polnische Landratte an dem grandiosen Schauspiel der Wellen sich weidet, wie nach den Beschwerlichkeiten der Überfahrt erst die eigentlichen, furchtbaren Enttäuschungen beginnen, Fieber und Hunger die Ansiedler dezimieren, wie deren Kraft in dem fruchtlosen Kampfe mit der Wildnifs erlahmt, wie die letzten ausgemergelten, gespensterhaften Überlebenden, in Anspannung der rasch schwindenden Kräfte, den Tod im Herzen, den gefahrvollen Rückweg gottvertrauend nach der fernen Heimat zitternd antreten, dem sicheren Untergang von vornherein geweiht. Dem »Herrn« Balzer, dem Dorfschmied, der mit den anderen mitgegangen, wird die erschütternde Erzählung in den Mund gelegt, die Fahrt auf dem Auswandererschiffe mit ihren humoristischen Motiven, Abwechslungen, Stürmen, Todesernte, Schiffsbrand; die Landung in Santos, der Marsch durch die Wüste, nachdem der Würgengel des gelben Fiebers die furchtbare Musterung gehalten,

die Mühen und Entbehrungen im Walde; der endliche Rückweg der Gespenster und Geister. Die Erzählung, in drei grofsen Gesängen, in Oktaven, ist mit wenigen Ausnahmen, wie die Beobachtung und das Raisonnement selbst, auf dem Niveau einer urwüchsigen Bauernintelligenz gehalten; wunderbar ist die Sprache, in leicht archaistischer Färbung mit Provinzialismen des Masuren vom Narew. Hier und da stören vielleicht einige melodramatische Effekte, einige überflüssige Einzelheiten, einige übergrelle Lichter, den einheitlichen, grandiosen Eindruck; der gesunde, körnige Humor, sowie die Fülle von Menschen und Bildern, die erschütternde Tragik des unabwendbaren, alles zermalmenden Unheils sowie die Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit der Erzählung von komischen oder herzzerreifsenden Szenen sind nicht zu übertreffen. Vor allem imponiert der Ausdruck unerschütterlichen Gottvertrauens, mit dem diese patriarchalisch einfachen Bauern, diese wehklagenden Mütter, in all dem unsäglichen Leide zum Himmel aufsehen, Gerechtigkeit und Erbarmen herabflehend, nie hadernd mit der Vorsehung, ergebungsvoll die furchtbarsten Prüfungen hinnehmend; die zehrende Sehnsucht nach der Heimat, nach der Dorfkirche, nach dem Glockenklang von Czenstochowa, den der sterbende Greis deutlich in den Lüften vernimmt. Seit dem »Pan Tadeusch« und »König-Geist« hat die polnische Epik nichts gröfseres geschaffen; wie matt und farblos sind die »Lenartowicz« und »Syrokomla« gegen diese erschütternden Strophen mit ihrer wunderbaren Charakteristik der verschiedensten Gestalten, vom Poleschuken Lucj angefangen, der sich gleich häuslich am Sumpfe niederläfst, der ihn an die heimischen Sümpfe seines Polesje erinnert, bis zu dem alten Visionär Horodziej, dem geistigen Führer dieser »Zerschellten«, dem die müde Seele von den Armen himmelwärts entflattert, da endlich der Durchbruch durch das Gebirge gefunden ist, der sie der Heimat wieder zuführen soll. Diese markige, männliche Charakteristik, die grofsartigen Naturbilder, die erschütternden Effekte erscheinen in dem Gewande eines geradezu faszinierenden Stiles, einer Sprache, der jedes Wagnis gelingt, des Ausdruckes sieghaften Geistes, der alle Spuren des einstigen müden und blassen Pessimismus Jungpolens in der Glut und Tragik seines Empfindens endgültig vertilgt hat. Wie Falenski versucht sich auch Konopnizka in litterarischen Essays, aber während Falenski die Vergangenheit durchforscht,

handelt Konopnizka von den Lebenden (Rostand, Hauptmann, Klaczko, Sienkiewicz u. a.); ihr Buch vom Mizkiewicz, mag es auch vom Überschwange nicht frei und nur für das Volk bestimmt sein, ist trotz der Verwüstungen der Censur eine der glänzendsten Verherrlichungen, die je ein Dichter durch einen Dichter gefunden; sie schreibt auch realistische Novellen aus dem Volksleben, erschütternde und rührende Scenen, nicht ohne Humor.

»Jung-Polen« zählt eine Menge von Talenten, die sich in ihrem Schaffen oft nur durch die Stärke ihrer poetischen Gaben, weniger in der Grundstimmung, die zu Pessimismus, Mystik und Symbolik neigt, oder in den Stoffen egotischer Art oder in der Gesuchtheit der Formen unterscheiden. Zu den bedeutendsten gehören die beiden Krakauer, Kasimierz Tetmajer und Luzyan Rydel, sowie der in Lemberg schaffende Grofspole Jan Kasprowicz, die sich alle in neuester Zeit dem Drama zugewandt haben, Tetmajer auch dem Roman ohne gröfseren Erfolg, aufser in seinen satirischen Lichtern. Der temperamentvollste und sprachgewaltigste, nicht nur unter diesen dreien, ist Tetmajer, der namentlich in seiner Erotik Töne von solcher Kraft und Sinnlichkeit anschlug, wie sie sonst in den slavischen Litteraturen kaum vernommen werden; diese bacchischen Orgien mit ihren grellen Gegensätzen von Übersättigung, Ekel und Weltschmerz weichen jetzt einer vergeistigten Auffassung, einem höheren, edleren Fluge, altruistischen sozialen Stimmungen; grofsartige Naturbilder, von der Tatra seiner Heimat, wie bei Asnyk und Kasprowicz, verraten das scharfe Auge und die sichere Hand des Beobachters. Während andere, z. B. Shulawski, Reflexionslyrik pflegen und sich in Abstraktionen verlieren oder wie Danilowski in grofsen Allegorien den Beruf des Dichters verherrlichen, beschäftigen ihn ausschliefslich das Ich und seine Gefühle oder Kapricen. Natürlich opferte auch er an dem Altare Mäterlincks mit der geheimnisvollen Stimmungsmacherei in seiner »Sphinx«, doch hat er sich in seinem neuesten Drama »Zawischa der Schwarze« von dem Belgier wieder losgesagt; das Drama freilich ist nur an lyrischen Schönheiten überreich und für den patriotisch gestimmten Verfasser charakteristisch durch die etwas allzurasche Wandlung, die in seinem Helden der Anblick des vaterländischen Bodens verursacht. Die eigentliche Stärke von Kasprowicz

wurzelt im Volke, aus dessen Mitte er selbst hervorgegangen ist, das er kennt und liebt, dessen Psychologie er in seinen Bauerndramen wiedergiebt, auch in dem letzten, historischen, von Napierski und der Bauernrevolte von 1651, das freilich wie bei Tetmajer die straffere dramatische Faktur immer noch missen läſst; seine Sprachkunst beweisen seine Übersetzungen, des Child Harold u. a.; in seiner Lyrik überwiegen philosophische, patriotische Töne die erotischen. Weniger charakteristisch ist die lyrische Physiognomie L. Rydels, der abwechselnde Themen behandelte, aber nur in seinem Drama »Der Zauberkreis« den lautesten Erfolg errang. Das Drama schien von Hauptmanns Versunkener Glocke eingegeben zu sein, doch war dies nur zeitliches Zusammenfallen. Den Weg nämlich, welchen die Konopnizka und Kasprowicz eingeschlagen hatten, zur Volkspoesie, zum Volksleben, energischer, als dies einst die Lenartowicz und Syrokomla gethan, betrat auch Rydel, mit vollendeter Beherrschung der Volkssprache und Kenntnis aller Volksmotive vom Bösen, vom Walten der Naturkräfte, von Verbrechen und Leidenschaften. Einem Durcheinander der realen und der übersinnlichen Welt gehört sein »Zauberkreis« an, in den die Menschen gebannt sind, da ihre sündlichen Neigungen und verbrecherischen Gelüste von dem Bösen aufgegriffen und in Thaten umgesetzt werden; der dumme Bauernteufel und der gewandtere Adelsdämon, die den Jähzornigen und den Ehrgeizigen zu Totschlag und Mord verführen, sind prächtig charakterisiert; neben ihnen eine Fülle anderer Personen oder Personifikationen, vom unschuldigen Zauber des Volksgesanges an bis zu dem maccaronisch-bombastischen adeligen Treiben am Hofe des Wojewoden, denn nicht ohne Grund ist in den tiefsten Aberglauben und in das roheste materialistische Treiben der Sachsenzeit die Handlung entrückt; die meisterhafte Behandlung des mittelalterlichen Achtsilblers, einzelne Partien von groſser lyrischer Schönheit liehen besonderen Glanz dem Werke, das von der voreingenommenen, befangenen Kritik noch gar nicht nach Gebühr gewürdigt worden ist, dessen gröſster Mangel durch einfaches Streichen von Episoden sofort zu beheben ist. In Krakau schafft, neben vielen jüngeren, der Kunstästhetiker und Novellist Konstanty Gorski, ein formvollendeter Lyriker; in dem unpoetischen Lemberg der melancholische Stanislaw Rossowski, der sich

aufser in Novellen auch im Drama, »Nawojka«, »Circe« mit Glück versucht.

In Warschau treten, auch als Theoretiker einer neuen Richtung dieser Kunst um der Kunst willen, die nicht nur socialer Aufgaben, sondern sogar der Suprematie des Gedankens sich entschlagen möchte, Antoni Lange, der sich ebenfalls dem historischen Drama zugewendet hat, und Miriam (Zenon Przesmyzki) auf, der Verehrer und Übersetzer des böhmischen Dichters Zeyer (1901), der Herausgeber der modernistischen »Chimera«, die ähnliche Krakauer Publikationen (»Das Leben« des Przybyschewski) fortsetzt, der »reinen« Kunst, der »nackten Seele«, der Stimmung des musikalischen und malenden Wortes mit nicht zu verachtendem Können huldigt; um Lange und Miriam gruppiert sich eine stattliche Schar der Jüngsten, Slonski, M. Glinski u. a. Einfacher, aufrichtiger, inniger sind die Vertreter der alten Richtung, Kasimir Glinski, Wiktor Gomulizki, und Or . . ot (Artur Oppmann); beide letzteren gehen Altwarschaus poetischen Eindrücken nach, der schwermütige Or . . ot an nähere Zeiten und Menschen anknüpfend, Gomulizki, der förmlich zum Lokalhistoriker der Stadt und ihrer alten Bauten wird, in seinem jüngsten Roman »Schwert und Elle« bis 1607 und Sigismund III. zurück. Der ungleich vielseitigere Gomulizki, der sich auch mit Erfolg im psychologischen und sozialen Roman versucht, greift noch ganz in die Saiten des Slowazki, wenn er z. B. in seinem »Danzig« Stadt, Bauten, Umgebung (Zoppot, die Kaschubei) mit humoristisch-sarkastischen Digressionen schildert. Ein besonderes Verdienst, alte Lücken ausfüllend, erwerben sich die zahlreichen Übersetzer, dichterische Talente ersten Ranges wie Kasprowicz, oder Virtuosen der Sprache, wie der Lemberger Romanist Porembowicz, der die schwierigsten Formen spielend beherrscht, Dante und Don Juan, provençalische Dichter und dänische Volkslieder, schottische Balladen und spanische Romancen der heimischen Litteratur einverleibt.

Neben dieser lyrischen Hochflut und einer neuen Belebung des Epos tritt das humoristische und satirische Gedicht entschieden zurück. Trotz einzelner sarkastischer und ironischer Anwandlungen bei Asnyk und anderen ist nur durch wenige diese Richtung gepflegt, am ausgiebigsten noch durch Rodozj (Biernazki), durch den Pessimisten Wlodzimierz Zagorski und den

ironisierenden Stebelski, die auch in der Lemberger Publizistik politische Satire und Epigramm vertraten; wie einst, sind auch jetzt die allgemeinen Verhältnisse, da sie der Nation von aufsen aufgedrängt sind, dem Satiriker nicht günstig; einzelne, wie Wlodzimierz Wysozki, ein Epigone Gofsczynskischer Richtung, der ohne gröfseren Erfolg auch die epische Erzählung pflegte, griffen noch als überzeugte Demokraten den Adel und seine Vergangenheit an. Im Drama dagegen fanden Humor und Satire einen ergiebigeren Boden. Während Lyrik und Epik erst in den beiden letzten Dezennien zu neuem Leben erwachten, feierte das Drama schon nach 1870 seine gröfsten Triumphe, zeitweise, vor 1880, sogar den Roman völlig zurückdrängend. Eine Reihe von Talenten war zusammengetroffen, die das heimische Repertoire beherrschten, die Narzymski, Blisinski, Zalewski, Lubowski, Kosiebrodzki, und wenn ihnen auch nicht das grofse nationale Drama gelang, wenn auch kein Ostrowskij unter ihnen erstand, haben sie doch eine entwicklungsfähige Dramatik geschaffen, die von dem früheren, ganz episodischen Auftreten eines Fredro oder Korzeniowski sich weit entfernt. Freilich zehrte diese Dramatik nicht ausschliefslich von heimischen Säften. Bedingt war sie durch den Einfluſs des französischen Sitten- und Thesendramas der Augier und Dumas und ging bis zuletzt in fremde Schulen, zu Ibsen, zu Hauptmann, zu Wolzogen und Schnitzler sogar; doch wufste sie die fremden Impulse heimischen Bedürfnissen anzupassen. Der als Patriot und Publizist verdiente Narzymski trat im Drama absichtlich als Sittenprediger auf, wandte sich in seiner »Epidemie« (des Börsenspieles, der Jagd nach dem Golde) und in seinen »Positiven« (Egoisten, Materialisten, Löschern des Geistes) direkt gegen moderne Schäden und Gefahren, als Agitator von der Bühne herab, ein Jesch des Dramas, stark im Ausfall, in der Satire, verzichtend auf Humor und Rührung, nüchtern auch in pathetischen Scenen; seine Komödien waren ohne komische Elemente. Was ihm abging, besafs im vollsten Mafse der Autor des »Herr Damasy«, des »Märzkavaliers«, der »Schiffbrüchigen«, Josef Blisinski, der nationalste dieser Dramatiker, der das adelige Leben so voll und wahr wie kein anderer vor oder nach ihm auf die Bühne gebracht hat. Wurzelte er doch selbst in der Gentry, der er lange angehört hatte, ehe er nach Warschau übersiedelte; er

kannte ihre Sprache, Gedanken, Gefühle, weil sie die eigenen waren; die natürliche Sprechweise, das lauterste, ungezwungenste Polnisch; gutmütiger, jovialer, auch derber Humor waren die Vorzüge seiner Komödien, die zum Unterschiede von Narzymski, komische Elemente enthielten, ohne zur Posse zu sinken. Dramatische Kollisionen tieferer Art blieben ihnen freilich meist ebenso fremd, wie sie der Sphäre und den Menschen es sind; ein leicht geschürzter Konflikt wurde mit Leichtigkeit in diesen anspruchslosen Lebensbildern gelöst, die auch von den modernen Losungen wiederhallten, von socialen Tendenzen, vom Pessimismus und dgl., ohne daſs sie je auf diese Losungen selbst gebaut wären. Blisinski erinnert noch am ehesten an Ostrowskij, obwohl die Typen sich beiderseits nicht decken, gerade wie die polnische und russische Gesellschaft auseinanderfallen: seine liebenswürdige Gutmütigkeit und Aufrichtigkeit bestachen immer; die nationalen Charaktere wurden mit allen ihren Schwächen und Vorzügen in einfachen Aktionen entwickelt; diese Kunst scheiterte nur, wenn sie ernste Themen, kompliziertere Menschen behandeln wollte. Zalewski, der das Familienstück mit heiligem Respekt vor allen Traditionen des Familienlebens pflegte, bis er sich durch Ibsen eines anderen besann, und Lubowski sowie Kosiebrodzki, der längere Zeit nur mit geschickt gemachten Einaktern und Bluetten auftrat, wandten sich dem Thesenstück zu, doch verschmähten sie, namentlich Zalewski (O diese Männer), auch die gepfefferte Farce nicht, obwohl die Posse seit jeher des Zygmunt Przybylski und besonders des Michal Baluzki unbestrittene Domäne war. Baluzki ist der Dramatiker und Novellist des Krakauer Lebens; die Stadt mit ihren »Planty«, den baumbestandenen Wällen von einst, wo die »Emeriten« die Ruhebänke besetzen, dem Kindertreiben zusehend; der Wirrwarr ihrer Interessen, der hohe Rat, die Muhmen mit ihren Lästerzungen, ihrer Scheinheiligkeit und Heuchelei; die Pantoffelhelden, die leichtlebige Jugend, Hagestolze aller Nuancen, Glücksritter, Mitgiftjäger, allerlei Beschränktheiten von Herz und Intellekt sind die stereotypen Erscheinungen seiner zahllosen Possen, Skizzen, Novellen, unter denen nur einige durch höhere litterarische Ansprüche (z. B. die zeitgenössische Erzählung, mit der »Elpidon«, die romantischen Schuhe kaum ausgetreten habend, 1867 debutierte, »Die Jungen und die Alten«) hervorragen; aus Krakau blickt er nach seinem »Pipi-

dowka«, dem galizischen Posemuckel, mit seinen lokalen Größen, Intriguen und Indolenz hinüber; zuweilen versagt er sich nicht melodramatische Effekte mit Gift und Revolver, doch sind dies nur Ausnahmen in seiner vieljährigen Thätigkeit, die mit den unverwüstlichen »Die Räte des Herrn Rat« noch 1867 begann und diesen polnischen Moser zu einem Liebling des Sonntagpublikum gemacht hat.

Ein eminent dramatisches Talent ist Frau Gabryela Zapolska, die als Romanschriftstellerin dem Zolaschen Naturalismus huldigte, was aber, zur Ehre der keuschen polnischen Musen sei es hervorgehoben, ohne Nachahmung blieb. Sie begann ihre Aufsehen, ja Ärgernis erregende Laufbahn recht eigentlich erst mit der »Karyatide Kasjka«, dem von Kraft und Gesundheit strotzenden, im Sumpf des Lemberger Lebens untergehenden Dienstmädchen vom Lande, einer wahren Parodie auf Zolas grandioses Paris; horchte ängstlich auf alle vom Seinestrande ausgegebenen Parolen der Suggestion und Mystik, z. B. in ihrer »Janka«, doch feierte sie größere Erfolge nicht mit ihren dickleibigen Romanen und deren Zolascher Manieriertheit, sondern auf der Bühne. Der Aufenthalt in Paris, das Studium seiner Bühne, die Begeisterung für Antoine und sein freies Theater lenkten ihre dramatischen Schritte; dem Naturalismus huldigte sie z. B. in ihrer »Shabusia«, der Frau mit ihren »Freunden« und dem nichtsahnenden Manne, im »Leben auf Scherz« der goldenen und tombakenen Jugend; ihren größten Erfolg erreichte sie mit »Malka Schwarzenkopf«, indem sie mit festem Stift einen tragischen Konflikt aus dem Leben polnischer Juden zeichnete. Diese Juden waren bisher stets nur als Accessoire verwendet worden, die Adelskomödie eines Blisinski wie die Bauernkomödie eines Anczyz konnte ihrer ebenso wenig, wie das polnische Leben selbst, entraten, und noch heimischer als auf der Bühne waren sie in Roman und Novelle. Besonders berühmt wurde Junoscha (Klemens Schaniawski), der mit unnachahmlicher Virtuosität und erstaunlicher Fruchtbarkeit in Romanen und Skizzen alle Nuancen dieser »Spinnen«, in Dorf und Stadt, die nervös rührigen Ganzpomader und Zwanziger, die schon als Kinderchen »Lombard« spielen und in der edlen Kunst des Beschwindelns von Stadt- und Landvolk alle Rekorde schlagen, die Unbeholfenheit und Starrheit ihrer Opfer darstellte, von Satire und Karikaturen nicht immer fern. Er schilderte sie in

ihren Konflikten mit den Gojim und dem Strafgesetzbuch, in seinem Städtchen »Schwarzkoth«, der Arena der Triumphe eines Chaskiel, den der zur Verzweiflung gebrachte Bauer mit einem Faustschlage tot niederstreckt, worauf der Philosoph Uscher Engelmann seine Freunde warnt: Kinder, seid nicht zu gierig, schindet nicht zu stark; oder in »Leben und Thaten des Herrn Symcha Boruch Kaltkugel«, wo das Anwachsen der Kapitalien dieses kleinstädtischen Früchtchens, von dem ersten schäbigen Dreier, durch alle Schwindel, bis zu den Hunderttausenden eines Bankiers lebenswahr dargestellt ist; Herr Kaltkugel kann freilich bei seinem Jubiläum nicht von sich behaupten: »bewiesen haben se mer nix«, dafür ist er desto geriebener, vorsichtiger und — angesehener. Die Gemälde des Junoscha sind von erschütternder Drastik und Komik, Tragödien und Humoresken zugleich, berühren sich — unbeabsichtigt — mit modernen antisemitischen Tendenzen. Anders verfuhr Frau Zapolska; sie nahm das Thema der Niemzewiczschen Siora auf, die junge Jüdin, die ihrer Sphäre entrückt und in Kultur erzogen, in diese Sphäre des starrenden Schmutzes, des physischen und moralischen, des krassesten Egoismus, der Ignoranz und des Fanatismus zurückgeschleudert wird. »Malka Schwarzenkopf« machte Schule; Komödien und Tragödien aus dem jüdischen Leben selbst mangelten nicht, z. B. im »Gottesgericht« von Wilhelm Feldmann, der auch sonst aus jüdischem Leben (»Die Jüdin«, Novelle, auch Deutsch) schöpfte; der Konflikt zwischen Wahrheit und Eigennutz berührte sich mit dem Konflikt im »Marzin Luba« des Sewer, war aber im »Meir Ezofowicz« der Orzeschko tiefer und poetischer dargestellt.

Sewer (Ignazy Maciejowski), der wegen seines vieljährigen Aufenthaltes in England mit Skizzen aus englischem Leben und Litteratur debütierte, wandte sich dem Schildern des Volkes und der Intelligenz zu, mit Humor und Laune, bei der »sonnigen Seite« des Lebens mit Vorliebe weilend. Neben seinen Skizzen und Novellen, die erst mit der Zeit zu so umfangreichen Kompositionen wie sein letzter Roman »Über die Kraft« sich erweiterten, der das Naphtafieber und den Lemberger Bankkrach von 1899 mit den altruistischen Plänen eines Idealisten und seiner Freunde zusammen behandelte, hat er im »Marzin Luba« das beste polnische Volksstück geschaffen: der Vater Bauer, der die eigene

Gemeinde gewissenlos übervorteilt, sein in anderen Bedingungen aufgewachsener Sohn und Advokat, der dies nicht duldet, ihr Kampf, das Unterliegen des eigensinnigen Vaters und sein plötzlicher Tod, die Abkehr der Gemeinde von ihrem bisherigen Verteidiger, die Psychologie dieser Gemeinde sind mit gröfstem Realismus dargestellt worden. Gegen dieses Stück fielen die übrigen Volksstücke eines Galasiewicz, Swiderski u. a. ab, obwohl sie einen Fortschritt gegen die ältere, streng konventionelle Weise eines Gregorowicz und Anczyz bedeuteten. Auf den verschiedensten Gebieten versuchten sich der Lemberger Aureli Urbanski, der von historischen Melodramen (Wataschka u. a.) bis zur Posse herabsteigend auch als Lyriker und als Epiker des Aufstandes von 1863 Hervorragendes schuf; Zygmunt Sarnezki, der nach Thesendramen, nach Dramatisierungen von Romanen (Bene Nati der Orzeschkowa) zu Märchendramen abirrte (der Glasberg, Boruta); der Slavophile Bronislaw Grabowski, ein trefflicher Kenner und Popularisator der böhmischen und südslavischen Litteraturen, der Philologe und Litterarhistoriker, der vergebens das historische Drama zu meistern versuchte; der Belletrist und Theaterdirektor Michal Wolowski, Verfasser u. a. des historischen Lustspiels »Der Panzerreiter«, das wie der »Erbskranz« des Malezki aus Paseks unverwüstlichen Memoiren geschöpft ist, sowie ungezählte andere, auch anonyme, wie der Verfasser des »Kraj« (Land), der ein den »Brüdern Lerche« des Asnyk verwandtes Thema auf russisch-polnischem Boden behandelte.

Das polnische Drama eroberte sich ein Gebiet nach dem anderen, wie der polnische Roman; vergafs nicht einmal das Elend der wandernden Provinztruppen (Schutkiewicz, in Drama und Roman); behandelte das Kleinbürgertum nicht nur von der humoristischen Seite; versuchte auch das Thema der Einsamen Menschen mit Glück; fand vielversprechende Kräfte in den jüngsten Vertretern, wie Bogdan Ronikier u. a., besonders in dem Krakauer Jan August Kisielewski, dessen starkes satirisches Talent in »Im Netz« und in den »Karikaturen« Krakauer Künstler- und Studentenleben mit ihrem ästhetisch-social-politischen Wirrwarr, etwa wie Wolzogens »Lumpengesindel«, mit grofsem Glück nachahmte, während Ronikier mit Vorliebe krasse, kriminalistische Effekte aufsuchte. Neben dem socialen und Familiendrama, den

Künstler- und Studententragödien huldigt man dem historischen Drama stets mit aufserordentlichem Eifer, gegen den fremde Litteraturen mit ihrem weniger der nationalen Vergangenheit zugewendeten Blick stark zurückstehen, z. B. die russische.

Schon der unbestrittene Erfolg des historischen Epos und Romans eines Mizkiewicz und Rzewuski mufste unwillkürlich auch zum Versuche eines historischen Dramas reizen. In der That wurde seit den vierziger Jahren mit immer gröfserer Zuversicht die Aussicht auf ein baldiges, notwendiges, polnisches, historisches Drama eröffnet; die Menge von Memoiren, historischen Forschungen und Darstellungen schien dem Dichter die Wege zu ebnen, gab ihm in Fülle Gestalten, Züge, Farben; und doch, trotz der Unsumme von Kraft und Zeit, die darauf verschwendet wurde, trotz einzelner respektabler Erfolge, die wieder meist nur durch einzelne Scenen oder Figuren, niemals durch ein Ganzes, errungen wurden, fehlt dieses Drama noch heute.

Freilich ist Polens Geschichte nichts weniger als reich an dramatischen Scenen und tragischen Konflikten: es ist ihr Charakteristisches, dafs alles auf dem halben Wege stecken bleibt, dafs auch ihre Empörungen, Verfolgungen, Staatsstreiche »nach adelig-polnisch-nationaler Weise«, d. h. nie recht endigen. Wie Polen selbst, das noch zu Ende des 15. Jahrhunderts zur Ostmacht der Welt berufen schien, auf dem halben Wege, schon zu Anfang des 16., für immer sein siegreiches Schwert in die Scheide steckte und den Nachbarn zurief: macht, was ihr wollt, nur lasset mich in Ruh, dasselbe wiederholt sich mit seinen Königen, Feldherrn, Staatsmännern, Rebellen und Apostaten; sie erlahmen, wo ihre Aktion sich zu entwickeln beginnt, schliefsen sich versöhnt in die Arme, statt sich auf Leben und Tod zu bekämpfen, sind konsequent nur in Nachgiebigkeit und Schwäche, sehen immer das Bessere und wählen immer das Schlechtere, aber Bequemere, Populärere. Wie leicht lassen sich diese Weichherzigen zu Thränen rühren; statt zu tragischen kommt es zu sentimentalen Scenen, man denke z. B. an den letzten Auftritt des greisen Jan Zamoyski vor Sigismund III.; sogar Held Chmielezki, die Tatarengeifsel, wird sich erst mit den ausgeplünderten Bauern ausweinen, ehe er den Soldaten-Plünderer hängen läfst. Schliefslich sind sie in ihrer wirklichen

Gröfse viel zu einfach; sie hassen, wie die Slaven überhaupt, in ihrem scheuen Empfinden die Posen, verachten die grofsen, theatralischen Gesten; was giebt z. B. Kosziuschko? Eine einzige Phrase, die er noch dazu nicht gesagt hat! Lieben und bewundern mufs man seine sublime Pflichterfüllung, aber pathetisch, dramatisch wird er nicht einmal bei seinem Todesritt auf dem Bauerngaul, nach Maziejowize zu, und noch weniger, da er allen Versuchungen und Lockungen ruhig, schweigend widersteht. Und so sind sie alle, sogar Zolkiewski, der doch wenigstens Leonidas mit Wort, Geste und That kopiert.

In hartem, dreifsigjährigem Mühen rang der Krakauer Josef Schujski, der Historiker und Politiker von Beruf — während er sich zum Dichter geboren glaubte —, mit dem Engel des historischen Dramas; man achtet die Redlichkeit seines Mühens, einen offenbaren Fortschritt, das Versuchen aller möglichen Wege, das Erzielen einzelner Effekte, das Hören auf die Forderungen der Kritik oder eigener Einsicht, das ganze Akte oder Stücke von Grund aus umbauen läfst. Schliefslich tötete den Dichter der Historiker, der zu umständlich, alles Mögliche berücksichtigend, schuf; der Politiker, der, Kunst um Kunst willen verachtend, aus jedem Stoff eine Moral und Warnung herausdestillierte, der in den späteren Dramen namentlich das politisch-didaktische Element einseitig bevorzugte; endlich wollte auch die Sprache kein gefügiges Werkzeug werden. Der Jüngling begann als Verehrer Shakespeares, der Menschen, nicht Zustände schildert, die dem Historiker und Politiker besonders am Herzen lagen; er versuchte es dann mit Racineschen Formen, einer dürftigeren Aktion und einem wort- und sentenzreicheren Dialog; er verschmähte nicht Calderons Form und V. Hugos Einfälle, nur seine eigene Form fand er nicht.

Natürlich schuf er eine »Halschka von Ostrog«, deren romantische Geschichte Caro Deutsch erzählt hat, und »Samuel Zborowski«, vermehrte natürlich auch die Zahl der Demetriusdramen; besonders zogen ihn an 1646 und 1648, die Jahre des entscheidenden Wendepunktes. Das Gewissen des Historikers verdarb dem Dichter das Konzept, nötigte ihn z. B., an die »Zborowski« einen Epilog anzuhängen, der den Sieg der Ordnung wieder zweifelhaft erscheinen liefs, und hielt ihn doch nicht von sehr fragwürdigen Fiktionen und Sentimentalitäten ab; nur

zu oft überboten sich seine Personen in Edelmut und Opferwilligkeit und raubten dem Konflikt seine Schärfe. Im Grunde sind auch der Halschka- und der Zborowskistoff tragisch nur dann zu verwerten, wenn man mit jeglicher Geschichte so willkürlich umspringt, wie Schiller im »Demetrius« gethan hat oder Mizkiewicz im »Konrad Wallenrod«; Zamoyski, welcher das Opfer seines Amtes im Kerker aufsucht und Verzeihung bittet, daſs er seines Amtes walten muſs, macht dem Herzen und der Humanität der Polen alle Ehre, deren Könige sich unglücklich fühlten (im 16. Jahrhundert, zur Zeit der Bartholomäusnacht und Maria Tudor!), wenn sie in Jahren ein Todesurteil vollziehen lassen muſsten, bei denen der »Verlust eines Hundes tiefer empfunden wird als anderswo der eines Freundes«, — nur hörten dabei tragische Konflikte auf; in einer beliebigen italienischen Stadtrepublik gab es deren auch mehr als in den 900 Jahren polnischer Geschichte, falls man nicht die Zeit der ersten Piasten, der wilden, ausnimmt. Slowazki lieſs sich von einem richtigen Takte leiten, als er für seine Balladyna, Lilla Weneda, König-Geist, Stoffe, Zeiten, Gegenden wählte, von denen keine Geschichte oder Tradition zu berichten wuſste. Den Leser, nicht den Zuschauer versöhnt mit Schujskis historischen Dramen, namentlich mit den letzten, der Gedankenreichtum, die tiefe Auffassung von Stoff und Ideen: der Historiker und der Politiker haben dem Dichter vorgearbeitet, der mit ihren Augen die eigentliche Bedeutung der äuſseren Vorgänge durchschaute und wiedergab.

So eröffnete Schujski 1857 mit seinem Zborowski die lange Reihe historischer Dramen, die sich in ununterbrochener Kette bis 1901, bis zur »Nawojka« des Rossowski, bis zum »Zawischa« Tetmajer's, bis zu den »Weneden« und dem »Attila« des Antoni Lange drängen, mit Vorliebe aus polnischer Geschichte gewählt, doch nicht ausschlieſslich; schrieb doch Schujski selbst einen »Wallace«, sein bestes Drama, »Savonarola«, »Nero«; Asnyk einen »Cola Rienzi«, Brzosowski einen orientalischen »Malek« u.s.w. Besonders eifrig hat der auch als Litterarhistoriker und Ästhetiker verdiente Krakauer Adam Belzikowski, obwohl schlieſslich auch ohne gröſsere äuſsere Erfolge, vierzig Jahre lang dieses undankbare Gebiet gepflegt. Er begann fast gleichzeitig mit Schujski mit einem in Prosa geschriebenen »Hunyadi«, der Familientragödie von 1457, und wählte dann mit Unrecht, nach deutschen Vor-

bildern, den »weifsen« Vers, der im Polnischen der Prosa ähnelt wie ein Ei dem andern; nur für seine wenigen Komödien behielt er die Prosa bei, und mit ihnen errang er noch seine besten Erfolge, mit »Die beiden Radziwil«, wo er die Verschlagenheit des bigotten Kanzlers Albrecht, der statt für seinen Cousin zu werben selbst die Hand der schönen Potozka ergattern möchte, trefflich schilderte, und mit seinem »König Don Juan«, der Geschichte von August II., seiner neuen Flamme, Duval, und den älteren Sultaninnen, der Gräfin Kosel und der Frau von Teschen. Doch verliefs Belzikowski dieses Gebiet, zu dem er erst 1901 mit seinem »Herr Pasek« wiederkehren sollte, um sich der Historie und dramatischen Chronik zuzuwenden, auch ganz entlegenen Stoffen, modernsten Dramaturgen ihre Erfolge vorwegnehmend, z. B. in seinem »Phozius«, der auch unter Justinian und Theodora sich abspielt, da der Versuch des Phozius, Belisar zur Abschüttelung des unwürdigen Cäsarenjoches, zu einer Erhebung in Italien zu bewegen, an der eigenen Mutter des Phozius und der Frau Belisars scheitert; der neue Muttermörder stirbt dann, überwunden, an ihrer Seite. Den Polen zog es mit unwiderstehlicher Gewalt zu seiner heimischen Geschichte, und aus dem 11. Jahrhundert schuf er seine lebensvollsten Gestalten, seinen »Mieczyslaw II« und »Boleslaw den Kühnen«. Der Erstere fesselt unwillkürlich den Historiker wie den Dramatiker; wie konnte es geschehen, dafs ein persönlich tapferer und tüchtiger Fürst, denn nur eine ganz ungerechte Tradition bezeichnet ihn als den »Trägen«, das reiche Erbe des gewaltigen Vaters in kürzester Frist so gründlich vergeudete? Sein durch des eigenen Bruders Verrat bedingter Fall bringt die Katastrophe herbei, denn nur durch Erniedrigung und Demütigung erhebt er sich aus seinem Fall, aber diese Erniedrigung nagt und zehrt an ihm; die Stimme von Ehre und Gewissen betäubt er im Trunke; vor der nächtlichen Vision des strafenden Vaters geht er zu Grunde und bringt dem jungen Reiche selbst Anarchie und Untergang herauf; andere Kontraste (zwischen Christentum und den Resten des Heidentums) werden glücklich verwertet; alles ist in energischerem, farbigerem Stile als die übrigen Bücherdramen gehalten. Boleslaw und sein blutiger Konflikt mit dem Krakauer Bischof und polnischen Thomas Becket gehört zu eben solchen Lieblingssujets; Belzikowski macht daraus keinen Kulturkampf

oder Canossa; der würdige Bischof, als das moralische Haupt seiner Kirche, straft den übermütigen, grausamen König und bannt ihn, da nichts anderes fruchtet. Der selbstbewufste, keinen Widerstand duldende König tötet den Bischof, aber den moralischen Folgen des Bannes, der nunmehr das gesamte Land trifft, vermag er sich nicht zu entziehen, seine Anhänger fallen, er selbst geht gebrochen, doch ungebeugt, in die Verbannung; im fernen Kloster Ossiach, auf dem Wege nach Rom, treffen den stolzen Büfser die zur Lösung des Bannes pilgernden Scharen. Aus dem 11. Jahrhundert zog sich dann der Dichter nach dem Vorbild seines Meisters, Slowazki, in die Märchenzeit zurück; weder »An der Wiege des Volkes« (Wandasage) noch »Lechs Krone« (Drachensage) erzielten gröfsere Erfolge. Von der Historie und dem Sagendrama wandte er sich noch zur historischen Volksbühne, für diese Sobieski und Poniatowski popularisierend. Alle seine Dramen zeichnen sich durch regelmäfsigen Bau, logische Führung, schöne Diktion aus; seine Phantasie ist nicht lebhaft und stark genug, um eine volle Vision der Vergangenheit hervorzuzaubern, seine korrekten Verse reifsen nicht fort, seinen romantischen Helden fehlt das Temperament; sie erliegen alle der Nemesis verletzter Sittlichkeit oder einer unheilvollen Verkettung von Umständen; im Gegensatze zu Schujski tritt hier das historische und politisch-erziehliche Moment vor dem individuellen, romantischen, poetischen zurück.

Ein »Romantiker« ist auch Kasimir Glinski, der neben Erzählungen, Balladen und lyrischen Gedichten echten Fühlens das historische Drama eifrig pflegt und in seinem »Boleslaw der Kühne« mit Belzikowski rivalisiert. Während dieser in mystischen Tönen der Reue und Bufse sein Drama ausklingen liefs, prallen bei Glinski weltliche und kirchliche Macht im schroffsten Konflikt aufeinander; der Bischof verkörpert die letztere, sie siegt, und der König mufs weichen; sonst dramatisierte Glinski historische Legenden mit romantischem Zubehör (»Anna, Firlejs Tochter«, eine unpolnische Fiktion mit dämonischem Hasse und Liebe, Hexen und Liebestränken) oder wandte sich mit gröfserem Glück der romantischen, spanischen Welt zu, in seinem »Almansor«, dem der Erfolg untreu wird, da er ihn sich zu erheiraten statt zu erkämpfen versucht, mit bewegten Massenscenen und interessanten episodischen Figuren; er kehrte schliefslich in seinem

»Juden« zum polnischen Mittelalter zurück, zu dem übrigens apokryphen Esterkastoff, wie die schöne Jüdin dem König Kasimir die huldvollen Privilegien für die Judenschaft abschmeichelte, eine oft dargestellte Fiktion seit dem Buche Esther, in die er moderne Tendenzen einwob, wonach der polnische Jude auf polnischem Boden, nicht nach Zion schielend, seine Ideale verwirklichen sollte. Unbestrittenere Erfolge errang unter den Älteren der Schauspieler Winzenty Rapazki, ein Charakterdarsteller grofsen Stils, wie Bogumil Davyson oder Helena Modrzejewska, der namentlich mit seinem ersten Drama von dem in Nürnberg gebrandmarkten Krakauer Künstler Veit Stofs (Wit Stwosch) Aufsehen erregte, das die späteren Dramen (und Novellen) weniger rechtfertigten: bühnenwirksame Scenen, temperamentvolle Sprache, Streben nach dichterischer Wahrheit auf Kosten der historischen, zeichneten ihn aus. Unter den Jüngeren ist bekannter geworden Stanislaw Koslowski; er hatte mit »Voigt Albert«, dem Krakauer Rebellen von 1310, ohne Glück debütiert; nahm auf mit »Esterka« jenen in Romanen (von Bronikowski, Bernatowicz, ja schon von dem Renegaten Fadiej Bulharyn, 1810, in dem einzigen polnisch geschriebenen Werke des russischen Romanciers, Publizisten, Obskuranten und Denunzianten) viel behandelten Stoff und war mit Geschichte und Tradition höchst willkürlich umgesprungen; es folgten die »Taboriten« und das »Tournier«, ein in der polnischen Litteratur seltenes, bei Deutschen und Russen häufigeres Künstler-Drama, aus der italienischen Renaissance, wie der eine Maler, um dem Rivalen das Geheimnis seiner Kunst zu entlocken, ihn mit der Schönheit der eigenen Frau ködert, um sich dann mit einem Schlage des doppelten Rivalen zu entledigen; zuletzt, in der »Diana«, schildert er das Liebesleben des feschen »Pepi«, Poniatowski, des nachmaligen Helden von Leipzig.

Neben diesen historischen Dramen, deren schon früher ganz ungemessene Zahl (Werke des Paulin Swienzizki, Lentowski, Komorowski u. a.) noch fortwährend steigt, ohne dafs viele von ihnen auch nur das Licht der Bühne erblicken, bilden die Lese- und Ideendramen von Okonski (Aleksander Swientochowski) eine Erscheinung für sich. Ihr Verfasser, ein Stilist ersten Ranges, hervorragender Publizist, der als einer der Führer des »Warschauer Positivismus« lange Zeit im ersten Treffen stand und bis unlängst in seiner Wochenschrift »Prawda« (Wahrheit) demokratischen, fort-

schrittlichen, patriotischen Prinzipien unentwegt das Wort redete, hat die Kunst seiner unvergleichlichen Dialektik, seiner subtilen Analyse von Gefühlen und Gedanken, seiner unerbittlichen Selbstbespiegelung in den Dienst des philosophischen Dramas gestellt, mit besonderer Vorliebe Konflikte des Menschen mit seiner Umgebung, mit seiner moralischen oder persönlichen Freiheit, mit der Macht der Standesvorurteile, mit der Übermacht anderer oder der öffentlichen Meinung behandelnd. Er griff zu Symbolen und Allegorien, namentlich in seinen »Geistern«, die Evolution der Moralbegriffe darstellend, und flüchtete sich mit Vorliebe ins Altertum, die Stoffe seiner Sklaven- und Frauendramen (Helvia, Aspasia, Anthea) ihm entnehmend. Im »Pater Makary« (dem ersten Teil einer Trilogie) behandelte er effektvoll den Konflikt zwischen den Forderungen des Cölibates und des Herzens, einen Stoff, den auch der Posener Wladislaw Rabski, der seine dramatische Laufbahn gegen Theaterreferate und Chroniken im Kuryer Warschawski bald eintauschte, im »Asketen« und der junge Novellist Jan Augustynowicz in seinem »Priester Prot» ausnützten. Aus dem Werk des Swientochowski konnte nur das wenigste auf die Bühne gelangen; die aufserordentlich gewählte Form und der Glanz des Ausdruckes sowie die Tiefe von Beobachtung und Ideen locken den verständnisvollen Leser immer von neuem zu den geistvollen Schöpfungen dieses Gegners jeglicher Mystik, jeglicher Entfesselung des Individualismus, dieses Deterministen und Altruisten zugleich.

Den lautesten Erfolg errang bisher der, wie ein echter Pole vielseitige, Maler und Dichter, Impressionist und Symbolist Stanislaw Wyspiansky, wiederum ein Krakauer und Führer der »Neuromantiker« in der Malerei wie in Epos und Drama. Neben antiken Stoffen, z. B. von Protesilaus und Laodamia, wo ungeduldig zehrende Leidenschaft und der Moderduft des Todes unendlich stimmungsvoll sich durchdringen, die Unnatur des Bundes uns ganz vergessen machen, wählte er mit souveräner Willkür bald Stoffe der Ursage (die Legende von Krak, Wanda und ihrer Selbstaufopferung dem Shywie), bald einer nahen Vergangenheit (Lelewel, die Warschauerin, beide aus den Ereignissen von 1831), in der Ausführung mit Zügen, Erklärungen, ja Scenen geizend, oft mehr andeutend nur und skizzierend, meidend alles Banale und Reale, das lyrische Element bevorzugend, mehr auf Ideen als

Schicksale bedacht, seine Allegorien in die Pracht des Slowazkischen Wortes tauchend. Ebenso kühn und ungewöhnlich sind seine Rhapsodien von »Boleslaw dem Kühnen«, von »König Kasimir«, ganz im Geiste und mit den Mitteln des »König Geist« des Slowazki ausgeführt: Kasimir z. B. erwachend aus dem fünfhundertjährigen Todesschlaf, betrachtend das Treiben der Männer, die 1870 seinen Sarkophag auf dem Wawel öffnen, anstaunend die Veränderung der Zeiten. Seine Kunst war der Menge unfaſsbar; eigentlich populär wurde er erst 1901 durch seine »Hochzeit«, ein allegorisch-phantastisches Drama von solcher scenischer Wirkung (namentlich in dem Schluſsakt, der den Zuschauer in atemlose Spannung fasziniert), aktuellen Allusionen und Kraft der vorwärts stürmenden Diktion, daſs es nicht leicht von einem realen übertroffen werden könnte. Die Allegorie läuft in die bittersten Sarkasmen aus: zu einer nächtlichen Hochzeitsfeier, zwischen Dichter und Bauernschöne, werden aufgerufen die Geister, die um Mitternacht erscheinen, Symbole und Personen, vom Stanczyk und Sawischa bis Branizki und Schela (dem Führer im Massakre von 1846); alles drängt auf eine Entscheidung, eine Umwälzung hin, aber verloren hat der Bauer das goldene Horn, das das Zeichen hierzu geben soll, und die Versammelten werden aus ihrer Hypnose durch Klänge banalster Musik herausgerissen — ungerüstet, alles verpassend, wie immer. Die Einkleidung, die Einzelheiten sind alle dem Krakauer Leben entnommen, den Inhalt bilden die subjektivsten, leidenschaftlichsten Ausfälle und Angriffe auf Menschen und Ideen: die Auslegung des Einzelnen, der Symbole, bleibt schwankend; der groſse Zug des Ganzen reiſst unwiderstehlich mit.

So gährt es auf der polnischen Bühne, ohne daſs es ihr bisher vergönnt gewesen wäre, das groſse, das nationale Kunstwerk sich zu erringen. Was ihr versagt blieb, gewann im sieghaften Anlauf der Roman: doch muſste auch er eine längere Evolution durchmachen, ehe seine Blüte geschaffen werden konnte.

## VIERZEHNTES KAPITEL.

# Der Roman. Sienkiewicz.

Kraschewski beherrschte, wenigstens durch die ersten zwei Dezennien nach 1864, noch immer die polnische Lesewelt, wie seit 1854. Er dankte dies keiner Vertiefung seines Könnens oder Konzentration seines Schaffens, im Gegenteil, er gab auf, was er sich in der vorausgegangenen Periode dauernd angeeignet zu haben schien; er verflachte und vervielfältigte sich selbst und warf sich zugleich dem Publikum als Berater, Gewissensrichter, Kunstwart auf. Die Leistungsfähigkeit des Schriftstellers, des Publizisten und des Romanciers wuchs ins Gigantische und sucht in der Weltlitteratur ihres Gleichen; Kraschewski konnte in 17 Tagen eine zweibändige Erzählung schreiben und zu gleicher Zeit noch eifrig zeichnen, malen, musizieren und korrespondieren; war er körperlich eine Ruine, von den schmerzhaftesten Leiden heimgesucht, mit völlig zerrütteten Nerven im Morphium das einzige Beruhigungsmittel herbeisehnend, so spottete sein unermüdlicher Geist aller dieser Schwäche, »das Leben ist ihm eine Krankheit, die Arbeit — eine Arznei«. In dieser rastlos-hastigen Ausnützung jedes Augenblickes, so lange die Finger die Feder meistern konnten, war Kraschewski unter allen Slaven eine phänomenale Erscheinung; niemand reicht an ihn heran, auch nicht der heute vergessene Wojnarljarskij, der in zwei Jahren seine stattlichen zwölf Bände zusammengeschrieben hat. Ob Kraschewski gröfsere Erfolge erzielt hätte, wenn er sich zu beschränken gewufst hätte, wäre müfsig zu fragen; er fühlte selbst am besten, dafs jede »orthopädische Be-

handlung« der Sprösslinge seines Geistes diesen eher schadete als half; sein nervös feinfühliger Organismus reagierte eben sofort auf den geringsten Aufsenreiz und wiederholte die Entladungen seiner Spannung mit Abschwächungen und Modifikationen bis zu einem neuen Reiz. Darin lag nun Stärke und Schwäche des Autors, der heute schon, in fünfzehn Jahren nach dem Abschluss eines beispiellos fruchtbaren, anregenden, erfolgreichen Schaffens unter diejenigen zurückzusinken scheint, die der neuen Welt nichts mehr zu sagen haben.

Kraschewski nach 1863 repräsentierte mit seiner eigenen Person eine ganze Emigrationslitteratur, und aus seiner Villa in der Nordstrafse in Dresden schienen die geistigen Tendenzen und Interessen der Heimat, wenn nicht ihre Regulative, so doch mindestens ihre Zensur bekommen zu sollen; Kraschewski wahrte eifersüchtig dieser Emigration, d. h. sich selbst das Recht solchen Mitsprechens und Aburteilens. Er sollte von Dresden aus ein Lemberger Journal redigieren und halten; als dies nicht gelang, publizierte der frühere Redakteur der Polnischen Zeitung wenigstens Jahresübersichten, »Rechnungen«, in denen scharf mit Galizien, nachsichtig mit dem Posenschen verfahren wurde; als er endlich einsah, dafs sein politischer Einfluss unbedeutend bleibt, kehrte er sich von der Politik ab, gründete ein unpolitisches Blatt in Dresden, das, ohne auf Gelehrsamkeit und Stoffsammlerei wie sein einstiges »Athenäum« gerichtet zu sein, Kulturfragen dienen sollte, und als dies wieder fehlschlug, versuchte es der Romancier noch einmal mit der Mitarbeiterschaft an einem liberalen Organ in Krakau, bis er auch dies enttäuscht aufgab; der schliefsliche Erfolg dieser ganzen Thätigkeit war ein negativer; ein durchaus unpolitisches Talent, wufste Kraschewski nie Programme, Direktiven zu formulieren, Wege vorzuschlagen, höchstens den augenblicklichen Zustand der Geister, die Erwartungen zu umschreiben und durch nicht immer oder wenigstens nicht in dieser Form gerechtfertigte Angriffe auf Personen, wie Schujski, Popiel u. a., Anhänger zu verlieren und Widersacher zu gewinnen. Mit richtiger Erkenntnis gab er schliefslich jedes politische Thun auf, nur noch in zahllosen Korrespondenzen zu den verschiedensten Blättern neben litterarischen oder künstlerischen Stoffen auch politische berührend. Er zog sich sonst ganz auf seine Belletristik zurück.

Hier hatte er unterdessen neue Positionen zu schaffen gewufst. Für den Augenblick, 1864, spaltete sich seine Thätigkeit: als Bohdan Boleslawita, mit dem Motto »All is true«, schrieb er ohne Rücksicht auf die russische Zensur, während der alte Josef Ignazy Kraschewski fortfuhr, in Zeitschriften und Büchern jahraus jahrein in einer Unmasse socialer und historischer Erzählungen und Romane dem Tagesbedürfnisse sein grobes, tägliches Brot, das mit den feineren, aber unbekömmlicheren Erzeugnissen der Franzosen konkurrierte, zu liefern. Als Boleslawita verarbeitete er den Eindruck der Ereignisse von 1859—1864, die geheime Propaganda der Jugend, die mit einer Aureole spontanen Zusammengehens aller Stände, Alter und Geschlechter verklärten Demonstrationen in den Kirchen und auf den Strafsen, den Ausbruch des ungleichen Kampfes, die bis zum Wahnwitz fanatisierte Jugend, den zagen, vor jeder Verantwortlichkeit zurückscheuenden, servilen Adel, den nüchternen und doch patriotischen Juden, den Russen, vom Spion bis zum Mitverschwörer; einmal sogar griff er in die Geschichte zurück und liefs drei Generationen der Pluts an den »Verschwörungen« seit der Barer Konförderation teilnehmen. Dabei veränderte sich langsam seine eigene Stellung zu diesen Ereignissen: in den ersten, in halb konvulsivischer Erregung geschriebenen Werken stand Boleslawita ganz auf der Seite der »Roten«, hatte für die »Weifsen« nur Hohn und Spott, erhoffte alles von der Exaltierung der Massen; als die Ereignisse zurücktraten, gewann Oberhand kälteres Blut, Besonnenheit, begann er an der Zweckdienlichkeit der Mittel zu zweifeln, bis zuletzt der »Rote« nicht weit abstand von einer unbedingten Verurteilung alles Liberum Conspiro und mit den privilegierten Löschern des Geistes, mit der Krakauer geistigen Feuerwehr fast auf eine Stufe trat; er verwahrte sich im Grunde nur gegen deren Übertreibungen, gegen das Verdächtigen und Ausschliefsen der Emigranten als solcher; gegen die Lieblosigkeit, mit der man den unglücklichen Opfern begegnete, für die er seine Zeit und Arbeit stets gern zur Verfügung stellte; gegen die servile Furcht, mit keiner »Polakerei« irgendwo anzustofsen. In diesen, oft in fieberhafter Eile hingeworfenen Revolutionsscenen, Parallelen (»Wir und Sie«), Anklagen, Pamphleten, verlor Kraschewski die Möglichkeit breiten, detaillierten, objektiven Schilderns; der Stil, die Führung der

Erzählung, die Charakteristik der einzelnen Gestalten waren alle gleich abgerissen, fragmentarisch, blofs andeutend; sprunghaft, nicht immer klar, nicht gehörig motiviert oder sogar unüberlegt entwickelte er die Handlung. Und diese Art oder dieser Mangel blieb jetzt an seiner Produktion haften; nur ausnahmsweise erfreute er mit abgerundeten, sorgfältigst durchdachten und komponierten, meist kleineren Erzählungen.

In seinen socialen Romanen, wie in jenen revolutionären, wiederholte sich der Hafs geradezu gegen Adel (Magnaten) und Geistlichkeit (Jesuiten); hatte er doch die Campagne gegen das Unfehlbarkeitsdogma in seinem eigenen Organ wacker unterstützt. Es fand sich förmlich wieder ein der alte Kraschewski vor 1840, aus den »Vier Hochzeiten« und anderen Pamphleten; waren dies damals eher Proteste eines mit der schalen Umgebung zerfallenen Künstlers, so entschied jetzt ein wohlerwogenes socialpolitisches Dogma, Überzeugungen, nicht Launen und Capricen. Der Dichter hatte den wolhynischen Adel bei der Vorbereitung der Bauernemanzipation, den krakauisch-galizischen beim Antichambrieren in der Hofburg und eine stattliche Galerie seiner Vertreter im Auslande kennen gelernt, und sie wurden ihm alle zu seinen Morituri. Von ihnen ist nichts zu erhoffen: ihre besten Vertreter, die Branski im Roman (»Morituri«) wissen nur noch mit Anstand zu sterben; sonst, im Durchschnitt, sind sie eitel, genufssüchtig, ohne Überzeugungen, glauben nur an reiche Heiraten und Orden, kennen nur Spiel, Pferde und Maitressen oder sind Heuchler, Intriganten und verdecken gewissenlosestes Treiben mit Phrasen von dem Berufe des Adels und der privilegierten Klassen, alle verächtlich, von den eigenen Standesgenossen, den wenigen, die unter cynischer Maske noch ein Ehrgefühl bergen, selbst verhöhnt; der Kraschewski der 50er Jahre, der Verherrlicher von Tradition, Standesbewufstsein, Patriarchalismus, war zu einem Demagogen geworden. Die Klasse als solche hat abgewirtschaftet; nur Einzelne, die dem Aberglauben von der Entehrung durch Arbeit entsagen, werden zu den Resurrecturi, doch war die Darstellung der Morituri ungleich lebenswahrer, überzeugender; sie sind erschaut, die ersteren erdacht. Der Dichter verschmähte jetzt nicht mehr die Drastik der Hintertreppen- oder der Polizeiromane: männliche und weibliche Hochstapler, Demimonde, Erbschleicher, Fälscher, Spieler,

Ehrabschneider, Tartuffs; Kinderaussetzungen, Verbrechen und Totschlag drängten sich auf seinen Blättern; er verliefs die engere Heimat, weilte mit seinen Erwählten in kosmopolitischen Kreisen (»Ohne Herz«), scheute sich nicht, den nach Danzig übergesiedelten Zweig einer Familie als rechtlich, tüchtig, wohlhabend, den anderen in Polen verbleibenden als moralisch und materiell ruiniert darzustellen. Er wurde wieder zum Tendenzschriftsteller, nur hatte die Tendenz gewechselt; das Verdammen von Berechnung, Kühle, Materialismus, Prosa und die Verherrlichung der Exaltation, des Träumens, der Poesie vertauschten die Rollen. Neben diesen socialen Romanen, die manchmal zu förmlichen Abenteurerromanen herabsanken, bezeichneten die Jahre nach 1870 die steigende Vorliebe für den historischen Roman. Kraschewski hatte mit den Surrogaten eines solchen schon vor 40 Jahren begonnen, war zeitweilig zu ihm zurückgekehrt; erst in den siebziger Jahren begann ein systematisches, aufserordentlich fruchtbares und erfolgreiches Schaffen. Die Tendenz war freilich nicht dieselbe, die einen Rzewuski und Grabowski, Pol und Kaczkowski geleitet hatte; es handelte sich um keine Verherrlichung der Vergangenheit und ihrer Ideale, wie bei diesen; ebensowenig um ein Suchen nach Groteskem oder Gräfslichem, wie einst bei Kraschewski selbst; es war die Freude am Zuständlichen selbst, welche den Gestaltungstrieb anzog. Man könnte sogar fragen, ob diese historischen Romane nicht am längsten den Ruf des Erzählers lebend erhalten werden; freilich sind auch unter ihnen Gruppen von verschiedenem Werte zu unterscheiden. Die besten, z. B. »Gräfin Kosel« u. a., sind längst der deutschen Litteratur einverleibt.

Hatte der Historiker Röpell schon den Erzählungen des Rzewuski archivalischen Wert leihen wollen, so gebührt dieser ungleich mehr den Romanen des Kraschewski aus der Zeit des starken August und des schwachen Stanislaw (Poniatowski). Letzteren kannte Kraschewski noch aus der lebenden Tradition seiner Eltern und Grofseltern; dazu kam ein ausgedehntes Studium der Denkmäler, dessen Früchte er in seinem dreibändigen »Polen zur Zeit der Teilungen« niederlegte; eine Kenntnis der damaligen Korrespondenzen, — auf solcher baute er z. B. seine schöne litterarische Skizze »Krasizki« auf; der Denkwürdigkeiten, von denen er manche selbst herausgab, z. B. »Ochozki« u. a. Meist

verzichtete Kraschewski auf Haupt- und Staatsaktionen; es war fast Ausnahme, wenn die »Gräfin Kosel«, Flemming oder Brühl, die Minister und Günstlinge der »Sachsen«, in den Vordergrund traten; erfundene Menschen und Aktionen dienten als Vorwand, um Kultur, Sitte, Leben, Anschauungen, Sprache der Zeit wieder erstehen zu lassen; die Aktionen selbst waren mitunter unwahrscheinlich, immer recht lose, und doch ist fast kein einziger dieser Romane leer und nichtig, wie so viele seiner socialen es waren. Kraschewski wählte aus dieser Zeit auch die Stoffe zu seinen anspruchslos-amüsanten Komödien, die allerdings mehr dialogisiert als dramatisiert sind. Merkwürdig bleibt die Anziehungskraft, welche der Wojewode von Wilno, der verbummelte Karol Radziwil, auf ihn wie auf die übrigen Schriftsteller und Leser stets ausübt. Die polnische Litteratur hat einige Typen, zu denen sie gerne zurückkehrt, im Roman, Epos und Drama: Boleslaw der Kühne und Bischof Stanislaw im 12., im 16. und 17. Jahrhundert Halschka von Ostrog, die Zborowski, Twardowski, der polnische Faust, obwohl die Geschichte ungleich weniger zu berichten weifs von dieser vergröberten Kopie des deutschen, Passek. Ihnen reiht sich aus dem 18. Jahrhundert der ungebildete, kurzsichtige, leichtsinnige, derbe, trink- und jagdfeste, ahnenstolze Wojewode von Wilno an, das direkte Gegenbild »seines« Königs, den er auch als Gastgeber seine Überlegenheit, oder was er dafür hielt, merken liefs. Dafs um diesen Radziwil als ihre Sonne die Planeten des Rzewuski kreisten, würde noch nicht viel besagen; dafs er jedoch überhaupt als Verkörperung sarmatischer Oligarchie den so viel bedeutenderen Czartoryski und Potozki zum Trotz überdauerte, war keine besondere Empfehlung für diese; Kraschewski, sonst befangener, wufste wenigstens sein Ende lebenswahr darzustellen, während andere, auch die modernsten, z. B. Kazimierz Glinski in seinem historischen Lustspiel »Basjka« (1901), wie »Bärbel« gegen den Fürsten »Panie Kochanku« (sein Lieblingswort) ihre Ehe auf gar drastische Weise erzwingt, bei der alten, ganz einseitigen Auffassung des Charakters verblieben. Auch in diesen Romanen, namentlich in den gegen Ende des Jahrhunderts um Branizki oder um die Konstitution des 3. Mai spielenden, kam der Adel schlecht weg; die allgemeine Sittenverderbnis, ja

die moralische Verwilderung der Zeit wurde schonungslos aufgedeckt.

Anderer Art war der Cyklus seiner historischen Romane, 28 Romane in 79 Bänden, die nach Art von Freytags »Ahnen«, nur nicht an eine Familie, Ort u. dgl. gebunden, von den urslavischen Anfängen der Stara Basn (Alte Sage) bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts jede Wendung der Landesgeschichte begleiteten und erläuterten. Die Arbeit ging über die Kräfte eines Einzelnen, und doch hat sie Kraschewski, trotz der ungünstigsten äufseren Verhältnisse, zu Ende geführt, freilich mit immer sichtbareren Spuren der Überhastung, Ermüdung, Erschöpfung. Der Anfang erregte grofses Aufsehen, versprach in seiner altslavischen Idylle eine Apotheose aller Tugenden und Thaten des jugendfrischen Stammes; statt dessen mied der Verfasser in der Folge fast alle glänzenden Momente, verweilte bei den Schattenseiten, drückte eine pessimistische Färbung dem grofsen Unternehmen auf. Er begnügte sich mit einer roh zusammengezimmerten Handlung, mit chronikenartiger Darstellung, und wenn auch die in langjähriger Übung erreichte Meisterschaft den polnischen Fà presto nicht verliefs, so blieben doch nachhaltigere Wirkungen ausgeschlossen. Eine dritte, knappe Reihe historischer Romane betraf die Antike: ihrem Studium lag Kraschewski eifrig ob, übersetzte den Plautus noch in seinen Greisenjahren; Italiens Himmel und Kunst zogen ihn stets an; so entstand z. B. sein »Rom unter Nero«, sorgfältiger komponiert, welcher zur Zeit seiner Veröffentlichung (1865) förmlich aktuelles Interesse erregte, da der Vergleich der Verfolgungen der Christen und der Polen sich aufdrängte, obwohl der Verfasser, der sonst mit Reflexionen, Moralisationen, Vergleichen rasch zur Hand ist und sogar die Illusion zu zerstören sich nicht scheut, diesmal jeglicher Andeutung sich enthielt.

Abgesehen von Erfolgen und Angriffen, von glänzenden Triumphen und schmählichen Katastrophen, von spärlichen Freuden und schmerzlichen Enttäuschungen, die ihm Arbeit und Laufbahn bereiteten, konnte Kraschewski am Abende seines Lebens mit Befriedigung auf das Kulturwerk zurückblicken, das er ganz allein geschaffen hatte; er war auf Zeiten getroffen, in denen polnische Bücher, zumal in der besseren Gesellschaft, ein unbekannter Luxus waren, da die französischen allen Bedarf

deckten; er hat diese Zeiten umgeschaffen, er machte das polnische Buch heimisch im Salon wie im Kämmerchen; er überschwemmte das Publikum mit leicht und lose gemachten, aber stets interessanten Sachen und wenn nationale Litteratur nationaler Apathie am wirksamsten entgegenzuarbeiten hat, so ist seine Leistung unschätzbar; es gab keinen anderen gleich unermüdlichen, gleich erfolgreichen Wecker der Geister, und die Jubelovationen, die ihm 1881 in Krakau entgegengebracht wurden, waren redlich verdient. Trotz seiner aufserordentlichen Belesenheit in fremden Litteraturen, seiner Vorliebe für Fremde, z. B. für Dante, hatte fast jede von den Millionen seiner Druckzeilen immer nur Polen und das Polentum, direkt oder indirekt, im Auge; es gab keine einzige litterarische, historische, sociale Frage, in der er nicht das Wort ergriffen hätte, bis in seine spätesten Lebenstage: kaum hatten in Preufsen die Landesverweisungen der österreichischen und russischen Polen begonnen, sofort schrieb er, mit den schon steifgeschwollenen Fingern, auf dieses Thema den Roman »Die Unglücksstunde«, in dem der Posener Adel allerdings nicht mehr so glimpflich wegkam wie in den alten »Rechnungen« des Boleslawita von 1868 und den folgenden Jahren. Wohl hat er zeit seines Lebens fast in jeder ästhetischen, politischen oder religiösen Frage, mochte es sich nun um Los und Beruf des Künstlers auf Erden, um den Wert von Traditionen, um Berechtigung der Leidenschaften, um das Verhältnis zum Glauben handeln, seinen Standpunkt gewechselt, und mit Leichtigkeit könnte man ihn aus seinen eigenen Auslassungen als einen »Weifsen« und einen »Roten«, als einen Strenggläubigen und einen Freigeist, als einen Erzkonservativen und einen Revolutionär, als einen Verteidiger der Ideale, der Kunst um der Kunst willen, und einen Vertreter des Materialismus, der Kunst als Mittel und Propaganda, konstruieren. Mazzini und Metternich, Veuillot und Büchner, ein Prärafaelit und ein Naturalist, sie könnten alle diesen Proteus für sich reklamieren. Im Grunde änderte er sich wenig, als Schriftsteller sowohl wie als Mensch; Schroffes, Eckiges stiefs er zuletzt immer ab; sein empfindlicher Organismus reagierte auf alle einander ablösenden Strömungen; die Resultante neigte stets dem Fortschritte und der Humanität zu; das Licht, das er trug, mochte manchmal bedenklich flackern, — es erlosch nie. Hatte Mizkiewicz die polnische Poesie geschaffen,

so schuf er die Prosa, die hausbackene, alltägliche, die für das nationale Leben fast wichtiger ist als das poetische Pracht- und Prunkkleid der Festtage. An ihm haben ganze Generationen polnisch lesen gelernt. Er war kein phänomenales Talent, — phänomenal war nur seine Arbeitskraft und Arbeitslust; er hat kein einziges unvergängliches Werk geschaffen; für seine entmutigte, verzagende, schlaffe Zeit hat er mehr gewirkt, als der gröfste Genius, dessen Fluge nicht alle folgen können. Er war das geistige Salz der polnischen Erde, unerschöpflich, leicht zu schürfen und gleich zu verwenden, wie es aus deren Bergwerken wirklich gewonnen wird.

Kraschewski war übrigens nicht der einzige Vertreter der neuen Emigrationslitteratur seit 1864, für die charakteristisch blieb der »Emigrationsspleen«, das gallige Nörgeln an den Menschen und Verhältnissen daheim, zumal in Galizien, über welches man die volle Schale heiligen Zornes ausgofs, während das Posensche und Kongrefspolen glimpflicher wegkamen; daneben die Unkenntnis der neuen Entwicklung, das Berichten darüber aus blofsem Hörensagen und Kombinieren, bei Kraschewski nicht anders als bei Turgeniew und seinem Neulandfiasko, bei beiden aus denselben Gründen. Ein anderer Vertreter der Emigrationslitteratur ist »T. T. Jesch» (Zygmunt Milkowski), eine der interessantesten, sympathischesten litterarischen Erscheinungen, als Mensch freilich noch interessanter, der seinen besten Roman gelebt hat, ein Mann nicht nur der Feder, wie die polnischen Litteraten und ihre Brüder in Europa, sondern der Aktion, des Liberum conspiro, einer jener Polen, die nach A. Herzens Ausspruch auf jedes Signal eines Revolutionshornes mit einem »Hier!« antworten; ein Mann, den die furchtbarsten Qualen, materielle und psychische, nicht gebrochen haben, dem nach seiner Londoner Hungerperiode, da er in neun Tagen nur zweimal etwas genofs, in Serbien an seinem Familienhause der Choleratod deshalb gnädig vorbeiging, weil er den Hungertod nicht in seinem Werke stören wollte; der tapfere Ungarkämpfer von 1848, Emissär, Organisator; ein würdiger Sprofs der Familie, die vom Grofsvater, dem Kosziuschko-Offizier und vom Vater, dem Napoleonskämpfer her, für Freiheit und Gleichheit, ohne adelige Vorurteile, mit Einschlufs des Bauern und Juden, geblutet hat; einmal wurden mit »Jesch« seine beiden jüngeren

Brüder gefangen genommen, der eine kriegsrechtlich erschossen, der andere nach Sibirien verschickt. »Jesch« begann mit »Korrespondenzen und interessanten Schilderungen eines Landstreichers« aus der Dobrudscha und Bulgarien und schritt zu Romankompositionen über, wobei er die gewöhnlichen Grenzen polnischen Schaffens erheblich erweiterte. Er hatte sich unter Ungarn und auf dem Balkan gründlich umgesehen und bearbeitete nun, der erste in der polnischen Litteratur, ungarische, bulgarische, bosnische Stoffe mit grofsem Erfolg; sein »Szandor Kowacz» schilderte den unter Serben aufgewachsenen Magyaren, der, bereits entnationalisiert, im Unabhängigkeitskampfe von 1848 sein Stammgefühl wiederfindet; sein »Asan« schilderte die Erhebung der Bulgaren gegen die Byzantiner, seine »Uskoken« (1871) und eine ganze Reihe anderer Romane (»Harambascha«, »Dahijszczysna« u. s. w.) die Kämpfe der Bosnier oder Serben um ihre Freiheit. Er kannte Land und Leute aufs trefflichste, erzählte flott, und die südslavischen Litteraturen hatten längere Zeit keine eigenen Publikationen, die sie dem »Jesch«, dessen Werke in Übersetzungen sie sich aneigneten, zur Seite stellen konnten; sind doch der Bulgare Wasow, der Kroate Schenoa u. s. w. alle jüngeren Datums; so machte sich der Pole um südslavisches Leben verdient. Er verfolgte dabei seine eigenen Zwecke, denn seine Darstellungen solcher fremden Freiheitskämpfe sollten die eigenen Landsleute elektrisieren oder im ungleichen Ringen stärken. Neben diesen historischen und ethnographischen Romanen aus der Fremde schrieb »Jesch« historische Romane aus der polnischen Vergangenheit, aus den Kosakenkämpfen u. a.; bedeutsamer waren seine socialen und der Geschichte des 19. Jahrhunderts entnommenen. Er hatte gerade mit einer Bauerngeschichte von 1831 debütiert, mit seinem »Wasil Holub«, der in die Steppe vor der Brutalität seiner Herren entrinnt, und dem das Leben im Kampfe vor Daschow durch einen dieser Herren gerettet wird; es folgte eine lange Reihe von Romanen, in denen die Verhältnisse Podoliens, der Ukraine, Litauens, die verarmenden Fürstengeschlechter, die Emporkömmlinge aus den Ökonomen und Pächtern, der laue Patriotismus, der mit Phrase sich begnügt, die Bauernfrage, die Emanzipation der Frau u. s. w. dargestellt wurden. Eine der schönsten, gefühltesten ist die Geschichte vom »Ur-Urenkel«, die

Geschichte der Milkowski selbst und ihrer humanen Bestrebungen, ihrer Verehrung für den »Naczelnik« Kosziuschko, an der der Jude teilnimmt, mit seiner Familie das Gedächtnis des grofsen Toten beweinend, als wäre es ein Patriarch aus Judas Geschlecht; dazu das Pendant »Die Geschichte vom Ur-Urahnen«, von dem tapferen Bauern, der bei seinem Bauerntum verbleiben will und sich dadurch den Adel abspenstig macht. Auch in seinen Romanen verblieb »Jesch« der Agitator, Propagandist: das Satirische überwog bei weitem; er zeichnete die Unbeholfenheit, Verweichlichung, Apathie, Trägheit, Heuchelei in scharfen Zügen und erzielte die komischesten Effekte, z. B. mit seiner Fürstenfamilie in den »Opfern« oder mit der politisch-militärischen Diskussion des litauischen Adels 1831 im »Zweiten Gebot«; er eignete sich die russische Schreibweise an, der Saltykow und Genossen, mit ihren Allegorien, um dem Cerberus-Censor ein Schnippchen zu schlagen und die Konterbande anständiger Gedanken durchzuschmuggeln; er wollte kein Künstler sein, trotzdem der epische Zug, die Lust am Fabulieren schon das Kind ausgezeichnet hatte; die Komposition liefs viel zu wünschen übrig, alles Gefühlvolle und Sentimentale lag dem Manne der That fern; jede seiner Schriften sollte eine politische oder sociale Aktion werden, gegen Unwissenheit, Egoismus, Vorurteile, Verstellung jeglicher Art zu Felde ziehen; aus jeder Zeile sprach der überzeugte Demokrat, der die Selbstaufopferung für das Wohl der Allgemeinheit nicht nur mit der Feder, sondern auch mit seinem ganzen Leben predigte; der durchgeistigte Typus eines polnischen Bauern enthüllt sich aus seinen physischen und psychischen Zügen, wie aus Tolstoj der Mushik. Die lebhafte, flotte Darstellung, mit den aufgeklärten, demokratischen Prinzipien, mit dem stark pulsierenden Nationalgefühl, entschädigte den dankbaren Leser für die Schärfe des Ausdruckes, der, ganz wie bei den Russen, um Salonfähigkeit sich nie bekümmerte, für die lose Führung der Erzählung mit ihren überwuchernden Episoden und Digressionen, für den Mangel rein ästhetischer Effekte; »Jesch« blieb Tendenzschriftsteller in ungleich höherem Grade als etwa Kraschewski. Er veröffentlicht jetzt den Roman seines Lebens, »Von der Wiege durchs Leben«, in äufserst umständlicher Weise bei den Jugenderinnerungen verweilend.

Die Bedeutung von Elise Orzeschko (Orzeschkowa) wurzelt zum

Teil ebenfalls in Tendenzen und Ideen und gehört mit ihnen der Vergangenheit an, denn die Frauenemanzipation, an der sie in ihren Anfängen so wirksam mitarbeitete, in Polen wie in Deutschland, wo ihre Erzählungen, z. B. »Martha«, als Agitationsmittel verwertet wurden, ist bereits ein überwundener Standpunkt. Neben der Tendenzschriftstellerin, deren jedes Werk einst leidenschaftlichen Wiederhall fand, die ganze Frauengenerationen begeisterte und stärkte, neben der humansten, liebevollsten Dienerin der Idee selbst verehrt die Litteratur, nicht nur die polnische, sondern auch die russische und deutsche in ihr die grofse Künstlerin; Orzeschkowa im Roman und Konopnizka im Gedicht sind in der Frauenlitteratur aller Zeiten und Länder überragende Erscheinungen und rechtfertigen vollauf die hohen Erwartungen, die man in Polen stets von den Frauen hegte: erklärte doch schon 1535 der Krakauer Professor, gleichzeitig mit dem Frauenverteidiger Agrippa in Deutschland, dafs die weiblichen Ingenia subtiler wären als die männlichen — lernten doch schon die Mädchen früher sprechen als die Knaben — und dafs die Männer nur aus Furcht um ihre privilegierte Stellung die Frauen neidisch vom Studium fernhielten. Eigene schmerzliche Enttäuschungen wie öffentliche Katastrophen haben den im Kinde bereits schlummernden Trieb zu äufserer Gestaltung innerer Eindrücke mächtig gefördert; die verhängnisvollen Jahre 1861—1863 haben im Leben der Schriftstellerin wie in dem ihrer Nation, speciell ihrer Provinz — denn »Litauerin« ist die Orzeschkowa, wie Mizkiewicz und Syrokomla »Litauer« waren — den Umschwung herbeigeführt.

Zuerst sonderten sich die Geister. In dem Kampfe, der die Bauernemanzipation begleitete, zeigte sich, wer egoistischen Standesinteressen und wer Humanität und Gerechtigkeit zu dienen gedachte; beim Ehepaar Orzeschko ging diese Demarkationslinie zwischen Mann und Frau. Die Emanzipation führte nun eine gesellschaftliche Umwälzung in ihrem Gefolge; dem Adel, d. h. der Intelligenz, waren mit einemmal die bisherigen bequemen Existenzbedingungen, das sorgenlose Sichverlassen auf die Arbeit anderer entzogen; seine materielle Grundlage, die ihm das süfse Nichtsthun, das Träumen, das Geniefsen durch Jahrhunderte ermöglichte, war zerstört; die unentgeltliche Fronarbeit seiner Bauern hatte mit einemmal aufgehört. Der polnische

Adel hat übrigens diese Katastrophe ungleich besser überstanden als der russische, obwohl jenen gleichzeitig noch schwerere Katastrophen, die furchtbaren Folgen der Insurrektion von 1863 trafen. Am meisten litt unter den kombinierten Folgen der socialen und politischen Revolution die polnische Frauenwelt, die am wenigsten vorbereitet war, schwere Schläge zu ertragen. Waren bisher die Töchter des Adels zur gesellschaftlichen Repräsentation erzogen, nur mit der Aussicht, früher oder später, mehr oder minder vorteilhaft unter die Haube zu kommen, so hörten nicht nur die vorteilhaften Partien jetzt auf, da das Edelgut ohne die »Seelen« und deren Frone einen zweifelhaften Wert repräsentierte, sondern es fehlte oft an jeder Möglichkeit, überhaupt eine »Partie« zu machen; gab es doch ganze Gegenden, wo die männliche intelligente Jugend durch Exekutionen, Deportationen und Emigrationen einfach vertilgt worden war.

In »Martha« (1872) hat die Titelheldin, wie ihre Jugendgenossinnen ihr Ziel glücklich erreicht, hat gut geheiratet, freut sich des braven Mannes und eines lieben Töchterchens. Da wird ihr der Mann entrissen; sie ist auf sich selbst angewiesen; für diesen Kampf ums Leben ist sie nicht vorbereitet, sie hat zwar Talent, sie zeichnet, musiziert, parliert französisch, aber nichts in dem Grade, um davon leben zu können, und sie giebt nach Versuchen und Demütigungen aller Art diese Lebensberufe auf; sie näht Tag und Nacht und schafft nicht einmal das trockene Brot; ausgesetzt schimpflichsten Lockungen, widersteht die Keusche standhaft, doch als das Kind ihr vor Entkräftung zu sterben droht, als sie bettelt, um ihm eine Arzenei kaufen zu können, streckt die zu Tode gepeinigte Mutter die Hand nach fremdem Gelde aus, und als Diebin verfolgt findet sie den Tod unter den Rädern. Über diesen Fall aus dem »Polizeibericht« könnte man die Achsel zucken; 1872 mufsten sich sehr viele Mütter bangen Herzens fragen: was soll aus meiner Martha werden? Diese ungeschminkte Erzählung wirkte wie ein Notschrei, war ein Alarmruf.

Schon vor sechs Jahren hatte Orzeschkowa mit Novellen und Romanen debütiert; erst »Martha« machte ihren Namen zu einer Losung. Die von ihrem Mann getrennt lebende Frau hatte bisher mit Vorliebe das naheliegende Thema ungleicher, unglücklicher Ehen behandelt, der einseitigen, verkehrten

adeligen Erziehung, deren Fundament, der Gratisgenuſs fremder Arbeit, ihr eben entzogen war, die es dem Mädchen unmöglich machte, sich herauszufinden, sie dem ersten besten, der ihr durch seine gesellschaftliche Stellung, durch romantische Phrasen oder den schöngedrehten Schnurrbart imponierte, auslieferte und bei der Unlöslichkeit der katholischen Ehe fürs Leben unglücklich machte. Solches Los schilderte ihr erster gröſserer Roman, »Herr Graba« (1869), wo Herr Graba, wie schon der Name andeutete, zum Teil Herr Orzeschko war — beide Namen nämlich bezeichnen Ähnliches; ebenso »Wazlawas Tagebuch« (1870), die bei all ihrer Unfertigkeit, Schablonenhaftigkeit, Überschwenglichkeit und gräſslicher Weitschweifigkeit durch den Protest der Frau gegen unwürdiges Ehejoch das Aufsehen erregten, das ihrem ästhetischen Werte nicht entsprach. Wazlawa wuſste sich vor der unglücklichen Ehe zu wahren, aber enterbt von der reichen Verwandten, die diese Ehe wünschte, muſste sie sich den Lebensunterhalt schaffen, wurde Lehrerin; der Hinweis auf das Ergreifen eines selbständig machenden Berufes oder Handwerkes war damals für Orzeschkowa charakteristisch. Wenn ihre bisher vom Glücke verhätschelte »Monika« in der allgemeinen Katastrophe von 1863 Vater und Bräutigam verlor, vergebens nach Arbeit suchend, auf den Straſsen verzweiflungsvoll die Hände rang mit dem Ausrufe, ich kann ja nichts!, so verwies die Schriftstellerin die Eltern ganz ausdrücklich auf das Los dieser Unglücklichen, besonders auch jene Philister und Heuchler, die unentwegt auf den ausschlieſslichen Familienberuf, auf die Konservierung weiblicher Unselbständigkeit drängten. Natürlich stellte sich damit die Schriftstellerin in Gegensatz zu landläufigen Anschauungen, und wahrte sich auch sonst freiere Meinungen; dafür wurde sie, die Mäſsigung selbst, zu einer Art Petroleuse, zu einer Zerstörerin des Eheherdes, ja des Glaubens bei den Zionswächtern: in der That waren es nur die Scheinheiligen beiden Geschlechts, die sie mit Haſs verfolgte und bloſsstellte, sie, die sonst nur an die Antigone erinnert, die nicht mitzuhassen — mitzulieben geboren ist, die auch in »Herr Graba« und seinesgleichen die Früchte verkehrter Erziehung eher bemitleidete als anklagte.

Tiefstes Mitgefühl mit allen Verfolgten, Unglücklichen, Enterbten, den grauen Massen des Lebens, das sie jetzt in ihrem Grodno am Niemen umgab, wo sie die früheren, ausschlieſslichen

Beobachtungen des Edelshofes und Adelslebens im städtischen Treiben ergänzte, gab ihr ihre Bilder und Betrachtungen ein. Sie wandte ihre Sympathie den Juden zu, von denen ihr Grodno und Wilno wimmelte, und so entstanden ihre berühmten Judennovellen (»Der starke Simson« u. a.) und Romane (»Meir Esofowicz«, 1877); im letzteren wurde wie vor 60 Jahren in »Lejbe und Siora« des Niemzewicz, der Kampf zwischen Aufklärung und ertötendem Buchstabenglauben des orthodoxen Fanatismus geschildert; freilich stand unendlich hoch über dem platt-nüchternen »Klassiker« diese stellenweise leidenschaftliche, immer tiefbewegte, farbige, lebensvolle Schilderung der Sitten und Menschen. Auch dieser Roman war ja ein Tendenzroman, und die Einleitung sprach es deutlich aus, ebenso die Zeichnung der Hauptfigur; bei der numerischen und materiellen Rolle des Judentumes in Polen, bei seiner traditionellen moralischen Verwilderung, bei der Entfremdung zwischen den Söhnen desselben Landes lenkte die Verfasserin mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieses entlegene Schybow, auf seine Melameds und Cheders (Lehrer und Schulen), welche die Chassidim mit ihrem Hafs gegen die christlichen Gojim und gegen die Verräther des Talmud unter den Eigenen grofsziehen, unter denen Meir aus den alten nationalen Werken des Maimonides noch allein schöpfend, die glühende Liebe zu den Seinen mit sehnsuchtsvoll-ahnendem Streben nach Aufklärung verbindet und im ungleichen Kampfe unterliegt. War die Idee eine tendenziöse, so zeugte die Ausführung von wunderbar erstarktem Können der Schriftstellerin; die Detailmalerei, die Lebenswahrheit mancher Gestalten offenbarte sich gleichzeitig in dem Kabinettstück von »Simson« und dem gröfsten Triumph seines Lebens, eine poetische Vision aus dem litauischen Ghetto, die nicht zu übertreffen war.

Von den Juden wandte sich Orzeschkowa zu den Bauern; war doch ihr erstes Debut Schilderung des Bauernelendes gewesen, hatte sie doch keine Gelegenheit versäumt, Studien unter dem Volke zu treiben, von denen auch die Warschauer »Wisla« Zeugnis ablegt. Dieselbe Sympathie wie dem Juden bringt sie dem weifsrussischen oder litauischen Bauern entgegen und weifs dabei noch ganz andere Schätze von Poesie zu heben. Ist ein und das andere (z. B. »Niederungen«) tendenziös-trockener ausgefallen, so entschädigen für alles »Die Dziurdzias«, eine der

vollkommensten und traurigsten Bauerngeschichten zugleich, von der Macht des »Occultismus« in dem abergläubischen Dorfe, dem die herzensgute, frische, hübsche Pietrusia zum Opfer fällt, da sie durch Verkettung von allerlei Umständen, durch Dummheit und Bosheit anderer, des Verdachtes, hexen zu können, sich nicht erwehren kann und ihm zum Opfer fallen muſs; wie dieser Verdacht entsteht, wächst, unausrottbar wird, ist auf dem Hintergrunde ländlicher Scenerie mit erschütternder Treue durchgeführt. Neben dem Bauer kommt in Litauen der Typus des Dorfadels, der Bene nati in den verschiedenen »Zascianki« und »Okolize«, Adelsnestern, vor, der sich gegen den Bauern streng als Kaste abschlieſst, obwohl er in der Lebensführung sich mit ihm nahe berührt. »Bene nati« ist eine der bedeutendsten unter den Erzählungen der Orzeschkowa, eine der Höhen polnischer Belletristik überhaupt, die von Lebensfülle strotzende Charakteristik der Osipowicze und anderer Typen (des Hochzeitsbitters und seines Klienten), des Kontrastes und Konfliktes wegen des »Cham«, d. i. des Bauern Jerzy, dem Salusia zugethan ist, und auf den sie wegen dieses Kastenhasses verzichten muſs, worüber ihr schlieſslich das Herz bricht. Neben Bauer und Bauernadel kommt auch die Stadt zu ihrem Rechte mit ihren Dienstboten, Tagelöhnern, Handwerkern, mit ihren Lästerzungen, Versuchungen, Elend aller Art, physischem und moralischem, dem wenigen Licht und Luft in den schmutzigen, dunklen Höfen, in allen diesen Winkeln und Ecken; auch hier ist von einem Dorfcham (dem Fischer) und seiner Franka die Rede, die sich auf ihre »gute Familie« und ihre städtischen Manieren so viel einbildet und seine Herzensgüte gar nicht verdient, und wieder kommt hier eine »Jendza« (Hexe) vor, die mit ihrem aufopfernden Sinne diesen Schimpfnamen ebensowenig verdient wie jene Pietrusia auf dem Dorfe, die aber in der Stadt und mit ihrer Energie aller üblen Folgen der Nachreden von Dummen und Bösen sich zu erwehren weiſs; neben ihnen eine ganze Schar aller möglichen Verlassenen und Unglücklichen, die, wie die Verfasserin selbst, trotz allen Leides und Elends nicht verbittern.

Von allen diesen Tragödien im kleinen zog es die Verfasserin zeitweilig in fernste Zeiten und Gegenden: es waren vielleicht Erfolge ausländischer historischer Romane, die ihr die Vertiefung in römische Zustände nahelegten, oder es waren die

Parallelen zwischen jetzt und einst, die sich ihr aufdrängten. Das bedeutsamste dieser Werke, welche übrigens Detailmalerei und epische Breite ausschlossen, ist die auch ins Deutsche übersetzte »Mirtala«, die Jüdin, die zwischen dem Römer und seiner Kultur und ihrem Stamme schwankt, mit dem heldenhaften Jonathan, mit der Gemeinde, in der die fanatischen Anhänger Schamais und die des sanften Hillel einander entgegentreten, in der hassenden, verachtenden, neidischen römischen Umgebung. Die Sprache ist, wie auch sonst, pathetisch, eine rhythmische Prosa, in geschwellten Perioden, die Darstellung überladen mit Beschreibungen; vielleicht dachte sie, wie Kraschewski in seinem »Rom unter Nero«, an das eigene Volk, als sie von dem unterjochten Stamme und seinen frisch geschlagenen Wunden erzählte. Doch kehrte sie von diesem Ausflug nach der trüben Tiber zu ihrem klaren, kalten, tief eingebetteten Niemen zurück. Hatten ihre Exkurse unter Juden, Stadtleute, Bauern, Dorfadel den Gesichtspunkt der polnischen Belletristik jedesmal erweitert, so hatte sie nie aus den Augen gelassen die Leute ihres Standes, die Herren und die Halbherren, die es jenen nachthun wollen (»Pompalinscy« — jeder kennt in Litauen die Familie, die dazu Porträt gesessen hat), bis auf die Leute von der Okoliza, den Bauernadel der Bohatyrowicze, herab, die mit den Korczynski und Roshyz jene drei Sphären repräsentieren. »Am Niemen«, ihr ausführlichster, in epischer Breite einhergehender Roman, schildert neben einer Reihe interessanter Frauen, nervöser Heldinnen die Wechselbeziehungen dieser drei Sphären, die Entfremdung zwischen Adel und Kleinadel, die im Namen alter, heiliger Tradition behoben werden muſs, den auſserordentlichen Wert, welchen nach allen Katastrophen, die, im tiefsten Hintergrunde gehalten, doch die Typen des Vordergrundes und ihre Aktion bedingen, die Erhaltung des Landbesitzes beansprucht, an den alle Mühe zu setzen ist.

Neben diesen traditionellen, heimischen, fast provinziellen Gefühlen hatten bereits längst fremde Doktrinen, kosmopolitische Tendenzen, sociale Utopien Eingang in Herzen oder Köpfe dieser litauischen Universitätsjugend und emanzipierten Mädchen gefunden; in Skizzen und Romanen hatte Orzeschkowa diese Realisten, Nihilisten, Kosmopoliten, Pessimisten zu gestalten versucht, die Leute, welche die ganze Welt lieben, bis auf die

heimischen Gegenden, an die sie äufserer Zwang fesselt, die die symbolische blutrote Blouse anlegen, denen die heimischen Traditionen vor den »wichtigeren Sachen« ganz zurücktreten. Es wollte die Verfasserin, denn ohne Tendenz schaffte sie nie, warnen vor diesen Einseitigkeiten, Realismus und »Nüchternheit«, die schliefslich nur nackten Egoismus decken. Freilich, mit diesen Propagandisten wufste sie sich nicht recht abzufinden, wufste nicht glaublich zu deuten den Mifsklang zwischen der Allliebe, die gepredigt, und der Genufssucht, der gefolgt wird, zwischen Herzenskühle und Ideenschwärmerei; den bezeichnenden Titeln »Seifenblasen«, »Gespenster« entsprechen weniger deutlich gesehene Gestalten; persönliche Enttäuschungen, Hafs wegen erlittenen Unrechts, Neid auf fremdes Glück, Exaltierungen und Abspannungen bis zum Unglauben an die eigene Person sind noch die verständlichsten Motive. In den »Ursprünglichen« offenbart sich ihre Ursprünglichkeit in dem Kult ihrer eigensten Interessen, im krassesten Egoismus der zu einer ganzen Galerie vereinigten Kosmopoliten aus allen Sphären. In den »Melancholikern« werden in losen Skizzen die Nuancen dieses Typus vorgeführt, die Enttäuschten, die vor den Gespenstern des Todes und der Leere nur in werkthätiger Liebe sich schützen könnten; charakteristischer sind ähnliche Skizzen, »Funken«: Funken, die da noch unbeachtet, unbewufst glimmen unter der Asche des Egoismus, der Jagd nach der »Lebenspastete«, — die Verfasserin liebt, wie russische Schriftsteller, solche Bilder und Allegorien aus der Sprache des despotischen Ostens und seiner Sklaven-Weisen und Märchenerzähler, die nur in derlei Umschreibungen und Parabeln sich ausdrücken dürfen; Erinnerungen an Jugend, Heimat, nationale Zugehörigkeit, die ein Nichts, eine vergessene Melodie, ein vergilbtes Blatt, belebt: es öffnen sich die Augen, und man entdeckt die furchtbare, trostlose Leere des verfehlten Daseins, des ungedankten, zwecklosen Düngens fremden Bodens mit eigenem Schweifs und Blut: erschütternde, zur Einkehr mahnende Bilder. Aus derlei »Melancholikern« und Jägern nach der »Pastete«, die die »bemalten Töpfe« und »gestickten Socken«, d. i. Ehre, Gewissen, Anhänglichkeit an Vaterland, Volk, Familie, längst zerschlagen oder fortgeworfen haben, rekrutieren sich die Helden ihrer letzten Romane, »Zwei Pole«, »Der Australier«, »Die Argonauten« (1900), zu denen jene Skizzen förmlich als

Vorstudien gelten. Es sind dies wieder Romane à thèse, wie in den Anfängen ihrer Laufbahn, und das beeinträchtigt den Eindruck; die Gestalten nicht aus dem Leben selbst observiert, nicht immer lebenswahr, nicht frei von Widersprüchen; fremde Impulse aus dem Romane des Sienkiewicz (»Ohne Dogma«), aus dem Tolstojschen Arbeitsevangelium sind unverkennbar; man merkt das Nachlassen von Stil, Invention und Kraft, die nur noch in kleineren Skizzen und Studien (wie z. B. in der Sammlung »Momente« 1901) oder in Einzelheiten jener Romane ihre alte Frische bewahren; Orzeschkowa wollte offenbar auf die neuesten Erscheinungen ästhetischen, socialen, moralischen Lebens reagieren; das Beabsichtigte tritt allzu unverhüllt hervor. In den «Zwei Polen« wiederholt sich das Paar aus »Ohne Dogma«; Ploschowski-Groschowski, der geborene oder erzogene Sybarit, ist durch seine Muſse zu Unthätigkeit und Spleen verdammt, dagegen ist Seweryna nicht mehr die passive Heroine des Sienkiewicz, sondern ihrer socialen Pflichten bewuſst wird sie ihre Neigung ihnen aufopfern und, sich materiellen und idealen Kulturaufgaben widmend, Traditionen einer Generation zur anderen fortführen. Dem »Australier«, der in fernem Osten Reichtümer erwirbt, genügen sie nicht auf die Dauer, die Leere im Herzen, dessen Hunger zwingt ihn zur Rückkehr, zu den Leuten von Darnow, einer Art Tolstoischer Gemeinde mit Verehrung der physischen Arbeit, jenes Dienstes Gottes, von dem der Bauer in der »Anna Karenina« zu Lewin spricht; der »Australier« Roman versteht anfangs die Darnower Menschen nicht, bekehrt sich nur langsam zu ihrem Standpunkt. Der »Argonaute« Darvid vernachlässigt in seiner Jagd nach den Millionen seine Familie, entfremdet sich ihr völlig; als ihm seine Lieblingstochter genommen ist, tötet er sich trotz seiner Millionen, denn die Frau und die übrigen Kinder führen ein eigenes, anderes Leben, können seinen Herzenshunger nicht einmal verstehen; in allen ihren Dekadentismen und anderen Ismen widert ihn das öde Leben an, das er fortwirft.

Die Laufbahn der Verfasserin, die selbst erfüllt hat, wonach sie ihre idealsten Gestalten streben läſst, die praktische Thätigkeit auszuüben begann, was ihr bald unmöglich gemacht wurde durch eine »in die Radspeichen gelegte Stange«, um in ihrer Weise zu sprechen, ist merkwürdig genug. Schmerzliche Re-

flexionen auf das Thema »Mufste es sein?« weckten das litterarische Talent, das schon in der Gestaltungslust des Kindes, das mit seinem Schwesterchen alles frisch Gelesene zu agieren pflegte, schlummerte; ihre Natur hing nicht an dem, was Mädchen und Frauen ihres Standes Sinn und Leben ausfüllte, und dies bedingte Konflikte. Langsam suchte und fand sie ihren Weg, als Autodidaktin, herumtappend, erweiternd den Kreis ihrer Beobachtungen vom Eheleben zum Familienleben, dann zur Erziehungsfrage, endlich zur Frauenfrage überhaupt. Bald umfasste ihre Welt alle gleichgestellten, höheren Stände, dann die armen Leute aus dem Ghetto, in den Zinshäusern, auf dem Lande. Von dem gesicherten Felde ihrer Beobachtungen entfernte sie sich selten; die Grabas und die Meir Esofowicz und die Bene Nati, sie waren ja alle nur »Am Niemen« zu finden; erst in den spätesten Skizzen und Romanen verliefs sie, schon durch die Natur des Vorwurfes gezwungen, das Land, das sie so wundervoll beschrieben hat, in dem sie mit allen Fasern ihres Daseins wurzelt. Und wie nur diese Gegenden, interessieren sie nur die Zeitgenossen, nie wagte sie, ein in der polnischen Belletristik fast unerhörter Fall, auch nur einen Schritt in die nationale Vergangenheit; ihre wenigen »historischen« Romane oder Studien spielen ja in spätrömischer Zeit. Und niemals ging es ihr um blofse artistische Wirkung, immer verfocht sie eine These, eine Moral, bildete, lehrte, dienend dem allgemeinen Wohle; als ihr die polnischen Schriftsteller ein litterarisches »Andenken« stifteten, thaten sie es für ihre »fruchtbare Thätigkeit, gewaltige Mühe, heifse Liebe« in dem Bewufstsein: nicht können wir die Letzten und Schlimmsten sein, wenn wir ein solches Herz haben unter uns aufwachsen lassen. Dieses Herz hat die eigenen Gefühle in fremde Herzen gegossen, hat ganze Generationen zu erschüttern gewufst, und in einer Reihe von Werken, ohne aufdringliche Tendenz, hat Orzeschkowa Gestalten und Gegenden, über welchen wahre Poesie erschimmert, geschaffen, mit das Schönste und Heimischeste polnischer Kunst; die Dziurdziowie oder die Bene Nati oder der Cham gehören dem unvergänglichen Bestande der nationalen Litteratur an. Allerdings ist die Frau in der Schriftstellerin nicht zu verkennen: niemals schafft sie grofse Bilder, heftige Konflikte; es fehlt der mächtige epische Zug; sie neigt leichtlich zum Idealisieren (z. B. Jerzy in den

Bene Nati sogar, um von vielen anderen, auch im »Niemen«, zu schweigen); ihre Prosa ist nicht immer natürlich, schwillt öfters lyrisch an; Weitschweifigkeit legte sie erst spät ab, sie wiederholt sich. Wie tief empfunden sind dafür ihre Naturbilder (»Am Niemen«), wie zart die Pinselführung gerade in den letzten ihrer Skizzen, die mehrfach ausschliefslich der Pflanzenwelt, mit ihrer Lieblingswelt, gewidmet sind; wie herzgewinnend ist die Sympathie für alles Leiden und Dulden, wie grofs ihr Takt; so tritt bei all ihren »Emanzipationsgelüsten« ein »gelehrtes« Weib nirgends, aufser in einer einzigen Karikatur, auf. Ein bedeutendes Talent, eine tief sympathische Erscheinung, eine der Demokraten, die der polnische Adel so oft aus seinen Reihen stellt, und immer schärfer betont sie diesen Zug, wie Kraschewski etwa, getragen von demselben männlichen Patriotismus, ohne Ziererei und Pose; eine mächtige Weckerin des Altruismus, darin allein die heilsamste Panazee für alle Enttäuschung, Unbefriedigtheit erkennend, und doch mit dem Alter Pessimistin geworden, ist Orzeschkowa nur eine, allerdings die bedeutendste, der vielen Novellistinnen nnd Romanschriftstellerinnen. Während im Drama aufser der Zapolska, Sophia Wojzizka, die für grofse Kinder Melodramen schreibt, und einigen anderen Frauen nur Männer schaffen, ist die Beteiligung der Frauen an Vers und Prosa der Lyrik (es giebt ja jetzt auch schon prosaische Lyrik) und des Romans eine aufserordentliche, fremder Litteraturen Verhältnisse und Mafse stark überschreitende. Allerdings hat gerade unter ihnen vorzeitiger Tod vielversprechende Talente dahingerafft, eine Maria Bartus, Dichterin socialer Leiden, Vorläuferin der Ada Negri; Stefania Chlendowska, feine Zeichnerin nervöser Frauentypen; Paprozka, die mit Vorliebe beim ersten Eintritt des Mädchens aus der Klosterschule in die Welt verweilte u. a. Aber die Lücken füllen sich rasch, und die Invasion des polnischen Parnasses durch die Frauen ist vollendet. Unter den Erzählerinnen sind mehrere Typen vertreten; die einen knüpfen an die alten »Enthusiastinnen«, an Shmichowska, die das Äussere einer Staël mit dem Geiste einer Bettina vereinte, andere an Orzeschkowa an; sie treten für die Emanzipation der Frau ein, damit das »Weibchen« endlich zum »Weibe« würde, machen die Männer verantwortlich für die Entartung der Frauen, die sich gerade an den besten Männern räche, die in der Theorie der Frau

Menschenrechte einräumen, in praxi dafür »Hühnchen, Kolibris, Kätzchen, Basiliske mit Engelsfittigen, Turteltäubchen, auch Krähen und ähnliches« bekämen; verlangten doch die Männer-Eichen von der Frau die Epheunatur, formulierten seit jeher die Forderung der drei b (bonne, belle, bête) und erhielten das Gewünschte. Es war eine dieser vom Tode früh Weggerafften, Ludwika Godlewska (Exterus, Frauen brauchen meist Pseudonyme), die namentlich in ihren »Ausgewählte Paare« zeigte, wie sich die Männer, die keine Ochsen und keine Lumpen sind, in der Wahl der Frauen stets vergreifen, als leitete nur jene beiden Kategorien unter ihnen ein untrüglicher Instinkt. Freilich sind nun die meisten schriftstellernden Frauen Fürsprecherinnen der Emanzipation, wie Exterus es war, ohne ihre etwas outrierten Phrasen, denn auch die Emanzipation verliert auf polnischem Grunde, bei der Rolle, die polnische Frauen seit jeher spielten, vieles von ihrer Schärfe; doch traten auch andere Momente in den Vordergrund. So bei Marya Rodziewicz, einer beängstigend fruchtbaren Schriftstellerin, die ihren grofsen Leserkreis, wie die Marlitt oder Eschstruth, mit phantastischen Menschen und Abenteuern aufs beste unterhält, und doch sind äufserst charakteristisch für Land und Leute die in ihren frühesten und besten Sachen, die ihr auch die grofse Popularität gesichert haben, berührten Ideen. Auch sie ist eine »Litauerin«, wie Orzeschkowa, selbst ausdauernd und zähe, und wird nicht müde, von ihrem weltentrückten Landgut aus die Anhänglichkeit, nicht nur an die alten Traditionen, sondern vor allem an den Boden selbst, als das Wesentlichste und Edelste anzupreisen. Ihr »Dewajtis«, die tausendjährige, nicht zu entwurzelnde Eiche, war das Symbol ihrer Helden selbst, die mit urlitauischer Zähigkeit, den Elementen zum Trotz, sich den schon tief versunkenen Boden zu heben und zu sichern wissen. Neben diesen Helden der unscheinbaren, alltäglichen, zielbewufsten Mühe zeichnet sie die »Käthchen von Heilbronn«, die liebevoll resignierten, die Last des Lebens geduldig tragenden, persönliches Glück höheren Pflichten opfernden Frauen und Mädchen; beides realisieren ihre Erzählungen von »Ihr«, von der »Jerichorose«, vom »Kleinod« (d. i. dem Grund und Boden), »Grauen Staub«, »Grofsväterchen« u. s. w., die unbestrittene Erfolge erzielten, solange die Erzählerin bei den Wäldern und Sümpfen ihres »Polesje« verblieb und sich nicht in Kreise der hohen und höchsten Gesell-

schaft verlor, die so nur in ihrer Phantasie existieren; in der Verfechtung von Frauenrechten vermochte sie manchmal sogar traditionellen Grundlagen untreu zu werden; so bleibt Fräulein Rodziewicz eigentlich nur die Verfasserin des »Dewajtis«. Vielseitiger ist die Thätigkeit der heute bereits betagten Walerya Marrené (Morzkowska) gewesen; ihre zahlreichen Romane waren meist mehr oder minder gut geschriebene Herzens- und Liebesgeschichten; sie suchte zugleich stets durch Übersetzungen, Analysen, auch auf dem Gebiete des Folklore, zuletzt durch eine populäre Kunstgeschichte aufklärend und bildend zu wirken; mit der Zeit erweiterte sie und vertiefte auch ihre Romansujets, schilderte Lebenskämpfe, die Umgestaltungen, die das Milieu in den Charakteren schafft, »die Welt als Schnitzerin«, kam zu sehr pessimistischen Folgerungen, doch änderte sie nicht mehr ihre Faktur. Sie fand eifrige Leserinnen und Nachahmerinnen, z. B. Jelenska-Dmochowska u. a. Neben diesen am meisten typischen Vertreterinnen eines veraltenden Genre sind Novellistinnen wie Hajota (exotische Stoffe wählend, die sie aus ihren afrikanischen Reisen kennt), Ostoja, Esteja (lauter Pseudonyme), Sophia Kowerska und viele andere auch im psychologischen und realistischen Genre thätig.

Das humoristische Element, das aus den Novellen und Romanen der Frauen förmlich verbannt scheint, fand seine beste Verkörperung durch Boleslaw Prus (Alexander Glowazki). Es berührte sich anfänglich stark mit Karikatur und Satire und schien über bloſse Skizzen, Studien oder Feuilletons nicht herauszukommen; bald jedoch behandelte der Verfasser immer gröſsere Probleme, mit geringerem Erfolg die Ausbeutung der Arbeiter durch die Kapitalisten-Fabriksherren; mit gröſserem das völlige Auseinandergehen von Edelhof und Bauer, die sich gegenseitig entfremdet den Triumph der ausländischen Eindringlinge vorbereiten; die Gegensätze des müſsig genieſsenden und des produktiven Lebens; die berechtigten Forderungen und die leeren Auswüchse der Frauenemanzipation; er verzichtete dabei, wie der Kraschewski der späteren Jahre, wie Jesch und Orzeschkowa, auf Dank und Anerkennung von Seite der Konservativen. Er übertrug den Positivismus der Jugend von 1870 in Novellen und Romane; ein geschätzter Feuilletonist und Publizist, Jahre lang das Leben der Gesellschaft an der Hand von statistischen Daten und Parallellen

beobachtend, ein Spiegel und Gewissen dieser Zeit, hat er in seine zahlreichen Skizzen und seine wenigen langatmigeren Werke (»Die Puppe«, »Die Emanzipantinnen«) eine Fülle von Beobachtungen und Sarkasmen, Wahrheit und Tendenz hineinzulegen verstanden. Er wandelte Wege, die von den gewöhnlichen etwas ablagen; er skizizerte keine Landschaften für sich, wie Orzeschkowa; die Natur existierte für ihn nur im Zusammenhange mit dem Menschen; er beschränkte sich nicht auf die Gentry, der er wie der Aristokratie überhaupt mifstrauisch, ja feindlich gegenüberstand, was hat ja die adlige »Puppe« aus seinem Ausbunde aller Tüchtigkeiten, dem Parvenu Wokulski, gemacht! er suchte dafür neue Probleme und Figuren. Er fand sie in der leblosen Natur sogar, dann in der Tierwelt: Wolken, Sonne, Wind, Erde höhnen und verspotten, schelten und schrecken den Unbeholfenen oder Unglücklichen; seine Tiere unterreden sich und philosophieren aufs beste. Mit welchem Humor z. B. ist jener Kurta (Hofhund) geschildert, der an der Wiege, die er beschützen soll, auf diese Welt mit ihrem unvernünftigen Treiben schimpft, wo die Kinder schlafen, wo die Bäume, statt ehrlich zu arbeiten, sich ewig verneigen und rauschen, die Hausfrau Blätter reifst, der Hauswirt, statt etwas Ordentliches zu schaffen, sich hin und her wiegt und hämmert; voll Verachtung darüber schläft er ein und träumt von den Hasen im Kohlfeld und wie er sie alle jagt und der Wirt ihn dafür lobt und Kurta sich keine Ruhe gönnt; da sticht eine Fliege den Faulen, er schnappt mit den Zähnen nach ihr, die ihm sein Lotterliegen vorhält, ihm, der doch Hasen jagt; da er keine Zeit mehr mit der Verteididung seiner Ehre verlieren wollte, streckte er sich noch bequemer aus und kehrte zu seiner unterbrochenen Thätigkeit zurück; klüger noch waren Pferde u. s. w. Ebenso wufste sich Prus im Seelenleben eines Kindes oder Knaben zurechtzufinden, sah mit ihren Augen und erzählte mit ihren Worten.

Von den Kindern fand er den Weg zu den Bauern, schilderte anschaulich und gemütvoll das Treiben auf dem Dorfe; hier griff bereits die Absicht ein, entgegenzustellen die Kleinen dieser Erde den Grofsen, die mit ihrem Leichtsinn und Gewissenlosigkeit keine vorteilhafte Rolle spielen. Unter seinen Bauerngeschichten machte besonderes Aufsehen seine »Plazowka« (Wachtposten); deutsche Kolonisten besetzen den Boden um den polnischen

Bauer herum, sie brauchen auf jeden Fall sein Grundstück, das, in der Mitte gelegen, alle ihre Pläne und Ameliorierungen stört, aber weder lockendes Angebot noch lästiges Chikanieren kann seinen Trotz erschüttern; der Wachtposten bleibt, und die Deutschen verlassen die Gegend. Die Charakteristik der Bauern war eine unübertroffene; geschmeichelt waren sie keineswegs, es fehlte die Schablone und die konventionellen Züge. Der Held, mit dem bezeichnenden Namen Slimak (Schnecke), mit seiner ewigen Müdigkeit und dem slavisch-atavistischen Bedürfnis nach Ruhe gerade zu allerunpassendster Zeit, mit seinem unerschütterlichen Phlegma und mit seiner eingewurzelten Routine, mit seiner bald geistig apathischen, bald aufgeschreckt verwirrten Unbeholfenheit; seine »Baba« (Weib) mit der unbezähmbaren Zunge, mit der energischeren, praktischeren Natur, ihm überlegen, nur von seinen Prügeln für den Augenblick zur Raison gebracht, und noch gieriger als er am Vaterboden hängend. Mit Vorliebe zeichnete dabei Prus halb idiotische Gestalten mit ihrem starken Naturgefühl, mit ihren instinktmäfsigen Sympathien für das noch wehrlosere, verlassenere, wie jenen Schäfer Maziek in der Plazowka und die idiotische Zosjka mit ihrem Kinde. Auf diesen Studien, die an die Kohlenskizzen und andere Dorfstudien des Sienkiewicz erinnern, sie aber in ihrer Fülle und Vielseitigkeit übertreffen, ruht der bewährteste Erfolg des Prus; aus ihnen spricht am schönsten und rührendsten sein tiefes, inniges Mitgefühl mit solchem namenlosen Weh.

In den höheren Regionen bewegt er sich mit geringerer Freiheit; seine Absichtlichkeit konnte nur verstimmend wirken. Grofses schuf er hier nur noch im einzelnen, in köstlichen Figuren, die er con amore zeichnete (wie z. B. jener alte Ungarkämpfer Rzezki im Minzelschen Laden), wobei ihn sein starkes humoristisches Talent herausrifs; verfehlt war der Versuch eines grofsen, exotisch-historischen Romans (»Farao«), da Prus doch nur in der Wiedergabe des unmittelbar Beobachteten bedeutend ist; wie scharf sein gegenständlicher Blick ist, kann auch der deutsche Leser z. B. aus seiner »Angelika« ersehen. Das tiefe Naturgefühl, die warme Sympathie für alle Enterbten der Civilisation, die Herzensthränen unter dem Lächeln oder der Satire des »socialen Observators« lassen das Haschen nach melodramatischen Effekten in den gröfseren Werken vergessen. Die

Elemente, die Prus vereinigt, finden bei anderen getrennte Pflege. So ist Adolf Dygasinski ein Vorläufer Kiplings, nur leben seine sprechenden und denkenden Tiere nicht in indischen Dschungeln, es sind der verfolgte Hase, der schlaue Fuchs, der Wolf, die Fliegen sogar der Felder, Wälder und Stuben; in seinem leicht allegorisierenden Tierepos leistet er jedenfalls Bedeutenderes als in seinen naturalistischen Dorfgeschichten, z. B. in den »Dramen von Lubondz«. Der Jüngste unter den Dorfnovellisten, neben Sewer u. a., ist Orkan, der seine Leute von Zakopane ihr Leiden und Elend mit realistischer Wahrung auch aller Eigenheiten ihres Dialektes erzählen läfst; ebenso charakteristisch ist der Lyriker und Novellist Kasimierz Laskowski, der in seinem Cyklus »Aus Bauernbrust« (1901) die Einzelheiten des Freiens, der Hochzeit, der Kindstaufe in Form und Sprache der Volkspoesie mit Verve wiedergiebt; weniger glücklich ist er bisher in seinen Dorfnovellen gewesen. Die naturalistische Richtung als solche ist übrigens im polnischen wie im russischen Roman schwach vertreten; namentlich vor der französischen Pornographie schreckt der slavische Schriftsteller, der sich moralischen Anstand besser gewahrt hat als seine deutschen und französischen Kollegen, zurück. Den Naturalismus vertraten, oft mehr gelegentlich, Zapolska, Dygasinski, der Publizist und Kunstkritiker Antoni Sygietynski u. a.

Durchaus im Einklang mit der neuen Richtung in der Kunst steht die Spezialisierung, das Aufsuchen ganz bestimmter Arbeitsfelder durch den Romancier und Novellisten. So existiert für Maryan Gawalewicz förmlich nur Warschau, dessen bürgerliche und finanzielle und aristokratische Kreise zu schildern er nicht erlahmt, in weitschweifigen, auch reportermäfsigen, am Äufseren haftenden Romanen (»Mechesy«, d. i. getaufte Juden; »Schäbige Patrone«, von der Macht der »öffentlichen Meinung« und wer sie ausmacht; »Warschau«, ohne der Stadt und ihrer Bedeutung gerecht zu werden) und Novellen. Winzenty Kosiakiewicz steigt mit derselben Vorliebe ins Kleinbürgertum der Provinz oder auch in Studentenkreise herab; besonders gern erzählt er vom polnischen Manchester, von Lodz, der Stadt des fabelhaften Wachstums, die um 1820 — 500, heute über 300 000 Einwohner zählt. Am gewissenhaftesten, als peinlich genauer Berichterstatter, geht Artur Gruschezki zu Werke, der das zu

schildernde Milieu, der Kohlengruben in den »Maulwürfen«, der Arbeiter in den »Zinkhütten«, der Petroleumgewinnung in »Um der Million willen«, des Sportes im »Rennen« u. s. w. auf das eingehendste studiert und über diese Reporterthätigkeit Kunst und Roman vergifst. Er berührt in derselben Weise die Judenfrage — in den »Gaunern«, wie Herr Strauchfeld zum Vermögen über die Leichen seiner Opfer schreitet, und in der Fortsetzung davon, »Der Bekehrte«, wie der junge Strauchfeld und seine adlige Frau harmonieren, die das Paar aus der Daudetschen Evangelistin zu wiederholen scheinen, nur ist hier der Gegensatz tiefer gefafst; andere aktuelle Fragen, z. B. das Verhältnis der Polen und Deutschen in Schlesien, »die Besiegten«, aus denen dereinst noch die Sieger werden könnten, die nur durch ihre Solidarität stark sind, während ihre Gegner allen Reichtum und Macht vereinigen und rücksichtslos ausbeuten; ebenso das Verhältnis zwischen Slowaken und Ungarn im »Millenium«. In der Schilderung des Milieu ist er ein Realist ohne Zolasche Manieriertheit; weniger befriedigt er durch seine wie aus der Pistole herausgeschossenen Schlufseffekte, die doch nur zu einer Unfallschronik und nicht zu einem Kunstwerk passen und, statt organischer Lösung, blinden Zufall walten lassen. Durch krassen Realismus zeichnet sich Wladyslaw Reymont aus, mag er nun Lodzer Motive oder das Elend der Komödiantinnen (»Lili, eine klägliche Idylle«) oder den Kampf des hochstrebenden Individuums mit der Misère der Umgebung (»Fermente«) schildern; ihn zeichnet jener Pessimismus, jene unsägliche Traurigkeit aus, die in den Werken mehrerer moderner polnischer Erzähler unbegrenzt herrscht. Ihr auffallendstes Beispiel ist Stefan Sheromski, der in seinen Erzählungen wie in dem einzigen gröfseren Werke »Die Heimlosen«, das sich auch nur in Erzählungen auflöst, seine Helden, z. B. Doktor Judym, noch da es Zeit ist, nicht wie Ibsen seinen Volksfreund post festum, allein den mühseligen Lebenspfad im Kampfe um das Wohl anderer einschlagen läfst, als müfsten solche auf persönliches Glück für immer verzichten. Reymont und noch viel mehr Sheromski sind nicht Erzähler blofs oder Milieuschilderer, sondern sie wecken Stimmung durch die Wahl der Worte und Bilder; aus ihren Zeilen selbst sprechen die Schrecken des Todes, des Elends, der Nacht, des Verlassenseins, des verfehlten Lebens; Reymont bleibt dabei der gleich

gültige Beobachter, der die Stimmungen registriert, Sheromski ist leidenschaftlicher, gefühlvoller. Durch scheinbare Objektivität, durch den Kontrast zwischen der Ruhe der genauen Schilderung und dem schmerzensvollen Kampfe unter dieser äufseren Hülle zeichnete sich das auch ins Deutsche übersetzte Studium von Ignazy Dombrowski »Der Tod« aus. Einen psychischen Tod führte Wazlaw Berent in seinem »Facharbeiter« vor, der durch Deklamationen von der Überproduktion der Intelligenz und vom Mangel an »Facharbeitern« verwirrt, aus einem hochstrebenden Jüngling zu einem stumpfsinnigen Arbeiter wird, der im Fusel Vergessen sucht.

Ganz eigenartige »Specialitäten« pflegen Adam Schymanski und Wazlaw Sieroschewski (Sirko), die Litteratur der polnischen Sibirier. Schon im 17. Jahrhundert haben die »borealen« Fahrten der Polen begonnen, wurden im 18. etwas häufiger; erst im 19., zwischen 1832 und 1870, fanden die furchtbaren, massenhaften Deportationen statt. Sie haben in der Litteratur und in der Kunst verhältnismäfsig geringe Spuren hinterlassen; für die Litteratur war ja dieses, wie noch andere Gebiete, welche die eigentlichen polnischen Lebenstragödien enthalten, ein Tabu der Censur, das unter keinem Vorwand berührt werden durfte; so ist auch ein abschriftlich kursierendes Werk, das gleichzeitig mit Dostojewskij die Mysterien der Katorga schilderte, heute wieder verloren. Erst die jüngste Generation der Deportierten hat sibirische Eindrücke geschildert, Schymanski von Seite des Polen, den nur ein Gedanke, eine zehrende Sehnsucht erfüllt: die Rückkehr, die Flucht, und wäre es dem gewissen Tode in den Rachen; diese Sehnsucht macht seine Helden halb verrückt, einer lehrt sein Hündchen sogar den Himmel, der das Unrecht mitleidslos duldet, anbellen, läfst sie kaum beachten, was um sie vorgeht, aufser wenn es Bezug haben könnte auf das einzige, den Tag und Nacht das kranke Gehirn marternden Fluchtplan. Sieroschewski hat dagegen nur Augen für die Umgebung, für die Tundra, ihre Tiere und tierischen Bewohner, die Czukczen, die Jakuten, die Tungusen, die Blutfehden unter den Stämmen, die grauenhaften Verwüstungen der Lepra, die Schrecken des arktischen Winters, das Mifstrauen der Einheimischen gegen Russen und Deportierte, alle die gräfslichen Tragödien dieses wilden Lebens. Sein Talent droht der Manier zu verfallen; er

fühlt sich offenbar nur im Walde zu Hause, denn auch aufserhalb der Tundren wählt er für seine Skizzen die Bialowiesher Heide oder die Waldesöden im Kaukasus, so im »Rischtau«, der zugleich eine zersetzende Kritik der als moralische Panazee angepriesenen Landarbeit enthält, zeigt gegen Tolstoj, wie wenig sie den höher Strebenden befriedigen kann; wieder, wie in den sibirischen Erzählungen, sind die Naturbilder von wunderbarer Vollendung. Sein Werk «Zwölf Jahre im Lande der Jakuten« ist ein Beitrag zur Völkerpsychologie und zur ethnographischen Litteratur, wie er nur von einem wirklichen Künstler geschaffen werden konnte. Russische Gefängnisse (und Sieroschewski kennt sie alle, war er doch schon im 17. Lebensjahre wegen einer aufopfernden That zum Tode verurteilt) haben bisher diese urwüchsige, vierschrötige Kraft nicht einmal anzubrechen vermocht; hält sie auch fernerhin stand, ist noch Grofses von ihr zu erwarten.

Die Bedingungen, unter denen Polen meist leben, sind für Entwickelung satirischer Prosa durchaus ungeeignet, schon die humoristische ist ja nur spärlich vertreten; vereinzelte Beiträge eines Falenski, Prus, dessen »Antek« zu den Perlen dieser Litteratur gehört, Baluzki, Sienkiewicz (die Künstlerhumoreske »Diese Dritte«), Junoscha (Judenhumoresken) u. a. müssen, wenn man von Wilkonski und Wilczynski absieht, diese Lücke füllen. Für die Satire mufs allerdings sehr vieles Tabu bleiben; sie darf sich nur in Lemberg frei, in Warschau auf gar wenigen Gebieten aussprechen, darf hier das Nächstliegende, z. B. das Treiben der Russifikatoren im »Weichsellande«, mit keinem Sterbenswörtchen berühren; ungeschmeichelte Bilder dieser »Warschauer Gesellschaft« konnten nur als Kontrebande aus- und eingeschmuggelt werden; gerade dieses Gebiet wäre für die Satire unerschöpflich fruchtbar und unendlich dankbar.

Der namhafteste Humorist-Satiriker Galiziens war Jan Lam, der zwar sein grofses Talent in beifsenden Sonntagschroniken und unfruchtbarer Zeitungspolemik verzettelte, der nur in einigen belletristischen Werken, namentlich in seinen ersten »Fräulein Emilie oder die grofse Welt von Zapowize«, auch im »Koroniarz (d. i. der Russischpole) in Galizien« sein Bestes schuf; in den späteren, prätentiöser angelegten, weitschweifigeren Werken erreichte er nicht mehr die köstliche Laune und die sichere Pinsel-

führung, mit der er z. B. einen Bachhusaren der guten alten Zeit, einen Wenzel Prezliczek und seine Umgebung malte, dessen eigene Tochter mit den verwünschten »Powstanski« (Insurgenten) sympathisierte, zum Entsetzen des k. k. pflichttreuen Beamten. Jordan (Julian Wieniawski), der sich später mit Erfolg auch in Komödien versuchte, hat die Satire seiner »Wanderungen eines Delegierten« bald gemildert. Subtilere Ironie verrät das Werk von Josef Weyssenhoff, »Die Erinnerungen an Herrn von Podfilipski«; ein aufrichtiger Bewunderer von dessen Gröfse stiftet dieses litterarische Denkmal, läfst sein Idol in Warschau, Paris und Monaco Regeln überlegener Lebensweisheit und Erhabenheit über das kleinliche, ganz unmoderne, verrostete Getriebe daheim, über Patriotismus oder Nationalgefühl und ähnliches »antike« debutieren; dem Treuherzigen imponiert das kosmopolitische und aufgeklärte Gebahren seines Übermenschen so sehr, dafs er jedes Wort und jede Geste ehrfurchtsvoll vermerkt, ohne zu ahnen, wie abstofsend und ekelerregend sein Ausbund aller Intelligenz, Haltung und Moderne ist. Weyssenhoff zeichnet ausschliefslich Typen der besseren und besten Gesellschaft, in der er sich selbst heimisch fühlt, so auch im Roman »Die Affaire Dolenga«, der zwischen Warschau und der Provinz, zwischen Hochadel und Industrie»baronen«, den blaublütigsten Vertretern der Tradition und den homines novi sich abspielt, freilich ganz ohne die philisterhafte Beschränktheit eines Georges Ohnet oder die Phantastik einer Ouida, denn Weyssenhoff kennt beide Sphären vortrefflich und vermag sie äufserst charakteristisch wiederzugeben; merkwürdigerweise schlägt am Schlusse die unverkennbare satirische Tendenz in ihr Gegenteil um, aber man kann fragen, ob die spontane Wandlung des jungen Zbaraski nicht nur Spiel seiner Nerven und des Zufalls ist, ob sie sich nicht rasch wieder verflüchtigen wird.

Die »Moderne« mit ihrer Dekadenz und ihrem Pessimismus, mit ihren Übermenschen, mit ihrem Daseins-Schmerz und -Fluch, mit ihrer tragischen Erotik, mit den Verirrungen aller Instinkte, mit ihren Manien; ungesunde, im unheimlichen Licht phosphoreszierende Blüten des Bösen, haben aus der deutschen Litteratur, der Stanislaw Przybyschewski angehörte, durch ihn selbst Eingang in die polnische gefunden, in Roman und Drama, nach Krakau und Lemberg, an dessen schönem Stadttheater sein

»Goldenes Vlieſs« Ovationen der Jugend und scharfen Protest der Stadtväter erntete. Przybyschewski hat in seiner Trilogie Homo sapiens und in seinen »Satanskindern«, vorher in der »Todtenmesse«, in den »Vigilien«, »De profundis«, »Wegen der Seele« u. s. w. Aufsehen in Deutschland erregt, durch die Wahl der gewagtesten Stoffe, deren grelle Beleuchtung, den glänzenden Stil, die Paradoxen seiner Übermenschen. Ein von Norwegern doublierter Nietzscheaner — obwohl er jedes Dogma und Autorität verachtet oder haſst; ein Verehrer Chopins und des nordischen Malers, Munch, die er nach seinem Befinden interpretiert, treibt er die Entfesselung des Individuums, das nur nach Macht und ästhetischen Eindrücken sich sehnt, über alle Grenzen von Gut und Böse d. i. Kategorien, die seine Helden nicht anerkennen, mögen auch atavistische Rückfälle, Gewissensskrupel, sie Gutes in andern feiern und Böses in sich selbst verdammen lassen. So Erich Falk aus dem »Über Bord«, »Unterwegs« und »Im Malstrom«, der skrupellose Herzens- und Lebensbrecher, der, um den Qualen seines »dummen« Gewissens zu entgehen, nicht banal durch Selbstmord endigen, sondern seinen ewigen »Zerstörungsdrang« in den Dienst der Propaganda stellen wird. In dieser Rolle tritt nun Gordon in den »Satanskindern» auf, ein moderner Nero unter Maniaken aller Art, gegen die Dostojewskijs »Dämonen« liebe, unschuldige Kinderchen darstellen. Die unbegrenzte Verachtung der gedankenlosen und widerwärtigen Menge, aller Philister sowohl wie des ihren Instinkten schmeichelnden Naturalismus, daher das Schaffen »des Einzigen für den Einzigen«; die bis zur Selbstkasteiung getriebene Analyse des Ich, die die »nackte« Seele, nach Abstreifung aller Konvention und Angewöhnung, in ihrer leisesten Regung deutlich erkennen lassen soll; der Haſs gegen das Weib als die Verkörperung des Bösen, der aber nur das Gegenteil aller Askese ist; die Glorifizierung des Bösen als des Stärkeren, Thätigeren; die Abkehr, ja die Verachtung aller sozialen Zwecke sind die Leitmotive seines Schaffens in Deutschland gewesen. Auf polnischem Boden milderte sich diese Heftigkeit; sie nimmt sogar moralische Posen an: alles Böse trägt die Strafe in sich, nur triumphiert dabei keine Moral; seine schon in Deutschland sich ankündende Schwermut bricht noch nachdrücklicher durch; seine Kunst ist weniger unheimlich; die Kraft seiner poetischen Prosa womöglich

gesteigert. In »diesem feinen Geist mit genialischen Spuren, der vom höchsten Ruhme träumte« — Strindbergs Worte von seinem »Freunde« aus dem Schwarzen Ferkel in Berlin NW — ist auf polnischem Boden noch eine andere Wandlung vor sich gegangen: Wyspianskis Kampfgenosse entdeckte in Krakau und Lemberg sein eminent dramatisches Talent. Seine »Gäste«, eine unheimliche Verkörperung der Gewissensbisse, die dem Heimgesuchten die Pistole in die Hand drücken; sein »Goldenes Vliefs«, in dem die Sünden der Väter an den Söhnen gerächt werden und Schuld auf Schuld sich häuft — beide aus dem Cyclus »Tanz der Liebe und des Todes« — zeigen solchen Sinn für dramatische Faktur, Führung des Dialoges, Herausarbeiten des Charakteristischen, dafs dieser in der Regel mifslingende Übergang des Romanciers zum Dramatiker bedeutende Hoffnungen erweckt.

Hoch über allen diesen, je geräuschvolleren, desto vergänglicheren Erfolgen steht der Liebling der Massen, Henryk Sienkiewicz, ein Gegenstand ihrer Verehrung und Dankes, wie solche nicht leicht einem anderen Dichter zu teil wurden. Es hat allerdings lange gedauert, bis der Schriftsteller den Weg zum Herzen seiner Nation und noch länger, bis er den zum Auslande gefunden hat. Als Jüngling stand er im fortschrittlichen Lager, neben den Swientochowski, Prus, Chmielowski u. a., schrieb tendenziöse Romane und Novellen, aus dem Kijower Studentenleben, aus der stumpfsinnigen, den Höherstrebenden niederziehenden oder vernichtenden Umgebung, in satirisch-sarkastischer Stimmung, die noch in den »Kohlenskizzen« des »Litwos« (sein Pseudonym) durchklingt; doch schon in diesen Anfängen fiel die Vielseitigkeit, Gestaltungskraft, Innigkeit des Talentes auf, das sich in allen Lagen zurechtfindet, ob es nun die Todesqualen des kleinen polnischen Gymnasiasten schildert, der mit dem russischen Accent nicht fertig werden kann (aus Censurrücksichten mufste die Skizze preufsischer Pädagogie gewidmet werden, was schliefslich auf eins herauskam), oder die heroischkomischen Peripetien des Posener Bauern, der sein Blut vor Gravelotte verspritzt und seine Stimme für den Regierungskandidaten abgiebt, oder die Gefühle des armen, schwindsüchtigen, musikalisch veranlagten Dorfkindes (Janko, der Musikant). Er selbst war unterdessen in Amerika (Kalifornien) gewesen,

und seine glänzend geschriebenen Reisebriefe bezeugten die Erstarkung des Talentes. Zurückgekehrt häutete sich der Mensch und der Schriftsteller; aus dem Fortschrittler wurde langsam ein Konservativer, ein »Weiſser«, und den Novellisten verdroſsen schlieſslich die kleinen Menschen und die kleinlichen alltäglichen Konflikte und Tragödien der Umgebung; er flüchtete vor ihr, um selbst zu gesunden und andere gesund und kräftig zu machen, in eine heroische Vergangenheit.

Der historische Roman hatte unterdessen seinen Kredit längst verloren; seine alten Erfolge gehörten noch den vierziger und fünfziger Jahren an; die positivistische Richtung nach 1864 war ihm gleichgültig oder feindlich gesinnt, die Ästhetiker neigten eher zu Spott über diesen Blendling von Geschichte und Fiktion; da sich die Erneuerung des historischen Romans durch Freytag oder Ebers auf die deutsche Litteratur beschränkte, nicht von der langweiligen Salambo auch der Welt aufgedrängt wurde, blieb die Gattung, die doch entweder grob amüsant, wie in den Drei Musketieren, neben den Gaboriau und Paul de Kock rangierte, oder ledern langweilig war, veraltet; Kraschewski war nicht das Talent, um ihr auf die Dauer Leben einzuflöſsen; sein historischer Cyklus fand ja mit jeder neuen Nummer immer geringere Teilnahme. Da geschah ein Wunder. In den Feuilletons des »Czas« und anderer Zeitungen erschien 1883 ein Roman, endlos, abschreckend durch seine Fülle von Personen und sein Waffengeklirr, von den klugen Leuten mit Achselzucken begrüſst, als die »Drei Musketiere«, auf polnisch-kosakische Art serviert; interessant durch den Autor, den Demokraten, Realisten, Skizzenzeichner von gestern, den eine beklagenswerte Verirrung seinem ureigensten Gebiete entfremdet hätte. Aber die ästhetischen Prognosen bestätigten sich wie meteorologische; der Erfolg wuchs in beängstigenden Dimensionen; aus einem scheinbar ephemeren wurde er ein dauernder, und schlieſslich trat er über die Grenzen der polnischen Litteratur einen Siegeszug an; nachdem Sienkiewicz in Polen für immer seinen gebührenden Platz erstritten, ist er jetzt auf dem besten Wege, in der Weltlitteratur trotz der schrecklichen Länge seiner »Trilogie« in 13 Bänden, und trotz des ganz fremdartigen Stoffes und Hintergrundes, nicht neben Walter Scott, Dumas und Tolstoj nur geduldet zu werden, sondern sie alle zurückzudrängen; eine deutsche

Besprechung des mittleren und am wenigsten gelungenen Teiles der Trilogie endigte 1901 mit dem sehnlichsten Wunsch: »Möchte doch bald dem deutschen historischen Roman ein Sienkiewicz erstehen!« — also die Freytag, Ebers, Eckstein, Konrad Meyer befriedigen nicht mehr im Vergleiche zu dem »Sarmaten«. Wo barg sich das Geheimnis dieses Erfolges, woher kam die stetig wachsende Begeisterung auch der Amerikaner, Franzosen und Deutschen?

Mit einer kurzen Erzählung hatte Sienkiewicz auf diesem Gebiete die Fühler ausgesteckt, die unbeachtet, oder von der Kritik abgelehnt blieb. Auf das Debut folgten der Roman »Mit Feuer und Schwert« in vier Bänden; die »Sintflut« mit sechs; »Wolodyjowski« mit drei, eine Arbeit von Jahren und Mühen, die den Dichter selbst in mifslichen Lebensverhältnissen aufrecht gehalten hat und ebenso dem Leser herzstärkend werden sollte. Mit sicherem Griff hatte sich Sienkiewicz der dramatischesten Periode des alten Polens bemächtigt und die ausgefahrenen »historischen« Gleise verlassen. Seine Vorgänger hatten das 18. Jahrhundert nach allen Richtungen abgegrast, hatten sich nicht recht loszumachen gewufst von dem Münchhausen Radziwil oder dem Nero Potozki oder den trunkenen Albensern und Haydamaken, als ob polnisches Leben wirklich im Nieswiescher und Kaniower Schlosse, in ungarischen Weinfässern und alten Advokatenkniffen, im Beobachten der Fastengebote und Tragen von Magnatenlivreen aufgegangen wäre; an der Periode, die durch die beiden Chozimer Daten, 1621 und 1673, begrenzt, mit ihren gewaltigen Anläufen und tiefen Fällen, mit ihren Triumphen und Katastrophen, Helden und Feiglingen, Patrioten und Verrätern das gröfste Interesse weckt, ging man (aufser Jesch und einst Czajkowski) achtlos vorbei. Auf der blühenden und reich bevölkerten Ukraine war damals das Gespenst von Polens Untergang zum erstenmale leibhaft aufgestiegen, und als es durch die Hekatombe von einer Million Menschen und durch die Verödung der lachendsten Gefilde endlich gebannt schien, da erstand es noch viel drohender im Norden, denn es traf statt auf den einmütigen Widerstand von 1648 und 1651 auf Apostasie in den Reihen der Polen selbst, fand die Radziwil und Opalinski auf Seiten der Invasion, den König auf der Flucht, die Moskauer in Wilno, die Schweden in Krakau. Verraten und verlassen von den Eigenen

lag das Land bereits zu den Füfsen der Sieger, aber »fortuna variabilis, Deus mirabilis« hatte der Krakauer Kanonikus, Starowolski, auf die höhnende Bemerkung des Schwedenkönigs geantwortet; man schrieb zudem 1656, nicht 1772 oder 1793; noch war das Mark der Nation nicht gelähmt, und der erwachende polnische Löwe zerfetzte mit einem Schlag seiner Pranken den ungarischen Köter, schüttelte grimmig die moskowitischen und schwedischen Rüden ab und beging mit trotzigem Gebrüll die Grenzen seines Gebietes, dem Feinde selbst mit Zerreifsung drohend. Freilich endigte diese Anspannung aller Kräfte in der echt nationalen Weise, d. h. sie endigte gar nicht, und bald zog neues, schweres Ungewitter im Süden herauf; was dem Türken 1621 nicht gelungen war, jetzt fiel das unbezwingliche Kamieniez — Gott hat es erbaut, Gott mag es erobern, hatte vor ihm der feurige, ehrgeizige Osman gerufen — und vor Lemberg standen Türken; bis vor Krakau, wie im 13. Jahrhundert, raubten Tataren. Den Kosakenkrieg 1648 und 1649 behandelte nun »Mit Feuer und Schwert«; die Schwedenkämpfe die »Sintflut«, Censurrücksichten verboten, den Litauer Kmiziz und seinen Hetman auch im Russenkampfe zu zeigen und brachten so den Dichter um effektvolle Vertiefung und Bereicherung des Hintergrundes; den Fall von Kamieniez stellt er im »Wolodyjowski« dar.

Nicht die grofsen, historischen Persönlichkeiten stehen im Vordergrund; die Helden und Heldinnen des Sienkiewicz werden von den Zeitgenossen gar nicht oder nur kurz erwähnt; unter ihnen ist Bohun, der Kosake, noch am meisten in den Tagebüchern und Relationen der Zeit genannt; völlig »erfunden« ist Zagloba, Podbipienta und fast alle Komparsen. Erfunden sind sie im Geiste der Zeit, aus ihren Elementen heraus, kein moderner Zug verirrt sich auf diese alten Physiognomien; ihre Träger denken, sprechen und handeln, jeder nach seiner Art, alle nur in der Art ihrer Zeit. Eingehende Studien erschlossen dem Dichter ihr Verständnis; davon zeugten tausenderlei Details, in denen er nur selten von der historischen Treue abwich; so scheute er sich z. B., den begeisterten Jesuitenprediger in Sbarasch auch als Artilleristen auftreten zu lassen, während gerade dieser Pater Muchawiezki S. J. dort 128 Kosaken das Lebenslicht ausgeblasen hat. Diese Studien waren Vorbedingungen des Schaffens, der

Intuition und Inspiration des grofsen Erzählers. Es überraschte die gewaltige Gestaltungskraft; Hunderte von Personen eilen vorbei, ein Kraschewski hätte ihrer noch mehr schaffen können, aber keine einzige wäre unter seiner Hand mit dieser Plastik ihrer Gestalt und dieser Charakteristik ihrer Sprache ausgestattet worden. Schon durch die Wirkung der Kontraste, Licht und Schatten an einem und demselben Bildnis. Wolodyjowski, der unbezwingliche Fechter, ein schmächtiges, bewegliches Männchen, immer verliebt und nie beachtet von seinen Flammen, wirkt gerade durch seine Unansehnlichkeit; der Litauer Podbipienta bestätigt den alten Erfahrungssatz, dafs Körpergröfse und Intelligenz im umgekehrten Verhältnisse sich zusammenfinden, der geistig Schwerfälligste und Unbehilflichste vereinigt mit Statur und Kraft eines Polyphem das lautere Herz eines Kindes, den Enthusiasmus eines Gottesstreiters, den steifnackigen Trotz und die Verschlossenheit des Litauers. Und der Odysseus-Zagloba dieser Zbarascher Iliade! Ein Falstaff? Von ihm hat er den dicken Bauch, die Prahlerei, die Magenphilosophie, das Schmarotzertum, die ihn in den Augen des Lesers nur schädigen, die sogar mit seiner späteren Rolle nicht in Einklang zu bringen sind. Sein eigen ist seine unverwüstliche Laune, seine Geistesgegenwart, seine Schlauheit, sein besserer Instinkte nicht bares Wesen; die Gräfslichkeit, Unerträglichkeit der tragischen Situationen rettet stets seine derbe Komik, ein ganz hervorstechender Zug der Zeit, uns in allen möglichen Variationen überliefert. Sein einstiger Gastgeber, dann unversöhnlichster Feind, der Kosake Bohun, vereinigt eben solche Kontraste: der wilde, ungestüme, tapfere Sohn der Steppe, dessen ritterliche Instinkte, trotz nationaler und konfessioneller Gegensätze, ihn der lachischen Ritterschaft, nicht den russischen Mistbauern zugesellen, die verkörperte Poesie der Steppe und der leidenschaftliche, lammfromme, sentimentale Verehrer der »Lachin«, doch nur der erste ist historisch und menschlich wahr, der zweite gehört eher zur romantischen Schablone, die im Taras Bulba Gogol noch kopieren durfte, die Bohdan Zaleski hätte begeistern müssen, der aber ein Realist, wie Sienkiewicz, hätte entraten können. Ähnlich ist der Tatare Asya, der an den romantischen Agajchan des Krasinski mit seiner Leidenschaft erinnert und, ebensowenig glaubhaft, nur durch den Kontrast wirkt. Die stärksten Kontraste

vereinigt Kmiziz-Babinicz, der Bandit und Patriot, der in entsagendster, übermenschlicher Aufopferung, wie der Robak-Sopliza des Pan Tadeusch, seinen guten Namen wiederherstellt. Bis in die geringsten, nur episodischen Personen hinein erstreckt sich diese Wirkung der Kontraste, z. B. der ebenso fromme wie beutegierige Vater der Kiemlicze oder jener Rzendzian, den Egoismus eines Kindes mit der Frechheit eines Lakaien, Schlauheit eines Fuchses und Anhänglichkeit eines Hundes vereinigend. Wo die Kontraste fehlen, verliert die Person an Lebhaftigkeit, Naturtreue, Kolorit, so Skrzetuski selbst oder die Olenka. Jede dieser Personen hat nun ihre eigene, charakteristische Sprache, von den mit kleinrussischen Worten untermischten, an die Sprache des Volksliedes mahnenden, fast melodischen Klagen und Bitten Bohuns bis zu den abgehackten Sätzen der Amazone der Kresy (Steppengrenze), der resoluten Basia, und bis zu den einsilbigen eher Gesten als Phrasen des Litauers, dem das Gewäsche und die Rodomontaden seines ungebetenen Pylades-Zagloba, des Polen »Koroniarz«, physischen Widerwillen erregen. Ebenso unerschöpflich war der Dichter in der Schilderung der Vorgänge selbst; es waren nur Massenschlachten und Einzelkämpfe, Belagerungen und Verfolgungen, Festmahle und Lagerscenen, Exekutionen und Leichenfeiern, Flucht und Überfall, eine ununterbrochene Sturmperiode, die freilich auch einen Hasenfuſs und Schurken adeln konnte, die in der furchtbaren Not den Egoismus und andere niedrige Triebe auch zurückdrängte und gewöhnlichen Menschen die Aureole von Heiligen zu leihen vermochte. Jede dieser Monomachien z. B., von der des Hasenfuſses Zagloba mit dem schrecklichen Burlaj an bis zum Duell beider Meister des Säbels, Wolodyjowski und Bohun; jede der drei groſsen Belagerungen, Sbarasch, Czenstochowa, Kamieniez; jede Flucht, Helena durch das Flammenmeer der Ukraine; Skrzetuski durch die Leichen und Feinde und Sümpfe und Wälder zum König; Basia durch die Steppe zu ihrem Manne; jede Schlacht, ja jede Pfählung prägte sich auf besondere Weise der Phantasie und dem Gedächtnis des Lesers ein. Ebensowenig wiederholten sich die Bilder der Landschaft; der verschwenderische Reichtum des Dichters setzte den Leser in immer neues Staunen; den Künstler selbst freute die Fülle der Menschen und Bilder.

Was ihn hoch über die Walter Scott und Dumas entrückte,

war der Stoff selbst. Denn nicht amüsante Raufereien zwischen den Mousquetairen der Königin und den Dragonern des Kardinals, keine Liebeleien oder Räubereien à la Ivanhoe oder Robin Hood erfüllten seine Blätter: der furchtbare Völkersturm, der sich schon in der nächtlichen Scene des Prologs unheilvoll ankündete, brauste durch das Gedicht, erfafste mit seinem Wirbelwinde jeden Einzelnen und zerschellte ihn oder liefs ihn, durch glücklichen Zufall, an einer geschützten Stelle landen; das Unbedeutenste hob sich von diesem Hintergrunde elementarer Kämpfe erschütternd ab; der gewaltige epische Zug wälzte sich wie ein riesenhoch geschwollener Strom durch Gegenden und Völker. Und über die moderne Welt der Pygmäen erhob sich Sienkiewicz auf die Gipfel epischen Schaffens und begegnete auf ihnen dem grofsen Russen allein und mafs sich siegreich mit ihm.

Im ersten Teil der Trilogie wehte dieser epische Zug am mächtigsten, von der Rettung des Chmiel durch den Polen an bis zum Zertreten der Hydra des »Kosakenbundes« vor Beresteczko; die »Sintflut« wirkte nicht mehr so überwältigend und im »Wolodyjowski« ist die Verengung der Handlung und ihres Interesses schon durch die Wahl des Titels charakterisiert; freilich war gerade dieser Schlufsteil überreich an poetischen Schönheiten, wie der Fastnachtsball in Chreptyjow und anderes. Der erste Teil erinnerte auch am meisten an eine in Prosa aufgelöste Epopöe; der Dichter verschmähte nicht direkte Nachahmung des Epos; der dritte gemahnte an eine Idylle auf heroisch-historischem Hintergrunde, an einen Hermann und Dorothea oder Wieslaw auf der Grenze der Civilisation, auf der gefährdeten Vormauer der Christenheit. Der erste Teil mit den Schrecken des Krieges und der Belagerung, da die Belagerten aus Leichengräben das Wasser tranken und ihre Pferde Fleisch essen lernten, schien nicht überboten werden zu können; in den folgenden erreichen nur einzelne Scenen (z. B. das Festmahl bei Janusch Radziwil, da er, wie Wallenstein, seine Hauptleute zum Verrate verpflichten will, die Scenen mit Boguslaw Radziwil u. a.) die Höhe des ersten Romans. Gerade gegen diesen erhoben sich die meisten Einwände; sein phänomenaler Erfolg weckte unwillkürlich Oppositionslust, bei dem positivistischen Kritiker, der Ortsentfernungen auf der Karte nachmafs; bei dem Romancier, der in seiner eigenen Unfähigkeit plastischer Gestaltung und epischer Erzählung

Forderungen ideeller Art erhob; bei Russen, die einseitige Einwendungen formulierten. Nationaler Chauvinismus, adelige Ausschliefslichkeit, Beschränktheit des Horizontes wurden dem Künstler vorgeworfen; man verlangte auf einmal von ihm die Objektivität eines Historikers, der jedes pro und contra gerecht abwägt, als ob es solche Historiker auf der Welt gäbe, sobald es sich um neuere Zeiten handelt; oder die Darstellung eines Kulturhistorikers, der allerdings alle Seiten nationalen Lebens, auch die industrielle und gelehrte, vorzuführen hat, als ob Sienkiewicz nicht nur einen künstlerischen Ausschnitt dieses Lebens, sondern eine erschöpfende Geschichte des Ostens hätte geben wollen; hatten ja doch der Anfang und Schluſs der Trilogie gar nichts mit Polen gemein, das, hinter seiner Weichsel sich sicher wähnend, um Sbarasch und Kamieniez sich Tod und Teufel kümmern liefs. Gewifs hat Sienkiewicz manches Wesentliche übergangen, vielleicht mit Absicht. So fehlte die religiöse Seite dieser Kämpfe; den protestantischen Karl Gustav empfingen polnische Protestanten mit hochverräterischem Eifer, und die Katholiken zogen später daraus die entsprechenden Konsequenzen, was noch nach einem Jahrhundert würdiges Echo fand; desto respektabler waren die Protestanten, die auf der katholischen Seite fochten. Mochte auch dem Chmiel selbst Religion gleichgültig sein, er warf jedenfalls religiöse Losungen in die tosenden Massen, und jene Hunderttausende von Bauern, mit welchen er die Laufgräben ausfüllte oder die er dem Chan als Lösegeld opferte, glaubten blind, daſs ihr »Väterchen« (Batjko) nur für das Blahoczestje (den heiligen Glauben) die rote Fahne mit dem weifsen Erzengel flattern liefs; so wüteten sie gegen Jesuiten, Unierte (die Abtrünnigen), die Juden (wenn sie nicht Christen werden wollten), und schmerzlich verwundert frug damals der polnische Dichter und Lemberger Bürger, warum man denn noch für einen Glauben kämpfe, dessen Bekenner fast schon ausgerottet wären? Man griff Sienkiewicz sogar wegen seines »Kleinkönigs« an, des Oligarchen Wisniowiezki, und wegen seiner politischen Resignation in der imposanten Scene vor dem Kreuz, dem und seinem Vaterlande er seinen tief verletzten Stolz opferte, als ob die ganz unverdiente Zurücksetzung des Helden, die das adlige Volk an seinem Sohne gutzumachen versuchte, zu leugnen wäre. Sienkiewicz blieb auch gegen den Feind gerecht, wie Tolstoj

gegen die Franzosen oder Mizkiewicz gegen die Russen oder Vergil gegen die Rutuler. In dem Rededuell des Chmiel und Skrzetuski sogar hat man ihm Schwäche, Unvollständigkeit der Argumentation vorgeworfen; ist etwa das Rededuell in der Ungöttlichen oder im Iridion einwandsfreier? Können gegenseitige Rekriminationen überhaupt die Wahrheit enthüllen?

Auf diese Erschöpfung rein epischen Stoffes, die den Autor Jahre lang in Atem erhalten hatte, folgte eine Reaktion; von der Überfülle des Geschehens, von der wilden Hast von Kampf und Flucht, von diesen Menschen mit dem Riesenwillen, denen kein Entschluſs zu schwer und jedes Opfer leicht schien, zog die Macht des Kontrastes den Dichter zu einem Dekadenten aus dem Ende des 19. Jahrhunderts, zur psychologischen Kleinmalerei eines Menschen ohne Willen, mit raffiniertem Empfinden, subtilem Denken. »Ohne Dogma« bahnte ihm auch zuerst den Weg ins Ausland, das Buch vom Neurastheniker, dem müden Sprossen einer Reihe von Kulturmenschen, die, vom gewöhnlichen Leben ihrer russischen oder deutschen Standesgenossen ausgeschlossen, in erzwungener Muſse ihren Instinkten, artistischen Gelüsten, wissenschaftlichen oder religiösen Problemen nachgehen, wenn sie sich nicht durch Weiber und Spiel ruinieren; die das wirkliche Leben förmlich verlernen. Einer solchen Familie gehört Leon Ploschowski an, im Auslande erzogen, dort seine beste Zeit und Kraft vergeudend, schlieſslich unfähig, an irgend etwas sich zu halten, desto fähiger, sich und seine Art stets zu analysieren; eine Mimose, die jeder vulgäre Zug verletzt, hängt er an seinen Launen und Träumen, verpaſst darüber die letzte Gelegenheit, Mensch mit Menschen zu werden, und als es bereits zu spät ist, wird er wie ein Kind das Geschehene zum Ungeschehenen machen wollen und in dem unmöglichen Kampfe sich vollends aufreiben; eine Kugel macht seinem unfruchtbaren, öden Leben, dem Leben »ohne Dogma«, ein Ende; aus seinem Tagebuche lernt man ihn kennen. Es war eine virtuose Leistung, durch drei starke Bände den Leser dieses Tagebuches mit dem wenigen Geschehen und dem fortwährenden Raisonnieren und Diskutieren keinen Augenblick ermüden zu lassen. »Während unter uns etwas wird, geschieht, ein Kampf ums Dasein, um das Stück Brot, ein reales Leben, voll Ameisenarbeit, tierischer Bedürfnisse, leidenschaftlicher Begierden, täglicher Anspannungen,

ein furchtbar greifbares, lärmvolles Leben, das da tost und sich überwälzt wie ein Meer, sitzen wir oben auf Terrassen, diskutieren über Kunst, Litteratur, Liebe, Weib, fremd diesem Leben, fern von ihm, aus den sieben Tagen der Woche die sechs werktäglichen streichend«; zu diesen Müfsigen, den die eigene Schuld auf »slavische Unproduktivität« abwälzenden, gehört das »Genie ohne Portefeuille«, Ploschowski, einer der vielen Typen Turgeniews, nur überfeinerter, willen- und haltloser, einer der im polnischen Leben häufigeren, in polnischen Romanen desto selteneren Kosmopoliten, die die Bande mit der Heimat fast schon zerrissen haben, etwa Graf Rak des Kaczkowski oder Podfilipski des Weyssenhof, reich veranlagt, feinfühlig, ehrenhaft, aufser des Haltes der besten Gesellschaft ohne Halt, alle reichen Mittel schliefslich verwendend, um eigenes und fremdes Glück zu zerstören; seine Aniela liebt Ploschowski nur darum, weil sie Frau Kromizka geworden ist und ihm nicht mehr angehören kann oder will; in Aniela Ploschowska hätte ihn die Kälte der Polinnen, über welche schon Morstin und Laski klagten, vor 350 Jahren, und die Ploschowski von ihnen stets verscheuchte, in die Arme einer Künstlerin wie Klara Hilst oder einer neuen Species der verschiedenen Laura Davis aus Monako getrieben.

Wie es mit der »slavischen Unproduktivität« steht, zeigte sein nächster, nicht historischer oder psychologischer, der Familienroman »Die Familie Polaniezki«: ein Edelmann, der arbeitet, allerdings ohne die Pedanterie seines bürgerlichen Teilnehmers, aber energisch, vernünftig; kein »Australier« oder »Argonaute«, sondern mit dem Lande und seinen Traditionen verwachsen, sein Herzensbedürfnis stillend, Versuchungen ausgesetzt und erliegend, um desto reuiger zu seinen Penaten zurückzukehren: eine bourgeoise Schablone somit, aber welch Leben und welche Gestalten, urpolnisch bis in die feinsten Fasern, in keiner anderen Gesellschaft oder Nation sich wiederholend. Panslavistische Anwandlungen, mystische Affektionen, polnischer Leichtsinn; Skeptiker, Idealisten, Glücksjäger; Dichter, Künstler, Landedelleute; eine Galerie von Frauen, aufopfernder Mütter, herzloser Kokettinnen, die ideal vollendete Marynia, eine »kühle« Polin, ohne Posen und Grimassen, desto tiefer, inniger, aufrichtiger liebend; eine unendliche Skala immer neuer Töne und

Bilder, von aufserordentlichem Realismus, der nirgends ausartet, alles Drastischere vornehm ausschaltet, daran vorbeieilt, nicht es breit tritt; dieselbe Schärfe der Charakteristik, Eigenheit der Sprache, welche ahnen läfst, was für eine Fülle von Observationen hier niederschlug, ob es sich nun handelt um ein frühreifes, auf seinen alten Freund eifersüchtiges Kind oder um einen sich stets in Worten aufopfernden und an diese seine Opfer schliefslich selbst glaubenden Sybariten, der sich in seiner Bequemlichkeit durch nichts stören lassen will; satirische Spitzen, wenn auch äufserst diskret gehalten, fehlen mit nichten.

Kleinere, auch humoristische Novellen und Skizzen, darunter die übermütige Künstlerhumoreske »Diese Dritte«, — und eine neue Serie Reisebriefe, diesmal aus Afrika, die wertvollste Bereicherung der polnischen Reiselitteratur, mit aufserordentlicher Kunst des Wortes jeden Eindruck und jedes Bild wiedergebend, füllten die Abstände von einem grofsen Werke zum anderen. Denn wiederum, wie 1882, zog es den Dichter von der Misère der Gegenwart und ihrem Ameisenhaufen in entlegenere Zeiten und Gegenden. »Litwos« hatte längst seine Dogmen, die einst unter die Bänke der »Hauptschule« in Warschau gefallen waren, alle wiedergefunden; der einstige Demokrat behielt Sinn und Liebe fürs Volk und seine Typen, mit der Demokratie selbst war er schon 1880 in seinem Drama »Auf ein Blatt« ins Gericht gegangen; die »wiederkehrende Welle« seiner konservativen Prinzipien machte ihn desto empfänglicher für den immer stärkeren Hauch des Neochristianismus, für die Rückkehr zum dogmatischen Christentum, das die Kraft seiner Helden aus der Trilogie ausgemacht hatte, für die Verklärung christlicher Anfänge; dazu kam lebhaftes Interesse für die klassische Welt, eingehende Lektüre der Römer. So entstand, nach ausgedehnten Vorstudien, nachdem in der Skizze »Lafst uns Ihm nachgehen« eine Probe mit bestem Erfolge versucht war, »Quo Vadis«, das Werk, welches in der Weltlitteratur den gröfsten Wiederhall gefunden hat; nicht einmal Tolstoj hat einen solchen je verzeichnen können, wie dies bezeugen die an zwei Millionen Exemplare, die Nordamerika und England allein verbrauchten, die Übersetzungen in mehr als dreifsig Sprachen, die Dramatisierungen auf französischen und italienischen Bühnen; in der gegen alles Fremde ohne die »Pariser Marke« so zurückhaltenden französischen Litteratur

stellte der Erfolg von »Quo Vadis« 1900 jeden anderen, sogar den von Zola und Ohnet seligen Andenkens in den Hintergrund.

Die Kunst des Dichters, die Wahl des Stoffes, die zu Grunde liegende Idee haben in einer von naturalistischen Brutalitäten und psychologischen Haarspaltereien übersättigten Zeit den Sieg erfochten. Eine Steigerung der Effekte, die man für unmöglich halten möchte, wenn nicht die aufeinander folgenden Scenen der Neronischen Orgien und der grausen Cirkuskämpfe die unerschöpfliche, sich selbst überbietende Phantasie des Dichters erweisen würden. Ein Wirken mit Kontrasten, das von der Hauptanlage des Werkes an, das kaiserliche Rom der Grausamkeit und Wollust, der Skepsis und der Erschlaffung, und das unterirdische Rom der Weltflucht und Nächstenliebe, des Glaubens und der Ekstase, bis in jede einzelne Gestalt hinein sich erstreckt und diesen Gestalten das Leben und die Farben leiht, die man in anderen zahlreichen Nero- und Diokletianromanen der Weltlitteratur schmerzlich vermifst. Man vergleiche nur die blassen und flachen Figuren eines Farrar oder Newman oder Choinski (»Sinkende Sonne«) mit den Schöpfungen des Sienkiewicz, mit den beiden Paaren, Petronius, der momentan ein Boulevardtypus geworden ist, wie kein anderer litterarischer Typus vor ihm, und Eunice, Vinicius und Lygia: der Sybarit, Ästhete, Stoiker, der arbiter elegantiarum, die höchste Verfeinerung antiker Überkultur und seine griechische Sklavin, mit verzehrender Liebe an ihrem männlichen Ideal hangend, ihm in den Tod folgend, ohne ein Zucken oder Wanken, sie selbst der verkörperte sinnliche Liebreiz der Antike; gegenüber dieser Welt, die in Trümmer geht, die erschöpft nur noch in Schönheit zu sterben weifs, — die Welt der Zukunft, die von irdischen Schlacken gereinigt in Vinicius, dem leidenschaftlichen, grausamen Heiden und seiner nordischen Schönen, dem Jenseits entgegenstrebt. Neben dem Kontrast zwischen der Himmelsbraut Lygia und dem naiv-sinnlichen Kinde des Südens, die Kontraste zwischen dem armen, alten, wankenden Fischer, dem die Herrschaft über die Welt zufallen wird, und dem kaiserlichen Mimen, mit der gewölbten Stirn eines Cäsar und dem Kinn eines Parasiten, für den der Weltball zu einem Cirkus wird, er dessen Regisseur und Schauspieler, bis der ausgepfiffene Pseudokünstler Hand an den Cäsar legen mufs. Glaukus der Christ, demütig, liebevoll, verzeihend, auch

wenn in unsäglicher Körperqual der Blick auf den Urheber dieser Qualen fällt — neben ihm der feige, feiste, tückische, allwissende Chilon, der Gaukler, Scherge, Denunziant und doch ein Mensch, in dem die Stimme des unterdrückten Gewissens mit unwiderstehlicher Macht erwacht und ihn im Angesicht der Menschenfackeln des Nero dem sicheren, furchtbaren Tode zutreibt. Neben ihnen eine Welt von Menschen, Römern, Barbaren, Christen, von Ursus an, der seine Königstochter Lygia ebenso gegen Vinicius verteidigt, wie er sie den Hörnern des Ur erwehrt, und jenem Crispus, der am Kreuze hängend dem »Muttermörder« flucht, bis zu den kaiserlichen Buhlerinnen und Sykophanten, bis zur Poppaea und Tigellinus. Mit einfacheren Worten konnte eine erschütterndere Scene nicht geschildert werden, als in jenem Ringen des Barbaren auf dem Sande des Cirkus, da die Zuschauer ihre Hände erhebend in dieser Stellung verblieben, anderen der Schweifs heraustrat, als wenn sie selbst mit dem Tiere rängen — im Cirkus war nur noch zu hören das Zischen der Flammen in den Lampen, das Säuseln der von den Fackeln abfallenden Kohlenstückchen, es erstarb den Zuschauern die Stimme auf ihren Lippen, dafür schlug das Herz in der Brust, als wollte es sie zersprengen. Oder wie der heulende Chilon Erde auf seinen Kopf schüttet, der Christenverfolger vom einstigen Christenverfolger Paulus die Taufe erhält und das faunische Gesicht von Himmelshelle verklärt auf dem Kreuze den Sieg des Guten über das Böse, den Triumph des Himmels über die Hölle zu künden scheint. Der Erfolg von Quo Vadis ist kein zufälliger, der Mode, der Überrumpelung naiver Leser zu verdankender, aus dem reaktionären Zug der Zeit zu erklärender: stärkte in der Trilogie Sienkiewicz nur die Herzen seiner Landsleute, so reichte er in der kunstvolleren Schale seines neuen Romans dieselbe Labung der Welt, die mit ihm den endlichen Sieg von Gerechtigkeit, Güte und Liebe über Hafs, Verachtung und Unterdrückung zu feiern schien. Nur wie in »Feuer und Schwert« der Dichter überflüssige Konzessionen dem Historiker gemacht hat, so hat auch in Quo Vadis stellenweise der Archäologe über den Künstler gesiegt; in beiden Fällen genügte einfaches Streichen, um das gestörte Gleichgewicht herzustellen.

Und wieder wandte sich Sienkiewicz der Heimat zu, in ihrer mittelalterlichen Geschichte mit sicherstem Gefühl auf den einzigen,

wahrhaft dramatischen Konflikt die Hand legend, auf den Schlufsmoment im jahrhundertlangem Ringen zwischen dem an den Rand des Abgrundes durch den Orden gebrachten Polen und seinem Gegner. Seit dem 15. Jahrhundert bereits war diese Episode slavogermanischer Kämpfe Gegenstand polnischer und lateinischer Verse gewesen; aber schon Kochanowski hatte sich durch die Warnaschlacht und ihren polnischen Achilles ablenken lassen, und wie in der Politik selbst Polen dem russischen Osten und türkischen Süden sich zuwandte, so richtete auch seine Litteratur dorthin ihre Blicke, und Grunwald-Tannenburg fanden schliefslich keine würdigen Sänger.

Die Aufgabe des Künstlers war eine sehr schwierige. Für die »Trilogie« war ja in den gleichzeitigen massenhaften Quellen: Reden, Predigten, Aktenstücken, Memoiren eine unerschöpfliche Fülle von Belehrung, Muster, Aufschlufs gegeben; wie ein sentimentaler Liebhaber und Celadon, der Schotte seine Krzysia, anschwärmte, und wie der Kosake den Groll des Tuhaj Bej parodierte, das alles brauchte man nur herauszunehmen oder nachzuahmen; ebenso war für die Menschen des Quo Vadis das Muster ihrer Denk- und Sprechweise gegeben; Pasek und Petronius, die ukrainischen Chronisten und Tacitus, Morstin und die Apokalypse hatten dem Dichter vorgearbeitet. Stumm und leblos dagegen standen die steifen mittelalterlichen Figuren vor dem prüfenden Blick des Künstlers; in der klassischen Toga der Latinität eines Dlugosch waren diese Gestalten nur in eine fremde, künstliche Welt entrückt, und es gab keine gleichzeitigen Quellen, die Spuren und Reste heimischen Denkens und Sprechens übermittelt hätten. Das Sprachtalent des Künstlers ist jedoch ebenso sieghaft, wie seine Gestaltungskraft und sein Erfindungsreichtum. Schon in der »Trilogie« bewunderte man die Saftigkeit und Frische seiner Sprache, die nicht geflissentlich zu antikisieren schien, doch schon durch die Wortstellung, die eingesprengten Latinismen, die Floskeln und Ausdrücke die Sprache von 1650 annähernd wiedergab. Mit sicherem Takt wandte sich der Dichter jetzt der Volkssprache zu, von der sich ja die Schriftsprache spät abgezweigt hatte, die bei dem aufserodentlichen Konservatismus der Slaven noch 1900 nicht allzu entfernt ist von dem Zustande von 1400. Diese Volkssprache nun kannte er schon aus seinem Zakopane, schon von dem einstigen Wilddieb

und späteren Touristenführer Sabala, dem unnachahmlichen Erzähler von Schnacken und Schnurren; auch der gewiegteste Sprachkenner hätte ihn nur diesen Weg weisen können, den ihm sein nie fehlender Instinkt eröffnete. So wurde eine gefährliche Klippe glücklich umschifft. Noch ferner, vergessener als die Sprache waren aber die Menschen und Zustände. So war z. B. Sienkiewicz Geistlichen bisher eigentlich aus dem Wege gegangen, denn aus dem Pater Jaskulski, der bei dem feierlichen Bittgang auf den Mauern von Zbarasch nach den schlecht feuernden Kosaken schielte, sprach nur der ehemalige Artillerist und der Paulinerprior Kordezki allein, der Heros der »Gigantomachie« von Czenstochowa, war eine ideale Verkörperung von Gottvertrauen, christlichem Mut und Aufopferung. Bei der Bedeutung des Geistlichen im Mittelalter sollte jetzt eine Galerie geistlicher Typen, vom weltentrückten, gebetverzückten Asketen an, dem Visionär Kaleb, einem Vorläufer der Skarga und Marek, vom ländlich-einfachen, innigfrommen Laienpfaffen, Wyschonek, bis zu dem auf sein Schwert und seinen Adel pochenden, trotzigen, gewaltthätigen Abt mit seinen Gauklern und Vaganten, den Roman zieren. Freilich überwog der Adel die Geistlichkeit und die Bürger, waren doch die Bürger noch halbe Deutsche geblieben. Diesem Adel lieh er nun Züge, welche der Intuition eines Historikers Ehre schaffen würden: den Landhunger, der heute noch den grofspolnischen Bauer charakterisiert und den Erfolg der deutschen Kolonisierung erschwert, nur nahm damals der Landhunger die Formen des Bauernhungers an, des Hungers nach Menschenhänden, um das Werk der endlichen Lichtung der Urwälder, von deren Axtschlägen der Roman wiederhallt, durchzuführen und dem immer zahlreicheren polnischen Stamme und seinen Adelssippen neuen Boden zu sichern. Auf diesen Sippen ruht die Nation, und keine von ihnen darf erlöschen, daher die Sorge um die Forterhaltung, die den alten Maziek seinen Kopf hinlegen liefse für die Rettung des Stammhalters, Sbyschek — als wäre in einem Rest von Heidentum das Wohlergehen der Ahnen im Jenseits durch das Fortleben der Opferspender diesseits bedingt. Über diesem Hunger nach Land und Bauern, nach der Erhaltung des Geschlechtes steht der Ruhmesdurst; noch liegt der polnische Adel nicht, wie später, auf der Bärenhaut, noch duldet es ihn nicht zu Hause, noch zieht er auf Raub und Beute,

der Truhen mit Gold und Stoffen aus dem Westen, der Sklaven und Rosse aus dem Osten, und mit Ehrgeiz und Beutesucht paart sich die ruhige Todesverachtung: im Angesichte der morgigen Exekution unterhalten sich Maziek und Sbyschek; Maziek hat es sich was kosten lassen, damit sein Sbyschek nicht auf demselben Tuch geköpft würde, auf das bürgerliche Köpfe gefallen sind, und Sbyschek dankt ihm für diese zarte Aufmerksamkeit. Noch fliegen die Schwerter leicht aus den Scheiden, nicht beim Krawall in der Schenke nur, sondern an den Grenzen gegen den Reichsfeind, und als das Mafs der Unbill voll gerüttelt, durchbraust ganz Polen mit elementarer Gewalt der Ruf: »Auf, zu Rofs!« und aus hunderttausend Kehlen wird die Bogurodziza gen Himmel steigen.

Die Gefahr ist furchtbar, trotzdem man ohne Furcht und Sorge in den lang ersehnten Kampf zieht. Sie besteht in ihrer ganzen Gröfse bereits ein volles Jahrhundert; die Kompromisse und Friedensschlüsse haben den Rifs oben nur verkleistert, während unten alles aus den Fugen ging; jetzt naht die endliche Abrechnung. Trotzig pocht der Orden auf seine Kultur, sein Schwert, sein Gold, sein Europa, das ihm Ritter und Söldner zuführt; seine Macht wurzelt nicht im Lande; der Mönchsritter waltet in eiserner Strenge, zielbewufst, unerbittlich, verachtend den dumpfen Groll der Bevölkerung, die er mit seinen fiskalischen Mafsregeln schwer trifft, geringschätzend den Bürger und Ritter, die sich gegen seinen Hochmut auflehnen, vorziehend die mildere polnische Ordnung, wie es die Preufsen schon 1249 gethan hatten, wie sie es mit besserem Erfolge 1454 wiederholen werden und wie sie es noch nach 1656 haben wollten. In einer Reihe von Bildern und Äufserungen, wobei auch moderne Schlagwörter nicht ausgeschlossen blieben, weist Sienkiewicz diese Stärke und Schwäche des Mönchsordens auf, immer höher die Erwartung spannend, bis sich in der Völkerschlacht und ihren Monomachien der lange aufgespeicherte Groll entladet. In mächtigen epischen Klängen läfst er sein Gedicht ausrauschen, wie die Beresteczkoschlacht »Mit Feuer und Schwert« zum epischen Abschlufs brachte.

Und wieder sind es, wie in »Feuer und Schwert«, nicht die einzelnen Abenteuer und Episoden, die aus dem Mittelalter Walter Scott ebenso vollendet zeichnen könnte und sich dabei eines und des anderen, übrigens nur für den Kenner bemerkbaren

Anachronismus enthalten würde, sondern der gewaltige epische Zug, der Personen und Ereignisse errafft und der verhängnisvollen Lösung zutreibt, ist, was das Geheimnis des Interesses ausmacht. Die einzelnen Personen und Episoden sind mit der gewohnten Meisterschaft geschildert, von der liebholden und schwermütig-heiligen Königin in Krakau an, die wie eine lichte Vision von dem dunklen Hintergrunde der Kirche sich abhebt, die künftige Patronin ihres Landes, der es seinen Bund mit Litauen und seinen Bund mit dem Wissen verdankt, bis zu dem körneressenden Masuren in Preufsen, der sein Getreide nicht auf seiner Handmühle der Steuer wegen mahlen darf. Allerdings sind die einzelnen Gestalten einfacher, ohne Kontraste, nicht kompliziert, wie es den gläubigen, frommen, von keines Gedankens Blässe angekränkelten, dem Instinkt und der Leidenschaft blind folgenden, grofsen, neugierigen Kindern-Rittern zukommt, auf die alles Fremdartige, Bunte, Neue wirkt; doch sind die verschiedenen Nuancen und Temperamente scharf ausgearbeitet, und der schlau-bedächtige, zähe, unerbittliche Maziek, der feurige, unbezähmbare Sbyschek, der aufbrausende Abt, die Ritter, der Lichtenstein und Siegfried u. s. w. — jeder von ihnen mit keinem anderen zu verwechseln. Neben den beiden »Grady« (Maziek und Sbyschek) ragt dann als überirdische Erscheinung Jurand hervor, der im Dienste der Rache zu Grunde geht, um wieder zu erstehen als ein Bürger des himmlischen Jerusalem auf Erden, für irdisches Augenlicht, dessen ihn der Rittermönch berauben läfst, überirdische Erleuchtung, Macht der Liebe und Vergebung erlangend. Neben ihm die ätherische Danusia mit ihrer Laute, Poesie selbst, deren Tod Sbyschek nicht verwinden kann; die derbere Jagienka, welche auch gewagterem Treiben nicht aus dem Wege geht, und alle diese Figuren in immer neuen Verwicklungen, mit Ächt mittelalterlicher Drastik und Roheit, nicht ganz ohne mystischen Zauberduft. Dieses kräftig pulsierende Leben rückt der Dichter durch die Macht seines Wortes so nahe dem Leser und seinem Empfinden, dafs die Schranken von Zeit und Ort völlig zu fallen scheinen, die Erzählung, als wäre es eine Mär von gestern, sich vernehmen läfst. Freilich bietet dieselbe keine Einzeleffekte, wie Quo Vadis mit seinen bacchantischen schwülen Orgien und seinem Brand von Rom und seinen Menschenhekatomben; Zeit und Land und

Klima schlossen dies aus; einzelne Scenen, z. B. die licht- und duftumflossene Grabestragung der Danusia, prägen sich ebenso unlöschlich dem Gedächtnis ein und haben bereits die Phantasie der Künstler angeregt.

Unermüdlich sprudelt die Erfindungsgabe des Meisters; ja, wie schon in der Trilogie, konnte man die überwuchernde Fülle des Geschehens auch hier mehrfach eingeschränkt wünschen; auch hier würde ein Weniger mitunter ein Mehr. Noch mehr, als in der Trilogie und in Quo Vadis, treten hier historische Persönlichkeiten zurück: Königin, König, Magnaten u. s. w. erscheinen nur ganz im Vorübergehen; völlig erfundene Personen und Thaten füllen den Roman. Aber diese Personen leben, sind keine Holzpuppen oder moderne Menschen, behängt mit alten Stoffen und Waffen, sind so scharf gesehen und dargestellt, wie z. B. die in »Krieg und Frieden«, obwohl kein Lebender dem Sienkiewicz Portrait gesessen hat, wie dem Tolstoj sein Vater und die anderen. Trotz der fiktiven Personen und Vorgänge ist der epische Zug nicht minder gewaltig als in der Trilogie: es reifst fort das Gefühl aufstrebender Jugendkraft, die die Nation hohen Zielen entgegenführt, man lebt in einem Heldenzeitalter, voll Thatendrang und Wagemut. Und die Kreuzritter selbst? Wenig wird von ihnen gesprochen, noch weniger gezeigt, und doch — sie allein bedingen jedes Geschehen; drohend lasten sie wie eine unheilschwangere Gewitterwolke über dem Horizonte; Schuld auf Schuld und Hafs auf Hafs häuft auf die verrottete, ihren Principien und Daseinsbedingungen längst untreu gewordene Institution, bis der durch ihre furchtbaren Missethaten seit einem vollen Jahrhundert genährte Hafs in einer gewaltigen Eruption sich entladet, die den Orden für immer zu verschlingen droht.

So ist durch Sienkiewicz der historische Roman zu Ehren gebracht worden und von neuem in den Vordergrund litterarischen Schaffens getreten. Sogar Veteranen der Feder, wie einen Kaczkowski z. B., liefsen die Lorbeeren der Trilogie nicht ruhen; kein Wunder, dafs sich unter den Jüngeren so viele Nachahmer fanden. Einer der unverdrossensten ist Adam Krechowiezki in Lemberg, der hauptsächlich dem 17. Jahrhundert seine Stoffe entnimmt: nachdem er schon früher im »Sygwulter Starosten«, »den Teufel Stadnizki« aus dem Rokosch her geschildert hatte, wählte er sich in der Trilogie »Um den Thron« die branden-

burgisch-polnischen Konflikte (Affaire Kalkstein) und den später als Atheisten verbrannten Lyszczynski, König Michael und Sobieski, griff in »Fiat lux« an das Ende des 14. Jahrhunderts, zu Jadwiga und Jagiello zurück; er hatte mit gesellschaftlichen und künstlerischen Romanen (»Ich bin«) debütiert. In seinen historischen Romanen überwiegt das politisch-historische Material. Dem vielseitigen und fruchtbaren konservativen Kritiker und Belletristen Theodor Jeske-Choinski waren ebenfalls keine gröfseren Erfolge beschieden, obwohl seine »Sinkende Sonne«, wo das Erliegen des alten Roms unter der Wucht der Barbarenstürme und der Wühlarbeit des Christentums geschildert ist, noch früher ins Deutsche übersetzt wurde als »Quo Vadis«. Jener Roman war übrigens nur der Anfang eines gewaltigen Cyklus, der, gegen alle polnischen Gepflogenheiten, nicht die nationale Vergangenheit, sondern die Wendepunkte der Welt- und Kulturgeschichte illustrieren soll. Es erschienen darauf »die letzten Römer« und in gewaltigem Sprunge »Tiara und Krone«, die Geschichte von Canossa, sowie Novellen aus der Zeit der Troubadoure, doch fehlt es Choinski an der Vielseitigkeit und plastischen Macht des Sienkiewicz, zarte Töne sind ihm versagt, die rohe Stoffmasse überwuchert, er weifs kompliziertere Figuren nicht zu modeln, die Effekte nicht auszunützen, läfst Episoden überwuchern und vermag nie volle Illusion zu erwecken. In historischen Romanen versuchten sich Epiker wie Deotyma, Lyriker wie Gomulizki, Realisten wie Prus u. a., doch an die Erfolge des Meisters reicht niemand heran.

---

Gröfsere Gegensätze, als die zwischen 1801 und 1901 im nationalen Leben der Polen, sind nicht leicht denkbar. 1801 wagten selbst die Besten des Volkes, nach dem politischen Fall, an eine Erhaltung der Nationalität kaum zu denken; das nationale Bewufstsein schien absterben zu sollen; zu einer Litteratur, zu geistiger Selbständigkeit fehlte alles. Dagegen ist 1901 die alte Losung »lassen wir uns nicht (bezwingen)« bereits überwunden von der Sicherheit des »wir werden uns nicht (bezwingen) lassen«; das nationale Bewufstsein beschränkt sich nicht mehr, wie 1801, auf einzelne Adlige und Bürgerliche, sondern ist bis in die Bauernschaft eingesunken und sogar in das widerspenstigste, hinter seinem religiös-kulturellen Bollwerk unzugäng-

lichste Judentum vorgedrungen; die polnische Litteratur, die 1801 für ewig verstummt schien, ohne sich je zu grofsem, originalem Schaffen erhoben zu haben, wird in ihren besten Erzeugnissen, nicht nur des Sienkiewicz, in den reichsten und exklusivsten Litteraturen der Welt, bei Franzosen und Italienern bekannt und geschätzt.

Das ist der Erfolg der geistigen Arbeit des 19. Jahrhunderts, die, an die alten Traditionen anknüpfend, unbeirrt durch Katastrophen und Unterdrückungen von aufsen, durch vorübergehende Schwäche und Abfall im Innern, das Ideal des Brodzinski endlich verwirklicht. Die Nation, die in dem politischen Areopag der Völker unvertreten ist, beginnt in dem kulturellen ihre Stimme immer vernehmbarer zu erheben und ihre slavische Individualität neben der des orthodoxen Russentums zur Geltung zu bringen. Sind auch die messianistischen Weissagungen ihrer Dichter und Philosophen — wie die der Panslavisten um Aksakow und Chomiakow — nicht eingetroffen, haben die Slaven die politische und sociale Ordnung des alten Europa nicht umgewälzt, so nehmen sie an seiner litterarischen und geistigen Entwicklung immer bestimmenderen Anteil. Unter den slavischen Litteraturen ragt nun die polnische hervor, nicht nur durch Zahl und Glanz und Macht ihrer Talente, durch ihre Reinheit und Keuschheit, die nicht blofs auf die scheinheilige Prüderie des Ausdruckes abzielt; durch den Altruismus, den sie in Wort und Bild predigt, die Unterordnung des Individuums unter die Gesamtheit, das Mitarbeiten an dem Wohl aller; vor allem durch die Bedeutsamkeit, welche sie beansprucht, weil sie allein Träger nationaler Kultur und Interessen geworden ist. Daher die streng nationale, fast einseitige Ausprägung dieser Litteratur, das Fehlen exotischer, kosmopolitischer Richtungen, der exklusiv polnische Zuschnitt, der, abgesehen von der Schwierigkeit einer allerdings wunderbar schönen Sprache, die universale Wirkung der polnischen Litteratur erheblich einschränkt. Keiner Litteratur auf der Welt wird ihre Aufgabe so aufserordentlich erschwert wie der polnischen, aber es hat auch keine andere höhere Aufgaben zu lösen; schafft sie es doch allein, dafs die polnische Nation, ungeachtet ihrer politischen Unselbständigkeit, stolz von sich ausrufen kann: e pur si muove.

# Namenverzeichnis.


Acernus s. Klonowiz.
Anczyz 499.
Arianer 48 f., 119 f.
Askenazy 545.
Asnyk (El . . y) 554.
Augustynowicz 572.

Babin 108.
Balzer 535.
Balinski Michal 516.
Baluzki (Elpidon) 562 f.
Bartoschewicz 479.
Baryka 182.
Belcikowski 568 f.
Benislawska 393.
Bentkowski 296.
Bernard v. Lublin 54.
Bernatowicz 300.
Berwinski 473.
Bielowski 448, 466.
Bielski, Joachim 95.
Bielski, Marcin 78, 85, 95.
Birkowski 183.
Blisinski 561.
Bobrzynski 533.
Bogurodzicalied 21 f.
Boguslawski, Wojciech 272.
Boguslawski, Wladislaw 547.
Bohomolec 241, 264.
Boleslawita s. Kraschewski.
Bonczek 475.
Borkowski 448.
Brodzinski, Andrzej 318.
Brodzinski, Kazimir 319, 354.
Bronikowski 300.
Brzosowski 502.
Budny 92.
Bulharyn 571.

Cenowa 476.
Charles Edmond s. Chojezki.
Chencinski 499.
Chmielowski, Benedykt 217.
Chmielowski, Piotr 546 f.
Chodakowski s. Czarnozki.
Chodzko, Alexander 392.
Chodzko, Ignazy 516.
Chodzko, Jan 303.
Chojezki 442.
Choloniewski 343, 508.
Chroscinski 204.
Cieschkowski 443, 472.
Cricius 71.
Czajkowski 391.
Czapski 543.
Czarnozki 290.
Czartoryski, Adam 273.
Czazki 295.

Dantiscus 70.
Deotyma (Luszczewska) 506.
Derdowski 476.
Dlugosz 25 f., 510.
Dmochowski 272, 297, 311.
Dmuschewski 305.
Druschbazka 208.
Druschbizki 184.
Duchinska 505.
Dygasinski 599.
Dzieduschyzki 191.

Elpidon s. Baluzki.
El . . y s. Asnyk.
Estreicher 535.

Falenski 555.
Falibogowski 157.
Felinski, Alois 281.
Felinski, Felix 312.
Fijalek 537.
Fredro, Alexander 305, 460.
Fredro, Jan Alexander 461.
Fredro, Maximilian 186 f.
Fricius s. Modrevius.

Gabriela (Shmichowska) 504.
Garczynski 386.

Gaschynski 442.
Gawalewicz 605.
Gawinski 174.
Gawlowizki 146.
Gdazius 475.
Gisevius 475.
Glinski 560, 570, 579.
Gloger 547.
Glowazki 595.
Godebski 276.
Gomulizki 560.
Gorezki 287.
Gornizki 57, 93, 99.
Gosciezki 209.
Goslawski 304, 343, 512.
Goslicki 99.
Goszczynski 348 f., 387.
Grabowski, Ambroshy 468.
Grabowski, Bronislaw 565.
Grabowski, Michal 508 f.
Grochowski 169.
Groza 512.
Guagnin 97.

Hedwig 11, 22 f.
Heidenstein 100.
Helzl 468, 532.
Hoene-Wronski 433.
Hofmann, Karol 443.
Hofmanowa (Tanska) 301.
Holowinski 507.
Hosius 40, 42, 47.
Hösick 547.
Hube 544.

Ilnizka 505.
Inez 177.

Jablonowski 206, 210, 214.
Jagodynski 166.
Janczar 94.
Janicius 72.
Jaraczewska 301.
Jarochowski 541.
Jenike 503.
Jeske-Choinski 623.
Jesch s. Milkowski.
Junoscha s. Szaniawski.
Jurkowski 125, 181.
Juschynski 294.

Kaczkowski 462 ff.
Kalinka 533.
Kallimach 31.
Kamienski 438.
Karmanowski 138.
Karpinski 249 f.
Kasimir d. Gr. 15 f.
Kasprowicz 558.
Kaszewski 480, 547.
Kenig 480.
Kinga 20 f.
Kisielewski 565.
Kitowicz 219.
Klaczko 442, 484.
Klonowiz 83 f.
Kniaznin 251.
Kochanowski, Jan 72 ff.
Kochanowski, Piotr 142.
Kochowski 141, 170, 175 f.
Kolberg 539.
Kollontaj 260, 290.
Konarski 214 f.
Kondratowicz (Syrokomla) 519 f.
Konopnizka 555 ff.
Kopczynski 265.
Kopez 263.
Kopernikus 16.
Kordezki 152.
Korsak 518.
Korzon 545.
Korzeniowski 480 f.
Kosiebrodzki 562.
Kozlowski 571.
Kozmian, Kajetan 279.
Kozmian, Stanislaw 540.
Krasinski 418 ff.
Krasizki 229 ff., 256, 272.
Kraschewski 490 ff., 574 ff.
Kraushar 546.
Krechowiezki 622.
Kremer 468.
Kromer 89 f.
Kropinski 299.
Krosno, Paul v. 71.
Krowizki 41.
Krzywizki 547.

Laguna 546.
Lam 610.
Lange 560, 572.
Laski, Jan 49, 109.
Leibniz 185.
Lelewel 296, 443.
Lenartowicz 500 f.
Leszczynski 215.
Lewestam 480.
Libelt 472.
Likowski 541.
Linde 273.
Liske 535.
Lozinski, Walery 465.
Lozinski, Wladyslaw 538.
Lubieniezki 122.
Lubomirski 144, 147, 171, 180 f., 187 f.

Lubowski 562.
Lukaschewicz 470.
Luszczewska s. Deotyma.
Lutoslawski 548.

Maciejowski, Ignazy (Sewer) 564.
Maciejowski, W. A. 478.
Magnuszewski 459.
Malczewski 343 ff.
Malezki 459, 536.
Marzinkowski 471.
Marrené 595.
Maskiewicz 149.
Mathias v. Miechow 89 f., 95.
Matuszewicz 218.
Mecherzynski 468.
Miaskowski 168.
Milkowski (Jesch) 582 ff.
Mizkiewicz 325-341, 358—386.
Mochnazki 354, 388.
Modrevius (Fricius) 98.
Morawski, Franc. 473.
Morawski, Kaz. 534.
Morstin, Andrzey 142, 172, 174 f.
Morstin, Hieronim 143. 172.
Morstin, Zbygniew 170, 174 f.
Moschynski 537.
Mycielski 538.

Naborowski 138.
Narbutt 516.
Naruschewicz 235 ff.
Narzymski 561.
Nehring 541.
Niemcewicz 257, 283.
Niemirycz 168.
Niemojewski 148.
Norwid 442.

Ochozki 262.
Odymalski 146.
Odyniez 517.
Olizar 511.
Olizarowski 512.
Olschowski 186.
Opalinski, Krzysztof 158 ff.
Opalinski, Lukasz 131, 158.
Opez 53.
Oppmann 560.
Orzechowski 39, 59 f., 93.
Orzelski 167.
Orzeschkowa 585 ff.
Osinski 280, 296, 304.
Ossolinski 294.
Ostrorog 27.
Otwinowski 110.

Padura 353.
Paprozki 83.
Pasek 152 f.
Pauli 448, 534.
Pawinski 544.
Pawlizki 548.
Piekarski 130.
Piekosinski 534.
Pielgrzymowski 139.
Piotrowski 257.
Piramowicz 264.
Plater 511.
Plug 511 f.
Pol 449—457.
Porembowicz 560.
Potozki, Jan 289.
Potozki, Stanislaw 293.
Potozki, Waclaw, 140, 144 f., 146, 161 ff., 174, 181.
Prus s. Glowazki.
Przezdziezki 510.
Przybylski 562.
Przybyszewski 603 f.
Przypkowski 177.

Rabski 572.
Raczynski 470.
Radziwil, Albrecht 151.
Radziwil, Fürstin 211.
Radziwil, Udalryk 212.
Rapazki 571.
Reklewski 318.
Rembowski 545.
Rey 41, 55 ff.
Reymont 600.
Rodziewicz 597.
Rojzius 71.
Romanowski 461.
Ronikier 565.
Rossowski 559.
Rozniatowski 146.
Rydel 559.
Rzewuski, Henryk 485—490.
Rzewuski, Wazlaw 212.

Sapieha, Alexander 289.
Sarbiewski 176 f.
Sarnezki 565.
Sarnizki 93.
Schlichting 172.
Seklucian 55.
Sewer s. Maciejowski.
Siemienski 448.
Sienkiewicz 605—622.
Sieroszewski 601.
Skarbek 300.
Skarga 62 ff.
Slowazki, Eusebius 394.
Slowazki, Julius 393—417.
Smolenski 545.

Smolka 533.
Sniadezki 275, 282, 320.
Sokolowski, Maryan 537.
Sokolowski, Stanislaw 65.
Solikowski 100.
Sowinski 513 f.
Spasowicz 542.
Stanislawska 178.
Starowolski 189 f.
Starzynski 304.
Staschiz 259, 292.
Struve 548.
Stryjkowski 90 f., 97.
Supinski 539.
Surowiezki 290.
Swidzinski 510.
Swientochowski 549, 571.
Syrokomla s. Kondratowicz.
Szajnocha 466.
Szaniawski (Junoscha) 563 ff.
Szarzynski 81.
Sztyrmer 499.
Szujski 532, 567 f.
Szymanowski 608.
Szymanski 601.
Szymonowiz (Simonides) 87 f.

Tanska s. Hofmanowa.
Tarnowski 536.
Tetmajer 558.
Tomaszewski 280.
Towianski 382.
Trembezki 239.
Trentowski 433, 471.
Tricesius 37, 41, 72.
Twardowski, Kacper 169.
Twardowski, Samuel 139 f., 157.
Tymowski 304.
Tyschynski 479, 509.

Ujejski 457 f.
Urbanski 565.

Vergerius 40.

Warschewizki 99.
Wasilewski 467.
Wengierski 240 ff.
Wenshyk 281, 304.
Wereszczynski 101 ff.
Weyssenhof 603.
Wilczynski 497.
Wilkonski 498.
Wislozki 534.
Wiszniewski 468.
Witkiewicz 547.
Witkowski 156.
Witwizki 392.
Wojciechowski 533.
Wojcizki 478.
Wolowski 565.
Wolski 500.
Woronicz 287 f.
Wujek 44.
Würtemberg, Maria, Fürstin von 299.
Wyspianski 572 f.

Zablozki 242 ff.
Zacharjasiewicz 466 f.
Zalenski 533.
Zaleski, Bohdan 352 ff., 388 ff.
Zaleski, Wazlaw 448.
Zalewski 562.
Zaluski 200, 208, 254.
Zan 326 f.
Zapolska 563.
Zbylitowski, Andrzey 173.
Zbylitowski, Piotr 155.
Zdziechowski 537.
Zielinski 502.
Ziemiencka 503.
Zimonowicz 126 f.
Zmorski 500.
Zmichowska s. Gabryela.
Zolkiewski 149 f.
Zeromski 600.
Zydowski 179.

GENERAL BOOKBINDING CO

QUALITY CONTROL MARK

PG 7012
B7

Stanford University Libraries
3 6105 011 831 455

DATE DUE